

hrsg. von Karin Heller, Luis Thomas Prader, Christian Prezzi

# LEBENDIGE SPRACHINSELN

Beiträge aus den historischen  
deutschen Minderheiten in Italien



Einheitskomitee der historischen  
deutschen Sprachinseln in Italien



Dokumentationszentrum Lusern  
Centro Documentazione Luserna

# **LEBENDIGE SPRACHINSELN**

**Beiträge aus den historischen  
deutschen Minderheiten  
in Italien**

Texte gesammelt und bearbeitet von *Christian Prezzi*  
Fachliche Unterstützung und sprachliche Gesamtsichtung:  
*Karin Heller, Innsbruck*  
Koordination: *Luis Thomas Prader*

Umschlagentwurf: *Desy Napoli, Die Mühsal des Aufstiegs*

Übersetzung vom Italienischen ins Deutsche:  
*Claudia Manica* (Einführung, Fersental, Kampell, Kanaltal, Lusérn,  
Plodn, Sieben Gemeinden, Tischlbong, Zahre)  
*Paula Weiss* (Dreizehn Gemeinden, Éische, Greschòney, Remmalju)

Die Herausgabe dieser Publikation wurde durch die Finanzierung  
der Autonomen Region Trentino-Südtirol ermöglicht.

Ausgabe 2004

# LEBENDIGE SPRACHINSELN

**Beiträge aus den historischen  
deutschen Minderheiten in Italien**

Herausgegeben von Karin Heller,  
Luis Thomas Prader und Christian Prezzi



Einheitskomitee der historischen  
deutschen Sprachinseln in Italien



Dokumentationszentrum Lusérn  
Centro Documentazione Luserna

# Deutsche Sprachinseln in Italien





Dolomiten - Infografik: J. Markart

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>EINFÜHRUNG</b> .....	9
Das Komitee der historischen deutschen Sprachinseln in Italien · <i>Luigi Nicolussi</i>	
<i>Castellan und Luis Thomas Prader</i> .....	9
Warum dieses Buch über die Minderheiten? · <i>Christian Prezzi</i> .....	11
<b>DREIZEHN GEMEINDEN (XIII Komoinen)-XIII COMUNI</b>	
<b>Zimbrische Gemeinschaft in der Provinz Verona</b> .....	15
Beschreibung · <i>Vito Massalongo</i> .....	15
Die Entstehung der Sprachinsel · <i>Giovanni Rapelli</i> .....	17
Das 20. Jahrhundert: eine Zeit großer Veränderungen · <i>Nadia Massella</i> .....	22
Traditionen der Lessinischen Gemeinschaft · <i>Enzo Bonomi</i> .....	26
Die Sprachgemeinschaft · <i>Giovanni Molinari</i> .....	36
Das kulturelle Leben · <i>Pietro Piazzola</i> .....	38
<b>ÉISCHEME-ISSIME</b>	
<b>Walser Gemeinschaft im Aostatal</b> · <i>Irene Alby in Zusammenarbeit mit Renate Linty</i> ..	43
Beschreibung .....	43
Die Geschichte der Gemeinschaft .....	45
Die Traditionen .....	53
Die Sprache .....	58
<b>FERSENTAL (Bersntol)-VALLE DEL FÉRSINA</b>	
<b>Fersentaler Gemeinschaft im Trentino</b> · <i>Leo Toller</i> .....	63
Vorwort .....	63
Einführung .....	63
Die Besiedlung des Tales .....	64
Der Berghof .....	65
Die Auswanderung .....	67
Bergwerke und Knappen .....	68
Die Fersentaler Sprache .....	69
Die Gegenwart .....	71
Das Brauchtum .....	71
Kurzbibliografie .....	72
<b>GRESCHÒNEY-GRESSONEY</b>	
<b>Walser Gemeinschaft im Aostatal</b> .....	75
Geografische Beschreibung · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> .....	75
Geschichte der Gemeinschaft · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> .....	75
Die Auswanderung der Gressonyer Händler in die Schweiz · <i>Umberto Litschi</i> ..	78
Mit dem Lebenslauf verbundene Traditionen · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> ..	81
Mit dem Jahreslauf verbundene Traditionen · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> ..	83
Die Sprache · <i>Elide Squindo</i> .....	86

Die Schule · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> .....	86
Die Kirche · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> .....	87
Rechtsvorschriften und ihre Durchführung · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> ..	88
Kulturelle Einrichtungen · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> .....	88
Veröffentlichungen von Interesse für das Walsergebiet · <i>Eugenio Squindo und Desy Napoli</i> .....	89
<b>KAMPELL-CAMPELLO MONTI</b>	
<b>Walser Gemeinschaft in der Provinz Vercelli</b> · <i>Rolando Balestroni</i> .....	91
Geografische Beschreibung .....	91
Geschichte der Gemeinschaft .....	92
Die Walser in Kampell · <i>nach Enrico Rizzi</i> .....	94
Die Zeit der Kommunalautonomie (1814–1829) .....	103
Aspekte des traditionellen Wirtschaftsmodells .....	106
Die Frauentracht von Kampell .....	111
Das Walser Tittschu in Kampell .....	113
Das kulturelle Leben .....	114
Bibliografie .....	117
<b>KANALTAL-VALCANALE</b>	
<b>Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Udine</b> · <i>Giovanni Kravina</i> .....	119
Einführung .....	119
Geografische Lage und geschichtlicher Abriss .....	119
Gemeinden und Ortschaften des Kanaltals .....	120
Sprachgemeinschaft .....	121
Die deutsche Sprache im Kanaltal und ihre Verbreitung .....	121
Weitere Entwicklungen des Deutschunterrichtes .....	122
Deutsch in den Volksschulen von Tarvis. Lehrversuche mit den Volksschulen von Villach .....	122
Deutsch als Sprachmotor bei der mehrsprachigen Ausbildung im Kanaltal ....	123
Kanaltaler Kulturverein .....	127
<b>LUSÉRN-LUSERNA</b>	
<b>Zimbrische Gemeinschaft im Trentino</b> .....	131
Geografische Beschreibung · <i>Christian Prezzi</i> .....	131
Stärke der Gemeinschaft · <i>Christian Prezzi</i> .....	132
Geschichte der Zimbrischen Besiedlung · <i>Christian Prezzi</i> .....	133
Von der Bildung der Lusérner Gemeinschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts · <i>Christian Prezzi</i> .....	136
Der Nationalismus in den Zimbrischen Sprachinseln des Trentino im 19. und 20. Jahrhundert · <i>Christian Merzi</i> .....	139
Die Gemeinschaft von Lusérn im frühen 20. Jahrhundert · <i>Christian Prezzi</i> .....	147
Die Option in Lusérn · <i>Christian Prezzi</i> .....	159
Zimbrisches Brauchtum von Lusérn · <i>Christian Prezzi</i> .....	165



Die Zimbrische Sprache von Lusérn · <i>Fiorenzo Nicolussi Castellan</i> .....	170
Die Situation in der Schule · <i>Luigi Nicolussi Castellan</i> .....	171
Die sozioökonomische und politische Situation · <i>Luigi Nicolussi Castellan</i> .....	172
<b>PLODN-SAPPADA</b>	
<b>Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Belluno</b> · <i>Alberto Peratoner</i> .....	177
Geschichte von Plodn-Sappada .....	177
<b>REMMALJU-RIMELLA</b>	
<b>Walser Gemeinschaft in der Provinz Vercelli</b> · <i>Milena Feghiz Vasina</i> .....	185
Geografische Beschreibung .....	185
Geschichte der Gemeinschaft .....	188
Brauchtum .....	207
Die Sprachgemeinschaft .....	212
Rechtsvorschriften und deren Durchführung .....	215
Kulturleben .....	216
<b>SIEBEN GEMEINDEN (SIBEN KAMEUN)-SETTE COMUNI</b>	
<b>Zimbrische Gemeinschaft in der Provinz Vicenza</b> · <i>Sergio Bonato</i> .....	221
Die Zimbern der »Sieben Gemeinden« .....	221
<b>TISCHLBONG-TIMAU</b>	
<b>Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Udine</b> .....	227
Einführung · <i>Mauro Unfer</i> .....	227
Geschichte der Gemeinschaft · <i>Mauro Unfer</i> .....	228
Die Karnischen Trägerinnen im Ersten Weltkrieg · <i>Mauro Unfer</i> .....	231
Gebräuche im Jahreszyklus · <i>Velia Plozner</i> .....	232
Kulinarische Einflüsse aus dem Raum jenseits der Alpen · <i>Pietro Adami</i> .....	237
Die Sprachgemeinschaft · <i>Francesca Cattarin</i> .....	239
Lehrerfahrungen im Kindergarten von Tischlbong-Cleulis · <i>Patrizia Craighero und Velia Plozner</i> .....	243
Lehrerfahrungen in der Ganztags-Volksschule von Tischlbong-Cleulis · <i>Patrizia Craighero und Velia Plozner</i> .....	244
Das kulturelle Leben · <i>Mauro Unfer</i> .....	249
Bibliografie .....	253
<b>ZAHRE-SAURIS</b>	
<b>Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Udine</b> · <i>Lucia Protto</i> .....	255
Einführung .....	255
Geschichte der Gemeinschaft .....	256
Das Brauchtum .....	272
Die Sprachgemeinschaft .....	277
Bestimmungen und ihre Durchführung .....	284
Kulturelles Leben .....	284
<b>ANHANG</b>	
Das »Vater Unser«: Ein Vergleich zwischen verschiedenen alten Sprachformen ...	289

# EINFÜHRUNG

## ***DAS KOMITEE DER HISTORISCHEN DEUTSCHEN SPRACHINSELN IN ITALIEN***

In jüngerer und fernerer Vergangenheit wurde den historischen deutschen Sprachinseln in Italien nie besondere Beachtung geschenkt. Auch die Kontakte unter diesen Gruppen erfolgten äußerst sporadisch, weshalb die Kenntnisse voneinander immer sehr begrenzt waren. Sicher haben sich Fachwissenschaftler mit dem Problemkreis befasst, ihr Wirken blieb aber auf den akademischen Bereich beschränkt.

Erst nachdem das Europäische Parlament eine Empfehlung zum Schutz der Sprach- und Kulturgruppen erlassen hatte, entwickelte sich das Bewusstsein um das Bestehen der zahllosen Volksgruppen in Italien und in ganz Europa. Infolge dieser neuen Einstellung intensivierten die Minderheiten den Informations-, Erfahrungs- und Meinungsaustausch, unter anderem durch Veranstaltungen und Treffen.

Die Genehmigung des Gesetzes 482/1999 durch das italienische Parlament, in Anwendung des Art. 6 der Verfassung der Italienischen Republik, trug zur Intensivierung sowohl des Wissens um die kulturelle und soziale Bedeutung der Sprachen und Kulturen der Volksgruppen, als auch der konkreten Aktivitäten zum Schutz und zur Aufwertung bei.

Dieser Prozess wurde noch bedeutender, als die Europäische Union und der Europarat 2001 als Europäisches Jahr der Sprachen ausriefen, um die Sprachenvielfalt Europas zu würdigen und das Sprachenlernen zu fördern.

Das Ziel war, die Kenntnisse der weiter verbreiteten Sprachen zu stärken – zur Erleichterung der internationalen Kommunikation –, so wie auch das gegenseitige Verständnis der verschiedenen Kulturen durch das Erlernen der lokalen Sprachen zu verbessern. Mit einem Wort, die Sprachen und Kulturen der Volksgruppen sollten im Rahmen des Projekts »Europäisches Jahr der Sprachen« eine angemessene Stellung erhalten.

So wurde 2001 in Neumarkt (Südtirol) ein Treffen aller deutschen Sprachinseln in Italien veranstaltet, um einen Überblick über die Situation zu schaffen. Das Thema lautete »*Deutsche Sprachinseln Oberitaliens – Gegenwart und Zukunft / Isole Linguistiche Germaniche nell'Italia settentrionale – Presente e futuro*«.

Nach zwei Tagen intensiver Arbeit verabschiedeten sich die Teilnehmer in der festen Absicht, sich öfter zu treffen und eine konstantere Zusammenarbeit zu pflegen, um konkrete, im europäischen Jahr der Sprachen aufgestellte Ziele zu erreichen.

Zur Umsetzung dieser Absicht veranstaltete das Dokumentationszentrum Lusérn/Centro Documentazione Luserna onlus – eine Stiftung der Gemeinde Lusérn, in der die stärkste und vitalste zimbriische Gemeinschaft lebt – zwei Begegnungen mit den Vereinen der italienischen Sprachinseln deutschen Ursprungs, um den Weg für ständige Kontakte und Zusammenarbeit zu ebnet.

In Lusérn wurde am 26. Mai 2002 das »**Einheitskomitee der historischen deutschen Sprachinseln in Italien**« gegründet, dem Vereine folgender Gemeinschaften angehören:

1. Greschöney/Gressoney, Éischeme/Issime und Kampell/Campello Monti (Walser Minderheit);

2. Valle del Fésina (Fersentaler Minderheit);
3. Lusérn/Luserna, Dreizehn Gemeinden von Verona und Sieben Gemeinden von Vicenza (zimbrische Minderheit);
4. Plodn/Sappada, Zahre/Sauris, Tischlbong/Timau und Kanaltal/Valcanale (deutschsprachige Minderheiten).

Das Komitee hat es sich zum Ziel gesetzt, »die Sprache und die Kultur der historischen deutschen Gemeinschaften (...) auch in Zusammenarbeit mit anderen Körperschaften, Vereinigungen und Personen in Italien und in Europa zu schützen und zu fördern«. Das Komitee umfasst nicht nur Einzelpersonen, sondern auch »Vertreter der Körperschaften und Vereinigungen der Gemeinschaften«, kann »anderen Organen, die ähnliche Ziele verfolgen, beitreten« und dabei »auf die persönliche, freiwillige und unentgeltliche Mitarbeit seiner Mitglieder« zurückgreifen. Die Hauptversammlung findet einmal im Jahr statt, der Koordinierungsrat (ein Vertreter für jede deutsche Sprachinsel) tagt grundsätzlich zweimal im Jahr. Die Verwaltungstätigkeit, Organisation, Öffentlichkeitsarbeit usw. erfolgen durch den Koordinator und den Sekretär.

Die Gründung des Komitees fußt auf dem Art. 3 des Staatsgesetzes vom 15. Dezember 1999, Nr. 482, in dem es heißt: »Wenn die Sprachminderheiten laut Art. 2 auf verschiedene Landes- oder Regionalgebiete verteilt leben, können sie Koordinierungs- und Initiativorgane bilden, zu deren Anerkennung die betroffenen Gebietskörperschaften befugt sind«. Das Komitee, das demnach auch eine institutionelle Rolle hat, wurde von zahlreichen Gemeinden, Provinzen und Regionen anerkannt.

In der kurzen Zeit des Bestehens wurde das Komitee zu einem wichtigen Bezugspunkt für den Informations- und Erfahrungsaustausch, für Kontakte zur Zusammenarbeit auch mit anderen Volksgruppen und mit in- und ausländischen Stellen und Vereinigungen, die an den Fragen der Sprachminderheiten interessiert sind.

Dem Betreiben des Komitees ist diese Publikation zu verdanken – die erste, in der sich die Gemeinschaften deutschen Ursprungs direkt und miteinander vorstellen.

Für die nächste Zukunft sind die Erarbeitung, der Druck und die Verteilung eines Bildbandes für Kinder und Jugendliche geplant, mit Texten in Italienisch wie auch in den Sprachen der einzelnen deutschen Minderheitengruppen.

Die Einsetzung des Komitees und seine Arbeit haben die Aufmerksamkeit anderer Minderheiten und zahlreicher Befürworter geweckt. Wir wollen uns weiterhin bemühen, unsere deutschen Sprachgemeinschaften bekannt zu machen, so viele Aktivitäten wie möglich in Absprache miteinander durchzuführen und einen Beitrag zur Stärkung des Bewusstseins zu leisten, dass wir einzigartige Sprach- und Kulturgüter von europaweiter Bedeutung vertreten; wir streben gegenseitige Unterstützung und Ermutigung bei der schwierigen Aufgabe an, der derzeitigen kulturellen Abflachung entgegenzuwirken, um auch den kommenden Generationen dieses fast tausendjährige Sprach- und Kulturgut – Zeugnis einer langen Vielvölker-Geschichte Europas – zu erhalten. Möge dieses Europa immer einiger werden im Handeln und bei der Berücksichtigung aller seiner Mitglieder.

Als Koordinator und Sekretär dieses Komitees danken wir in dieser Einleitung Dr. Christian Prezzi, einem Luserner Zimber, der diese Veröffentlichung zusammengestellt hat, wie auch allen Autoren und der Region Trentino-Südtirol für ihre großzügige finanzielle

Unterstützung, durch die der Druck in italienischer und deutscher Sprache ermöglicht wurde.

Wir danken weiters der Region für die Finanzierungshilfe für unsere Home Page [www.isolelinguistiche.it](http://www.isolelinguistiche.it), die auch von den Internet-Adressen [www.sprachinseln.it](http://www.sprachinseln.it) und [www.minoranzlinguistiche.it](http://www.minoranzlinguistiche.it) aus zugänglich ist, und dem Curatorium Cimbricum Veronense für die Einrichtung unserer Webseite.



**Bei der Gründungsversammlung des Sprachinselkomitees**

## ***WARUM DIESES BUCH ÜBER DIE MINDERHEITEN?***

Die deutschen Sprachinseln sind seit langem Gegenstand von Studien und Forschungsarbeiten von Historikern und Vertretern anderer Wissenschaften.

Bereits in der Renaissance befassten sich einige bedeutende Literaten mit diesen Fremden, die in den Hochgebirgstälern wohnten, rätselten über den Grund ihrer Präsenz und suchten nach Erklärungen und Wahrheiten auf einer Grundlage von Geschichte und Sage.

In den zahlreichen Studien über die Jahrhunderte hinweg wurden verschiedene Hypothesen und Theorien aufgestellt, um der so faszinierenden wie auch ungewöhnlichen Existenz von namenlosen und gewissermaßen noch geschichtslosen Völkern Sinn zu verleihen. Diese Gemeinschaften von Bergbewohnern mit anderen, nördlichen Sprachklängen bildeten Inseln mit jahrhundertealten Traditionen und Gebräuchen, aber anscheinend ohne Vergangenheit; es fehlten die Urkunden, die sie an bestimmte Orte und Perioden banden.

Bei diesen mannigfaltigen Theorien zeigte sich die Tendenz, die Entstehung der deutschsprachigen Siedlungen in weit entfernter Zeit anzusetzen – etwa in der Periode der Völkerwanderung oder bei alten, bereits untergegangenen Stämmen.

Erst in relativ junger Zeit gelangte man zu einer Definition der deutschen Besiedlung auf der Alpensüdseite, die ausreichend erhärtet ist, sodass sie allgemein übernommen werden kann.

Die Verwendung des Ausdrucks »Definition«, wie wir es soeben getan haben, kann allerdings zu Missverständnissen führen. Bei der Behandlung deutscher Sprachminderheiten wird oft nach einem einzigen Auslegungsschlüssel gesucht, um zu deuten, was auf den ersten Blick ein und dieselbe Erscheinung ist – zwar mit vielen Facetten, doch mit einer einheitlichen Kennzeichnung.

Das ist ein großer Fehler.

Die deutschen Sprachminderheiten der Alpen sind Gegebenheiten, die untereinander kaum verbunden sind, Fragmente verschiedener Geschichten, in denen Zusammenfassungen unter demselben Namen (z.B. Zimbern oder Walser) oft eher auf den Wunsch zurückzuführen sind, geographisch nahe gelegene Gruppen zu verbinden, als auf tatsächliche, erwiesene Gemeinsamkeiten.

Nicht zufällig wird bei der vorliegenden Sammlung von Beiträgen jede Minderheit einzeln behandelt, ohne dass damit gemeinsame Wurzeln geleugnet werden sollen. Der springende Punkt ist folgender: Es wäre in jedem Fall falsch, diese Realitäten in viele Untergruppen zu zersplittern wegen ihrer Geschichte als autonome Gemeinschaften, die oft geografisch isoliert sind und daher besondere, eigenständige Merkmale aufweisen, die fast nur eine einzelne Betrachtung zulassen. Einerseits ist die Beeinflussung kleiner Bestände durch große Phänomene unleugbar, andererseits müsste man sich fragen, wie weit die kleinen Bestände tatsächlich imstande sind, ihre Gleichartigkeit zu bewahren oder sich gegenseitig zu beeinflussen, und wie viel demnach die einzelnen Minderheiten wirklich gemeinsam haben können, auch wenn der Ursprung möglicherweise derselbe ist.

Ohne das Mosaik der Sprachinseln in tausend lose Steinchen zersplittern zu wollen, wurde diese Publikation in der Absicht zusammengestellt, vor allem die Verschiedenheiten und jeweiligen Besonderheiten zu zeigen, bei denen Wissenslücken oft dadurch geschlossen wurden, dass das Untersuchungsobjekt auf ein Miteinander von Realitäten erweitert und diskutabile Gleichstimmigkeiten volens nolens akzeptiert wurden.

Was diese Veröffentlichung jedoch in erster Linie kennzeichnet, ist etwas anderes. Wer immer sich den Studien über Sprachminderheiten genähert hat, ist im Wesentlichen auf zwei Arten von Analysen gestoßen.

Die erste wird aus den »gelehrten« Studien gebildet, d.h. Untersuchungen eines einzigen Fachbereichs oder mit allgemeinem Ansatz, bei denen sich namhafte Forscher mit diesen Gemeinschaften befassten, um Sprache, Brauchtum und anderes zu analysieren; dazu hielten sie die Realität in ihrer Eigenschaft als externe Beobachter fest, die nicht direkt in das soziale Gefüge eingebunden und demnach ausreichend distanziert sind, um objektiv, mit anderen Worten wissenschaftlich vorzugehen.

Neben diesen ist eine zweite Kategorie von Recherchen, die der ortsgebundenen Studien, zu nennen.

Oft handelt es sich um Arbeiten im historischen oder sprachlichen Bereich, die einstmals häufig von Geistlichen betrieben wurden und denen sich nun eine Reihe von Amateurforschern widmet. Diese Texte zeichnen sich durch einen lebendigen Ansatz aus, der sich unweigerlich von dem der großen wissenschaftlichen Denkrichtungen entfernt; er führt zwar oft zu schwer überprüfbaren Ergebnissen und Hypothesen, hat aber das Verdienst, dokumentarische Lücken durch eine eingehende Suche in Lokalarchiven oder durch die Ausschöpfung mündlicher Quellen abzudecken. Während diese Studien also nicht immer hochwissenschaftliche Resultate gebracht haben, so lieferten sie doch einen Grundstock für viele der späteren Analysen.

Ohne die Transkriptionen und Texte, die diese Autoren in den vergangenen Jahrzehnten geschrieben haben, würde vielen bedeutenden zeitgenössischen Forschungsarbeiten die Basis fehlen.

Sehr wertvoll waren diese Schriften bei der Abfassung von Texten in den Mundarten dieser Gemeinschaften und bei der Dokumentation von Vokabeln, Ausdrücken und grammatikalischen Formen. Dank dieser Arbeiten, besonders für Minderheiten, bei denen der Gebrauch der lokalen Sprache stark gefährdet ist, konnte die Erinnerung an sie bewahrt werden.

Die folgende Sammlung von Abhandlungen kann jedoch keiner der zwei vorigen Kategorien zugerechnet werden, da sie gleichzeitig beiden angehört, aber auch spezielle Merkmale zeigt.

Wie viele Sammlungen »gelehrter« Studien bietet sie einen Überblick sowohl in fächerübergreifender Hinsicht, da sie aus Beiträgen von Vertretern verschiedener Sparten entstanden ist, als auch weil sie eine Vielzahl von Situationen erfasst und es dem Leser gestattet, die Minderheiten miteinander zu vergleichen.

Die Publikation kann jedoch auch als komplexe Variante lokaler Studien bezeichnet werden.

Großer Wert wurde darauf gelegt, dass jede Minderheit aus ihrem Inneren heraus beschrieben wurde, dass die Vereine und kulturellen Verbände der einzelnen Gemeinschaften autonom ihre hervortretenden Eigenschaften darstellten und ihre Probleme und den »charakteristischen Alltag« schilderten.

Der Text, der sich ergeben hat, ist bewusst einfach gehalten und beschreibt unverblümt die verschiedenen Aspekte, ohne Angst vor Widersprüchen, wie sie bei vermengten Texten auftauchen können, die ähnlichen Inhalt in verschiedener Weise behandeln.

Für diese Wahl liegen präzise Gründe vor.

Zum ersten Mal sollte eine Abhandlung umfassend die Realität der deutschen Siedlungen in Italien zeigen und dabei die einzelnen Gemeinschaften selbst zu Wort kommen lassen, die mehr als jede andere die Realität schildern können, in der sie sich jeden Tag bewegen.

Einerseits haben zwar die von Historikern und anderen Experten geschriebenen Arbeiten den Vorzug, dass sie wissenschaftlichere Ansätze nutzen, andererseits sind sie aber durch zeitlich begrenzte Beobachtung ziemlich eingegrenzt. Während dieses Problem für die Analyse historischer Erscheinungen wenig relevant ist, ist es für Untersuchungen von Fragen des Alltags nicht unbedeutend.

Niemand kann besser Probleme im Zusammenhang mit dem täglichen Geschehen einer Gemeinschaft erörtern, als jemand, der ihr angehört und sich ständig mit ihr auseinandersetzt. In dieser Publikation haben die Vereinigungen und Stellen, die sich mit dem Schutz der Sprachen und Kulturen der Sprachgemeinschaften befassen, zusammen Texte erarbeitet, in denen sie von sich sprechen, vom Gebrauch der Sprache in ihren Ortschaften und von den Projekten, an denen sie arbeiten, um die Jahrhunderte alten Gebräuche zu schützen. Neben den Schilderungen von Geschichte, Sprache und Sitten dieser Völker finden sich auch Seiten, auf denen von Erfolgen und Misserfolgen der zahlreichen konkreten Vorhaben der Schule, der öffentlichen Verwaltung und anderer Bereiche des Vereinslebens die Rede ist.

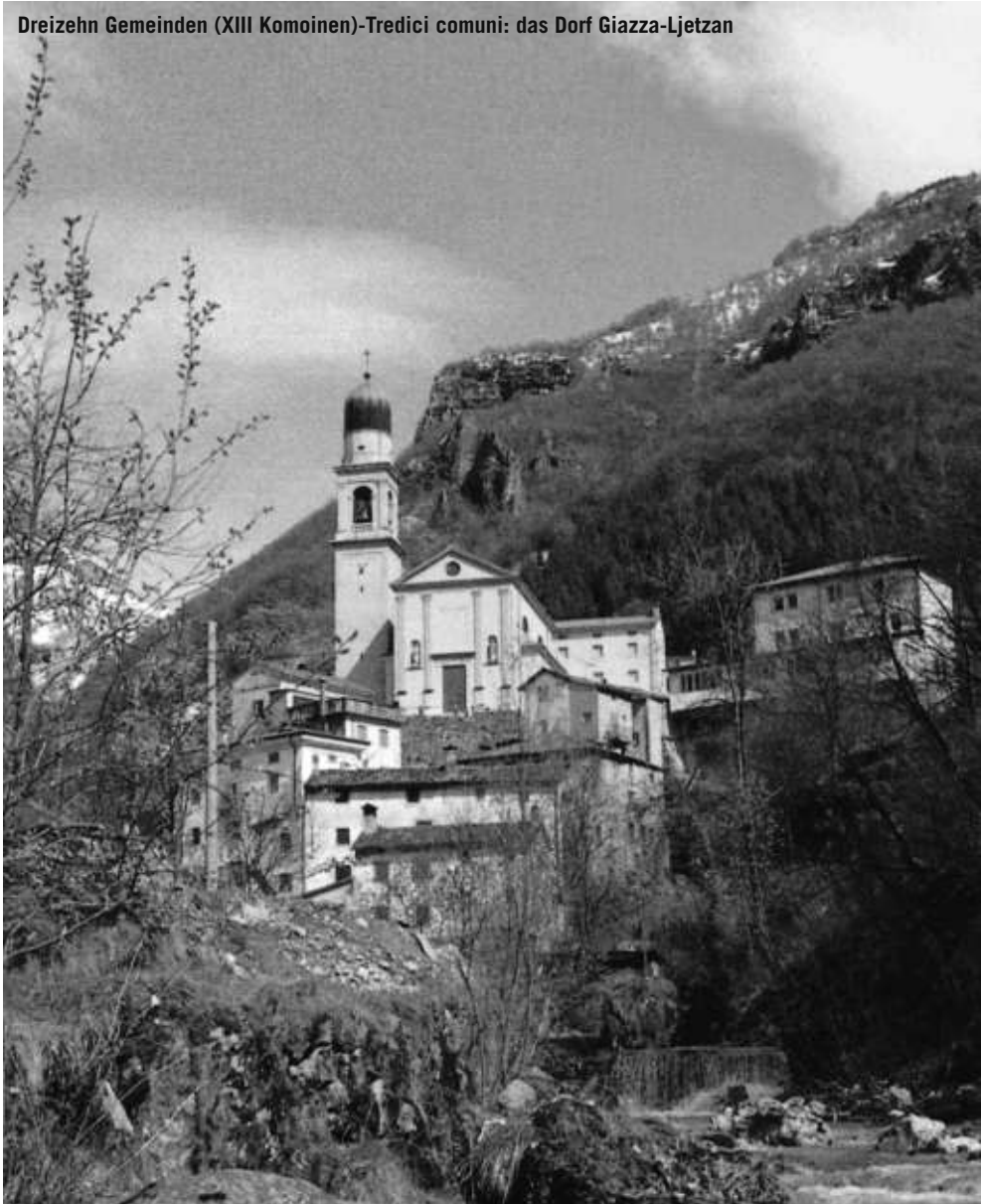
Es sind Bilder, die mit der Einfachheit und Bescheidenheit des Nichtakademikers den Alltag von lebendigen Minderheiten darstellen, die erhobenen Hauptes ins dritte Jahrtausend schreiten.

Der letzte Aspekt, der in der Einführung zu diesem Werk betont werden soll, geht aus diesen abschließenden Zeilen hervor:

Zu oft wurden die alpinen Sprachminderheiten als verschwindende Gemeinschaften dargestellt, als tödlich getroffen von der modernen Zeit und zu beschäftigt mit der Erinnerung an die stolze Vergangenheit, als dass sie die Zukunft in Angriff nehmen könnten.

Der Ansatz der Autoren der Abhandlungen ist äußerst verschieden: Ohne die Vergangenheit zu vergessen, die immer auch mit ein wenig Nostalgie betrachtet wird, soll in jedem Fall gezeigt werden, dass diese Bergsiedlungen noch über Energie und Willen verfügen, um für eine Identität zu kämpfen, um derentwillen ihnen im letzten Jahrhundert viele Veränderungen aufgezwungen wurden, die ihnen aber auch zum neuen Bewusstsein verholfen hat, letzte Träger eines Kulturgutes zu sein, das nicht mehr ihnen alleine, sondern der gesamten Menschheit gehört.

**Dreizehn Gemeinden (XIII Komoinen)-Tredici comuni: das Dorf Giazza-Ljetzan**



# DREIZEHN GEMEINDEN (XIII Komoinen) – TREDICI COMUNI

## *Zimbrische Gemeinschaft in der Provinz Verona*

### **BESCHREIBUNG**

»Die Lessinia – das Land der Zimbern – so schön und so nah ... ein geheimnisvolles Bergland ... eine grüne Terrasse mit herrlichem Blick auf die Stadt von Romeo und Julia«. Mit diesem neuesten Werbeslogan lädt man zum Besuch und zur Entdeckung eines Gebietes nördlich von Verona ein, wo Tradition, Sprache und Kultur im Einklang mit der Umwelt bewahrt werden konnten.

Fünf Täler, die Zimbern nennen sie *vaj*, durchfurchen eine Berglandschaft, die ziemlich schwierig zu durchqueren ist. Die nördlich von Verona gelegene, trapezförmige Hochebene mit ihrem hügeligen Gelände fällt sanft zu den Hügeln und den bekannten Weinbaugebieten von Valpolicella und Soave zur Poebene hin ab. Begrenzt ist die Hochebene im Westen vom tiefen Einschnitt des Etschtales, im Norden vom Valle dei Ronchi und der Carega Gruppe, der natürlichen Grenze zum Trentino, und im Osten vom Chiampotal das an die reiche Provinz Vicenza grenzt.

Diese sonnige Hochebene ist auch mit den kleinen Dolomiten der Corega Gruppe verbunden und wird im Norden von einer Bergkette umrahmt, deren höchste Spitzen der Corno Aquilino (1545 m), der Castelberto (1751 m) und der Tomba (1766 m) sind. Gegen die Grenze mit Vicenza sind es der Telegrafo, Cima Lobbia, Gramolon und Zevola, Berge die jedoch kaum 2000 Höhenmeter erreichen.

Im Osten liegen die fünf Täler (*vaj*) Valpolicella, Valpantena, Val Squaranto, Val d'Ilasi und Val d'Alpone, sie werden tief von Wildbächen durchfurcht.

Im Valpolicella und zwar in der Valle dei Progni nördlich von Fiumane begeistern die eindrucksvollen Wasserfälle von Molina und eine 150.000 Quadratmeter große Grünfläche. Die Natur zeigt hier ihre ganze Phantasie mit spritzenden und wirbelnden Wasserfällen und einer interessanten, reichhaltigen Flora.

Weiter nordöstlich liegt die Brücke von Veja, einem stattlichen und einzigartigen Naturphänomen, das der Überlieferung nach Dante bei der Beschreibung der Malaborgia inspiriert haben soll, aber sicherlich auch Mangegna beeindruckt hat, der es auf seinen Bildern festhielt.

Es ist eine liebeliche und eindrucksvolle Landschaft, die dem Besucher zahlreiche Naturschönheiten bietet und unvergessliche Eindrücke hinterlässt.

In diesem welligen und sanften Gelände ist die Karsterscheinung der Schlucht der Spluga della Preta beachtlich, die mit ihren nahezu 1.000 Metern einen der tiefsten natürlichen Brunnen der Welt bildet.

Die Lessinia ist aber auch das Reich der Almen: die für die Almwirtschaft typischen Häuser aus Stein und Platten haben im Laufe der Jahrhunderte das Landschaftsbild durch ihre architektonischen Besonderheiten verändert.



Der Covolo di Camposilvano ist ein weiteres Naturphänomen, das einen Besuch wert ist. Die interessante Karsterscheinung bildet eine über 70 m tiefe Schlucht; der vom Wasser ausgelaugte Kalkfelsen formte eine unterirdische Grotte, die heute teilweise eingestürzt ist und einer riesigen, unterirdischen Höhle Platz gemacht hat.

Nicht weniger eindrucksvoll ist die Valle delle Sfinzi, wo riesige rotfarbige Felsblöcke aus der Erde ragen und ein großartiges Szenarium bilden, das in der Phantasie des Volkes zu verschiedenen Legenden über Ungeheuer und Feen Anlass gab.

In diesen von den »Fade« (Feen) verzauberten Gegenden entstanden im Laufe der Zeit Geschichten und Legenden, die man sich erzählte, um das harte Leben in den Bergen weniger mühsam erscheinen zu lassen.

Der Glaube und die Religiosität der Zimbern drücken sich durch Fresken und Wandmalereien in den zahlreichen Kappellen aus, wo man auch mit Votivgaben die Muttergottes und die Heiligen Patrone zum Schutz gegen die häufigen Pestilenzen und Krankheiten bei Mensch und Tier anruft.

Die Zimbern, bayrisch-tirolerische Völker die sich seit dem Mittelalter hier niederließen, besiedelten nicht das ganze Gebiet der Lessinia: es wurden nur dreizehn Gemeinschaften gegründet, acht davon bestehen heute noch.

Ab Ende des 19. Jahrhunderts und verstärkt im 20. Jahrhundert begann eine langsame Abwanderung aus den Berggemeinden und den Siedlungen der Umgebung, was einen drastischen Rückgang der Bevölkerungszahl und der Rinder- und Schafzucht zur Folge hatte.

Von den alten dreizehn Gemeinschaften (Erbezzo, Boscochiesanuova, Cerro, Valdiporro, Velo, Roverè, Saline, Tavernole, Sprea cum Progno, Azzarino, Camposilvano, San Bartolomeo, Selva) bestehen heute nur noch folgende Gemeinden:

Erbezzo mit ungefähr 800 Einwohnern; Boscochiesanuova mit 3000 Einwohnern;

Cerro mit ungefähr 2000 Einwohnern; Velo Veronese mit 900 Einwohnern;

Roverè Veronese mit 2000 Einwohnern; San Mauro mit ungefähr 500 Einwohnern;

Badia Calavena mit 2000 Einwohnern; Selva di Progno mit circa 1000 Einwohnern.

Es handelt sich somit um einen Bevölkerungsstand von ungefähr 12.000 Personen.

Die Zimbern fanden Arbeit und bauten ihre Häuser auf den Gemeindegebieten von Badia Calavena, das auf 400 m Höhe liegt, bis zu den Gemeinden von Erbezzo und Bosco Chiesanuova reichten, die über 1000 m hoch liegen.

Seit dem Jahr 1990 befinden sich diese und andere nicht zu diesem Gebiet gehörende Gemeinden im regionalen Naturschutzpark der Lessinia. Mit dieser Einrichtung hat man es sich zum Ziel gesetzt, die Natur, die Tierwelt, die Fauna und alles was zur Umwelt gehört vor Notstand zu schützen sowie die geschichtlichen, kulturellen und sprachlichen Gegebenheiten dieses Gebietes zu wahren.

Einst unterschieden sich die höher gelegenen Gemeinden (von 800 bis 1200 Meter) von jenen im Tal, da sie sich überwiegend mit der Forst- und Hirtenwirtschaft sowie der Vieh- und Schafzucht befassten sowie mit der Gewinnung und dem Verkauf von Holzkohle, Eis und Molkereiprodukten.

Die Wirtschaft in den tiefer gelegenen Gemeinden widmete sich hingegen dem Anbau von Oliven- und Weingärten sowie Mais und Getreide, Produkte die für die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Bevölkerung unentbehrlich waren.

Heute hat sich die Situation wesentlich geändert, es sind Fremdenverkehrseinrichtungen entstanden, Hotels und entsprechende Infrastrukturen, die für die Lessinia eine neue

Entwicklung bedeuten und die Voraussetzungen schaffen sollen, die zahlreichen Möglichkeiten die sich hier anbieten, auf das Beste zu nutzen.

Die Landwirtschaft und alle jene Tätigkeiten die man früher ausübte um überleben zu können, haben jedoch zahlreiche Spuren hinterlassen. Man merkt dies auf dem Gebiet selbst, ebenso wie in den Siedlungen, bei den Trockenmauern, den Umzäunungen, den Kapellen und den Ställen, die alle nach den traditionellen Regeln und mit geschicktem Einsatz von Steinmaterial errichtet wurden.

Diese alte Ordnung, die aus einem außergewöhnlichen Zusammenspiel von Kultur und Rücksicht auf das eigene Umfeld bestand, löst sich nun nach und nach auf, obwohl es ermutigende Anzeichen dafür gibt, diese Traditionen bewahren zu wollen.

Der Landschaftsschutz ist hier zur dringenden Aufgabe geworden, damit der Zauber dieser einzigartigen Umgebung, die Stille der hochgelegenen Weiden, die Sommeralmen, das unangetastete Grün der Wälder, die Besonderheiten der Naturvorkommnisse, erhalten bleiben. Auch die Veranstaltungen in den einzelnen Dörfern und die nachhaltigen Forschungen seitens der Kultureinrichtungen sollen in der Bevölkerung das Bewusstsein ihrer geschichtlichen und kulturellen Identität sowie den Wert der eigenen Sprache und Umwelt festigen.

Bibliografie:

*Itinerari in Lessinia*, Centro Turistico giovanile – Grafiche P2, Verona 1990

Giuseppe Rama, *Guida alla Lessinia*, Edizioni La Libreria di Demetra, 1996

*Una montagna chiamata Lessinia*, Broschüre 35 des Fremdenverkehrsbüros der Lessinia

Eugenio Cipriani, *Escursioni in Lessinia orientale ed occidentale*, Cierre Ausg. 1988-89.

## **DIE ENTSTEHUNG DER SPRACHINSEL**

Das fremdsprachige Gebiet auf den Bergen nördlich von Verona wurde durch die zahlreichen Kohlenmeiler, deren Rauch man von der Ebene aus aufsteigen sah, anfangs ‚la Montagne del Carbon‘ (die Kohlenberge) oder auch im Singular la Montagna del Carbon (der Kohlenberg) genannt. Die wichtigste Handelstätigkeit der Zimbern war die Herstellung von Holzkohle. Eine weitere historische Bezeichnung des Gebietes war ‚la Montagna dei Todeschi‘ (der Berg der Deutschen). Diese Bezeichnungen wurden anfangs des 15. Jh. benutzt, die offiziellen Bezeichnungen für die Dreizehn Gemeinden die sich auf die bekannten deutschsprachigen Dörfer von Erbezzo, Bosco Chiesanuova, Valdiporro, Cerro, San Mauro di Saline, Tavernole, Roverè, Velo, Camposilvano, Azzarino, Selva di Progno, San Bortolo, Badia Calavena beziehen, wurden erst 1616 eingeführt. Der Ausdruck »Gemeinden« darf nicht im modernen Sinn ausgelegt werden, da es sich um einfache Ansiedlungen, um kleine Gemeinschaften (wie Tavernole) handelt.

Vor dem 15. Jh. nannte man das Gebiet einfach Lessinia oder Monti Lessini. Der Ursprung dieser Ortsbezeichnung ist unbekannt, stammt jedoch höchstwahrscheinlich von einem rätischen oder etruskischen Wort ab.

Für lange Zeit werden die Bewohner der Berge nördlich von Verona in den Urkunden (Zuwendungen von Privilegien, An- und Verkauf von Grundstücken, usw.) »Todeschi« (die Deutschen) genannt. Dieses Wort wurde im Mittelalter mit anderen Bezeichnungen für die Deutschen abwechselnd gebraucht : »Teutonici« (Teutonen) und »Alemanni«



**Dreizehn Gemeinden (XIII Komoinen)-Tredici comuni: Charakteristische Steinplattendächer aus den Lessinischen Bergen**

(Alemannen). Wenn der Pfarrer in einer Gemeinde fehlte, so gingen die Bürger sofort zum Bischof um einen deutschsprachigen Pfarrer zu bekommen. Bis weit ins 17. Jh. kommen die Pfarrer aus deutschsprachigen Ländern, insbesondere aus Bayern. Mit fortschreitendem Sprachverfall (der Verfall der zimbri-schen Sprache beginnt in der zweiten Hälfte des 16. Jh.) akzeptiert man auch Pfarrer, die nicht deutscher Herkunft waren; so hatten zum Beispiel Boscovichsanuova ab dem Jahre 1578, Roverè ab dem

Jahre 1632, Badia ab 1657 und Cerro ab 1676 italienische Pfarrer.

Bis zum Ende des 13. Jh. gibt es keine Anzeichen dafür, dass sich die Bergbevölkerung von jener der Ebene unterscheidet, was aus zahlreichen, in unserem Besitze befindlichen Urkunden über die Lessinier hervorgeht. Erst vor 120 Jahren begann man mit entsprechenden Nachforschungen. Vor dieser Zeit gab es keine Kenntnisse über den Veroneser Berg, was zu den unterschiedlichsten Vermutungen bezüglich der Herkunft der Zimbern führte.

Die älteste, vom großen Scipione Maffei vertretene Theorie will, dass die Zimbern die Nachkommen jener Zimbern sind, die im Jahr 101 v.Ch. bei Campi Raudii von den Römern besiegt wurden. Es handelte sich um ein skandinavisches Volk, das bis zum Jahr 120 v.Ch. die Halbinsel Jütland besiedelte. Einer anderen Vermutung nach (die vor einigen Jahrzehnten mit stärkeren Argumenten wieder aufgenommen wurde) soll der Ort der Niederlage der Feinde Roms nicht in der Umgebung von Vercelli liegen, wie man in der Vergangenheit allgemein vermutete, sondern in der Ebene zwischen Ferrara und Rovigo. Nachdem die Zimbern das Etschtal passiert und Verona hinter sich gelassen hatten, scheint es, dass sie in Richtung Rom weitermarschierten. Die letzte Schlacht soll am linken Poufer stattgefunden haben. Nach dem großen Blutbad soll eine Gruppe Überlebender auf die Berge nördlich von Verona geflüchtet sein; hier sollen sie dann im Laufe der Zeit, wie alle anderen Bewohner der Poebene auch, romanisiert worden sein und von ihrer ursprünglichen Herkunft nur den Namen Zimbern beibehalten haben. Durch die Ankunft der Deutschen Ende des 13. Jh. scheint es daher, dass ein bereits vor langer Zeit deutsches Gebiet wieder germanisiert wurde.

Diese Vermutung weist viele Schwachstellen auf. Vor allem gibt es auf den Bergen keine Bestätigung für die Anwesenheit dieser Vorfahren der Zimbern aus dem Jahr 101 v.Ch.: weder Ortsnamen, noch Eigennamen noch irgendein Wort in der lokalen Mundart deuten darauf hin. Selbst die Bezeichnung Zimbern scheint erst ab dem 14. Jh. auf, das heißt sogar dreizehn Jahrhunderte nach der Schlacht. Die Vorstellung, dass die Bezeichnung Zimbern stillschweigend weitergeführt wurde und kein Literat oder Notar im Laufe von dreizehn Jahrhunderten irgend einen Vermerk niederschrieb, ist regelrecht absurd. Ein

weiterer Grund, der gegen die Ansiedlung einer Gruppe von Zimbern in der Lessinia spricht, bezieht sich auf den Ort des Gemetzels. Es ist schwer glaubhaft, dass die Endschlacht im Polesine zwischen Ferrara und Rovigo ausgetragen wurde. Die Zimbern waren in Richtung Rom unterwegs; es war Brauch aller Völker, die sich mit Karren und Vieh fortbewegten, die Flüsse dort zu überqueren, wo das Wasser niedrig genug war um eine Durchwatung zu erlauben. Eine Überquerung mit Flößen und Zattern hätte einen großen Arbeitsaufwand zur Herstellung der Wasserfahrzeuge bedeutet, abgesehen von dem Risiko, Fahrzeuge und Vieh durch falsches Manövrieren zu verlieren. Es war daher viel natürlicher, den Po bis zu einem Punkt zu verfolgen, wo die Durchwatung ohne große Gefahr möglich war, wie in der Region Piemont. Der Zeitaufwand für den Weg (von Verona bis zur Ebene von Vercelli) war sicherlich kein Problem: ein paar Monate mehr oder weniger spielten in den damaligen Zeiten keine große Rolle.

Außerdem stehen bei den vielen römischen Schriftstellern, ausgenommen Plutarch, die sich mit den Zimbern befassten, keine Angaben über die Lage der Campi Raudii. Wenn die Schlacht wirklich zwischen dem heutigen Ferrara und Rovigo stattgefunden hätte, könnte man meinen, dass wenigstens einige Berichte auf die Nähe von Campi ad Adria, wichtiger Hafen der Venetier und Etrusker, oder auf Este, die Hauptstadt der Venetier hingewiesen hätten. Daraus wird deutlich, dass der Ort der Schlacht in einer Umgebung liegen musste, die fern von jenen den Römern bekannten Örtlichkeiten der Poebene lag; dies bestätigt die Aussage von Plutarch, der über eine Schlacht «in der Ebene bei Vercelli» schreibt (vor dem Jahr 101 v.Ch. kontrollierte Rom bei weitem nicht die ganze Poebene, man verfügte lediglich über die Siedlungen von Cremona, Piacenza, Bologna, Modena und Parma).

Der Autor Giovanni Costa Pruck (1736–1816, ein Zimber der Sieben Gemeinden) glaubte, dass die Ahnen der Zimbern die Tiguriner seien, ein Volk keltischer Abstammung das mit den Zimbern liiert war. Laut Aussage des römischen Schriftstellers Floro flüchteten sie nach der Schlacht der Campi Raudii auf die Berge des Norico, das heutige Österreich. Costa Pruck vermutete, dass eine Gruppe der Tiguriner, die sich auf der Reise in Richtung des Norico befanden, auf den Bergen zwischen Verona und Vicenza stehen blieb.

Andere Autoren der Vergangenheit glaubten, dass die Zimbern die Überlebenden eines der verschiedenen deutschen Völker seien, die zur Zeit der barbarischen Invasionen in Italien eindrangten. Demzufolge behauptete Alfonso Loschi aus Vicenza (in einem Werk aus dem Jahr 1664) die Zimbern stammen von den Hunnen Attilas ab. Michelangelo Mariani, ein Trentiner, führte (im Jahr 1673) die Einwohner der Vallarsa, von Trambileno und Terragnolo auf die Hunnen und die Einwohner von Pinè bei Pergine auf die Ostgoten von Theoderich zurück. Auf die Ostgoten kam auch Francesco Caldogno aus Vicenza (in der bekannten Niederschrift über die Alpenpässe zwischen Venedig und Impero aus dem Jahr 1598). Der Trentiner Benedetto Giovanelli dachte im Jahr 1826 an eine Abstammung von den Alemannen und Sueven, die mit den Goten Theoderichs nach Italien kamen.

Im Jahr 1857 führte Modesto Bonato, geboren in den Sieben Gemeinden, die Einwohner von Val di Cembra auf die alten Zimbern des Jahres 101 v.Ch., und sein Volk auf eine Reihe von deutschen Ansiedlungen des zehnten Jahrhunderts zurück. Agostino del Pozzo, auch ein Zimber der Sieben Gemeinden, hielt klugerweise im Jahr 1820 (in einem nach seinem Tod veröffentlichtem Werk) sein Volk für Nachkommen der Deutschen aus dem nahen Tirol. Der Sprachforscher Johannes Andreas Schmeller gab dann den Forschungen über die Zimbern eine entscheidende Wende: ab dem Jahr 1833

schätzt er korrekterweise die Sprache der Zimbern als einen deutschen Dialekt ein und stellte fest, dass die der Sieben Gemeinden die älteste Ansiedlung ist. Da die geschichtlichen Forschungen noch lückenhaft waren, irrt sich Schmeller jedoch in seiner Schlussfolgerung, dass die Zimbern einst mit den Tirolern ein einziges Volk bildeten, von dem sie durch die italienischen Überfälle im 12. und 13. Jh. getrennt wurden. Durch die extrem detaillierten geschichtlichen Nachforschungen der Brüder Carlo und Francesco Cipolla (in der zweiten Hälfte des 19. Jh.) und den ausschlaggebenden Sprachforschungen von Eberhart Kranzmayer (gegen Mitte des 20. Jh.) wird die Abstammung der Zimbern eindeutig auf kleine Gruppen von deutschen Bayern zurückgeführt, die sich zuerst auf den Bergen von Vicenza und dann auf jenen des Trentino und von Verona niederließen. Es handelte sich um Holzfäller und Hirten, die zuerst wegen einer Hungersnot, die Mitte des 11. Jh. in Raum von Benediktbeuern ausgebrochen war, nach Italien kamen, später waren es die Kontakte zwischen den Klöstern (der erste fand zwischen Benediktbeuern und S. Maria in Organo in Verona statt), durch die sie in diese Gegend zogen.

Trotz dieser eindeutigen Erkenntnisse wurden weiter neue Vermutungen über den Ursprung der Zimbern angestellt. Bruno Schweizer (1897–1958) behauptete zum Beispiel, dass der erste Kern der Zimbern aus Langobarden bestand die auf die Berge flüchteten als die Franken nach Italien kamen um sie zu bekämpfen. Diese Vermutung stützte sich auf einige besondere Ausdrücke der Zimbernsprache, die jedoch nicht zahlreich genug sind, um diese Behauptung zu untermauern (eine Handvoll Vokabeln); außerdem wurde bereits festgelegt, dass die Langobardensprache bereits sehr früh, spätestens am Ende des 8. Jh. ausstarb. Eine weitere, besonders von Hugo Resch (1925–1995) vertretene Vermutung wollte, dass sich die erste Gruppe von Zimbern von Benediktbeuern nach Badia Calavena begab, um sich erst zu einem späteren Zeitpunkt auf der Hochebene von Asiago niederzulassen. Diese Theorie hat jedoch einen Schwachpunkt, da die Abtei von Calavena erst um das Jahr 1120 gegründet wurde, d.h. ungefähr siebzig Jahre nach der angeblichen Hungersnot, die die Zimbern nach Italien gebracht haben soll. Es ist klar, dass die Abtei bei der Ankunft der ersten Zimbern keine Rolle spielen konnte.

Die Entdeckungen der Brüder Cipolla und des deutschen Sprachforschers waren für die Ergründung der wahren Natur der Zimbern ausschlaggebend. Das Vorurteil über den weit zurückliegenden Ursprung dieses Volkes will jedoch nicht aussterben. Heute noch gibt es Leute die behaupten, dass unter Beibehaltung der deutschen Ansiedelungen im 11. Jh., in früheren Zeiten ein älterer deutscher Stamm ansässig gewesen sein müsse, in den sich die neuen Deutschen eingegliedert haben. Es muss hinzugefügt werden, dass uns in den Gebieten der Zimbern nichts dazu veranlasst dies zu glauben; sollte vor der Ankunft der Siedler im 11. Jh. wirklich eine deutsche Ansiedlung bestanden haben, ist es doch eigenartig, dass nichts von ihr übergeblieben ist, weder ein Ortsname, noch ein Eigenname noch irgend ein kleiner Wortschatz.

Heute wird einhellig anerkannt, dass die ersten Zimbern gegen Mitte des 11. Jh. die Hochebene von Asiago erreichten; von hier aus verbreiteten sie sich in Richtung Posina, dann auf die Hochebene von Folgaria und in Richtung Verona. Hier erhielten sie durch eine bischöfliche Urkunde des Jahres 1287 die Erlaubnis, sich auf dem Gebiet der Lessinia, dort wo das damals fast unbewohnte Dorf Roverè stand, niederzulassen. Mit großer Wahrscheinlichkeit war die Ankunft der deutschen Siedler in den Bergen des Trentino

und des Veneto besonders willkommen: die Anzahl der einheimischen Bergbewohner war sehr gering und die neuen Arbeitskräfte konnten dazu beitragen, die Städte der Ebene mit wertvollem Holz zu beliefern.

Hervorstechend ist die Tatsache, dass man kurz nach dem 14. Jh. anfängt die Neuankömmlinge auf den Bergen von Vicenza nicht mehr Deutsche, sondern Zimbern zu nennen. Es ist ebenso bemerkenswert, dass diese Bezeichnung lange ausschließlich in den Literatenkreisen von Vicenza benutzt wurde. Von hier aus geht diese Bezeichnung auf die Literatenkreise von Verona über und dringt erst viel später zur eigentlichen Bevölkerung vor (vielleicht sogar erst im Laufe des 18. Jh.). Dass der Name nicht einheimischen Ursprungs ist, erscheint klar, da sich die Zimbern selbst Tzimborn nennen und sobald sie dann erklären sollen welche Sprache sie sprechen sagen sie »*bar reidan tautsch*«, wir sprechen Deutsch (in Giazza).

Heute wird die Vermutung akzeptiert, dass der Name Zimbern die Abwandlung ins Venetische für einen von den Siedlern benutzten Ausdrucks ist. Der deutsche Holzfäller musste sich oft als Zimberer »Zimmermann, Holzbearbeiter, Holzfäller« ausweisen, wobei er seinen deutschen Ursprung voraussetzte. Sobald die Literaten aus dem Veneto dieses Wort hörten, identifizierten sie es sofort mit den Zimbern der Römerzeit; so entstand die Legende, dass diese Bevölkerung von den Kriegern jener Zeit abstamme.

Von Roverè aus zogen die Siedler bald in verschiedene Richtungen. Zu den neuen Ansiedlungen trugen nicht nur die Kinder der Erstankömmlinge bei, sondern auch neue Siedler, die von den gleichen Gegenden jener kamen, die 1287 von dort abwanderten (und zwar aus den Dörfern der hochgelegenen Täler von Chiampo und Agno). Am Anfang des 14. Jh. heuerte der Abt von Calavena eine große Anzahl von Arbeitern an um das Gebiet um die Abtei urbar zu machen; so entstand das Dorf von Badia Calavena. (Es gab dort vorher keine Ansiedlung von Veronesern, sodass dieses Dorf das einzige ist, das ausschließlich von den Zimbern gegründet wurde). Die Zimbern nennen es »*kam Ábato*« was »vom Abt« bedeutet, wobei für »abate« das alte Veroneser Wort *abàdo* mit Vorversetzung des Akzentes benutzt wird.

Kurze Zeit später (um die Jahre 1320–25) begannen sich die Siedler in Richtung Norden nach Bosco Chiesanuova, Erbezzo, Valdiporro, Velo, Camposilvano, Azzarino und in Richtung Süden nach Cerro, S.Mauro di Saline und Tavernole auszubreiten. Die Pest des Jahres 1348 zwingt sie zu einem vorübergehenden Stillstand. Erst viel später, gegen Ende des 14. Jh. besiedeln die Zimbern Selva, Giazza und Campofontana.

Diese deutsche Ausbreitung scheint zu Beginn des 15. Jh. aufzuhören, als abgesehen von den Dreizehn Gemeinden keine neuen Siedlungen gegründet werden. Um den Bevölkerungszuwachs zu bewältigen werden neue Gebäude errichtet oder die bereits bestehenden vergrößert, man bleibt aber innerhalb des Gebietes der Dreizehn Gemeinden. Diese Situation hält bis zur zweiten Hälfte des 16. Jh an, als eine Reihe von Ereignissen eintritt die dazu führen werden, die Merkmale dieses Zimbervolkes, das bis dahin relativ unabhängig und eigenständig lebte, für immer zu verändern.

In diesem Zeitraum beginnt die Verbreitung der für die Jagd sehr wichtigen Feuerwaffen, was eine Abhängigkeit von Verona und den anderen Städten der Ebene mit sich bringt (Besorgung der Waffen, Schiesspulver und Bleikugeln). Gleichzeitig bricht auf dem Berg eine große Hungersnot aus, auf die in den Jahren 1575-76 die Pest folgt. Mit Beginn des 17. Jh. beginnt erneut eine Zeit der Abhängigkeit von der Ebene durch die Einführung der neuen, aus Amerika stammenden Pflanzen (Bohnen, Mais, Tabak, usw.).

Die einst fast vollkommene wirtschaftliche Selbstständigkeit der Dreizehn Gemeinden schwindet immer mehr. In Folge der Hungersnot hatten viele junge Einwohner anderswo in den Tälern und in der Ebene Arbeit gesucht; die Folge waren viele Mischehen zwischen Zimberjungen und Veroneser Mädchen, was eine der ersten Ursachen für das langsame, aber stetige Aussterben der Zimbernsprache war. Fremde Bräute zogen in die Zimberndörfer; obwohl einige die einheimische Sprache erlernten, war es unvermeidlich, dass der Veroneser Dialekt bei den Dorfbewohnern immer mehr Fuß fasste und langsam die Zimbernsprache verdrängte.

Gegen Mitte des 18. Jh. wird in Erbezzo, S.Mauro und Cerro kein Zimbrisch mehr gesprochen. In Bosco Chiesanuova, Valdiporro, Azzarino, Roverè und Badia Calavena wird die Sprache nur noch von den Alten benutzt. Als zu Beginn des 19. Jh. die Regierung des französischfreundlichen Königreiches Italien eine Untersuchung der Sprachminderheiten des Landes anordnet, wird Zimbrisch nur noch in Velo, Selva, Giazza und Campofontana, sowie teilweise in S.Bortolo gesprochen. Zur Zeit der Brüder Cipolla, um das Jahr 1880, lebte die Zimbernsprache nur noch in Giazza und teilweise in Campofontana sowie in einigen kleinen Siedlungen von Selva und Velo. Dreißig Jahre später wird nur noch in Giazza zimbrisch gesprochen.

Mit dem Bau einer Militärstrasse im Ersten Weltkrieg wurde das frontnahe Giazza mit dem Val d'Ilasi verbunden. Zuvor waren die Verbindungen zwischen dem Dorf und der Ebene mühsam: Der einzige Weg in Richtung Giazza war ein schmaler, steiler Saumpfad. Der Bau der neuen Strasse entzog Giazza seiner Abgeschlossenheit, die häufigeren Kontakte mit der Außenwelt bedeuteten jedoch den Verfall der heimischen Mundart, die langsam von der Mehrzahl der Bewohner aufgegeben wurde. Dazu trug auch die Politik der Faschistenregierung bei, die gegen jegliche Mundart nicht italienischer Abstammung war.

Ein weiterer Grund für den Verlust der heimischen Mundart war die Auswanderung in den dreißiger Jahren, als viele Einwohner von Giazza in die großen Industriezentren der Lombardei und in die entwässerten Gebiete des Agro Pontino und Sardinien zogen. Auch die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg brachte die Abwanderung vieler Familien, vor allem in Richtung der Industriezonen der Lombardei.

## ***DAS 20. JAHRHUNDERT: EINE ZEIT GROSSER VERÄNDERUNGEN***

Das 20. Jahrhundert könnte als jenes Jahrhundert bezeichnet werden, das aufgrund der großen Veränderungen in der Wirtschaft, in der Kultur und in der sozialen Struktur das Verhältnis der Gemeinschaft und der einzelnen Menschen zu Zeit und Raum grundlegend verändert hat.

Zu Beginn des 20. Jahrhundert kannten die Bewohner der Lessinia das Gebiet in dem sie lebten sehr gut, sie durchquerten es zu Fuß und hatten so ein direktes, emotionales und familiäres Verhältnis zur Umgebung mit ihren Symbolen und den in der Gemeinschaft verankerten Traditionen. Man begann diese Erfahrung bereits als Kind aufzubauen als man mit den Eltern und den »Grossen« auf die Wiesen ging zum *restrelar* (rechen), in die Wälder um Pilze, Laub oder Holz zu sammeln, die Wege entlang schritt um Verwandte zu besuchen oder den Gottesdiensten beizuwohnen.

Eine tiefe Kenntnis der Umgebung war grundlegend, da man hier all das schöpfte, was zum Leben gebraucht wurde, es bestand ein enges Verhältnis mit der Umwelt, die nicht

zerstört werden durfte, und alles was zum Überleben notwendig war musste erhalten bleiben.

Man befasste sich hauptsächlich mit der Viehzucht, der Holzfällerei und dem Steinhauen, vorwiegend für den Eigengebrauch. Weitere typische Produkte der Veroneser Berge waren Molkereiprodukte, Holzkohle, Kalk und Eis. Mit der Außenwelt wurden nur die überschüssigen Produkte getauscht, um sich jene Waren zu beschaffen, die man hier nicht zur Verfügung hatte, wie Salz, Zucker, Mehl, Polenta und Tabak.

Da man in einer schwierigen und abgesonderten Umgebung lebte, baute man Wohnhäuser und Bauernhöfe die aneinander grenzten, wodurch die für die Lessinia typische Siedlung entstand: die Contrada. In diesen Siedlungen waren die Einwohner oft unter sich verwandt, was zu Bluts- und Gemeinsamkeitsbande führte, die sich sowohl anlässlich der Feierlichkeiten wie Hochzeiten, Taufen, Erstkommunionen und Firmungen äußerten, als auch in Notsituationen (Krankheit, familiäre oder wirtschaftliche Schwierigkeiten) aber auch beim Bau von Einrichtungen, die man gemeinsam nutzte, wie die Stadel, den Backofen und die Brunnen für die Wassersammlung. Da man auf relativ engem Raum und mit geringen Mitteln lebte, verlief das Zusammenleben nicht immer reibungslos, da jede Familie versuchte das eigene *campèto* (Feldchen) zu bestellen oder zu vergrößern, was oft zu Streitigkeiten zwischen den Nachbarn führte. Man kann sagen, dass das wirtschaftliche und soziale Leben von gegensätzlichen Bedürfnissen beeinflusst wurde: einerseits musste man das Überleben der eigenen Familie sichern was oft Neid und Rivalität hervorrief, andererseits aber musste man zusammenzuhalten um die gemeinsamen Schwierigkeiten zu meistern, wenn es darum ging bei den Behörden um Abgabefreiheit aufgrund der schwierigen Lebenslage und der geringen Erträge anzusuchen; die Lokalpolitik musste ebenfalls gemeinsam betrieben werden.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jh. versuchten die Bergbewohner Landstücke anzukaufen, die sich in den vergangenen Jahrhunderten im Besitz von Klöstern und Veroneser Adelsfamilien befanden: es entstanden kleine Besitztümer, die zu einer übermäßigen Zersplitterung des Gebietes führten.

Die Lessiner Gemeinschaft konnte sich auf lange Zeit relativ stabil halten. Ausschlaggebend dafür waren das Gleichgewicht zwischen dem Bevölkerungsstand und den Erträgen, sowie eine Wirtschaft die den Eigenbedarf decken konnte, der Sinn für die Gemeinschaft, die Kultur und die Traditionen.

#### *Einwohner der Berggemeinden der Lessina von 1871 bis 1991 (ISTAT-Daten)*

Gemeinde/Jahr	1871	1881	1901	1911	1921	1931	1936	1951	1961	1971	1981	1991
Bosco Ch.	2877	3087	3918	4295	4372	4146	4088	3891	3334	3050	3018	3033
Cerro	755	894	984	1122	1156	–	–	1026	940	1066	1273	1495
Erbezzo	1046	1076	1253	1295	1320	1238	1140	1186	984	846	777	783
Roverè	2145	2471	2767	3056	2959	2727	2761	2878	2430	2019	1920	1993
Sant'Anna d.A.	–	–	–	–	–	3316	3251	3308	2845	2439	2452	2483
Velo	1161	1282	1632	1765	1767	1700	1735	1713	1461	1035	860	824

Anmerkung: Von 1928 bis 1947 gehörte die Gemeinde Cerro zur Gemeinde von Grezzana und die Gemeinde von Sant'Anna d'Alfaedo wurde erst 1928 unter Einbeziehung von Teilen von Breonio und Prun gegründet.



In der zweiten Hälfte des 19. Jh. stieg die Einwohnerzahl durch die verbesserten sanitären Bedingungen an, es gab weniger Todesfälle durch Infektionskrankheiten, auch die Geburtenzahlen erhöhten sich. Diese Tendenz hielt auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an.

Der Bevölkerungswachstum brachte Probleme mit sich, die man auf zwei Arten zu lösen versuchte: einerseits durch die Nutzung der verlassenen und unbestellten Grundstücke und illegale Tätigkeiten (Schmuggel) und andererseits durch die Auswanderung ins Ausland, die nur für die Saison oder auch ständig sein konnte, da die Ebene und die Städte in der Umgebung der Lessinia nicht genügend Arbeitsplätze boten. Obwohl dadurch das Gleichgewicht der Gemeinschaft stark belastet wurde, gelang es ihr durchzuhalten, da sich die Wirtschaft nach wie vor grundsätzlich auf die heimischen Einnahmequellen stützte, die mit den Verdiensten der Saisonarbeiter und dem Verkauf der typischen Bergprodukte, die auf dem Markt einen guten Preis erzielten, ergänzt werden konnten.

Trotz der immer noch hohen Einwohnerzahl ist die Auswanderung in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen eher rückläufig, sei es aufgrund der Faschistenpolitik die grundsätzlich gegen die Abwanderung war, als auch durch die Krise des Jahres 1929, die auch in den anderen Ländern Beschäftigungsprobleme mit sich brachte.

Mit dem Eintritt Italiens in den Krieg im Jahr 1940 waren viele Bergbewohner gezwungen zum Militär zu gehen. Man schickte sie an ferne Fronten, nach Albanien, Griechenland, Afrika, Russland; viele kehrten nicht mehr zurück. Die Denkmäler an die Gefallenen mit den Namen ihrer Lieben sind für die Familienangehörigen oft der einzige Trost. Nach dem 8. September 1943 erlebt auch die Lessinia die Tragödie des Bürgerkrieges, bei dem die sogenannten »repubblicini« (Anhänger der Italienischen Repubblica Sociale) und die Deutschen gegen die Partisanen und die Alliierten Streitmächte kämpften. Das Gebiet der Lessinia war mit seinen zahlreichen Grotten, Unterschlüpfen und Einöden ein ideales Versteck für alle, die nichts mit dem Krieg zu tun haben wollten oder sich später zu den Partisanen schlugen. Die härtesten und blutigsten Vorfälle ereigneten sich im östlichen Teil der Lessinia wo die Kämpfe zwischen Partisanen und Nazifaschisten viele Opfer forderten und ganze Siedlungen zerstört wurden. Im zentralen und westlichen Teil der Lessinia beschränkten sich die Gewalttaten auf wenige Fälle, wahrscheinlich aufgrund der massiven deutschen Anwesenheit unter deren Kontrolle das Gebiet stand. Nach Kriegsende ändern sich Rhythmus und Raum endgültig. Die Lessinia wird in die Modernisierungsprozesse der italienischen Gesellschaft, deren Mittelpunkt in den Industriestädten des Norden liegt, miteinbezogen. Die traditionelle Gesellschaft nimmt Kontakt mit der Gesellschaft der Städter auf. Die Bezugspunkte verschieben sich, da sowohl auf wirtschaftlicher als auch auf politischer und sozialer Ebene der Mittelpunkt nicht mehr in der einheimischen, sondern in einer nunmehr breiteren Gesellschaft liegt. Man ging von einer auf sich selbst konzentrierten Gesellschaft, die das eigene Umfeld und die eigenen Mittel selbst verwaltete auf eine »integrierte« erweiterte Gesellschaft über, deren Mittelpunkt in den Industriestädten lag. Einerseits hat die Verallgemeinerung der Werte, der Lebens- und Wirtschaftsformen das soziale, wirtschaftliche und politische System sozusagen vereinheitlicht, andererseits führte die Zentralisierung der Entscheidungsgewalt die auch die ländlichen Gebiete betraf dazu, dass die Berggebiete zu Randgebieten wurden, die den dort lebenden Menschen nur mehr wenige Möglichkeiten bieten konnten.

Die Veränderungen in der Lessinia sind verschiedenen internen Faktoren zuzuschreiben wie die bis 1951 immer noch hohe Bevölkerungszahl; die für die Berggebiete typischen Erzeugnisse wie Eis, Kohle und Kalk wurden nicht mehr produziert, was zu einem bedeutenden Beschäftigungsrückgang führte; der Wunsch nach einem bequemeren Leben und einer weniger anstrengenden oder sozial besser anerkannten Arbeit; die traditionelle Gesellschaft die sich als unfähig erwies, mit den neuen kulturellen Modellen zurechtzukommen; das Nichtzustandekommen einer einheitlichen Politik der Gemeinden der Lessinia zur Lösung der Probleme des Berges und zur Einschränkung der Auswanderung in die Stadtgebiete und in die Ebene.

Diese Faktoren hängen eng mit den Veränderungen in der allgemeinen Gesellschaft zusammen wie die Entwicklung der Industrie und die entsprechende Nachfrage nach Arbeitskräften; eine moderne Marktwirtschaft, die den Warenverkehr erleichterte. Die Bergwirtschaft war mit ihren lokalen Produkten gegenüber Waren, die von anderswo her kamen, nicht mehr konkurrenzfähig; die Verbreitung von kulturellen Modellen die ein leichteres und vor allem von verschiedenen Autoritätsformen befreites Leben versprachen; traditionelle Werte wie das Sparen, die Mäßigung, der Respekt vor der Umwelt und das Zugehörigkeitsgefühl an eine Gemeinschaft die immer mehr vernachlässigt wurden; die Standardisierung der Werte, der Lebensart und der Wirtschaftsformen. Radio-Fernsehen und das Zeitungswesen trugen dazu bei, die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Systeme zu vereinheitlichen; die Politik, die immer neue Ballungszentren in den Industriegebieten befürwortete.

Die Folge war die starke Abwanderung in der Nachkriegszeit, die zuerst die nördlichen und abseits gelegenen Siedlungen und später die ganze Hochebene betraf. Diese Veränderungen sind deutlich ersichtlich. Viele Pfade die Dörfer und Siedlungen verbanden, sind von Dornbüschen überwachsen oder wurden durch bequeme Strassen ersetzt, um die Städte schneller erreichen zu können; zahlreiche Häuser der Siedlungen und teilweise ganze Siedlungen wurden verlassen.

In den letzten dreißig–vierzig Jahren erfuhr die Lessinia einerseits das bereits erwähnte Phänomen der Entvölkerung des Berges und andererseits die Verbreitung des Massentourismus und eine allgemeine Urbanisierung, durch die überall kleine Villen und Reihenhäuser entstanden. Die wirtschaftliche Entwicklung der Städte und die größeren finanziellen Mittel führten zum Ankauf von Urlaubshäusern und Wohnungen seitens der Stadtbewohner oder den einst ausgewanderten Bergbewohnern. Sie legten so ihre Ersparnisse an und konnten ihre »Sommerfrische« in einer noch »heilen« Umgebung genießen.

Die rasche Verbreitung der Bauvorhaben wurde auch von den Kommunalverwaltungen begünstigt, da sie Geld in die Gemeindekassen brachte und der ansässigen Arbeitskraft sowohl im Bausektor als in der Bergbauindustrie Arbeit verschaffte. Durch die stetige Erweiterung der Bauzonen hoffte man die Abwanderung vom Berg einzuschränken.

Diese Veränderungen haben natürlich auch das Verhältnis der Bewohner zur Umwelt geändert. Der Besitz wurde nicht mehr als eine Ertragsquelle gesehen, die es zu schützen galt, sondern als ein Produkt, das man wie jedes andere verkaufen konnte. Heute gehen viele Einwohner ihren Tätigkeiten außerhalb der Lessinia nach. Fremde nutzen die Schätze der Zone wie zum Beispiel den Steinabbau und konzentrieren sich dabei ausschließlich auf die Wirtschaftlichkeit. Dem Umweltschutz wird wenig Beachtung geschenkt.

### *Bewohnte Häuser (Volkszählung 1991)*

Gemeinde	Bewohnte Häuser	Unbewohnte Häuser	% unbewohnte Häuser
Bosco Chiesanuova	1093	2922	72%
Cerro	547	886	61%
Erbezzo	279	459	55%
Roveré	653	527	44%
Sant'Anna d'Alfaedo	847	609	41%
Velo Veronese	273	311	53%

### *Bewohnte Häuser nach Baujahr*

Gemeinde	Vor 1919	1919–1945	% fino al 1945	1946–1960	1961–1971	1972–1981	1982–1986	1987–1991	% 1946–1991
Bosco Chiesanuova	290	93	35%	128	247	236	72	27	65%
Cerro	72	16	16%	53	160	164	53	29	84%
Erbezzo	109	21	46%	18	51	60	9	11	54%
Roveré	165	63	35%	51	112	205	33	24	65%
Sant'Anna d'Alfaedo	294	61	42%	54	141	246	29	22	58%
Velo Veronese	128	22	51%	19	48	41	8	7	49%

Der Fremdenverkehr ist eine weitere Verdienstquelle und in den letzten Jahrzehnten versuchte man auch diesen Sektor auszubauen. Es wurden Skipisten angelegt um auch die Wintersaison zu nutzen, Museen errichtet (7 Museen und ein Naturschutzgebiet), die auch den kulturellen Tourismus das ganze Jahr hindurch fördern sollen. Mit dem zwanzigsten Jahrhundert brach für die Lessinia eine neue Epoche an, die sie aus der Abgeschiedenheit der Vergangenheit befreien sollte. Dies bedeutete jedoch auch das Ende der Siedlergemeinschaft die über Jahrhunderte die Gesellschaft und die Wirtschaft der Lessinia geprägt hatte. Das neue Jahrhundert soll dazu herausgefordert werden, die Umwelt mit der ständigen Entwicklung unserer Zeit in Einklang zu bringen, die Besonderheiten der Lessinia, ihre Geschichte, ihre Kultur, ihren Baustil zu wahren, ein Gebiet zu schützen, welches mit seinen ausgedehnten Grünflächen den Menschen Ruhe und Erholung vom Stress des Alltags und des Stadtlebens bietet.

## **TRADITIONEN DER LESSINISCHEN GEMEINSCHAFT**

Im Folgenden werden einige Bräuche und traditionelle Gepflogenheiten der vergangenen Jahrhunderte, typisch für die Bevölkerung der Veroneser Berge, beschrieben. Hunderte Interviews in den letzten dreißig Jahren des soeben ausgeklungenen Jahrhunderts mit älteren Leuten führten zu diesen Ergebnissen, die hauptsächlich den Lebens- und Jahresablauf betreffen.

Die Hochebene der Lessinia oder »Der Dreizehn Gemeinden von Verona« stellte seit undenklicher Zeit eine einzigartige und spezifische Enklave dar, nicht nur der Sprache sondern auch der Kultur und der Traditionen wegen. Vergleichbare Merkmale sind eher in

nördlicher Richtung (Trentino, Carnia, Tirol, Kärnten, Bayern) als in südlicher Richtung (Poebene, Mittelitalien) zu finden. Zum besseren Verständnis für einen nicht einheimischen Leser werden einige Erklärungen über das Gebiet und dessen Bewohner gegeben. Es handelt sich um ein hügeliges und bergiges Gebiet, das im Nordosten von Verona zwischen dem Etschtal, dem Val di Chiampo und dem Val di Ronchi liegt. Die Anwesenheit, neben den italienischen Einwohnern, der Minderheit der sogenannten »Zimbern«, die urkundlich bereits seit dem



**Dreizehn Gemeinden (XIII Komoinen)-Tredici comuni: traditioneller Grenzsaun**

Mittelalter hier lebt und deren Ursprung in deutschen Gebieten liegt<sup>1</sup>, kann die Verwandtschaft mit den Kulturen jenseits der Alpen rechtfertigen. Vor der Vereinigung Italiens lebten diese Völker fast immer im Grenzgebiet und erhielten daher für die Kontrolle der Passübergänge von den jeweiligen Besetzern (Scaligeri, Serenissima Repubblica, Österreich-Ungarisches Reich) eine Erleichterung der Steuerpflicht und besondere Freiheiten.

Die Traditionen zum Lebensablauf beziehen sich unvermeidlich auf die Familie, die bis zur Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zum Großteil bäuerlich, patriarchalisch und aus mehreren Familiengruppen zusammengesetzt war. Das unbestrittene Oberhaupt der Familie bleibt bis ans Ende seiner Tage »der Alte«, erst nach seinem Tod können die Erben den Besitz unter sich aufteilen und sich selbstständig machen. Die Söhne bleiben auch nach der Hochzeit innerhalb der Familie, die Töchter ziehen nach der Heirat fort, in eine andere, jedoch ähnliche Situation. Die Entscheidungen können gemeinsam besprochen werden, das letzte Wort bleibt jedoch immer beim *el vecio* (dem Alten). Sobald man kann hilft jeder bei der Arbeit mit, sei es im Haushalt, auf den Feldern oder in den Wäldern. Reibereien finden immer wieder statt, aber die Angst vom Erbe ausgeschlossen zu werden, zwingt alle die Situation anzunehmen und sich der Lage zu beugen.

## GEBURT UND KINDHEIT

Es sind die Kinder und vor allem die Buben welche die Fortführung der Sippe und natürlich die künftige Arbeitskraft garantieren; für die Braut war daher die Fruchtbarkeit grundlegend, obwohl man aber auch über ihre Unfruchtbarkeit scherzen konnte '*O che la pertega no la ghe ria, o ch'el posso no'l ten'* (entweder schafft es der Bügel nicht oder der

---

1 Die vielen bezüglich dieses Phänomens durchgeführten Untersuchungen haben noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt. Zur eventuellen Vertiefung dieses Themas verweisen wir auf zwei Bücher; das erste gibt ein vollständiges Bild des Problems; das zweite enthält alles, was darüber geschrieben worden ist: G.RAPELLI *I Cimbri veronesi*, La Grafica Editrice, Vago di Lavagno (Verona) 1997. G.RAPELLI *Bibliografia Cimbra* La Grafica Editrice, Vago di Lavagno (Verona) 1999.

Brunnen ist undicht), die Frau ohne Kinder wurde verhöhnt, missachtet und manchmal auch gehasst. Gleichfalls sagte man aus Höflichkeit *'In te le case dei galant'omeni, prima le done e dopo i omeni'* (in den Häusern der Ehrenmänner zuerst die Frauen und dann die Männer), um die Erstgeburt einer Tochter zu rechtfertigen, denn man war davon überzeugt dass *'quando nasce l'omo, s'è piantà el camin!'* (wird ein Junge geboren so ist der Ofen untermauert, die Sippe wird weiter bestehen).

Man glaubte auch, dass das Geschlecht des Kindes vom Verhalten der Ehemänner abhinge: um einen Buben zu bekommen musste der Mann beim Beischlaf energisch, leidenschaftlich, wohlgenährt und ausgeruht sein; aus diesem Grund durfte man weder am Morgen noch Montags Verkehr haben. Die große Bedeutung die diesem Ereignis zugeschrieben wurde, kann man auch aus dem Interesse sehen mit dem man versuchte, das Geschlecht des Kindes vorauszusagen. Man beurteilte das Aussehen der Mutter und untersuchte ihren Bauch. Die Auslegungen waren vielfältig, da man aber davon ausging, dass es schwieriger war einen Buben zu »machen«, würde seine Mutter ein verblühtes und abgemagertes Aussehen haben, im gegengesetzten Fall sagte man *'bela sposa – bela butèla!'* (schöne Frau – schönes Mädchen!). Man ging auch davon aus, dass ein Bub außerdem »umfangreicher« sei, daher war ein großer Bauch, der die Hüften breiter und das Gesäß größer werden lässt, Anzeichen für einen Buben, enge Hüften und ein kleiner, hoher und nach vorne zeigender Bauch wiesen hingegen auf ein Mädchen hin *'parchè l'è rabiosa e la salta su!'* (weil sie zornig und aufmüpfig ist). Der schwangeren Frau wurde auf jeden Fall höchster Respekt entgegengebracht: man legte ihr nahe, harte Arbeit zu vermeiden, bei Tisch durfte sie sich an allem was sie möchte satt essen und alle versuchten ihre 'Lust' auf was Besonderes zu befriedigen, aus Angst, dass Muttermale oder physische Behinderungen das Kind 'zeichnen' könnten. Auch die Mutter musste auf viele Dinge aufpassen, um dem Kind keine Schäden zuzufügen: sie musste alles von ihrem Hals entfernen und auch nichts umhängen um zu vermeiden dass das Kind bei der Geburt von der Nabelschnur erwürgt würde. Sie durfte weder das Vieh hüten noch zu viel Wäsche waschen oder die Hände zu lange im Wasser halten, sie durfte über keine Mauerchen oder gezogene Stricke steigen, nicht reiten, keinen erschreckenden Anblicken ausgesetzt werden, mit keinem von physischen Defekten betroffenen Menschen sprechen, usw. um die Geburt und die Gesundheit des Kindes nicht zu gefährden.

Sobald *'gh'è el camin a fogo'* (der Kamin Feuer fängt), das heißt, sobald die Wehen einsetzten eilte der Gatte entweder zur Dorfhebamme oder zu den Frauen der Umgebung denen eine gewisse Erfahrung nachgesagt wurde. Geschah es bei Tag, wurden eventuell anwesende Kinder fortgeschickt, meist zum Haus der Mutter der Gebärenden, die somit über das Ereignis informiert wurde und prompt mit einem Suppenhuhn herbeieilte um für die Tochter, nach der Geburt, ein Süppchen zuzubereiten. Fand die Geburt bei Nacht statt, wurde die Gebärende manchmal in den Stall gebracht und auf einen mit Blättern und Stroh gefüllten Sack gebettet um zu verhindern dass Schreie und Lärm die Kinder aufweckten. So manche Hebamme beklagte sich über die mangelnde Hygiene unter diesen Umständen und behauptete, dass man die Gebärende in den Stall brachte oder auf einen Haufen schmutziger Lumpen auf den Küchentisch legte, aus Angst die Bettlaken schmutzig zu machen.

Nach der Geburt musste die Frau die erste Woche im Schlafzimmer und die ersten vierzig Tage zu Hause verbringen: wenn sie in der *quarantia* (die vierzig Tage nach der Ge-

burt) ausgehen würde, könnte sie ihre Gesundheit und die des Neugeborenen gefährden und Unglück über die besuchten Häuser bringen. Nach Ablauf dieser Zeit ließ sie sich von der Schwiegermutter oder einer anderen Person zur Kirche geleiten um die *benedia* (Segnung) entgegenzunehmen, worauf sie wieder in die Gesellschaft aufgenommen werden konnte. Sie durfte nicht alleine zur Kirche gehen ‚*parchè la ga el diaolo a schena*‘ (weil sie vom Teufel besessen ist) denn sie könnte schlechte Begegnungen machen oder auf gefährliche Überraschungen treffen.

Damit es *belo drìto* (schön gerade) wachse wurde das Neugeborene, oft bis zum sechsten Monat, vom Hals bis zu den Füßen eng gewickelt; manchmal wurden die Arme freigelassen, aber nicht immer. Wenn das Kind weinte versuchte man die Windeln zu wechseln, ansonsten sagte die Schwiegermutter zur Schwiegertochter, damit die anderen Kinder nichts verstehen: ‚*Proa a scaldarghe el naso!*‘ (versuch ihm die Nase zu wärmen), was heißt: »Still es!«.

Da die Paare sehr jung geheiratet haben und die Kinderzahl groß war, war das erste Kind eines Paares, wo Vater oder Mutter selbst Erstgeborene waren, von fast gleichaltrigen Onkeln und Tanten umgeben und da die Großmutter selbst oft noch im fruchtbaren Alter war kam es manchmal vor, dass Onkel oder Tante jünger waren als die Neffen oder Nichten. Sollten sie im Haus keine Gesellschaft finden, fanden sie diese sicher im Hof wo die Gleichaltrigen Verstecken, Haschen, Tüchlein, *paar el sercolo* spielen (ein Rad wird mit einem Stecken zum Rollen gebracht). Zum Spielen blieb jedoch wenig Zeit, denn sobald sie im Stande waren etwas zu leisten, mussten sowohl die Jungen als auch die Mädchen bei den Familienarbeiten mithelfen.

## LIEBE UND HEIRAT

Die Jugendlichen konnten sich ihr erstes Geld *a giornada* (als Tagelöhner) verdienen. Wenn sie keine eigene Arbeit hatten, wurden während der Heumahd die Jungen als *segati* und die Mädchen als *risteline*, das heißt zum Mähen und Einsammeln des Heus gerufen; im Herbst wurden die Jungen *batari* und die Mädchen *cataòre*, das heißt mit dem Abklopfen und dem Einsammeln von Kastanien beauftragt. Im Sommer konnten einige Jungen auf der Alm als *famej* (Knechte) tätig sein und die Mädchen als *servète*, als Haushaltskraft, bei anderen Familien Arbeit finden. Nicht immer jedoch erhielten sie einen Lohn, manchmal arbeiteten sie *a panèto*, das heißt nur gegen Verpflegung.

Sowohl die Jungen als auch die Mädchen nahmen begeistert an allen möglichen Dorffesten der Umgebung teil. Für alle waren dies auch die ersten Möglichkeiten dem anderen Geschlecht zu begegnen, wenn auch der beste Ort für einen jungen Freier der abendliche Tratsch war, der in allen Siedlungen abgehalten wurde. Üblicherweise trafen sich von Oktober bis Mai alle Einwohner ab acht und bis gegen elf Uhr abends im größten oder im gastfreundlichsten Stall der Siedlung (manchmal auch in mehreren Ställen, wenn die Siedlung groß war). Die Gelegenheit wurde auch zur Durchführung kleiner Arbeiten genutzt: die Männer umwickelten Stühle mit Stroh, flochten Körbe aus Weidenruten, reparierten oder bauten Werkzeuge; die Frauen spannen Wolle, stopften und flickten, nähten oder strickten. Man betete zuerst den Rosenkranz und unterhielt sich dann über Geschäfte und Preise, man diskutierte und erzählte Geschichten und die Jugend machte sich den Hof. Beim Tratsch war die Türe nie abgesperrt, jeder konnte hereinkommen. Da am Abend nur die Männer ausgehen durften, blieben die Mädchen natürlich in der eigenen Siedlung zum Tratsch und wurden hier von den Jungen besucht.

Die Jugend war nie alleine gelassen und von den Erwachsenen immer im Auge behalten. Den Jungen riet man auf die Merkmale zu achten, welche die künftige Braut haben sollte: grundlegend ist *che la tasa, che la piasa e la staga in casa* (dass sie gefalle, dass sie schweige und dass sie daheim bleibe); es war nicht günstig die Braut zu weit entfernt zu suchen: *strove in le sese e done dal so paese* (such die Triebe in den Büschen und die Frauen in deinem Dorf); es konnte nicht nur kostspielig, sondern auch gefährlich sein und daher: *l'è mejo bruta ma comoda per poterla controllare* (besser hässlich aber nah, um sie kontrollieren zu können); die Schönheit zählte weniger als der Reichtum: *l'è mejo na bruta figura de on bruto contrato* (besser ein schlechtes Aussehen als ein schlechter Vertrag); es war besser wenn sie jung war: *vin vecio e done doene* (alter Wein und junge Frauen) obwohl auch die älteren nicht immer auszuschließen waren: *l'è la galina vecia che fa el brodo bon* (es ist die alte Henne die die Suppe schmackhaft macht). Gleichlautende Ratschläge wurden auch den Mädchen erteilt: es war besser, wenn der künftige Ehemann unten im Tal, anstatt im oberen Tal wohnte: *i è le pegore perse che va in su* (es sind die verlorenen Schafe die aufwärts gehen); man riet eher auf Substanz als auf Präsenz zu achten: *varda el panaro e no el galo perchè i fioi no i domanda: pupà belo, ma: pupà, pan!* (schau auf die Hennen im Hühnerstall und nicht auf den Hahn, denn die Kinder sagen nicht: schöner Vater, sondern Vater, Brot!); auch die moralischen Eigenschaften verloren gegenüber dem Reichtum: *tolo marso ma sior* (nimm ihn verdorben aber reich); es musste darauf geachtet werden, dass er einen gut gehenden Betrieb hatte: *ch'el gabia almanco diese vache, el toro e el caval moro* (dass er mindestens zehn Kühe, den Stier und ein schwarzes Ross habe); manch weise Mutter wußte aber, dass auch die eheliche Genugtuung ihre Wichtigkeit hatte: *ch'el gabia casa e campi, ma anca carcossa davanti!* (dass er Haus und Feld, aber auch vorne was habe!).

Nach einer unterschiedlich langen Verlobungszeit, die in der Regel jedoch einige Jahre dauerte, hielt der Bräutigam beim Vater der Braut um deren Hand an. Wurde diese zugestanden, begab sich das Paar zum Pfarrer um das Aufgebot zu bestellen. In diesem Zeitraum wurden die Treffen und Einladungen zum Essen zwischen den Familien des Brautpaares immer häufiger um sich über die Geldausstattung, die Einladungen und die Mitgift zu einigen. Zuerst ging der Bräutigam mit den Eltern zum Haus der Verlobten, dieses Fest wurde *'nar a sbregar la cioca'* (der Glücke die Küken wegnehmen) genannt; einige Feiertage später begaben sich die Eltern der Braut (die Braut geht fast nie mit, da man der Auffassung ist dass es ihr Unglück bringe, vorzeitig das Haus zu sehen in dem sie leben wird) zum Haus des Bräutigams; dieses Fest wird *'nar a vedar can de corte'* (den Betrieb begutachten) genannt. Wenn auch vorgreifend, sei auf ein weiteres Fest hingewiesen: einige Sonntage nach der Hochzeit besuchten die Eltern der Braut das Ehepaar: *'i torna a torse la pele'* (sie holen sich die Haut zurück), das heißt, sie besuchten die Tochter im neuen Heim um eventuell offen stehende Rechnungen zu begleichen und um die »Haut« der Tochter mitzunehmen, es will damit gesagt werden, dass sich die junge Frau komplett erneuern musste, sie änderte ihr Leben, ihre Art und ihre Gewohnheiten.

Am meisten gefragte Heiratsperioden waren der Frühling und der Herbst; man heiratete jedoch nicht in der Fastenzeit oder in Zeiten intensiver Landarbeit. Die Hochzeiten fanden fast immer Samstags (oder Sonntags) am frühen Morgen statt, da das Brautpaar ab Mitternacht nüchtern sein musste um die Kommunion entgegennehmen zu können. Der Bräutigam begab sich in Begleitung seiner Gäste zum Haus der Braut die auf seine Ankunft wartete, um ihr Zimmer zu verlassen. Die Braut und ihre Gäste gesellten sich

zu den anderen und gemeinsam gingen sie zur Kirche. Beim Aufbruch des Brautpaares wurden vor allem in der östlichen Lessinia als Glückwunsch einige Schüsse mit dem *trombin*<sup>2</sup> abgefeuert; anderswo wurden mit dem Gewehr einige Blindschüsse abgegeben. Auf dem Weg zur Kirche konnte das Brautpaar auf verschiedene *sbare o fermative* (Sperren oder Behinderungen) treffen; Jugendliche sperrten den Weg mit Holz oder anderem Material und das Brautpaar selbst musste mit der Räumung beginnen; nachdem sie sich Süßigkeiten oder Wein versprechen ließen halfen auch die Täter bei der Räumung. Beim Kirchengang ging das Brautpaar getrennt, jeder mit seiner Gruppe, erst nach der Hochzeit kehrten sie gemeinsam zurück. Nach der Trauung lud der Pfarrer meistens das Brautpaar und die Trauzeugen in das Pfarrhaus auf eine heiße Schokolade oder ein kleines Frühstück ein. Immer noch im Umzug, an dem jedoch nicht alle Männer teilnahmen da einige im Dorf blieben, begaben sich alle zum Haus des Bräutigams zum Hochzeitsessen.

Das Mahl wurde fast immer von der Schwiegermutter mit Hilfe einiger Köche aus der Umgebung vorbereitet. Es bestand meistens aus: hausgemachten Nudeln die in der Suppe gekocht wurden, gemischtem gekochtem Fleisch mit *pearà* (Soße aus Brösel, Suppe, Knochenmark und Pfeffer), Huhn- oder Rindsbraten mit verschiedenen rohen und gekochten Gemüsesorten, einheimischer Käse, hausgemachte Mehlspeisen, Kaffee und gutem Wein. Ein ‚pikanter‘ Scherz bestand darin, dem Brautpaar ein Stück sehr alten Käse anzubieten der zum Anlass *formajo pìncion* genannt wurde. Als weiterer Scherz wurden der Braut eine Schachtel oder zwei aufeinander gestülpte Schüsseln gebracht in denen sich ein Spatz befand: sobald sie diese öffnete flog der Vogel unter dem Applaus aller Gäste davon. Manchmal wurde ein Balladensänger eingeladen oder ein Ziehharmonikaspieler der zum Tanz aufspielte. Weitere Scherze konnten am Ehebett vorgenommen werden: in der Mitte abgenähte Bettlaken, Brennessel oder Kastanienigel unter der Decke, Pferdepulver das einen fürchterlichen Juckreiz verursachte, unter dem Bettrost angebrachte Dosen, die, sobald sich das Paar hinlegt Lärm machten ... Nicht alle Schwiegermütter erlaubten es jedoch, dass die Hochzeitsfeier in einen manchmal übertriebenen und wilden Trubel ausartete. Der Tag der Hochzeit wurde als der schönste Tag für Mann und Frau angesehen und daher scheute man für das Festmahl meist keine Spesen; man war sich bewusst, dass dann zwischen Sorgen, Arbeit, Haus und Kinder der Alltag unvermeidlich zurückkehrt.

## ALTER UND TOD

Die patriarchalische Familie ermöglichte es, dass sich niemand unnützlich fühlte oder sich selbst überlassen blieb. Die Menschen verblieben bis ans Ende ihrer Tage im Kreis der Familie; sie garantierten eine ständige Anwesenheit, sie konnten auf die Kinder aufpassen, solange die Eltern draußen arbeiteten, sie machten sich nützlich indem sie Werk-

---

2 Es handelt sich um eine besondere Waffe in Form einer riesigen Pistole, die circa 30 kg wiegt. Es scheint, dass sie nie zu Kriegs- oder Angriffszwecken benutzt wurde, sondern nur anlässlich von Feiern: Dorffesten, Einzug des Pfarrers, Besuche der Bischöfe, Hochzeiten ... Vor kurzer Zeit wurden in der östlichen Lessinia zwei Folkloregruppen gegründet um diese Tradition fortzuführen: *I Trombini di S. Bartolomeo delle Montagne* und *I Pistonieri dell'Abazia* (Badia Calavena). Um mehr darüber zu erfahren: G.FAE', *I Trombini di San Bartolomeo*, Hit Comunicazione, Verona, 1999.



zeuge reparierten oder Kleider flickten, man zog ihre Ratschläge oder Urteile die oft von langer Erfahrung sprechen in Betracht: *trista co'la cà, che udor da vecio no la sa* (traurig ist das Haus das den Geruch der Alten nicht hat). Hatte das Familienoberhaupt ein gewisses Alter erreicht, so wurde das Testament gemacht; auch dies war eine Waffe die es ihm ermöglichte, nicht vernachlässigt zu werden, auch weiterhin auf ihn zu hören da man nicht vom Testament ausgeschlossen werden wollte. Nur wer sich keine Familie aufgebaut hatte, riskierte alleine zu sterben: *ne la grupia more el barba, sensa che nessun lo guarda* (in der Krippe stirbt der Ledige ohne dass jemand nach ihm sieht).

Das fortschreitende Alter und der nahe Abschied konnten zu einer verstärkten Religiosität oder zu großer Würde und Ernsthaftigkeit führen: *quando el corpo el se frusta, l'anima la se giusta* (wird der Körper geschlagen so wird die Seele erhaben). Auch der Pfarrer besuchte, wo es möglich war, die älteren Leute öfters zu Hause um ihnen die Kommunion zu bringen und ihnen auch die Angst vor dem letzten Besuch zu nehmen, wenn er an das Sterbebett gerufen wurde, um die letzte Ölung zu geben. Auch über dieses Ritual wurde gescherzt und so mancher sagte: *che è passa el prete a ondarghe le rue* (der Priester ist vorbeigekommen um ihm die Räder zu ölen). Wenn der Pfarrer sich mit dem Viatikum zu einem Sterbenden begab, wurde er, außer es handelte sich um einen besonders dringenden Fall, von vier Mitbrüdern die auf einem Stab angebrachte Laternen trugen, einem weiteren Mitbruder mit dem Baldachin und zwei Messdienern mit Weihrauch und Weihwasser begleitet. In manchen Fällen wurden auch die Glocken geläutet. Sobald man sich bewusst war, dass jemand im Sterben lag, hieß es: *el va avanti come la piera in t'el quaro*<sup>3</sup> (er bewegt sich wie der Schleifstein der sich in seinem Behälter langsam aufbraucht). Man verständigte die nahen Verwandten damit sie den Sterbenden noch einmal sehen können.

Sobald der Tod eingetreten war, begab sich ein Verwandter zum Pfarrer, der sofort die Glocken läuten ließ. Für einen Mann wurde die große Glocke im Gleichton geläutet, für eine Frau die mittlere und falls es sich um ein Kind handelte, was nicht selten vorkam, die kleine Glocke. Bis zum Tag der Beerdigung wurden dann die Glocken zwei bis drei Mal täglich geläutet. Wer den Pfarrer verständigt hatte, kam meistens mit vier Kerzenhaltern zurück, die dann am Bett aufgestellt wurden. Wer zu Hause blieb, öffnete die Fenster um zu lüften; mancher glaubte es sei *par liberar l'anima* (um die Seele zu befreien). Der Leichnam wurde dann gewaschen und mit dem besten Gewand bekleidet, die Arme wurden auf der Brust mit einem Rosenkranz oder einem Kreuz in den Händen verschränkt. Er wurde auf ein Holzbrett gelegt und auf seinem Bett aufgebahrt, das Zimmer wurde mit einigen Blumentöpfen geschmückt. Jede Nacht, die der Verstorbene im Haus verblieb (höchstens zwei, in höher gelegenen Orten können es wegen der Schneelage auch mehrere Tage sein) verweilten einige Personen die ganze Nacht in einem anliegenden oder tiefergelegenen Raum zum *tendar el morto* (auf den Toten aufzupassen), um die Totenwache abzuhalten. Wenn auch Frauen anwesend waren, wurde geplaudert und es wurden Gebete gesprochen; blieben nur Männer wurde Karten gespielt, Wein getrunken und von Zeit zu Zeit sah jemand nach dem Verstorbenen.

---

3 Der *quaro* (Behälter) kann ein ausgehöhltes Oxsenhorn oder ein zylindrischer Holzbehälter sein; man trägt ihn beim Mähen am Hosenbund. Das Wort stammt vom lateinischen *aquarium*; da der Stein zum Wetzzen nass sein muss, ist immer etwas Wasser im Behälter.

Ein weit verbreiteter Brauch in diesen Gebieten war das Rosenkranzgebet im Haus des Verstorbenen. An den Abenden vor dem Begräbnis begaben sich Verwandte und Nachbarn aus der Umgebung zum Haus des Verstorbenen um dort, und nicht wie sonst beim abendlichen Tratsch, den Rosenkranz zu beten. Meist wurde ein Rosenkranz gebetet aber manchmal auch drei, auf die dann die Litaneien der Heiligen und der Muttergottes und weitere Gebete folgten. Nach dem Gebet wurde den Anwesenden ein Glas Wein angeboten.

Das Begräbnis fand fast immer am Morgen statt, damit die weiter weg wohnenden Verwandten am Nachmittag wieder nach Hause gehen konnten. Manchmal ging der Pfarrer zum Haus des Verstorbenen um den Leichnam vor der Sargschließung zu segnen oder er erwartete den Trauerzug am Kirchentor. In einigen Dörfern war es Brauch, Girlanden aus echten oder aus Papierblumen anzufertigen: dunkle oder rote Blumen für alte Männer und Frauen, hellblaue oder rosarote Blumen für junge Männer und Frauen, weiße Blumen für Kinder. Nur wenige Pfarren verfügten über einen von Pferden oder Ochsen gezogenen Totenwagen, in den meisten Fällen wurde der Sarg gegen Bezahlung von vier Trägern zur Schulter getragen. War der Weg sehr lang oder der Sarg zu schwer so konnten es auch acht Totenträger sein, die den Sarg entweder abwechselnd oder auf Stangen gemeinsam trugen. Die Angehörigen der verschiedenen Bruderschaften, Männer wie Frauen, trugen beim Begräbnis die jeweilige Tracht.

Alle verwandten Hausbewohner mussten Trauerkleidung tragen. Die Witwe oder der Witwer trugen ungefähr ein Jahr lang oder länger schwarze oder dunkle Kleidung; die Söhne und Töchter sechs Monate lang ein schwarzes oder dunkles Gewand und dann für sechs Monate ein schwarzes Band am Pullover- oder Jackenkragen oder am Hut. In letzter Zeit war das Band durch einen eigens dafür vorgesehenen schwarzen Knopf ersetzt worden, der am Knopfloch angebracht worden ist. Die üblichen Gedenktage an den Verstorbenen waren der *setimo*, *trigesimo* und *cadodano* (siebente, dreißigste und der Jahrestag), es wurde nach sieben Tagen, nach einem Monat und nach einem Jahr eine Gedenkmesse gelesen. Der *caodano* (Jahrestag) wurde oft jahrelang wiederholt.

## DER JAHRESABLAUF

Es ist nicht bekannt, dass der Jahresbeginn besonders festlich oder lärmend erwartet wurde: am 31. Dezember ging man gegen Abend in die Kirche um feierlich das Te Deum zu singen und dann zum Tratsch, der etwas länger als üblich dauerte; man bereitete vielleicht *na padelà de castagne* (eine Pfanne Kastanien) und so manches Glas *de graspia* (Schnaps) vor. Mehr aus Neugierde oder zum Scherz als aus echter Überzeugung warf so manches Mädchen im heiratsfähigen Alter am ersten Tag des Jahres, bevor sie von ihrem Zimmer herunterkam, die *sgalmare*<sup>4</sup> (Holzschuhe) von oben zum Stufenende hinunter: blieben sie gerade und lagen sie in Richtung Tür, würde sie noch in diesem Jahr heiraten; lagen sie verkehrt, könnte es sein, dass die Verlobung aufgelöst wird; zeigten sie ins Hausinnere würde sie noch warten müssen, bevor sie heiratete. Obwohl auch keine besonderen Schiessaktionen bekannt sind, ist es nicht auszuschließen, dass besonders in der östlichen Lessinia so mancher Schuss mit dem *trombin* abgefeuert wurde. Am ersten

---

4 Es handelt sich um schwere handgemachte Schuhe oder Schlüpfen mit einer Holzsohle und einer Lederoberhaut.

Tag des Jahres war es für den Mann kein gutes Omen einer Frau zu begegnen, besonders wenn sie alt und unansehnlich war; die Frauen hielten sich vor Hausbesuchen zurück, um kein Unglück in fremde Häuser zu bringen.

Von Jahresbeginn bis zum Fest der Heiligen Drei Könige gingen die Jugendlichen in den Siedlungen *a cantar la stela* (Sternsingen): sie gingen mit einem großen Papierstern, der auf einem Stiel angebracht und von einer Kerze beleuchtet wird, von Haus zu Haus und sangen möglichst mit Begleitung eines Ziehharmonikaspielers eine Melodie die sich auf die Drei Könige bezieht. Von den Familien, die sie besuchten erhielten sie Äpfel, Kastanien, Nüsse oder ein Glas Wein. Am Abend der Heiligen Drei Könige wurde auf dem höchsten der nahe gelegenen Berge ein großes Stoppelfeuer entfacht, das *brusar el bruièlo* oder *brusar la stria* (den Scheiterhaufen verbrennen oder die Hexe verbrennen) genannt wird.

Je nach dem ob Ostern »früh« oder »spät« fiel, dauerte der Fasching vom Tag der Heiligen Drei Könige bis Anfang Februar oder Anfang März. Es war ein verbreiteter Brauch bei der Jugend der Lessinia, verkleidet die verschiedenen Tratschgesellschaften aufzusuchen und dort Scherze oder lustige Aufführungen zu machen. War die Verkleidung so gut gelungen, dass sie von keinem erkannt wurden, so sagte man *i ga portà ia el galo* (sie haben den Hahn mitgenommen); kann es vielleicht heißen dass in alten Zeiten der Preis für die gelungenste Darstellung ein Hahn war? Man erzählte von Maskierten, die beim Weggehen einen Schauspieler zurückließen, der allem Anschein nach an einem Pfeiler lehrend schlief. Als man ihn entdeckte und versuchte ihn aufzuwecken, merkte man, dass er tot war. Hat man die Verkleidung ausgenutzt um einen Mord zu begehen oder zu verstecken? In verschiedenen Dörfern wurden während des Faschings auch echte Lustspiele oder Tragödien von Metastasio, Alfieri, Goldoni und anderen Autoren inszeniert und im kleinen Pfarrhaustheater aufgeführt. In jedem Haushalt wurden die *fritole* aus Mehl, Milch, Eier, Zucker, Obst oder Rosinen zubereitet und im Schmalz des kurz davor geschlachteten Schweins herausgebacken.

Ein besonders bedeutungsvolles Fest, das sowohl auf das Ende des Winters als auf den Frühlingsanfang hinweisen sollte, war das *Ciamar Marzo* (Märzrufen). Im Laufe der letzten zwei Februarabende und des ersten Märzabends begaben sich die Jugendlichen aus den verschiedenen Siedlungen auf einen Hügel und brachten Kübel, Kuhglocken, Metallstücke und was immer laut lärmte mit. Sie riefen sich unter Getobe und Geschrei von einem Hang zum anderen zu. In ihrem scherzhaften Gezanke vereinbarten sie Scherzhochzeiten indem sie Elemente (einen Berg mit einem Tal) oder aus Jux auch Namen (einen Krüppel mit einer alten Jungfer, einen Alten mit einer jungen Maid) vereinten; am dritten Abend dagegen scherzten sie über wirklich verlobte Paare. Es wurde ein zum Teil vorgeschriebener aber vielseitig anpassbarer Wortwechsel benutzt; verschiedene Varianten wurden gesammelt<sup>5</sup>, eine davon lautet:

- |   |   |
|---|---|
| – Sta per entrar marso in questa tera<br>par maridar na puta bela | – Der März kommt in diese Länder<br>um ein schönes Mädchen zu verheiraten |
| – Ci èla? Ci no èla?  | – Wer wird sie sein? Wer wird sie nicht sein ?                            |
| – L'è la ..., che l'è la pì bela!                                 | – Es ist die ..., sie ist die schönste                                    |
| – Ci ghe denti par mari?  | – Wen geben wir ihr als Mann?   |

---

5 Vgl.: E.BONOMI, *Vita e tradizione in Lessinia*, Verona, 1982, Seiten 188-191.

- |                                       |  |
|---------------------------------------|--|
| - El ... che l'è on bel fiolo.        | - Den ..., er ist ein fescher Junge      |
| - Sa ghe denti par dota?              | - Was geben wir ihr als Mitgift ?        |
| - Na cavra smarsa tacà a na stropa!   | - Eine verfaulte Ziege an einem Strick   |
| - Sa ghe denti par nissoi?            | - Was geben wir ihr als Bettzeug?        |
| - Quatro scorse de fasoi!             | - Vier Bohnenhülsen                      |
| - Sa ghe denti par cavessale?         | - Was geben wir ihr als Kissen ?         |
| - Na barela da sbondare!              | - Ein zu entrindendes Holzstück          |
| - Gehe fenti anca la stima?           | - Bewerten wir auch die Mitgift?         |
| - Metendoghe na galina insima!        | - Wir fügen sogar ein Huhn hinzu         |
| - Allora, gehe l'enti da dare?        | - Also, sollen wir sie ihm geben ?       |
| - Dendeghela! Dendeghela che l'è soa! | - Geben wir sie ihm ! es ist die Seine ! |

Nach der melancholischen Fastenzeit kam der Frühling mit dem Osterfest um die Gemüter aufzuheitern. Es war auch die Zeit der Liebe: in der Nacht vor dem Palmsonntag musste es dem Verlobten gelingen einen Palmzweig, einen Olivenzweig mit Bändern, Maschen und Süßigkeiten, heimlich vor das Haus der Verlobten zu bringen. Trug sie am nächsten Tag den Zweig bei der Prozession, bestätigte sie ihre Liebe. Er musste jedoch aufpassen, dass Neidische oder Rivalen nichts merkten. Sie könnten die Palme mit einer Puppe ersetzen, die einen Alten darstellte und an die vielleicht sogar eine *siatira* (Satire) gehängt wurde. Zu dieser Zeit war die Anteilnahme an allen religiösen Feiern sehr groß, auf den Tischen jeder Familie gab es immer einen Teller mit hartgekochten Eiern, die Hausfrauen wetteiferten in der Zubereitung der *fogasse de Pasqua, brassadèle, colombete, ...* (verschiedene Osterkuchen) die mit Butter und Milch zubereitet und mit Zucker und Eidotter verziert wurden.

Der Mai war ein schlechter Monat zum Heiraten, er wurde *el mese dei mussi* (der Monat der Esel) genannt, da in diesem Monat die Esel brunftig sind. Am ersten Maitag war es den Jungen erlaubt die eingebildetsten Mädchen zu hänseln, man nennt es *fandonghe i mussi* (die Esel schenken). Mit Stöcken und Lumpen fabrizierte man einen Esel mit einer angehefteten *siatira* (Satire) , die an das zu verspottende Mädchen gerichtet war. Das ganze wurde dann heimlich auf einen Baum in der Nähe des Hauses der Betroffenen angebracht. Auf dem Esel saß manchmal eine Person, die den unerwünschten Freier darstellen sollte.

Eine besonders bedeutungsvolle Nacht war die Nacht vom 23. auf den 24. Juni: *la note de san Goani* (die Nacht des Hl. Johannes). Am Abend legten die Frauen auf die sauberen Wiesen Baumwolltücher aus, die am Morgen eingeholt und ausgewrungen wurden: mit diesem Wasser bereiteten sie *el levà* (den Germteig) für das Brot. An diesem Tag mussten die Heilkräuter gesammelt werden. Sie wurden im Schatten getrocknet damit sie ihre Wirkung nicht verlieren. Wurde an diesem Tag ein Geranienzweig oder eine andere Blume vom Stock gebrochen und ans Fenstergitter gesteckt, würde sie trotzdem blühen und auch bis zum Winter grün bleiben. Ein an diesem Tag gelegtes Ei wurde aufgehoben um in der Nacht des 28. Juni *la barca de san Piero* (das Boot des Hl. Peter) anzufertigen. Und dann, wollte ein Mädchen heiraten, reichte es, dass es sich in dieser Nacht nackt im Gras wälzte um vor Jahresende einen Bräutigam zu finden.

In den Sommer- und Herbstmonaten herrschte rege Feldarbeit: die Heuernte, Mähen und Dreschen, die Ernte der Kastanien, Trauben und anderer Früchte lassen wenig Zeit zum Nachdenken. Die Jugend verdiente nicht nur etwas Geld mit der Zeitarbeit, man hatte auch die Möglichkeit sich zu treffen und an den verschiedenen Dorffesten teilzu-

nehmen. Am ersten Novembertag war es in vielen Familien Brauch, den Tisch gedeckt und das Feuer im Kamin brennen zu lassen, da man glaubte, dass in dieser Nacht die Toten zu ihren Häusern zurückkehrten. In einigen Dörfern wurden die Glocken von Gruppen Jugendlicher, die sich die ganze Nacht hindurch abwechselten, geläutet. Nach Mitternacht bereiteten die Frauen in einem nahegelegenen Haus Gnocchi und so manches Glas Glühwein für die Glockenläuter vor.

Die Kinder aller Siedlungen der Lessinia erwarteten sehnsüchtig die Nacht zum 13. Dezember, Santa Lucia kam um sie mit Geschenken zu beschenken: eine Kastanienkette, eine von der Mutter oder der Großmutter genähte Stoffpuppe für die Mädchen und vom Vater gebastelte Holzspielzeuge für die Buben, einige Bonbons oder Pralinen, einige getrocknete Feigen oder Johannisbaumbröte oder in letzter Zeit Orangen oder Mandarinen.

In manchen Häusern ließ man das Feuer auch in der Heiligen Nacht brennen. Im Laufe des Jahres wurde ein besonderer Baumstamm, der vielleicht zu hart war um zerkleinert zu werden aufbewahrt. Er wurde *la soca de Nadal* (Weihnachtsklotz) genannt und in den Kamin gelegt. Den Kindern erzählte man, dass die Heilige Familie vorbeikommen könnte und die Windeln des Christkinds trocknen möchte. Wahrscheinlich stammte der Brauch vom Wunsch her, bei der Heimkehr aus der Mitternachtsmette ein warmes Haus vorzufinden.

Anmerkung: Alle Sprachbeispiele dieses Artikels stehen in der Mundart des Veneto.

## **DIE SPRACHGEMEINSCHAFT**

Der sprachliche Assimilierungsprozess der Zimbernsprache in der Lessinia unterlag einem langsamen aber stetigen Verfall der Sprache, was zu einem unvermeidlichen Eingriff in die sprachliche und kulturelle Einheit der Lessiner Familien führte. Dieser anfangs langsame, sprachliche und kulturelle Übergang führte zur heutigen Situation, in der laut inoffizieller Schätzungen die aktiv sprechenden Einwohner an die 80 sind, von denen ungefähr 30 in Ljetzan-Giazza, der letzten »zimbrischen« Sprachinsel der Dreizehn Gemeinden von Verona, leben.

Laut der gleichen Schätzungen soll es im ganzen Gebiet der Provinz Verona an die 150 passiv sprechende Einwohner geben.

*Napoleonische Völkerzählung des Jahres 1810 der 13 GEMEINDEN von Verona nach Sprache*

<b>Gemeinden</b>	<b>Aktiv Sprechende</b>
Azzarino	199
Campofontana (Ortsteil Selva)	166
Roverè di Velo	2579
San Bartolomeo al tedesco	662
Selva di Progno (mit Ljetzan )	383
Velo	1265
Insgesamt	5254

*Einwohnerzahl der Pfarren des zimbrischen Gebietes der Lessinia von 1553 bis 1700  
Bischöfliches Archiv von Verona (aus den Registern der Pastoralbesuche)*

<b>Pfarren der Lessinia</b>	<b>1553</b>	<b>1592/93</b>	<b>1613</b>	<b>1634</b>	<b>1657</b>	<b>1671</b>	<b>1699/70</b>
Badia Calavena	–	–	–	–	1300	1000	1250
Campofontana	–	–	350	300	220	294	285
Cerro	180	500	–	–	250	240	400
Chiesanuova	1000	1300	–	–	1100	1200	1320
Erbezzo	–	300	–	–	500	500	600
Rovere di Velo	390	1000	1600	546	800	700	713
San Bartolomeo	–	500	360	265	390	529	547
San Mauro Saline	500	900	850	–	500	400	–
San Vitale	500	–	180	–	–	100	561
Selva di Progno	–	250	600	280	400	325	561
Val di Porro	–	350	–	–	100	300	340
Velo Veronese	750	1110	950	506	500	780	560
<b>Gesamt</b>	<b>4373</b>	<b>6200</b>	<b>4350</b>	<b>1897</b>	<b>6070</b>	<b>6260</b>	<b>7033</b>

–: es fanden keine Pastoralbesuche statt oder es ergehen keine Daten aus den Niederschriften.

Heute ist die zimbrische Sprache nicht einmal mehr unter den aktiv Sprechenden Umgangssprache, ein extrem negativer Faktor, der nicht dazu beiträgt, den endgültigen Verlust des aktiven Sprachgebrauchs zu verlangsamen. Sie ist zu einer Mundart mit rein historischen und kulturellen jedoch sicherlich nicht greifbaren Merkmalen geworden. In einzelnen Fällen wurden einige Worte übernommen, es handelt sich um kleine Sätze und Wiegenlieder für die Kinder im Familienkreis. Der Sprachgebrauch beschränkt sich auf Begrüßungsformeln oder Gelegenheitssätze. Die nicht abgewandelten Ortsnamen werden dagegen allgemein benutzt. In dieser Situation ist es äußerst schwierig, wirksame Schulungsmaßnahmen zu ergreifen.

Seit Jahren wird ein freiwilliger, außerschulischer Abendkurs für aktiv Sprechende und Lernwillige der zimbrischen Sprache abgehalten. Er wird »*Tzimbar Lentak – Cimbri Vivo*« (lebendes Zimbrisch) genannt, ein Name der für die Situation bezeichnend ist. Dieser Kurs wird vom Zimber-Museum von Ljetzan-Giazza unter der Führung der Kulturgesellschaft Curatorium Cimbricum Veronese organisiert, die sich seit 25 Jahren mit der Bewahrung und dem Schutz der Sprache, der Kultur, der Traditionen und der Folklore der Zimbern der Lessinia beschäftigt.

Im Einklang mit dieser jahrelangen Erfahrung wird seit vier Jahren in der Volksschule der Gemeinde Selva di Progno ein Kurs über zimbrische Sprache und Kultur gehalten. Dieser Kurs, der im Rahmen der Schulautonomie eine Stunde pro Woche für die Kinder der letzten Klassen abgehalten wird, nennt sich *Bar bia iar – Noi come Voi* (Wir wie Ihr). Im Rahmen des Gesetzes 482 wurden sowohl für Schüler als für Lehrer verschiedene Projekte für offizielle Sprachkurse entwickelt.

Man erinnert sich auch noch an Gebete in zimbrischer Sprache die aber teils auch aus mangelnder Sensibilität dem Problem gegenüber in den Gottesdiensten nicht mehr benutzt werden.

Um in das große Problem der heutigen sprachlich-kulturellen Vereinheitlichung einzugreifen, setzt man auch auf die Wirkung der Massenkommunikationsmittel.

Eine Internetadresse, eine Videokonferenzverbindung, eine Nachrichtensendung, ein Webradio usw. stehen zur Verfügung.

Das Projekt zur Einrichtung eines Satellitenradios, um alle sprachlich-kulturellen Instanzen in Europa zu Wort kommen zu lassen, ist ein weiteres Mittel das zum Überleben, zur Verbreitung und vielleicht auch zur Wiedereinführung des großen europäischen Sprachgutes beitragen und das Problem der Minderheiten unter einem »multikulturellen« Aspekt der Öffentlichkeit nahe bringen könnte.

## **DAS KULTURELLE LEBEN**

*Die Kulturgesellschaft CURATORIUM CIMBRICUM VERONENSE (ohne Profit)*

Die Kulturgesellschaft Curatorium Cimbricum Veronense (Gesellschaft die auch mit dem Namen »Cimbri della Lessinia« bekannt ist) mit Sitz in Giazza di Selva di Progno (Verona) im Völkerkundemuseum »G.Cappelletti«, wurde offiziell mit notarieller Urkunde im Februar 1974 gegründet.

Vor kurzem wurden die Statuten anlässlich der außerordentlichen Generalversammlung der Mitglieder, die in Velo Veronese (Provinz Verona) stattfand, erneuert und abgeändert und beim Amt für Zivilakten des Registeramtes von Soave (Verona) hinterlegt.

Die in den Statuten festgehaltenen Ziele und Zwecke der Gesellschaft beziehen sich hauptsächlich auf kulturelle Tätigkeiten wie die Wiederentdeckung, den Schutz und die Verbreitung der Sprache, der Geschichte und der Traditionen der »Zimber« Gemeinschaften auf der Hochebene der Lessinia unter besonderer Berücksichtigung der Bewohner und des Dorfes von Giazza, wo an die sechzig Einwohner immer noch diese alte deutsche Sprache sprechen. Die Gesellschaft wird von einem Präsidenten und einem Vizepräsidenten mit Hilfe eines Verwaltungsrates, weiterer sieben Räte, eines Rechnungs-

prüferkollegiums und einem aus drei Mitgliedern bestehenden Schiedsrichterteams, das sich auch mit der Koordinierung der Tätigkeiten des Curatoriums befasst, geführt.

Die drei Vorstandsgremien werden alle vier Jahre von der Mitgliederversammlung gewählt. In der jährlichen Versammlung werden die Jahresabschlussrechnung und das Programm der Aktivitäten und Initiativen des neuen Jahres und das dazugehörige Budget vorgestellt, diskutiert und genehmigt. Die Be-

### **Dreizehn Gemeinden (XIII Komoinen)-Tredici comuni: Heuernte**



schlüsse, die sich auf die Abschlussrechnung und die Programmvorschau beziehen, werden regelmäßig in beglaubigter Abschrift an die Comunità Montana der Lessinia, an die Region Veneto, an die Provinz Verona, an die Fondazione Cariverona, an das Konsortium Bim Adige-Verona und an andere öffentliche Ämter der Provinz gesandt.

In den ersten 10 Jahren wurde die Gesellschaft von Giovanni Faè geführt, der auch einer der Gründer und der Direktor der Zeitschrift war, des offiziellen Organs des Kuratoriums, die anfänglich den Namen »Vita di Giazza« dann »Vita di Ljetzan-Giazza« und weiter »Vita di Giazza e di Roana« trug; später wurde der Zeitungstitel in »Terra Cimbra« abgeändert und bis 1979 beibehalten; von der Zeitschrift wurden über einhundert Hefnummern mit insgesamt 2000 Seiten herausgegeben.

Im Jahr 1979 hat eine andere Gruppe von Mitgliedern die Führung der Gesellschaft und der Zeitschrift übernommen – die den Namen auf den heutigen »Cimbri – Tzimbar« änderte. Sie befasste sich sowohl mit dem halbjährlichen Druck der Zeitschrift als auch mit der Herausgabe einer Jahreszeitschrift und anderer unregelmäßig erscheinender und ergänzender Werke mit einer neuen Prägung und einer neuen Einstellung.

Die neue Verwaltung hat 28 Ausgaben der Zeitschrift zu je circa 150 Seiten, 6 ergänzende Hefte zu je 70 Seiten, 20 Ausgaben des Heftes »Cimbrinotizie« zu je 12 Seiten von denen 3500 Exemplare gedruckt und kostenlos an die Schüler der Volks- und Mittelschule der Lessinia verteilt wurden, herausgegeben.

Es wurden auch 4 Hefte zu je 36 Seiten der »Taschenbuch« Reihe gedruckt (»La carbonàra«, »La calcàra«, »I trombini«, »La giassàra«)

Gedruckt wurden auch 2000 Exemplare einer Sonderausgabe »Orchi, anguane fade« und Berichte über ein Treffen, das in den Colli Berici von Vicenza stattfand.

## **MITGLIEDER**

Als der Verwaltungsrat 1979 erneuert wurde, zählte die Kulturgesellschaft 21 Mitglieder, heute sind es 400.

## **DAS ZIMBERMUSEUM DER LESSINIA**

Das Museum befindet sich im Besitz der Comunità Montana der Lessinia, die es aber seit der Eröffnung (1972) der Leitung und Verwaltung des Curatorium Cimbricum Veronense überlassen hat. Im Jahr 1998 wurde es vollständig renoviert, die Ausstellungsräumlichkeiten und die Lehrrouen neu gestaltet. Die jährlichen zahlenden Besucher belaufen sich auf 2300. Die Comunità Montana der Lessinia hat kürzlich das Museum mit einem »Internet-Server« ausgestattet, der alle acht Anschlüsse verbindet, die sich in den ebenso vielen Räumlichkeiten der Gemeinden, die zu den ehemaligen Dreizehn Zimber Gemeinden von Verona gehörten, befinden.

Seit Oktober 2002 ist das Museum auch der offizielle Gesellschafts- Führungs- und Verwaltungssitz der Gesellschaft, deren Präsident Giovanni Molinari und Vizepräsident Vito Massalongo sind. Das Museum wird von Frau Marisa Vantini geführt.

Hier befindet sich auch die Zentrale für die sprachlich-kulturellen Zimbern-Angelegenheiten (Gesetz 482/99), das multimediale und das auf Papier festgehaltene Dokumentationszentrum der Zimbern der Lessinia sowie die Redaktion und die Funkstelle des Webradios und das MW-Radio Cimbri-Lessinia, das auch vom Kuratorium Cimbricum Veronense geführt wird.



## **DIE VERWALTUNG DER GESELLSCHAFT**

Seit dem 20. Jänner 2001 sind laut Statut folgende Gremien im Amt:

- a Der Präsident (Giovanni Molinari)
- b Der Vizepräsident (Vito Massalongo)
- c Die Räte: Alessandro Anderloni, Ezio Bonomi, Elisa Caltran, Vito Massalongo, Nadia Massella, Marzio Miliari, Giovanni Molinari, Giovanni Rapelli, Aldo Ridolfi.
- d Die Schiedsrichter: Attilio Benetti (Präsident) Carlo Caporal, Bruno Mesaspà.
- e Die Rechnungsprüfer: Clementina Presa, Carlo Capobianco, Bruno Corradi.
- f Das wissenschaftliche Komitee: Ezio Bonomi (Präsident), Giovanni Rapelli, Aldo Ridolfi.
- g Das offizielle Gesellschaftsorgan: (die sechsmonatige Zeitschrift) »Cimbri-Tzimbar« und das Heft für Schüler und Familien (jährlich) »Cimbrinotizie«
- h Der für die Zeitschrift verantwortliche Direktor: Piero Piazzola
- i Der Vizedirektor: Carlo Caporal.

## **ANERKENNUNG DURCH DIE ÖFFENTLICHKEIT**

Das Curatorium Cimbricum Veronense wurde auf regionalem Gebiet mit Gesetz 73 des Jahres 1994 anerkannt und erhält daher einen Zuschuss.

1. Die Anerkennung seitens der Provinzverwaltung von Verona ist angelaufen, sie hat jedoch noch nie Zuschüsse genehmigt.
2. Die 8 Gemeinden der Lessinia, wo man einst Zimbrisch sprach, haben das Curatorium Cimbricum Veronense als die einzige Veroneser juristische Einrichtung zum Schutz der Zimbernkultur anerkannt.
3. Das Curatorium Cimbricum Veronense wurde seitens der Montangesellschaft der Lessinia als »Übergemeindliche Gesellschaft zur Verbreitung der Kultur in der Lessinia« anerkannt.

## **VERANSTALTUNGEN**

- I. Es wurden 15 »Feste dei Cimbri« (Feste der Zimbern) in den verschiedenen einst zu den ehemaligen Dreizehn Veroneser Gemeinden gehörenden Örtlichkeiten veranstaltet. Das Zimbernfest findet jedes Jahr in einer anderen Gemeinde statt.
- II. Es wurden in Giazza vier »Feste del Fuoco« (Feste des Feuers) in Zusammenarbeit mit dem Fremdenverkehrsbüro »Ljetzan-Giazza« und dem A.P.T. (Fremdenverkehrsverein) Nr. 13 von Verona organisiert; im Jahr 2002 wurde der Fremdenverkehrsverein abgeschafft und die Feier wurde nur vom Kuratorium und dem Tourismusbüro unterstützt.
- III. Es wurden mit großem Erfolg bereits 8 Veranstaltungen eines Filmfestivals gefördert und durchgeführt; die erste in Bosco Chiesanuova, dann in Erbezzo und nun mit endgültigem
- IV. Sitz in Cerro Veronese.
- V. Es wurden 12 Kulturreisen in verschiedene deutsche Sprachinseln des Alpenraumes sowie eine Reise nach Bayern, eine nach Salzburg und eine nach Bern (Schweiz) organisiert.
- VI. Im November 1987 wurde ein erstes erfolgreiches Kulturtreffen in Tregnago abgehalten, um die »700 anni di storia cimbra veronese« (700 Jahre Veroneser Zimberngeschichte) zu feiern, es wurde auch die diesbezügliche Dokumentation gedruckt;

ein zweites Treffen fand am 5. Juli 1997 in Cerro Veronese mit dem Titel »Lessinia, terra die Cimabri« (Die Lessinia, Land der Zimbern) statt, mit Sammlung der Akten; das dritte Treffen war im Juli 2001 in Bosco Chiesanuova mit dem Thema »L'Architettura in Lessinia« (die Architektur der Lessinia).

- VII. Am 18. September 1999 wurde in Verona das dritte Kulturtreffen mit dem Titel »Antichi Tedeschi a Verona« (Alte Deutsche in Verona) abgehalten.
- VIII. In den Monaten September und Oktober des Jahres 2000 wurde in den Räumlichkeiten der Gemeindebibliothek von Verona eine Ausstellung mit dem Titel »I Cimabri: duemila anni tra storia e leggenda« (Die Zimbern: zweitausend Jahre zwischen Geschichte und Legende) organisiert, die von circa 2000 Personen besucht wurde. Anschließend hielt man einen Kongress mit dem Titel »Antichi Tedeschi a Verona« (Alte Deutsche in Verona) ab. Die Dokumentation veröffentlichte man in der Zeitschrift.
- IX. Seit dem Jahr 1989 wurden 14 Hauptversammlungen und eine außerordentliche Hauptversammlung in den verschiedenen Örtlichkeiten der Dreizehn Gemeinden einberufen, die immer gut besucht waren. Im Jahr 2002 hat das Kuratorium zum Beispiel 14 offizielle Sitzungen einberufen, und weitere 14 anlässlich von Veranstaltungen, Delegationsbesuchen und aus zweckdienlichen Anlässen.
- X. Bis zum vergangenen Jahr wurden in den Räumlichkeiten der Volksschule von Giazza, und im vergangenen Jahr in Selva di Progno, Kurse zur Wiedererlernung der zimbrischen Sprache und der Verbreitung und Kenntnis der lessinischen Kultur veranstaltet. Die letzte Veranstaltung ermöglichte die Herausgabe eines Comicsheftes mit dem Titel »Bar liran tauç« (wir lernen Zimbrisch).
- XI. Das Museum hat an vielen Messen und Kulturveranstaltungen teilgenommen. Im Jahr 1999 vertrat das Museum die Lessinia bei sechs Veranstaltungen: in Aiola Emilia, in Gonzaga, in Venedig, bei den Museen im Veneto, bei der Mustermesse »San-t'Ambrogio« und in Gorizia.

## **ÖFFENTLICHE UND PRIVATE FINANZIERUNGEN**

Bis zum heutigen Tage erhielt das Kuratorium finanzielle Unterstützung von folgenden Einrichtungen:

1. Comunità Montana della Lessinia
2. Fondazione Cariverona – Verona
3. Region Veneto (Regionalgesetz Nr. 73, 1994)
4. Freiwillige Zuschüsse der Mitglieder (aber in sehr geringem Maß)

Das Kuratorium erhält durch die Mitgliedsbeiträge circa 6.000 Euro im Jahr (die Jahresquote beträgt 15,50 Euro)

## **ZUKUNFTSAUSSICHTEN**

Die Zukunftsaussichten sind ziemlich entmutigend. Die oben genannten offiziellen Stellen verfügen über Budgets, die jedes Jahr kleiner werden. Dem Kuratorium fehlt daher jene wirtschaftliche Sicherheit, die für die Planung und Durchführung der Projekte unerlässlich ist.

Von den Mitgliedern selbst wird nicht viel beigetragen.

**Éische: das Dorf**  
(Foto MASSIMO PAGANONE)



# ÉISCHEME-ISSIME

## *Walser Gemeinschaft im Aostatal*

### **BESCHREIBUNG**

Kommt man vom angrenzenden Piemont in das Aostatal, so treffen wir auf *Issime*, im Walser Dialekt *Éischeme* genannt. Das Dorf liegt auf ca. 950 m Höhe, im Valle del Lys (Lystal), dem ersten Seiten- oder Zuflusstal des Dora Baltea.

Von Pont Saint Martin begeben wir uns ca. 13 km in Richtung Norden aufwärts und überqueren das steile und enge Stück am Übergang des Valle del Lys in das Haupttal, bis wir drei Dörfer erreichen, die inmitten von Kastanien- und Laubwäldern liegen. Sie gehören dem franko-provenzalischen Gebiet an, ebenso wie das gesamte Aostatal. Es geht weiter bis zu einer breiten, sanften Mulde, in der sich das Wohngebiet von Issime entwickelt hat. Diese Mulde entstand durch Gletscherschwund im Pleistozän und war immer schon ein idealer Ort für Besiedlungen, da man auf dieser idealen Höhe das ganze Jahr verbleiben konnte.

Die ersten Gruppen, die bis hierher vordrangen, wurden ansässig und begannen Viehzucht zu betreiben, Getreide und Hülsenfrüchte anzubauen. Sie gehörten dem Volk der Salassen an, deren Anwesenheit die erste, historisch nachweisbare im Aostatal war. Ligurer und Kelten hatten von ihrer früheren Anwesenheit Spuren bei Berg- und Flussbezeichnungen hinterlassen, wir finden jedoch in der einheimischen Geschichte keine Bestätigung über besondere Merkmale dieser Völker. Die Salassen waren mit den Römern schon seit dem 2. Jh. vor Christus in Konflikt. Mangels dokumentarischer Nachweise bleibt die Annahme, dass auch Issime die Folgen dieser Schlachten zu spüren bekam, hypothetisch, denn von hier aus erreichte man über die Hügel mühelos die angrenzenden Täler.

Die Talsohle ist flach, mit Ausnahme des breiten Schwemmkegels, der sich in Urzeiten in einem einzigen oder in mehreren Zeitabschnitten von der Flanke der Gebirgskette, die das Dorf im Westen begrenzt, gelöst hat. Dieser Kegel bildet auch den Zutritt in das breite Tal in dem San Grato liegt. Die Ortschaft ist heute in zahlreiche kleine Siedlungen mit wenigen Häusern zersplittert, mit einem Brunnen und oft auch einer Kapelle; es gab wahrscheinlich auch einen gemeinsamen Backofen am Platz. Im Zentrum des flachen Gebietes befindet sich heute die Hauptgemeinde, *z'Duarf*, mit der Pfarrkirche, dem Friedhof, dem Gemeindehaus, Geschäften und antiken Häusern, die sich um den breiten Platz scharen. Hier steht auch das Denkmal der Gefallenen Soldaten beider Weltkriege, eine Kopie des dreiteiligen Richterstuhles der Barone von Vallaise (auf den wir noch zurückkommen) und der Kindergarten. Der älteste Teil von Issime entwickelte sich auf einem Gebiet, das hinter dem heutigen Zentralkern liegt und das »*z'Letz Duarf*« genannt wird.

Die Ortschaft ist im Osten und im Westen von zwei Bergketten umgeben, den Grenzen zu den Tälern des Biellese im Piemont im Osten, und mit Fontainemore, Perloz, Arnad, Challand-Saint-Victor, Challant-Saint-Anselme, Brusson, Gressoney und Gaby im Westen und im Norden. Die Berggruppe im Osten ist ein gewaltiges Massiv mit steilen Wän-

den und ausgedehnten Geröllschutthalden, die heute teilweise mit Vegetation bedeckt sind. Das Bergmassiv wird von einem breiten Tal durchfurcht wo in vergangenen Zeiten Menschengruppen sesshaft waren. Im Sommer zogen sie auf die höher gelegenen wald- und wiesenreichen Gebiete. Hier stürzt der Wildbach Türrudschu in die Tiefe, der dem Tal seinen Namen gibt; zahlreiche Bäche und Flösschen, die einige schöne, kleine Alpenseen bilden, münden in den *Türrudschu*.

Das Tal endet mit dem Colle del Lupo, 2340 m, und öffnet sich gegen das Biellese, mit der höchsten Spitze, dem Krecht (2546 m). Die Toponomastik dieser Zone ist fast ausschließlich franko-provenzalischen Ursprungs, was auf eine noch ältere, ständige menschliche Ansiedlung als die von Issime hinweist und zwar San Grato, *Sen Kroasch Gumbu* sowie Bùrrini oder Bourrines. Beide Talmulden öffnen sich in der Gebirgskette, die das Dorf gegen Westen abgrenzt. Die Talmulde von San Grato dehnt sich am weitesten aus und hier stoßen wir auf zahlreiche Ansiedlungen, historische Zeugen der Walser Siedler, die sich auch in der angrenzende Talmulde von Burrini niedergelassen haben. Zwei Wildbäche, die das ganze Jahr hindurch wasserreich sind, werden von zahlreichen anderen Wasserläufen und einigen hochgelegenen Seen gespeist und stürzen hier ins Tal: der Walkchunbach und der Stolenbach. Der Erste, nachdem er die Stufe des Zuflusses mit einem schönen Wasserfall übersprungen hat, wird Rickurtbach genannt, Name den ihm die drei Dörfer geben, die an seinen Ufern liegen, eben *z'Obra-*, *z'Mittel-*, und *z'Undra Rickurt*. Beide Wasserläufe sind in regenstarken Zeiten sehr gefährlich, vor allem der *Stolenbach*. Schon seit dem 16. Jh. wurden von der Gemeinschaft zahlreiche Vorkehrungen getroffen, um eventuellen Überschwemmungen vorzubeugen.

Alle Wasserläufe fließen in den *Lys, d'Lijèisu*, der am Gletscher des Lyskammes im Massiv des Monterosa entspringt und die Ebene von Issime durchquert. Im Laufe der Jahrhunderte haben viele Überschwemmungen, wie jene vom 4. September 1948, an die man sich heute noch erinnert, das Dorf zerstört und schwere materielle Schäden angerichtet. Damals beklagte man auch einen Toten.

Zahlreich sind die Gipfel, die sich in diesem Felskarussell erheben: *z'Huare*, der Corno, 2002 m, der Monte Crabun, 2710 m, *z'Siahuare*, das Corno dei Laghi, 2748 m, la Becca Torchè, 3016 m, zu dessen Füßen sich der Col Dondeuil, 2388 m, gegen Challand-Saint-Victor öffnet, die Becca di Vlu, *z'Vluhuare*, 3032 m, der Vogel, *da Vuagal*, 2925 m, der darunterliegende Col Tschasten, 2549 m, der Issime mit Challand-Saint-Anselme, verbindet, der *Nereschthuar*, Mont Nèry, 3057 m und schließlich eine Gruppe von Gipfeln, *Wèiss Wèib* la Dama Bianca, 2517 m, genannt. Der Mont Nèry, der in Challand Punta di Isamèe und in Brusson Becca di Fruidière genannt wird, wurde im Jahre 1873 vom Abt Amè Gorret zusammen mit zwei Männern aus dem Dorf erstiegen; er hinterließ uns einen detaillierten Bericht über sein Unternehmen in welchem er das wundervolle Panorama beschreibt, das man von diesen Höhen genießen kann. Der Blick reicht bis zu den Gipfeln des Aostatal, des Piemont mit dem Monviso und bis zu den Bergen der Valtellina in der Lombardei.

Die Gemeinde von Issime erstreckt sich auf einer Fläche von 35,02 Quadratkilometern. Der Höhenunterschied reicht hier von 905 m bis zu 3057m. Die letzte Volkszählung vom Jahre 2001 ergab 406 Einwohner die sich auf die Hauptgemeinde und auf über zwanzig Siedlungen verteilen, die fast alle das ganze Jahr über bewohnt sind. Es handelt sich um sogenannte Streusiedlungen, vereinzelt stehende Selbstversorgerhöfe, wie es bei den Walsern Brauch war.



Éischeme: der Dorfkern in einer historischen Aufnahme

## ***DIE GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT***

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass das Gebiet von Issime, so wie das übrige Aostatal, schon in vorrömischer Zeit von den Nachfahren des Kelten-Ligurerstammes, den Salassen, besetzt worden ist. Dieses starke, stolze und mit der Viehzucht und dem Bergbau sehr gut bewanderte Volk, musste sich sehr bald seinem Feind Nummer Eins stellen: den Römern. Mehr als ein Jahrhundert hindurch folgen aufeinander blutige Kriege mit wechselhaften Erfolgen, bis zur endgültigen Kapitulation im Jahre 25 v.Chr. unter Aulo Trenzio Varrone, zur Zeit der Regierung von Augustus. Das zentrale Tal der Region erfuhr eine radikale Veränderung die alle sozialen Aspekte betraf, was hingegen in den Seitentälern nicht in gleichem Ausmaße der Fall war, wo Kultur, Sprache und Brauchtum, auch wenn teilweise verändert, erhalten blieben.

Man weiß, dass zu dieser Zeit und während des ganzen Mittelalters, die Berge kein unüberwindliches Hindernis für die Einwohner der Täler waren, sondern ein Durchzugsgebiet um mit anderen Völkern Handel zu betreiben; dasselbe galt für die Völkerwanderungen, die seit jeher die Geschichte der Menschheit zeichneten.

Die zahlreichen Pässe, die über die Berge führen, die besonders günstigen klimatischen Verhältnisse sowie das dringende Überlebensbedürfnis ermöglichten und begünstigten diesen Wanderstrom, von dem zahlreiche Täler des Alpenbogens betroffen waren. Die Völkerstämme wanderten vom hohen Savoyen bis zu den Gebieten am Fuße des Monte Rosa und den Schweizer Alpen, vom Kanton Graubünden bis in das österreichische Vorarlberg, nach Liechtenstein und bis in das entfernte Tirol. Es handelte sich um die Walser, das heißt um jenes alemannische Volk, das vom Hohen Wallis, genauer aus dem Gomstal kam, wo es sich im 8. und 9. Jh. auf Einladung des Bischofs von Sion, der sich bessere Erträge für seine Gründe erwartete, niedergelassen hatte. Im 12. Jh. begaben sich die Walser auf die unwirtlichen Bergpfade um neues Land zu suchen, das sie als Weiden für ihre Herden nutzen konnten. Diese Wanderwelle von Mensch und Tier sollte weitere zwei Jahrhunderte dauern und brachte die Besiedlung von unbewohnten Talschlüssen mit sich, die reich an Wiesen, Weiden, Wäldern und Wasser waren. Die Walser erhielten von den Feudalherren das Recht, die ihnen zugeteilten Ländereien urbar zu machen. Als Gegenleistung mussten sie einen in der Zeit unveränderlichen und vererbaren jährlichen Pachtzins entrichten; es handelte sich um die sogenannten Erbpachtverträge, eine Vertragsart die damals in Mittel- und Nordeuropa geläufig war und von den Walser Siedlern als Garantie für ihre Arbeit auf den brachliegenden Ländereien, die sie rodeten und urbar machten, übernommen wurde.

Über die Pässe des Teodolo, der Bettaforca und des Pinter erreichten die Walser die Talschlüsse des Aostatales, die sich zu Füßen des Monte Rosa erstrecken: das Val d'Ayas und das Valle del Lys und sie ließen sich dort ohne auf Hindernisse zu stoßen nieder. Es entstanden so die Dörfer von Rèsy, Cunèaz und Varda, alle auf einer Meereshöhe von über 2000 m. Im Val d'Ayas und im Valle del Lys hingegen besiedelten die Walser den ganzen Talschluss, wo sich heute die beiden Gemeinden von Gressoney befinden. Auf Höhenpfaden stießen sie immer weiter vor bis zu den Talmulden von Bürrini und San Grato, oberhalb von Issime, wo sie das Dorf Niel gründeten, das heute zum Gemeindegebiet von Gaby gehört.

Die Gemeinde Gaby gehörte bis 1952 zur Gemeinde Issime. Mit Regionalgesetz Nr. 1 vom 31.3.1952 wurde die Fraktion von Gaby zur autonomen Gemeinde erklärt. Im Protokoll des Gemeinderates vom 11.11.1951 liest man: »... der Gemeinderat ist der festen Überzeugung, dass die Autonomie für beide Gemeinden von Vorteil ist, sei es um die seit Jahrhunderten bestehenden Gegensätze, die jegliche Aktivitäten zum Stillstand bringen zu beseitigen, sei es weil – wie bekannt – die Autonomie den Unternehmens- ebenso wie den Opfergeist erweckt und anspornt ...«<sup>1</sup>. Monsignore Jean-Joconde Stèvenin, gebürtig aus Gaby, ein Mann von großer Kultur und in der heimischen Geschichte und jener des Aostatales stark engagiert, sagte einmal: ... »unser Rat ist mit seinen Dezentralisierungsregeln und dem Respekt vor den Volks- und den Sprachgruppen seinen Prinzipien treu geblieben. In der Tat hatte die Geschichte zwei Völker verschiedener Herkunft und Sprache vereinigt: jenes von Gaby, gallisch-lateinischen Ursprungs mit einer Aostataler Mundart, und jenes von Issime, deutschen Ursprungs mit einem deutschen Dialekt«<sup>2</sup>

---

1 Gemeindearchiv von Issime. Kat. 1 -Klasse 1- Umschlag Nr. 1

2 Issime – die Geschichte Internet [www. Walserland.org](http://www.Walserland.org)

Dort wo sie beschlossen hatten sich niederzulassen, gaben die Walser der Umgebung eine besondere Prägung und ihre Gebiete unterschieden sich stark von jenen, die von lateinischen Völkern besiedelt waren. Sie bauten keine Dörfer aus zahlreichen eng aneinander grenzenden Wohnhäusern aus Stein, sondern sogenannte Streusiedlungen, vereinzelt stehende Selbstversorgerhöfe, die bei Brandgefahr leichter zu kontrollieren waren. Diese Bauweise entsprach auch der Lebensart der Walser, ihrem Idealismus und ihrem Familiensinn, was jedoch bei weitem nicht Isolierung, Egoismus oder Nichtbeachtung der Nachbarn bedeuten sollte. Ganz im Gegenteil. Die lebhafteste Anteilnahme an den verschiedenen Ereignissen des sozialen Lebens bewies man durch gegenseitige Hilfe, man teilte Freude und Schmerz, war einfühlsam und sich der gemeinsamen Wurzeln bewusst, die in Jahrhunderte langer gemeinsamer harter Arbeit, Opfern und Erfolgen, Hoffnung und Zusammenhalten liegen.

Ihr Können, das sie aus persönlichen und gemeinsamen Erfahrungen gewonnen hatten, drückte sich beim Bau ihrer Häuser, ihrer Dörfer, ihrer Kirchen, Brücken und Pfade, Mühlen und Bewässerungskanäle aus. Sie verwendeten Baumaterial aus der Umgebung, also Holz und Stein. Die Verbindung dieser beiden Materialien, an denen die Talmulden von Issime reich sind, ermöglichte es den Neuankömmlingen architektonisch Sehenswertes zu schaffen. Die Bauten, die wir heute bewundern können, gehen höchstens auf das 16. Jh. zurück, vor allem wegen der Natur der Baumaterialien selbst, bereichern uns aber mit dem Wissen das wir brauchen, um das Leben unserer Vorfahren zu verstehen. Auf ein Fundament aus Stein, in dem der Stall für das Vieh, Kühe, Ziegen und Schafe untergebracht ist, werden meist zwei Stöcke aus Holz gesetzt. Die großen Fichten- oder Tannenholzbalken werden zugeschnitten und verkeilt, sodass ein einziger solider Block entsteht. Die Balken des ersten Stockes werden mit großer Sorgfalt bearbeitet, damit sie gut zusammenhaften; zur Wärmeisolierung wird zwischen den Balken eine Schicht gereinigtes und getrocknetes Moos und Flechten gelegt.

In diesem Teil des Hauses befindet sich die Küche, die eine Steinwand für die Feuerstelle hat und einen Raum, der als Aufenthalts- und Schlafraum dient: dort stehen der Steinofen, die Betten, ein Tisch, Bänke, Hocker, an den Wänden hängen verschiedene Werkzeuge, die während der Winterzeit für kleine Arbeiten benötigt werden, wie zur Herstellung von bäuerlichen Gegenständen und Küchengeräten aus Holz; hier wird Wolle gesponnen, man webt einfache Woll- oder Hanftücher, näht Kleider und fabriziert Schuhe. Die Stunden vergehen in der vom Herd und dem darunter liegenden Stall erwärmten Küche langsam und arbeitsreich, belebt von Geschichten aus alter Zeit und Legenden über Hexen, Feen, Zwerge und Kobolde, aber auch über Geister und sogar den Teufel.

An den Wänden und in dem Teil des Raumes mit den Betten hängen zahlreiche Bilder und religiöse Gegenstände, die einen kleinen, der Heiligen Jungfrau gewidmeten Altar umgeben und den tiefen christlichen Glauben dieses Volkes ausdrücken.

Im oberen Stockwerk befindet sich ein weiterer Raum, der nur im Sommer benutzt wird. Hier stehen mehrere Betten, eine Truhe um einige Kleider zu verwahren, ein Ständer für das fertige Roggenbrot, das ein oder zwei Mal im Jahr gebacken wird und einige Holzstangen auf die die Würste gehängt werden, die man zur Weihnachtszeit vorbereitet hat. Weiters gibt es den Heuboden mit dem Heu, das im Sommer auf den nahen Wiesen gemäht worden ist, während sich das Vieh auf den hohen Almen befindet. In einem zweiten, kleineren Raum, direkt unter dem Dach, bringt man das Heu aus dem zweiten



Schnitt unter, falls es noch trocknen muss. Auch das Heu, das von den Hausfrauen mit einer Sichel auf den gemeinsamen Dorfwiesen gemäht worden ist, wird hier verstaut. Die zwei Dachflügel sind mit schweren Schieferplatten bedeckt und sehr breit, um den Holzteil des Hauses zu schützen und um Zuflucht für kleine Tätigkeiten unter dem Hausdach zu bieten.

Bei einigen Häusern kann man auf einer innen angebrachten Stiege von einem Stock zum andern steigen. Auch im Erdgeschoss, also im Stall selbst, wird oft ein Wohnraum eingerichtet, den man mit einer Holzwand von den Tieren trennt, um so die angenehme Tierwärme zu nutzen.

Schließlich gibt es fast immer einen Balkon, der vielen Zwecken dient: Heu oder Holz zu trocknen, die Wäsche aufzuhängen, die aber meistens auf die nahen Wiesen gelegt wird oder um sich in der Abendstille nach einem anstrengenden Arbeitstag auszuruhen.

Neben diesem Bau steht ein anderes, einfacheres und niedrigeres Gebäude, *Stoadal* genannt; dieses besteht aus einem Steinfundament, in welchem der Keller liegt, der zur Aufbewahrung von Milch und Käse und Kartoffeln dient. Darauf werden Stein- oder Holzpfosten gestellt, *Stoadalbein* genannt, die einen Heuboden oder eine Ablage für das Getreide tragen. Diese *Stoadalbein* sind unentbehrlich, um die Waren vor der Feuchtigkeit und vor den Tieren zu schützen.

An der Eingangstür wird ein Holzkreuz angebracht und auf dem Tragbalken sind das Baudatum und das Monogramm des Besitzers eingemeißelt, sowie die christlichen Symbole IHS mit einem Kreuz oder mit einem Anker. Diese Elemente sind oft auf den Hauptbalken zu finden und auch sie zeugen von der tiefen Religiosität der Bevölkerung von Issime, die manchmal sogar zu übertriebenen, von Aberglauben beeinflussten Glaubensbekenntnissen führen konnten.

Vermutlich erreichten die Walser diese Gebiete um das 12. Jh. und verblieben hier auf den Hochebenen wo sie die südlichste, ständige Hochgebirgsniederlassung gründeten. Das Tal war bereits besetzt, wie aus einer Urkunde mit dem Siegel von Papst Lucio III aus dem Jahre 1187 hervorgeht, in der die Pfarrkirche von Issime genannt wird. Wir haben keinen Grund anzunehmen, dass diese neue Ansiedlung in der bereits bestehenden Gemeinschaft Verwirrung angerichtet hätte oder dass Zwist und Meinungsverschiedenheiten zwischen zwei kulturell, sprachlich und vom Brauchtum her so unterschiedlichen Menschengruppen entstanden wären. Es ist eher anzunehmen, dass die kleine Gruppe in der Ebene ein ziemlich eintöniges Leben führte und die Ankunft einer neuen Gruppe arbeitsamer Menschen mit großem Unternehmungsgeist, mit Freude aufgenommen wurde. Das gesamte Gebiet von Issime nahm daher schnell die Merkmale des alemannischen Volkes an mit Ausnahme des nördlicheren Teiles, dem heutigen Gaby, *Oberlann* in *Töitschu*, wo bis heute eine für das Aostatal typisch franko-provenzalische Gemeinschaft erhalten geblieben ist.

In diesen Jahrhunderten teilte sich das Herzogtum von Aosta zwischen zahlreichen adeligen Familien auf, allen voran die Familien der Challant und jene der Vallaise, zu deren umfangreichen und wertvollen Besitzungen innerhalb und außerhalb der Grenzen des Aostatals auch das Valle del Lys und das Valle d' Ayas gehörten. Lange Zwistigkeiten bestimmten die Beziehungen dieser beiden Familien, vor allem um den Besitz einiger für die Verbindungen und dem Handel besonders wichtiger Ländereien.

Issime war Feudaleigentum der Vallaise, die hier einen ihrer Sitze für die Einnahme der Steuern und Abgaben einrichteten, ebenso wie die Jurisdiktion, die durch Jahrhunderte

auch die Bevölkerung von Gressoney betrafen. Die Issimer hatten ein Sonderstatut, das ihnen Privilegien, Immunität und Freistellungen einräumte. Dieses Statut wurde ihnen von den Vallaise im Jahre 1320 gewährt, und in den darauf folgenden Jahrhunderten erweitert und bestätigt. Dieser Vertrag entstand aus gemeinsamen Entscheidungen zwischen den Männern der Gemeinschaft und den Feudalherren. Das Statut enthielt zahlreiche Verwaltungsverordnungen, welche einerseits die steuerlichen und gerichtlichen Rechte der Vallaise festlegten, und andererseits die Freiheit der Einwohner mit allen ihren Landgütern bestätigten. Diese mussten eine Steuer »una tantum« entrichten, die sie von allen weiteren Steuerlasten befreite; sie konnten sich frei auf den Ländereien der Feudalherren bewegen; die Kinder beider Geschlechter erbten sowohl vom Vater als auch der Mutter die beweglichen und unbeweglichen Güter; heiratete jedoch ein Mädchen, so konnte sie nichts von der Erbschaft fordern. Wer Dienst in der Miliz des Feudalherrn leistete, musste alle Ausgaben selbst bezahlen, wenn er innerhalb des Besitztums stationiert war, der Feudalherr nahm jedoch sämtliche Spesen auf sich, wenn der militärische Einsatz außerhalb der Grenzen seines Besitztums erfolgte; von diesen Kosten waren die Witwen und die Kinder unter 15 Jahren ausgenommen; nach ihrem 15. Geburtstag hatten auch sie eine gewisse Freiheit und konnten zum Beispiel mit Einwilligung des Vormundes Dokumente unterschreiben. Das Statut sah weiters vor, mit welchen Strafen die Vergehen gegen den Feudalherrn, die Verwalter und das gemeinsame und private Eigentum belegt wurden.

Ab dem 13. Jh. war Issime die Hauptgemeinde des Bezirkes und Sitz des Gerichtes; hier amtierten auch der Richter und der Notar. Die Tätigkeit der Richter der Familie Vallaise endete im Jahre 1770; das letzte Mitglied der adeligen Familie war Graf Alessandro, der 1823 starb. Er war Erster Staatssekretär und Minister für Auswärtige Angelegenheiten unter der Regierung von Vittorio Emanuele I. und vertrat das Sardinische Reich beim Wiener Kongress im Jahre 1815.

Am Hauptplatz steht eine Nachbildung des Dreiergestühls auf dem der Richter und seine Räte bei ihrer Amtsausübung Platz nahmen. Das Original steht in der nahen Pfarrkirche. Das mittlere Richterstuhl aus dem 18. Jh., ist etwas breiter und trägt das geschnitzte Wappen der Vallaise, auf dem zwei Hirsche mit dem Band der Heiligen Jungfrau und den Symbolen der richterlichen Macht, dem Schlüssel und dem Schwert, zu sehen sind. Neben dem Gericht ist eine schwere Eisenkette angebracht, an deren Ende ein Halsband befestigt ist: die Kette wurde dem Missetäter um den Hals, um einen Arm oder um ein Bein gelegt; er wurde, je nach Ausmaß der Schuld, auf dem Hauptplatz der öffentlichen Ächtung ausgesetzt und zwar für eine gewisse Anzahl von Sonntagen, eben je nach Urteilsspruch.

Bis etwa zur zweiten Hälfte des 19. Jh. war das Gebiet von Issime verwaltungsmäßig in drei Zonen geteilt. Das hat sich aus verschiedenen Gründen als notwendig erwiesen. Das Gemeindegebiet dehnte sich nicht sehr weit aus, aber die morphologische Beschaffenheit machte es den Einwohnern, vor allem in den Wintermonaten oft schwer sich fortzubewegen und den Hauptort zu erreichen oder die Kontakte unter sich aufrecht zu erhalten. Bedingt durch die ethnischen und sprachlichen Unterschiede war jede stärker bewohnte Siedlung daran interessiert, bei den öffentlichen Versammlungen angemessen vertreten zu werden. Es handelte sich um das *Duarf*, »Plaine« genannt, um San Grato und Bürrini, die man »Montagne« nannte, um die beiden Walsergebiete, sowie um den oberen Teil des Tales gegen Gressoney, ungefähr dort wo heute die Gemeinde Gaby liegt

– mit franko-provenzalischer Sprache und Kultur – »Tiers dessus« genannt. Man erreichte, dass für jedes »Drittel« ein Bürgermeister gewählt wurde. Sein Amt dauerte ein Jahr, jenes der drei oder vier Räte vier Jahre. Alle wurden aus den einflussreichsten, kulturbeflissensten und reichsten Familienoberhäuptern gewählt.

Die Gemeindeversammlung trat gewöhnlich am Sonntag, nach der Grossen Messe, nach dem Läuten der Hauptglocke, im Hauptort von Issime Saint-Jacques zusammen. In Fällen, die eine rasche Lösung verlangten, konnte die Versammlung auch an Wochentagen einberufen werden, was immer mit Glockengeläute angekündigt wurde; mit Glockengeläute rief man auch das Volk zusammen.

Das Dorf Gaby wurde Issime Saint-Michel genannt und leitete seinen Namen von der Kapelle ab, die die Gläubigen in dieser Gegend besuchten; 1786 wurde sie zur Pfarrkirche erhoben.

Im Januar 1763, nachdem König Carlo Emanuele III. das Herzogtum Aosta an die Gesetze des Reiches von Sardinien angepasst hatte, musste sich auch die Gemeinschaft von Issime mit der Wahl eines neuen Gemeinderates befassen. Alle Familienoberhäupter vereinten sich zur Wahl der sieben Räte, die dann unter sich bestimmten, wem das Amt des Bürgermeisters für ein Jahr übergeben werden sollte. Nach diesem Amtsjahr legte der Bürgermeister das Ruder in die Hände des ältesten Gemeinderates und er selbst wurde erster Gemeinderat. Ein Sekretär wurde aufgenommen, der Notar sein musste und ein Jahresgehalt von 25 Livres erhielt. Einige Gemeinderäte verlangten ebenfalls eine Entschädigung für ihre Dienste zum Wohle der Gemeinschaft und weigerten sich, den vorgesehenen Eid abzulegen. Sie behaupteten, durch ihre Amtstätigkeit die eigene Arbeit vernachlässigen zu müssen und dadurch einen finanziellen Schaden zu erleiden. Der Vizevogt des Herzogtums befahl diesen Räten unter Androhung einer Strafe von 20 Livres, den vom Gesetz vorgesehenen Regeln innerhalb von drei Tagen Folge zu leisten. Die Abschaffung der drei Bürgermeister verursachte große Unzufriedenheit und oft auch Zwistigkeiten und Schwierigkeiten verschiedener Natur in der Bevölkerung, aber die Forderung, zur alten Institution der Aufteilung in drei Zonen zurückzukehren, wurde nicht angenommen.

Issime folgte von diesem Zeitpunkt an der Entwicklung, den Ereignissen, den geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen des Aostatals. Unter napoleonischer Herrschaft wurde die Gemeinde Issime Teil des Kantons von Fontainemore, einem Bezirk von Aosta, Departement der Dora. Die Männer wurden eingezogen und nahmen an den verschiedenen Konflikten, von den Freiheitskriegen bis zu den Eroberungen der Kolonien und den beiden Weltkriegen teil; viele kehrten nicht mehr nach Hause zurück. Die Folgen für die hinterbliebenen Familien waren tragisch. Nicht nur das Leid, sondern auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten waren groß und konnten nur dank der Großzügigkeit der Gemeinschaft überwunden werden. Besonders lebendig ist noch die Erinnerung an die schrecklichen Tage des Juli und Augustes 1944, als aus Rache über das Verschwinden von zwei Soldaten aus dem im Dorf stationierten Kommando, die Deutschen 20 Personen festnahmen und drohten, diese zu erschießen und das ganze Dorf in Brand zu setzen, falls die beiden Soldaten und ihre Waffen nicht innerhalb von zwei Tagen dem deutschen Kommando übergeben werden. Nur das Eingreifen des Pfarrers beim deutschen Kommando, der sich selbst als einzige Geisel anbot, rettete die Gefangenen und das Dorf vor der Zerstörung. Auch der Pfarrer wurde verschont. Im darauf folgenden Jahr wurde eine Siedlung in Brand gesetzt, weil falschen Informationen zufolge

die Issimer mit den Partisanen in Verbindung gebracht wurden. Es kamen jedoch keine Menschen zu Schaden.

In all diesen Jahrhunderten stützte sich die Wirtschaft vorwiegend auf die Viehzucht: Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine und Geflügel, deren Produkte nicht nur der Ernährung der Familie dienten, sondern auch auf den Märkten im unteren Aostatal, in Canavese und in den angrenzenden Tälern verkauft wurden. Man baute auch Roggen, Gerste, Korn und Weizen, Hülsenfrüchte, Saubohnen und Erbsen, Gemüse wie Kohl, Rüben und Zwiebel an, deren Ertrag jedoch gerade ausreichte um die Bevölkerung zu ernähren. Neben diesen Tätigkeiten wurden auch viele andere Arbeiten und Berufe ausgeübt. Notare, Rechtsanwälte, Geldverleiher, Kleinhändler, Steuereinheber gingen hier ihren Tätigkeiten nach, ebenso wie Holzfäller, die einheimische Schmieden mit Holz versorgten und dieses auch an Schmieden in die nahegelegenen Dörfer lieferten, die Eisenerz verarbeiteten, das von der Vialchiusella im Piemont kam. Es gab auch zahlreiche Wirte und Maurer. Vor allem die Maurer wanderten bereits ab dem 17. und bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jh. nach Savoyen, ins Wallis und in andere Dörfer der Täler aus, um mehr zu verdienen, um neue Erfahrungen zu sammeln, um die oft zahlreiche Familie, die fast immer im Dorf zurückblieb, wo sich die Frauen um alles kümmern mussten, besser erhalten zu können.

Meist fand diese Auswanderung der Arbeitskräfte vom Frühling bis zum Herbst statt, nicht selten verließ auch die ganze Familie das Dorf, in das sie nur selten zurückkam.

Issime erfährt über Jahrhunderte hinaus einen gewissen Wohlstand, wie die großen Steinhäuser der Hauptansiedlung aus dem 16. und 17. Jh. bezeugen. Sie hatten einen zur Strasse hin durch eine Mauereinfriedung mit einem befahrbaren Tor abgegrenzten Innenhof und im Hausinneren Stiegen und Korridore, die zu zahlreichen Räumen führten. Ein oder zwei Ställe im Erdgeschoss und ein Heustadel im Obergeschoss vervollständigten den Hof. Ein weiteres wichtiges Zeugnis des finanziellen Wohlstandes des Dorfes war die dem Heiligen Apostel Jakob gewidmete Pfarrkirche. Sie wurde im Jahr 1683 von den Brüdern Ferro aus Alagna im Valsesia, mit Beiträgen der gesamten Gemeinschaft, neu errichtet. Der Hl. Apostel wird am 25. Juli gefeiert. Im Jahr 1697 beschloss man einen Hauptaltar aus Fichten- und Zirmholz aufzustellen. Er ist mit zahlreichen Figuren, Säulen und vergoldeten Friesen ausgestattet. Mit den Arbeiten wurden die Brüder Gilardo aus Campertogno im Valsesia beauftragt.

Im darauf folgenden Jahr unterzeichnete die Gemeinschaft von Issime ein Übereinkommen mit Francesco Biondi, der sich verpflichtete, die Fassade der Kirche mit einer Abbildung des Jüngsten Gerichtes zu schmücken; diese kostbare Malerei wurde erstmals im Jahr 1770 von Antonio Jacquemin aus Riva Valdobbia und im Jahr 1970 von der Regionalverwaltung des Aostatals restauriert. Die Fassade wurde unter Denkmalschutz gestellt, wie auch der anliegende Glockenturm, der- mindestens im unteren Teil- auf das erste Jahrtausend zurückzuführen ist.

Der Kirchplatz, auf dem sich einst der Friedhof befand, ist im Westen von einer Reihe bemalter Nischen eingerahmt mit fünfzehn Darstellungen aus dem Leben Christi mit den Aposteln und den Heiligen. Die Gemeinschaft beauftragte mit dieser Arbeit – mit einem 1755 abgeschlossenen Vertrag – einen gewissen Meister Antonio Facio aus Valprato in Val Soana, Piemont. Hinterlassenschaften, Legate und Schenkungen sind im 18. Jh. und in den darauf folgenden Jahrhunderten sehr häufig und erlaubten es, die zahlreichen Kappellen in den Siedlungen zu erbauen und auch öffentliche Schulen zu gründen.

Im Jahr 1737 hinterlässt Frau Jacquême Linty in ihrem Testament ein Haus und ein Grundstück für die Errichtung einer Schule in Issime Sain-Jaques und im Jahr 1757 hinterlässt der Priester Jean Christille aus Issime ein Legat von 5000 Franken mit der Bedingung, die Schule mindestens zehn Monate im Jahr offen zu halten und neben den üblichen Fächern, die immer in Französisch, der offiziellen Sprache des Aostatal gelehrt wurden, auch die ersten Lateinstunden einzuführen.

Auch für die Mädchen wurde eine Schule eröffnet die sich jedoch auf drei, vier Monate Unterrichtszeit beschränkte; sie lernten Lesen und Schreiben sowie jene Handarbeiten, die für eine gute Hausfrau und Mutter notwendig waren. Am Anfang betraute man einen Priester, der nicht entlohnt wurde, mit dem Unterricht, um allen Kindern, auch jenen aus armen Verhältnissen, den Zutritt zu einer Grundschulbildung zu ermöglichen. Später konnte ein Laie mit dem Unterricht beauftragt werden, da für seine Entlohnung Geldmittel vorhanden waren. Die Mädchenschule wurde einer Frau anvertraut, die nicht unbedingt eine große Bildung aufweisen musste, aber einen untadeligen Lebenslauf. Auch die Lehrerin erhielt eine Entlohnung, wenn auch eine geringere als der Lehrer.

Bis zum Anfang des 20. Jh. war kein Schulgebäude vorhanden, es wurde ein Raum in einem möglichst nahe der Kirche liegenden Privathaus angemietet und im Winter sorgten die Schüler für das Holz zum Heizen.

Es gab hier sicher auch vor diesen Einrichtungen eine Schule, da bereits seit dem Jahre 1432 der Bischof von Aosta seinen Vertrauten, den Erzbischof der Kathedrale beauftragte, Lehrkräfte für die Stadt Aosta und die gesamte Diözese zu bestellen. Aus diesen ersten Schulen kommen auch die im Dorf zahlreich anwesenden Notare, Rechtsanwälte, Ärzte und Männer der Kultur, die Räte des Herrn von Vallaise.

Nach der Einigung Italiens im Jahr 1860 wollte die Zentralregierung jegliche regionale Besonderheit beseitigen und verbot den Gebrauch und den Unterricht der französischen Sprache in den Schulen. Dies brachte große Verstimmungen mit sich und es ist allgemein bekannt, dass mindestens in den kleinen Bergdörfern keine grundlegenden Änderungen eingeführt wurden und der Unterricht wie üblich fortgeführt wurde. Ganz anders war dann die Situation unter der faschistischen Regierung als die Italienisierung viel radikaler und die Kontrollen viel strenger wurden.

In den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts wurde in unserem Dorf eine Oberschule, *d'Obru Schul*, eröffnet um den Jungen und Mädchen die Möglichkeit zu geben, sich im Ort weiterzubilden, sie konnten das Gymnasium besuchen, um dann die Abschlussprüfung in einer öffentlichen Schule abzulegen.

In der zweiten Nachkriegszeit erreichten der Wiederaufbau, das Wiederaufleben und der wirtschaftliche Aufschwung auch unsere Gemeinschaft. Das Interesse galt immer mehr dem unteren Tal und dem Canavese, wo kleine und große Industrien entstanden. Denken wir nur an die Olivetti in Ivrea und die Illsa Viola in Pont Saint Martin die vielen Menschen Arbeit verschafften, bis die Wirtschaftskrise die Schließung des Stahlwerkes von Pont Saint Martin und drastische Personaleinschränkungen in den anderen Fabriken mit sich brachte.

Das Dorf wurde langsam verlassen, zahlreiche Familien und Pendler siedelten sich endgültig in der Nähe ihrer Arbeitsplätze an und die traditionellen Tätigkeiten wie die Viehzucht und die handwerklichen Tätigkeiten brachten immer weniger Ertrag. Dieses Phänomen hat auch viele andere Berggemeinschaften betroffen und die Regionalverwaltung

sah sich gezwungen Initiativen und Maßnahmen zu ergreifen um diese Abwanderung einzuschränken. Dank finanzieller Zuwendungen und verschiedener Erleichterungen konnte sowohl die Landwirtschaft als auch die Handwerkstätigkeit wieder aufgenommen werden. Vom Jahr 1966 bis zum Jahr 1984 wurden im Dorf Werkstätten für Stopferei und Anfertigung von Kleidern und Sportartikeln für einige Industrien des Canavese und Biellese eingerichtet, die den Frauen von Issime und aus den nahe liegenden Dörfern Arbeit brachten.

Die Viehzucht, hauptsächlich Rinderzucht, wurde bis zu den siebziger Jahren zwar mit wenigen Tieren, aber von fast allen Familien betrieben. Heute sind es wenige landwirtschaftliche Betriebe, die mit einer größeren Anzahl von Tieren, ca. dreißig im Durchschnitt, arbeiten und fast alle den Sommerauftrieb auf den Dorfalmen betreiben.

Nur 19% der Landwirtschaftsgrundstücke, die einer einzigen Familie gehören, sind über 50 Hektar groß, 47% der Grundstücke zwischen 2 und 10 Hektar.

In unserer Gemeinde werden besondere Agrarmaßeinheiten verwendet: *d'koartunu lann* sind 609 Quadratmeter und die meistgebrauchte Maßeinheit, während *d'meedzu lann* 304,5 Quadratmetern entspricht und *d'summi lann* mit 1218 Quadratmetern nicht mehr üblich sind.

Die Handwerker sind Tischler, Maurer, kleine Bauunternehmer, Elektriker und Installateure. Die Einwohner von Issime arbeiten hier oder in den nahe liegenden Dörfern als Lehrer, Bank- und Büroangestellte, Fabrikarbeiter, Förster sowie in den Skibetrieben Monterosa-Ski in Gressoney.

Issime war eines der ersten Dörfer im Aostatal, in das bereits Ende des 19. Jh. Sommergäste und Touristen kamen. Das milde Klima, die gute Lage, die Besonderheit der Landschaft und die Ordnung und Zurückhaltung der Einwohner sind Garantie für alle, die Ruhe und Entspannung suchen. Aber wer den Berg liebt und sich ihm nähern möchte, findet hier unvergleichlich schöne Plätze mit ihrer eigenen Geschichte. Die Nähe zu den Skipisten von Gressoney zieht auch im Winter Sportler und Bergliebhaber an.

## **DIE TRADITIONEN**

Die nachfolgenden Angaben entsprechen einem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebensabschnitt unserer Gemeinschaft bis zu den sechziger Jahren. Bis zu jenem Zeitpunkt, an dem sich auf nationaler und regionaler Ebene Änderungen, Fortschritte, Erneuerungen und das Bedürfnis zur Anpassung abzeichneten, die einen bequemeren Alltag versprachen, man hatte mehr Geld zur Verfügung und die soziale Lebensform hatte sich allgemein verbessert. Die Folge war jedoch eine Abflachung all jener kulturellen Aspekte, die eine Gesellschaftsgruppe kennzeichnen und charakterisieren. Die Ereignisse, die im kulturellen Leben unserer Vorfahren eine grundlegende Rolle spielten, gerieten in Vergessenheit, man ignorierte sie und schämte sich fast seiner Vergangenheit. Früher wurde der Geburt eines Kindes nicht so große Bedeutung wie heute beigemessen und so wie heute gefeiert, man hielt sich jedoch genau an einige, allen Familien jeglicher sozialen Rangordnung gemeinsame Prinzipien. Das Neugeborene musste innerhalb von drei Tagen nach seiner Geburt getauft werden, anderenfalls wurden die Glocken anlässlich der Taufe nicht geläutet; auch wenn der Vater des Kindes unbekannt war gab es kein Glockengeläute. Bis zur Taufe musste im Haus Tag und Nacht eine Kerze brennen.

Die Taufe fand um zwei Uhr nachmittags statt, das Kind wurde vom Paten und der Patin, die die örtliche Tracht trugen, zur Kirche gebracht; ihnen voran ging ein Kind, das eine große Kerze trug. War der Pate Mitglied des Gemeinderates oder eine wichtige Persönlichkeit trug der Pfarrer das Pluviale. Der Pate musste dafür sorgen dass seine Geldbörse, als Wunsch für Glück und Reichtum für das Neugeborene, gut bestückt war. Auf eigene Kosten verteilte er auch auf dem Dorfplatz unter den Kindern, die vor dem Schulgang der Taufe beiwohnten, einen Laib Weißbrot, eine wahre Köstlichkeit.

Die Patin brachte ihrerseits der Mutter in einem für diesen Anlass gekauften Weidenkorb, Kaffee, Butter, Eier und Süßigkeiten, sie durfte auch einen der drei Namen des Kindes auszusuchen, die Wahl der anderen zwei stand dem Paten und den Eltern zu.

Das Neugeborene wurde auf ein Kissen gelegt und mit einer Seidendecke zugedeckt, an deren vier Ecken rosarote oder hellblaue Maschen angebracht waren. Auf diese Decke legte man eine große weiße Spitzendecke. Vor der Taufe trug das Kind eine Mütze die mit bunten Blümchen geschmückt war und während der Taufe durch eine weiße Mütze ersetzt wurde.

Die Zeremonie endete, je nach finanzieller Möglichkeit, mit einem vom Taufpaten spendierten Essen im engsten Familienkreis.

In den Tagen nach der Geburt musste die Mutter zur Kirche gehen, um vom Pfarrer eine besondere Reinigungssegnung zu erhalten.

Obwohl geliebt und gut aufgenommen wurde den Kindern keine besonderen Aufmerksamkeiten geschenkt: man stillte sie sehr lange und pflegte sie sorgsam wenn sie krank wurden; der vorzeitige Tod eines Kindes wurde jedoch als ein natürliches, wenn auch schmerzhaftes Ereignis hingenommen. Bereits sehr früh musste sich das Kind mit einem jüngeren Bruder oder einer jüngeren Schwester befassen, es musste das Kleinkind wiegen sobald es weinte, darauf aufpassen und seinen Bedürfnissen nachkommen, es ablenken, es liebkosen und auch mit ihm schimpfen, es musste in der Tat im Laufe der Jahre die Eltern, die ihrer Arbeit nachgingen, ersetzen, bis ein anderes Geschwister seinen Platz übernahm. Viel Zeit zum Spielen gab es nicht. Bei Schlechtwetter und am Sonntag tummelten sich die Kinder mit den Geschwistern und anderen Dorfkindern auf der Wiese oder vor dem Haus, spielten mit kleinen, geschnitzten Tieren, Flöten und Pfeifen, einfachen Stoff- oder Papierpuppen, mit Metallringen, die sie mit einem Stock weitertrieben, Schleudern, Pfeil und Bogen. Gruppenspiele wie Verstecken, die vier Ecken usw., waren sehr beliebt und im Winter vergnügte man sich mit Holzrodeln auf denen man sowohl bei Sonnenschein als auch in den Vollmondnächten mit viel Lärm und Gelächter die verschneiten Hänge hinunterrutschte. Damals gesellten sich auch die Jugendlichen, Jungen und Mädchen dazu und man benutzte in diesem Fall den großen Schlitten, das Fuhrwerk mit dem man üblicherweise Holz, Heu und andere Materialien transportierte. Die meiste Zeit mussten sie jedoch den Arbeiten im Haushalt und auf den Feldern widmen.

Man dachte sehr früh ans Heiraten und konnte sich seinen Partner frei wählen, ganz so, wie man ihn sich wünschte.

Alle Familien, auch jene die über keine großen Mittel verfügten, taten ihr Möglichstes um die Trauung gebührend zu feiern, denn man erzählte dann ein ganzes Leben lang von diesem Fest.

Die Hochzeiten wurden üblicherweise im Winter gefeiert und die bevorzugten Tage waren Montag oder Donnerstag und später der Samstag. Der Bräutigam trug alle Kosten

für die Hochzeit, für das neue Haus sowie für das Brautkleid, das bis Anfang des vergangenen Jahrhunderts die Tracht war: ein langes Kleid aus Wollstoff, dessen Rock dank zahlreicher am Bund angebrachter kleiner Falten sehr weit und am Saum mit drei Samtvoltants verziert war, während das Oberteil gekrauste Ärmel und am Halsausschnitt und den Manschetten schwarze und weiße Spitzen hatte. Über dem Kleid wurde eine schillernde Seidenschürze in verschiedenen Farben und auf den Schultern ein gefranstes Seitentuch in den Farben der Schürze getragen. Die junge Braut trug die Familienjuwelen: ein Kreuz und ein oder mehrere Goldherzchen, die an einem schwarzen Samtband auf die Brust herabgingen. Der Kopfschmuck besteht aus einer mit einem Spitzenkamm versehenen Haube hinter der ein reicher bunter Blumenkranz hervorschaut; vom Nacken hingen bunte Seidenbänder auf die Schultern. Zu besonderen Anlässen, wie eben der Trauung, einer Taufe oder dem Fest des Schutzpatrons, wurde die Haube mit einem kostbaren Schleier versehen der auf die Schultern herabfiel.

**Éischeme: Walsertracht**  
(Foto MASSIMO PAGANONE)





Der Bräutigam trug einen schwarzen Wollfrack mit einer Weste auf der die goldene Kette glänzte, die die Uhr in der Westentasche festhielt; das weiße Hemd, das der jeweiligen Mode folgte, wurde mit einem kleinen Seidenschal oder einer Krawatte gebunden. Er trug immer einen Hut.

In den vergangenen Jahrhunderten wurden regelrechte Hochzeitsverträge unterzeichnet, in denen die Rechte und die Pflichten des Ehepaares festgehalten und die Güter, die die Braut als Mitgift brachte, aufgezeichnet waren. Es handelte sich oft um Wäsche für den Haushalt und den persönlichen Gebrauch, Tiere, Geschirr und auch um Geld.

Der kirchlichen Trauung, an der die Mutter der Braut nicht teilnahm, ging ein standesamtliches Versprechen in der Gemeinde voraus. Nach der Trauung begaben sich das Brautpaar und die Gäste zum Haus des Bräutigams wo sie das Hochzeitsmahl erwartete. Es gab verschiedene Aufschnitte, rohen Schinken und eingelegten Speck, Kastanien und Butter, Risotto, gekochtes Fleisch mit Kartoffeln, Braten und zum Abschluss Dörr Obst und Schlagsahne. Während des Festessens, und zwar beim Hochzeitsbraten, entzündeten die Freunde des Bräutigams einige Böller. Nach dem Mahl wurde der Tanz eröffnet, an dem alle teilnehmen konnten.

Waren eine ältere Schwester oder ein älterer Bruder des Bräutigams oder der Braut noch nicht verheiratet, schenkte man ihnen zum Jux einen weißen Ziegenbock.

Heiratete ein Mädchen aus dem Dorf einen Fremden, musste dieser den Jungen des Dorfes ein Pfand geben: ein Fass Wein. Weigerte sich der Bräutigam, bewaffneten sich die Jugendlichen mit allem was Lärm verursachte und gingen an den drei Abenden vor der Hochzeit laut tosend durch das Dorf.

Diese Bräuche leben heute nur noch in den Erzählungen der Großeltern.

Der Totenkult wurde in der Gesellschaft von Issime tief empfunden, die Begräbnisse sehr feierlich begangen.

Man kündigte den Tod eines Menschen, damals wie heute, mit dem Geläute der großen Kirchenglocke an, die mit einem besonderen Anschlag verkündete, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte.

Der Aufwand für den Begräbnisgottesdienst hing von der wirtschaftlichen Situation der Familie des Verstorbenen ab: je mehr man ausgeben konnte desto größer war die Anzahl der Priester sowie der entzündeten Kerzen, man konnte eine gesungene Messe lesen oder sie von der Orgel begleiten lassen. Waren die Familienverhältnisse sehr bescheiden, so sollten bei der Totenmesse doch drei Priester anwesend sein.

Die engste Verwandtschaft nahm fast nie an der Bestattung teil, so gab es kein lautes Weinen und keine Klagerufe, der Gottesdienst wurde auf sehr zurückhaltende Weise zelebriert. Das Begräbnis fand im Winter um zehn Uhr statt, im Sommer um neun Uhr, damit alle Familien teilnehmen konnten und man den Tag noch nutzen konnte. Bei diesen Anlässen wurde den notbedürftigsten Menschen ein warmes Essen angeboten und Geldspenden für die Kirche und die religiösen Bruderschaften gemacht.

Auch heute noch versammeln sich Verwandte, Freunde und Bekannte am Bett des Verstorbenen um für sein Seelenheil zu beten, Gebete, die auch an den drei auf das Begräbnis folgenden Abenden gesprochen werden.

In der Vergangenheit war der Winter für die Einwohner von Issime eine schwierige und mühsame Zeit. Die große Kälte zwang die Familie im einzigen beheizten Raum des Hauses zu leben, der sich über dem Stall befand, während alle anderen Räume fast unbewohnbar waren. Die Wege waren gefährlich vereist, was die Verbindungen und die

Kontakte auf das Notwendigste beschränkte und oft gefror auch das Wasser in den Brunnen, was weitere Schwierigkeiten bedeutete. Musste man Heu, Holz oder Holzbretter von einem Ort zum anderen transportieren, benutzte man einen großen Holzschlitten. Die Tage waren kurz und kalt und die Nächte lang, schweigsam und oft von Kobolden, die in den Legenden und Volkserzählungen vorkamen, bevölkert.

Trotz allem wurde diese Jahreszeit mit Freude und Heiterkeit erlebt. Es war die Zeit, in der sich die Familie nach den langen Monaten, in denen die Ehemänner und die Söhne im Ausland gearbeitet hatten, wieder vereinte. Sie kamen Anfang Dezember ins Dorf zurück, brachten ihr Erspartes, neue Erfahrungen, neue Ideen und ein Geschenk für die Geliebten mit und blieben bis zum Frühjahr.

So begann eine Zeit mit viel Tanz, Festsessen, Feuerwerken und angenehmer gegenseitiger Gesellschaft. Der erste Anlass war das Fest der Heiligen Barbara, das in der Kapelle von S.Grato im gleichnamigen Tal gefeiert wurde. Es folgten am achten Dezember das Fest der Unbefleckten Empfängnis, das in Issime »kleine Weihnacht« genannt wird, die Weihnachtsfeiertage und Neujahr, um dann am zwanzigsten Jänner den Winterschutzpatron, den Heiligen Sebastian zu feiern. Man hatte beschlossen dem Heiligen Jakob, dem Schutzpatron der Pfarrei, den man im Sommer feierte, einen weiteren Schutzpatron hinzuzufügen, der in den Wintermonaten gefeiert werden konnte, damit sowohl die Auswanderer als auch die Senner an den Feierlichkeiten teilnehmen konnten. Die Feiern der Schutzpatrone der verschiedenen Dörfer und der Fasching beendeten diese Periode, in der auch die meisten Hochzeiten stattfanden.

Außer an diesen gebotenen Feiertagen ergaben sich viele andere Anlässe, um sich in lustiger Gesellschaft zu treffen. Zum Beispiel die Abende, die alt und jung mit Kartenspiel verbrachten, es wurden abenteuerliche Geschichten erzählt, man spielte zum Tanz auf; eine reichhaltige Jause mit Hauswürsten, Käse, Kanestri und Risili, den typischen Mehlspeisen und Schlagsahne, Wein, Schnaps und Kaffee durfte nicht fehlen. Die langen Winterabende wurden aber auch zur Ausführung jener Tätigkeiten genutzt für die man während der guten Jahreszeit keine Zeit hatte, wie Wolle spinnen, die Hanfschnürchen drehen, die man für die Naht der Sohlen der Filzpantoffel für alle Familienmitglieder verwendete, kleine Feldwerkzeuge reparieren oder anfertigen, Besen aus Birkenästen binden, Körbe flechten, auch solche die man auf dem Rücken trug, Holzgegenstände schnitzen oder ausfeilen.

Am Tag beschäftigte man sich mit den üblichen Hausarbeiten und der Tierhütung. In den Wochen vor Weihnachten wurden die Würste zubereitet. Fast jede Familie züchtete zu diesem Zweck ein Schwein. Sobald der Mond und das Sternzeichen günstig standen wurde das Schwein geschlachtet. Nachdem die verschiedenen Teile des Tieres, von dem nichts verloren gehen sollte vorbereitet waren, vermengte man das Schweinefleisch mit Rindfleisch, das man von einem Nachbarn kaufte und begann mit der Herstellung verschiedener Würste: rote Würste oder Würste erster Wahl, die ausschließlich roh und nach entsprechender Lagerung gegessen wurden, weiße Würste zweiter Wahl, die sowohl roh als auch gekocht verwendet wurden, Schwartenwürste wurden gekocht und zuletzt Blutwürste, die man mit zerdrückten, gekochten Kartoffeln, Speck, Schweineblut, Salz und Gewürzen herstellte. Auch andere Teile des Schweins wurden verarbeitet, man machte rohe Schinken, Bauchspeck, eingelegten Salzspeck, Innereienfrikadellen, die mit Kohlblättern oder Schweinenetz umhüllt wurden. Das überschüssige Fleisch wurde in Salz gelegt, geräuchert oder gefroren und an einer Schnur im Heustadel aufbewahrt. Die

Schweineschlachtung war ein sehr wichtiges gesellschaftliches Ereignis, an dem nicht nur alle Mitglieder der Familie sondern auch die Nachbarn, die Verwandten und mit dieser Arbeit vertraute Männer teilnahmen.

Der Frühling fiel mit der Abfahrt der Maurer und der kleinen Unternehmer zusammen, die in andere Länder zogen. Auch die Arbeit im Freien, die auf den Frauen, den jüngeren Kindern und jenen Männern lastete, die sich mit der Viehzucht befassten wurde wieder aufgenommen.

Man säuberte die Wiesen, Kartoffeln, Roggen und Gemüse wurden angebaut, die Wege und Mauerchen, die durch Schnee oder Lawinen beschädigt worden waren, wurden ausgebessert und die Bäche gereinigt, die zur Wiesenbewässerung dienen.

Im Mai übersiedelte man mit den Kühen zu den Häusern auf halber Berghöhe, *z'berg*, damit sie das im vorigen Sommer gesammelte Heu aufbrauchen und das zarte Frühlingsgras abweiden konnten bevor man auf die Alm stieg. Der Almauftrieb war damals wie heute am 15. Juni, dem Tag des Heiligen Bernhard. Die Herden blieben dann bis zu Sankt Michael am 29. September auf den Hochweiden.

Im Sommer mussten sich die Frauen um die Heuernte in der Ebene kümmern wo die Wiesen zweimal gemäht wurden, einmal im Juni und einmal im September, und um die Wiesen auf halber Berghöhe, die man nur im Juli mähte.. Die Arbeit war sehr schwer und man ließ sich fast immer von Mähern aus dem Dorf oder den nahe gelegenen Tälern helfen. War diese Arbeit beendet, knüpften sie ihr Mittagmahl, einige Schnitten Polenta und ein Stück Käse, in ein Jutetuch und gingen auf die Gemeinschaftswiesen. Hier, auf den steilen und abgeschiedenen Hängen schnitten sie mit einer kleinen Sichel das üppige Gras.

Nach dem Abstieg von den hohen Almen blieben die Kühe einige Tage auf mittlerer Berghöhe wo sie den zweiten Graswuchs abweideten, dann ging es ins Tal wo man sie die dritte Mahd abgrasen ließ.

So kam der Herbst. Neue Beschäftigungen warteten. Die Kartoffeln, der Roggen, das Korn und die wenigen Früchte die in dieser Höhe reiften wie Birnen, Äpfel, Pflaumen, Nüsse und Haselnüsse mussten geerntet werden. Das trockene Laub für das Lager der Tiere wurde eingesammelt und die Wiesen gedüngt. Bei diesen Arbeiten half man sich gegenseitig und der Transport von Kuhmist erfolgte manchmal in den Vollmondnächten mit Gruppen von Mädchen und jungen Frauen mit Huckepacken.

Nach dem Allerheiligenfest und dem Totengedenktag ging man mit den Kühen wieder auf halbe Berghöhe herab um einen Teil des Heues aufzubrauchen das im Sommer abgemäht wurde; hier verblieb man bis Anfang Dezember. Das Fest der Heiligen Barbara beendete diese Periode.

## ***DIE SPRACHE***

Die Walser nahmen auf ihren Wanderungen Hausrat und Werkzeuge mit, aber auch ihre Lebensart, Religion, moralische Werte, Traditionen, Legenden und vor allem die Sprache. Heute ist die Sprache zusammen mit der Architektur das stärkste Merkmal, das unsere Volksgruppe charakterisiert.

Bemerkenswert ist jedenfalls die Tatsache, dass die Sprache der Walser von Issime ab dem 17. und bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Besonderheiten beibehielt,

obwohl sie von Sprachen und Dialekten anderer Abstammung wie Französisch, Italienisch, der piemonteser und der franko-provenzalischen Mundart umgeben war. Wir dürfen nicht vergessen, dass bis zum Jahr 1952 auf dem gleichen Gemeindegebiet zwei durch Kultur und Sprache unterschiedliche Volksgruppen zusammen lebten: die Walser deutscher Mundart und die Frankisch-Provenzalen französischer Mundart. Außerdem war die französische Sprache bis zur Faschistenzeit die einzige Sprache in der alle offiziellen Dokumente verfasst wurden und die auch von der Kirche benutzt wurde.

Unter diesen Umständen war es nicht zu vermeiden, dass unsere Sprache, das *Töitschu*, Abänderungen und Erneuerungen erfuhr. So benutzen wir alte Wörter wie *z'énni*, die Stirne, *z'ross*, das Pferd, *vergelzgott*, danke, neben besonderen Wörtern wie *dar chrigschman*, der Krieger, *z'guvverschmuckhji*, das kleine Juwel *z'heersji*, das Herzchen für den Verlobten oder die Verlobte. Worte lateinischer Abstammung ersetzen immer mehr deutsche Worte: *d'buttullju* ersetzt *d'vleschu*, die Flasche, *d'kruatu* anstatt *da chéller*, der Keller. Andere Wörter sind deutlicher italienischer oder französischer Abstammung, die sie sich auf Gegenstände beziehen die zur Zeit der Walseransiedlung in unserem Land noch nicht im täglichen Gebrauch waren; so finden wir *d'furkulunu* um die Gabel und *z'automobili* um den Wagen zu bezeichnen; es ist seltsam und gleichzeitig interessant festzustellen wie diese Worte mit dem deutschen Artikel ins *Töitschu* aufgenommen wurden.

Zu diesem Thema noch eine Bemerkung: es ist klar, dass die neu eingeführten Wörter auch von denen verstanden werden können, die den Dialekt von Issime überhaupt nicht kennen und daher erfand man Neologismen die nur von den Einwohnern von Issime verstanden werden, um die Einzigartigkeit der Sprache beizubehalten. So kann man für *z'bissikletti* auch *fillir* sagen, *z'sigaretti* wird die *dorra*, die trockene, *z'kaffi*, *z'gschluckhta*, das Getoastete. Die Kreativität und die Fantasie sind, neben einem gewissen Hang zum Komischen, im Gebrauch einiger Ausdrucksformen wieder zu finden, die sich auf Taten oder besondere Situationen beziehen: *goan hüten z'enkrasch hénnji*, heißt wörtlich übersetzt »die Hühner des Pfarrers hüten gehen«, um das Gestorbensein zu bezeichnen, da sich der Friedhof neben dem Hof des Pfarrhauses befindet; *goan ui d'ammissi in d'liertschunu*, wie die Ameisen auf dem Harz gehen, heißt langsam wie eine Schnecke gehen, *cheen van chu chalb*, von Kuh aufs Kalb zurückgehen, um einen Rückschritt zu bezeichnen.

Unsere Walser Sprachinsel wird von den Sprachforschern als »Minderheit zweiter Rangordnung« innerhalb der Minderheit erster Rangordnung und zwar der französischen Minderheit des Aostatal, eingestuft.

Die bodenständigen Einwohner benutzen das *Töitschu* im täglichen Gebrauch und in ihren zwischenpersönlichen Beziehungen, sie müssen jedoch auf eine andere Sprache übergehen sobald sie mit Menschen in Kontakt treten, die wenige Kilometer entfernt oder im Dorf leben, jedoch einer anderen Sprachgemeinschaft angehören. Es muss allerdings, wenn auch schweren Herzens gesagt werden, dass auch alteingesessenen Einwohner von Issime die Walser Mundart nicht mehr benutzen. Entweder wurde ihnen die Sprache nicht mehr von den Eltern beigebracht oder es besteht einfach kein Interesse mehr dafür.

Im Jahr 1992 führte Professor Peter Zürrer aus Zürich eine Umfrage bei der gesamten ansässigen Bevölkerung ab dem sechsten Lebensalter durch, um ein Gesamtbild der Sprachsituation von Issime zu erarbeiten. Es ergab sich, dass 80 % der Einwohner eine

aktive Kenntnis der deutschen Mundart und die anderen mindestens eine passive Kenntnis hatten. In den Volksschulen hatten sieben von dreizehn Schülern, das heißt 53,8%, eine aktive Kenntnis des Dialektes.

Zur Zeit hat sich die Situation bezüglich der Einwohner die älter als zwanzig Jahre sind, nicht geändert, während man in der darunter liegenden Altersgruppe einen Rückgang der Anzahl der Sprechenden verzeichnen muss.

All dies ist vielen Faktoren zuzuschreiben, die das Gesellschaftsleben im allgemeinen beeinflussen: der Tourismus, die Mischehen, die absolute Vorherrschaft der Hauptsprache und nicht zuletzt die Schwierigkeit der Mundart in ihrer Morphologie, Satzstellung und Aussprache, der tägliche intensive Kontakt mit anderen Sprachen und Kulturen und der Unterricht in den Schulen des Aostatal von zwei offiziellen Sprachen, Italienisch und Französisch, denen in den Schulen der Walsergemeinschaft Deutsch hinzugefügt wird. Unter diesen Voraussetzungen ist die Einführung des Dialektes in der Schule nicht denkbar. Mit Beginn des schulischen Werdeganges verzichtet man auf das Erlernen und in der Folge auf den Gebrauch des *Töitschu*.

Es gibt keine schriftliche Tradition unserer Sprache, wenn man von den Ortsnamen abieht, die in den alten Dokumenten vorkommen und die immer große Probleme bei der Abschrift und beim Lesen brachten. Andere kleine Beispiele finden wir im Buch des Abtes aus Issime Jean Jacques Christillin, aus dem Jahr 1910 »Légendes et récits recueillis sur les bords du Lys«.

In den darauf folgenden Jahren wurden neue Niederschriftversuche durch einfache poetische Werke unternommen. Erst in den letzten Jahrzehnten haben Studien und Untersuchungen zur Kodifizierung der schriftlichen Sprache geführt, wobei die Rechtschreibung im Wörterbuch Italienisch-*Töitschu*-Italienisch festgehalten und die Grammatik und die Satzstellung von Renato Perinotto und Professor Peter Zürer untersucht wurden.

Die geschriebene Sprache wird nur für kurze literarische Werke, Dialektübertragungen von Erzählungen, Stücken anderer Natur und Kirchenliedern benutzt. Eine besondere Beachtung erfuhren die Ortsnamen. Heute werden alle Ortsnamen Walser Ursprungs in *Töitschu* geschrieben wie auch einige Schilder von öffentlichen Lokalen und der Gemeinde. Die gesamte Walsergemeinschaft des Valle del Lys nimmt sich das Problem des Schutzes und der Beibehaltung unserer Besonderheiten sehr zu Herzen. Die Autonome Region des Aostatal, der wir seit dem Beginn unserer Geschichte angehören, achtete immer darauf, unsere Kultur nicht zu erdrücken und unsere Sprachen nicht zu unterdrücken. So wurde mit dem Verfassungsgesetz Nr. 2 vom 23. September 1993 der Artikel 40bis genehmigt und in die Sonderstatuten des Aostatal aufgenommen. Dieser lautet:

»Die mit Regionalgesetz anerkannten deutschsprachigen Bewohner der Gemeinden des Valle del Lys haben das Recht ihre sprachlichen und kulturellen Merkmale zu schützen. Den im ersten Absatz genannten Volksgruppen wird der Unterricht der deutschen Sprache in den Schulen durch zweckmäßige Anpassungen der Lehrpläne an die lokalen Gegebenheiten gewährleistet«.

Mit dem Regionalgesetz Nr. 47 vom 19. August 1998 wird unter anderem der Ständige Rat für den Schutz der Walser Sprache und Kultur eingeführt dem eine Beobachtungs-, Beratungs- und Vorschlagsrolle zugeschrieben wird.

Am 30. Juli 1967 hat die A.I.D.C.L.M. (Internationale Gesellschaft zum Schutz der gefährdeten Sprachen und Kulturen) in Folge einer in Issime abgehaltenen Tagung die Gesellschaft Augusta gegründet und ihren Sitz in unserem Dorf angesiedelt.

Zweck dieser philanthropischen und apolitischen Gesellschaft ist der Schutz und die Wiedereinführung der lokalen Dialekte und Kulturen durch eine soziale Förderung und die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Volks- und Sprachminderheiten des Aostatals und der Täler des Alto Biellese, des Sesia, des Anzasco und des Toce. Sie veröffentlicht jedes Jahr eine angesehene Zeitschrift mit Forschungen, Berichten und Werken über Kultur und Sprache. Es werden Kulturreisen zu anderen Walsersiedlungen, Treffen mit der Bevölkerung veranstaltet um an die alten Traditionen zu erinnern, die Ursprungsbindungen zu festigen und so manchen aussterbenden Brauch wieder aufleben zu lassen; Deutschkurse werden angeboten und man fördert Forschungen und Studien.

Die Region Aostatal gründete am 26. November 1982, mit Notariatsurkunde Favre, das Walser Studien- und Kulturzentrum des Aostatals mit Sitz in Gressoney-Saint-Jean. Zweck des Walser Kulturzentrums ist die Förderung der Forschungsarbeiten, der Studien, sowie der Schutz und die Verbreitung der Walser Kultur, der Bräuche, der Traditionen und der Sprache.

In all diesen Jahren hat das Kulturzentrum viel unternommen, um die in den Statuten festgesetzten Ziele zu konkretisieren. Es wurden verschiedene Studien und Forschungsarbeiten herausgegeben: ein Buch über die Walser des Aostatals, die Wörterbücher Italienisch-*Titsch*-Italienisch und Italienisch-*Töitschu*-Italienisch, eine Liedersammlung, eine Gedichtsammlung, ein Kochbuch über die typischen Gerichte, die alten Chroniken und Legenden von Valentino Curta, die Sammlung der Texte des Universitätsprofessors Umberto Monterin und Dissertationen. Eine Sammlung der Sprichwörter und Redewendungen ist derzeit in Ausarbeitung. Das Kulturzentrum beschäftigt sich auch mit der Organisation von Tagungen, Ausstellungen und Studientreffen. Jedes Jahr wird in Zusammenarbeit mit einigen Walsergemeinschaften der Region Piemont ein Kalender mit Bildern einheimischer Künstler und Beschriftung in den verschiedenen Dialekten herausgegeben.

Dem Kulturzentrum wurde außerdem die Verwaltung der Walserbibliothek übertragen, die mit Regionalgesetz Nr. 28 vom 17. Juni 1992 gegründet wurde und ihren Sitz in Gressoney-Sain-Jean hat. Die Bibliothek sorgt für die Sammlung und Aufbewahrung von Büchern, Zeitschriften und anderen Informationsmaterialien über das Walser Volk.

Beiden Gesellschaften wird die Durchführung ihrer Projekte dank den Zuwendungen der Region und der großzügigen Geld- und Arbeitszuwendungen der vielen spendenfreudigen Mitbürger ermöglicht. Dadurch können der Bevölkerung, teilweise kostenlos, Veröffentlichungen von großem Interesse zur Verfügung gestellt werden. Die Gesellschaften arbeiten mit großem Erfolg an verschiedenen Initiativen wie zum Beispiel den Walsertreffen, die alle drei Jahre in einer anderen Örtlichkeit der verschiedenen Staaten stattfinden, in denen sich die Walser niederließen.

Auf dem Gebiet der Kultur war unsere Gemeinschaft immer sehr rege und konnte in der Vergangenheit, wie auch heute noch, ihre Kreativität, ihre Vielseitigkeit und ihren Wunsch nach Geselligkeit durch kleine Theatergruppen, Chöre, Kirchenchöre, Folkloregruppen, der Gemeindebibliothek, dem Fremdenverkehrsverein und der Musikkapelle zum Ausdruck bringen. Die Musikkapelle wurde im Jahr 1906 gegründet und hat heute, nach einer Stillstandsperiode in den siebziger Jahren, ihre Tätigkeit mit neuer Begeisterung und großer Teilnahme, vor allem seitens der Jugend, wieder aufgenommen und zählt jetzt an die fünfzig Mitglieder.



**Fersental (Bersntol)-Valle del Féršina: Gesamtblick mit den Bergen Calisio und Cimarlo im Hintergrund**

# FERSENTAL (Bersntol)-VALLE DEL FÈRSINA

## *Fersentaler Gemeinschaft im Trentino*

### **VORWORT**

Wenn man das Siedlungsgebiet der Gemeinschaft, deren Sprache das Fersentalerische ist, geografisch genau abgrenzen möchte, stößt man auf einige Schwierigkeiten.

Im Italienischen liegen im Wesentlichen drei geografische Bezeichnungen vor:

1. Valle del Fèrsina. Dies ist vielleicht die bekannteste geografische Benennung, auch wenn sie zu weitläufig ist, wenn man bedenkt, dass das Gebiet von den Quellen des Wildbachs Fèrsina (Lago di Erdemolo/Hardöml-See auf 2.005 m ü.d.M.) bis dorthin reicht, wo sich sein Wasser in die Etsch ergießt, d.h. in der Landeshauptstadt Trient. Man könnte meinen, dass z.B. auch die Städtchen Pergine und Civezzano zum Valle del Fèrsina gehören, da sie den Wildbach säumen.

2. Valle dei Mòcheni. Hier verbinden sich deutlich zwei Begriffe: Der eine ist rein geografischer Art, »Valle« (Tal), der andere ganz und gar nicht, »Mòcheni«. Es ist in der Geschichte nicht das erste Gebiet, das nach der ansässigen Bevölkerung benannt ist: Denken wir bloß an Deutschland, Sizilien, Lombardei. Die Spezifizierung »dei« (»der« – Genitiv Plural) stellt auch sofort klar, wovon wir sprechen.

3. Alta Valle del Fèrsina. Hier stehen wir vor einer zwar nur selten gebrauchten Bezeichnung, die jedoch in geografischer Hinsicht unantastbar ist, da sie klar das Gebiet des Fèrsina-Oberlaufs umreißt, bevor der Wildbach in die ebene Zone des Raumes Pergine eindringt.

Später werden wir auf weitere Benennungen eingehen, die früher in den Karten und Beschreibungen verwendet wurden. Bevor wir uns jedoch vom Thema lösen, seien noch die anderen beiden Bezeichnungen genannt, die für gewöhnlich in geografischer Hinsicht gebraucht werden, doch nicht italienisch sind. Die bekannteste ist sicher die deutsche Form »Fersental«, eine genaue Übersetzung von »Valle del Fèrsina«, neben der jüngeren fersentalerischen Form »Bersntol« .

### **EINFÜHRUNG**

Das Tal grenzt im Süden an das Valsugana, im Westen an den Raum Pergine und Piné, im Norden an die Hochebene von Piné und die ersten Ausläufer der Bergkette des Lagorai, die es auch im Osten abschließen. Es erscheint wie ein Keil, und steigt von der Ebene von Pergine etwa 15 km bergan.

Das linke Ufer ist reich an Wasserläufen, die rasch zum Fèrsina abfallen, was auf das relativ steile, wenn auch stufenförmige Gelände zurückzuführen ist. Dasselbe gilt für die Gegend von Palù, die offener ist, in der sich aber die beträchtliche Höhe bemerkbar macht. Anders sieht der niedrigere Teil der italienischsprachigen Zone am rechten Ufer aus: Hier sind die ebenen Flächen erheblich weiter, die Wasserläufe seltener und weniger stürmisch.



Im untersuchten Raum überwiegt in den unbebauten Zonen deutlich Nadelwald (Fichten und Lärchen), auch wenn in tieferen Lagen Laubbäume anzutreffen sind (Akazien, Kastanien usw.). Der Waldsaum erreicht eine Höhe von etwa 1900 m, wo sich größere Flächen von Wacholder, Latschenkiefer und Rhododendron ausbreiten.

Unter den Wildtieren sind Eichhörnchen, Murmeltiere, Gämsen, Hirsche, Rehe, Hasen zu nennen, unter den Pflanzenarten das Edelweiß, der Türkenbund und das Seifenkraut. Derzeit ist die Fersentaler Gemeinschaft in den Gebieten der Gemeinden Frassilongo/*Garait*, Fierozzo/*Vlarötz* und Palù del Fèrsina/*Palae en Bersntol* angesiedelt.

Die Gemeinde *Garait* liegt am niedrigsten (621 m), während die Gemeinde Palù/*Palai* die höchstgelegene (*Cima di Sasso Rotto/Schrum*, 2394 m) und auch die östlichste des Tales ist. Insgesamt sind diese drei Gemeinden, die das linke Talufer und das obere Ende des rechten Ufers abdecken, nur wenig größer als 51 km<sup>2</sup>.

In der Abbildung 1 sehen wir die Bevölkerungsentwicklung von 1951 bis heute, nach Gemeinden unterteilt.

#### *Bevölkerungsentwicklung (1951–2001)*

<b>Gemeinde</b>	<b>1951</b>	<b>1961</b>	<b>1971</b>	<b>1981</b>	<b>1991</b>	<b>2001</b>
Palù/ <i>Palae</i>	340	337	323	287	221	191
Fierozzo/ <i>Vlarotz</i>	601	552	447	438	437	441
Frassilongo/ <i>Garait</i>	634	623	472	462	380	356

Auffallend ist der Anteil der älteren Menschen an der Gesamtbevölkerung, was kein gutes Zeichen für deren Bestand ist.

## **DIE BESIEDLUNG DES TALES**

Vor 1200 wurde das Gebiet des gesamten linken Ufers und des oberen Abschnitts des Fèrsina wahrscheinlich wegen seines Weidelandes, der Wälder und der Jagdmöglichkeiten genutzt.

Es wäre jedoch ein Irrtum, es als Gebiet ohne Privatgüter anzusehen, da die Feudalherren auch diese Möglichkeit der Nutzung nicht unberücksichtigt ließen, weshalb das Eigentum gut abgegrenzt wurde. Schon laut den ersten verfügbaren Urkunden gehört der Berg von Frassilongo/*Garait* und Roveda/*Oechlait* zu den Besitzungen des Schlosses Pergine, während der Berg von Fierozzo/*Vlarötz* als Eigentum des Domkapitels von Trient und der von Palù/*Palae* unter den Gütern des Schlosses Caldonazzo aufscheint. Die Grenzen sind – durch Bergkämme oder bedeutendere Wildbäche – geografisch deutlich gezogen.

Jeder Eigentümer verwaltete das Gebiet nach eigenem Gutdünken, sicher jedoch in Anlehnung an die lokalen Gebräuche der Epoche. Eine Zeit lang wurden große Gebiete – wenn nicht sogar der ganze Berg – nahe gelegenen Gemeinschaften oder solchen, die besonderen Bedarf an Sommerweiden oder Holz hatten, verpachtet.

Das 13. Jh. brachte jedoch eine Wende. Vor allem von Norden her zeigte sich zunehmend eine Nachfrage nach bebaubarem Land, der einzigen Überlebensebene einer steigenden Zahl von Familien, was auf die Bevölkerungszunahme und auf die Innovationen der Landwirtschaft um das Jahr 1000 zurückzuführen war.

Weite Zonen Tirols und des Trentino, die bis dahin von geringem Interesse waren, wurden plötzlich für die Ansiedlung einer Reihe bedürftiger Familien interessant, die nach Zonen mit günstigeren Lebensbedingungen suchten.

Für unser Gebiet handelte es sich nicht um Wellen von direkt aus Bayern stammenden Siedlern, sondern um die Niederlassung von Familien aus verschiedenen Gegenden, wie Pinè, den Hochebenen von Folgaria und Lavarone, Tirol. All das war in einem Feudal-system möglich, in dem der Bauer fast nie direkt Eigentümer des von ihm bearbeiteten Landes, aber in jedem Fall »frei« war: Die Bindung zum Landeigentümer war wirtschaftlicher und nicht persönlicher Art, wenn der Bauer in eine andere Gegend ziehen wollte, so stand ihm dies frei.

Die Familien, die sich in Frassilongo/*Garait*, Roveda/*Oechlait*, Fierozzo/*Vlarötz* oder Palù/*Palae* niederließen, hatten zumeist nur zwei Elemente gemeinsam: das Erfordernis oder den Wunsch nach neuem bebaubarem Land und die »teutonische« Sprache, d.h. Deutsch.

Die Feudalherren, die sich das Gebiet teilten, begünstigten die Niederlassung ständiger Siedler, da dies auch eine Erhöhung ihrer Einnahmen bedeutete. Jede Familie, die ein Stück Land in Pacht erhielt, zahlte einen Jahreszins und trug auch – durch ein komplexes System von Steuern, Leistungen und Gebühren – in anderer Form zum Anwachsen des Eigentums der Schlösser Caldonazzo und Pergine bei (das letztere hatte in der Zwischenzeit vom Domkapitel von Trient das Eigentum des Berges von Fierozzo/*Vlarötz* übernommen).

Die Gesamtheit des Bodens und der Gebäude, mit denen ein Bauer durch den Schlossherrn »belehnt« wurde, war der »Maso« (Hof), der Gründe verschiedener Art umfasste: Sie lagen in Frassilongo/*Garait* auf einer Höhe zwischen 700 und 1100 m, in Palù/*Palae* zwischen 1100 und 1500 m. Die Belehnung dauerte fast immer 19 Jahre, konnte aber automatisch auch Generationen hindurch erneuert werden.

Wie erwähnt, kam es in der Anfangsphase nicht selten vor, dass die Herren besondere Zugeständnisse machten, um die Arbeit in Gang zu bringen – man denke bloß an die Notwendigkeit, Ställe und Wohnungen zu errichten, zu roden, das Land urbar zu machen, Mauern zur Abgrenzung der Felder zu errichten usw. Dennoch zogen einige Familien fort, die vor allem in den frühen Jahrhunderten durch andere ersetzt wurden, während sich mit der Zeit die Situation festigte. Der Großteil der im 16.–17. Jh. ansässigen Familien entspricht der heute noch hier verwurzelten Bevölkerung.

## **DER BERGHOF**

Der Bauer lebte im Wesentlichen von der Haltung von Kühen, einigen Schafen, ein paar Ziegen, Hühnern und natürlich von den Produkten, die der Boden abwarf. Von Getreide, Kohl, Ackerbohnen und den Erzeugnissen aus dem Gemüsegarten nährte sich die Familie das ganze Jahr hindurch, vor allem aber im langen Winter. Manche Produkte wurden gegen andere aus dem Talgrund ausgetauscht, so konnte man bisweilen Weinfässer lagern.

Um das verfügbare Land bestmöglich zu nutzen, errichtete man das Wohngebäude und den Stall in unproduktiven Zonen, möglichst nah am Berg, um bequemer von der Bergseite die großen, für die Kühe erforderlichen Heumengen einholen und im darunter liegenden Raum einen Keller für die Konservierung von Kraut einrichten zu können. Das war aber nicht alles. Im Sommer führten die Bauern das Vieh auf die Hochweiden, wo sie in Hofnähe kleine Unterstände errichteten: So entstand die *hit*, die man bisweilen ein wenig vergrößerte, um eine Feuerstelle für den Hirten zu schaffen. Jeder *hof* konnte sich somit auch im Sommer selbst versorgen, ohne dass die Notwendigkeit zu gemeinsamen Almhütten bestand.

Das Ausmaß des vom Schlossherrn vergebenen *hofs* war anfänglich großzügig, das Gut reichte jedenfalls für die Erhaltung einer Familie. Was geschah aber im Laufe der Generationen? Wer sollte den Hof erben, oder besser: Wer sollte den ganzen Hof erben?

Nie so sehr wie in diesem Fall hat das bürgerliche Recht die Geschichte, die Gemeinschaft direkt berührt und sie Jahrhunderte hindurch in all ihren Aspekten beeinflusst. Die Gemeinschaften haben von Beginn an ihr Gewohnheitsrecht und ihre Regeln, die in unserer Region vor allem im 16. Jh. kodifiziert, amtlich anerkannt und angewandt wurden. Dies geschah vor allem in den größeren Gemeinschaften, denen später die kleineren folgten. Für unsere Gemeinden können wir dies nur vermuten, da Originalurkunden fehlen. Wir kommen der Realität jedoch sicher sehr nahe, wenn wir annehmen, dass sich mehr oder weniger auch die kleinen Gemeinden des Tals an die Satzung von Pergine hielten, die sich in gewisser Weise an die von Trient anlehnte.

#### Fersental (Bersntol)-Valle del Féršina: Winter



Fest steht jedenfalls, dass die Berghöfe unter allen Söhnen zu gleichen Teilen aufgegliedert werden konnten, während den Frauen bloß eine einfache Anerkennung zustand, die wenig mehr als symbolisch war: die Mitgift.

Nach Abschluss der Besiedlung der Gegend und nach einigen Perioden, die den Anstieg des Wohlstands nicht gerade förderten (Kriegswirren, Pest usw.), begann die Gemeinschaft zahlenmäßig zu wachsen. Nach weitgehender Nutzung aller Wirtschaftsnischen, die das Gebiet bot (durch zusätzliche Rodungen, Fruchtbarmachungen, Trockenlegungen usw.), blieb nichts weiter als die Anwendung verschiedener Hilfsmittel, um zumindest jenen das Überleben zu sichern, die die Führung des Hofes übernommen hatten. So gelang es, durch vermittelte Ehen, einen hohen Prozentsatz an Unverheirateten, eine sorgsame Politik der Bodenverteilung und des Verkaufs usw., die Zersplitterung des Eigentums aufzuhalten, bis der Anteil zum Überleben nicht mehr vorhanden war.

Diese Lösungsversuche genügten jedoch nicht, und schon seit dem 17. Jh. machten sich Erscheinungen bemerkbar, die die Fersentaler Gemeinschaft bis zum heutigen Tag prägten: die Auswanderung und der *hondl*.

## **DIE AUSWANDERUNG**

In den letzten vierhundert Jahren zogen viele Bewohner des Tales für immer von der Gemeinschaft, in der sie geboren und aufgewachsen waren, fort, um andernorts die Bedingungen für eine würdige Existenz zu suchen. Je nach der Zeit und den Erfordernissen wechselte die Zahl, wie auch der Bestimmungsort der Auswanderer.

Einige nahe Zielgebiete – wie das Valsugana, der Raum von Civezzano und von Povo bei Trient – wurden wieder zu wahren Fersentaler Siedlungen, die Dutzende von Familien umfassten. Auch wenn noch Studien in dieser Richtung zu betreiben sind, reicht in vielen Fällen der Familienname zur Bestimmung des Herkunftstales aus.

Die Auswanderung nahm ab Ende des 19. Jh. große Ausmaße an: In den Registern sind Dutzende und Aberdutzende von Personen verzeichnet, die offiziell ihre Heimat verließen, um in ein anderes europäisches Land zu ziehen, in Wahrheit aber begaben sie sich in die Bergwerke von Colorado und Utah. Die Geschichte einer Gemeinschaft fällt in diesem Fall mit der Geschichte unserer Region, doch auch anderer Regionen, wie zum Beispiel Venetiens, zusammen. Manche Jugendliche zogen für einige Jahre fort, um dann zurückzukehren, andere wussten bereits, dass es keine Heimkehr mehr geben würde, einige versuchten, die Familie in die neue Heimat nachkommen zu lassen. Viele verließen das Vaterland und ihre Lieben, um einem Traum nachzujagen, der (fast) nie wahr wurde.

Ab Ende der Dreißigerjahre des 20. Jh.s war die Auswanderung auch an politische Faktoren des Faschismus und Nationalsozialismus gebunden. Die Möglichkeit der Option für das deutsche Reich im Jahr 1939, die summarisch von Südtirol auf die deutschen Gemeinschaften Norditaliens ausgedehnt wurde, bot die Gelegenheit einer Massenabwanderung, die vor allem die Gemeinschaft von Palù/*Palae* nutzte, deren überwiegende Mehrheit sich eine wirtschaftliche und soziale Besserstellung erhoffte.

Doch bereits die sechs Monate Aufenthalt im Flüchtlingslager von Hallein in Österreich brachten viele Hoffnungen zum Erlöschen. Die Ansiedlung auf böhmischen Landgütern – im Anschluss an eine gezielte Enteignung der Ländereien durch den deutschen Gene-

ralstab – war ein magerer Trost. Was folgte, war ein Harren der Dinge, um möglichst bald auf den kargen, doch einladenden Boden von Palù/*Palae* zurückzukehren.

Der Ort lebte wieder auf, doch die tragischen Ereignisse – die die Schwächeren unter der Bevölkerung, wie Frauen und Kinder, am härtesten trafen – hinterließen Spuren, die noch heute bemerkbar sind.

In der Nachkriegszeit setzte sofort wieder eine Auswanderungswelle ein, die sich auch in diesem Fall auf das Ausland richtete: Schweiz, Deutschland, Österreich, doch erneut auch Amerika und sogar Australien.

Die Auswanderung, die als notwendige Zeiterscheinung begonnen hatte, führte in der zweiten Hälfte des 20. Jh. zu einem wahren Aderlass der beiden Orte Frassilongo/*Garait* und Palù/*Palae*, während es Fierozzo/*Vlarötz* am Ende des Jahrhunderts gelang, die Verluste und die Abwanderung aufzuhalten und sogar Familien oder Jugendliche, die zunächst in den Talgrund gezogen waren, wieder zurückzuholen.

Komplexer ist die Situation des Ortes Roveda/*Oechlait*, der bis heute eine lebhaftere Bevölkerungsentwicklung und eine besondere gesellschaftliche Beständigkeit zeigt.

## **BERGWERKE UND KNAPPEN**

Der Ursprung der Bergbaus im Tal ist sehr alt. Vorgeschichtliche Schmelzöfen wurden an verschiedenen Stellen des Tales entdeckt, doch im gesamten Alpenraum ist bisher noch keine so bedeutende Fundstätte aufgetaucht wie die des Redebus-Passes zwischen Palù del Fersina/*Palae* und der Hochebene von Piné auf 1450 m Höhe: eine Reihe von Öfen und die dazugehörigen Halden mit Hunderten Tonnen von Schlacken aus der Zeit zwischen 1.300–1.100 v. Chr.

Die geologische Formation des Tales förderte das Auftauchen tieferer Gebirgsschichten, wobei sich in das Grundgestein Adern wertvoller Metalle einschoben, die der Mensch abzubauen begann. Unter diesen Mineralien spielte zweifellos Kupfer die größte Rolle, gefolgt von Silber, Blei und Eisen.

Wir wissen nicht mit Sicherheit, an welchen Stellen Kupferkies für die Schmelzöfen des Redebus-Passes gewonnen wurde, doch ab 1400 entstanden die Bergwerke so gut wie überall im Tal und lockten Unternehmen und Bergknappen aus anderen Bergbaugebieten wie Schwaz im Inntal oder aus Böhmen.

Die Arbeit in den Bergwerken war äußerst mühsam und erforderte Fachkenntnisse: Dies führte allmählich zu einer von der Außenwelt unabhängigen Organisation. Die Bergleute hatten einen eigenen Rechtsstatus, eigene Innungen, einen eigenen Bergrichter, einen Lebensstil, der nicht an die Jahreszeiten und den Boden usw. gebunden war. Als die Knappen in diesem Gebiet eintrafen, war dieses aber bereits bewohnt, weshalb sie mit den ansässigen lokalen Gemeinschaften ein Auskommen finden mussten. Die letzteren waren nicht immer glücklich über die Errichtung von Baustellen, doch mussten sie sich anpassen: Die Landesherrn (Fürstbischöfe und Grafen Tirols) hatten einiges am Bergbau zu verdienen, weshalb sie dem Bergrichter unter anderem auch die Aufsicht über den Wald zugestanden, der für die Infrastrukturen in den Stollen erforderlich war, vor allem aber Brennstoff für die Schmelzöfen lieferte, die immer mehr Material verschlangen.

Auch wenn die Bergbautätigkeit alles in allem nur kurze Zeit anhielt – bereits nach 1520 erfuhr sie einen starken Rückgang – zog sie sich doch mit wechselndem Verlauf über

Jahrhunderte hin, wobei neue Grabungen und der Abbau anderer Mineralien (wie Vitriol für die Glasindustrie) mit Krisenzeiten wechselten. Erst in den Sechzigerjahren vergangenen Jahrhunderts kam die Ausbeutung endgültig zum Stillstand.

Das Kapitel der Bergwerke hat zahlreiche greifbare Zeugnisse im Gebiet, aber auch Spuren im Gedankengut der Bevölkerung hinterlassen. Das Leben und Treiben, das in manchen Perioden das Tal kennzeichnete, ist nicht nur in Sagen und Märchen erhalten geblieben (die um Knappen, Bergwerke, das *Pèrgmandl* und Ströme von Gold kreisen), sondern auch in der kollektiven Vorstellungswelt: Deutsch sprechende Bergleute waren aus weiter Ferne gekommen, um dem Fersentaler Boden unermessliche Reichtümer zu entreißen.

## **DIE FERSENTALER SPRACHE**

Die Siedler des 13. Jh. wurden in den Urkunden lange unter der Bezeichnung »teutonisch« oder »alemannisch« geführt. Wir können deshalb annehmen, dass ihre Sprache im Wesentlichen eine dialektale Form des einstigen Deutsch war. Wegen der unterschiedlichen Herkunft der einzelnen Familien handelte es sich wahrscheinlich schon damals nicht um eine einheitliche Sprache, doch steht fest, dass sich die Bewohner der einzelnen Orte zumindest untereinander verstanden.

In den darauf folgenden Jahrhunderten erfolgte nur ein geringer Austausch mit Familien anderer Herkunft und demnach anderer Sprache, weshalb sich Jahrhunderte hindurch keine Elemente ergaben, die eine Änderung der Sprachgewohnheiten der Fersentaler Gemeinschaft bewirkt hätten.

Im 17. Jh. kamen noch weitere Faktoren hinzu, die vermutlich zur Festigung und Entwicklung der bodenständigen Sprache beitrugen.

Wenn jemand auswandert – sofern es sich nicht um eine Massenauswanderung handelt –, bringt er wohl Elemente seines kulturellen Hintergrundes in das neue Gebiet mit, doch schrumpfen diese stark unter den folgenden Generationen. So wurde die Fersentaler Sprache anderswo nicht zu neuem Leben erweckt. Grundsätzlich anders verhält es sich mit der saisonbedingten Auswanderung: In der Fersentaler Geschichte gab es Hunderte von *kru-mer* (Krämer), die durch ihren *hondl* (Handel) mit anderen Volksgruppen ähnlicher Sprache (Deutsch) in Kontakt traten und den tatsächlichen Nutzen der Kommunikationsmöglichkeit erkannten. Dieses Merkmal, das die Fersentaler Gemeinschaft Jahrhunderte hindurch auszeichnete, wurde zu einem kulturellen Aspekt, der nicht nur in praktischer Hinsicht unumgänglich, sondern auch aus Prestige Gründen bedeutungsvoll war.

Jahrhunderte hindurch war dann das Fersentalerische nicht mehr die einzige Sprache des Tales, blieb aber die Muttersprache. Die Kontakte zu den nahegelegenen Orten machten es oft erforderlich, auch die Sprache der Nachbarn, demnach den Trentiner Dialekt, zu erlernen.

Was aber sicher eine Veränderung des Lebensstiles mit sich brachte, waren die Geschehnisse ab der zweiten Hälfte des 19. Jh., als Probleme nationalistischer Art auftraten. Ab der Zeit wurden die Kuratien im Tal deutschsprachigen Geistlichen zugewiesen, die gleichzeitig fast immer auch die Lehrer waren. Die Situation blieb im Wesentlichen unverändert, bis unsere Region im Anschluss an den Ersten Weltkrieg an den italienischen Staat übergang und die deutsche Schule unverzüglich durch die italienische ersetzt wur-



**Fersental (Bersntol)-Valle del Férsina: Blick auf Palù-Palae**

de. Beide Schulen waren nicht das Modell, das den Merkmalen unserer Gemeinschaft entsprach, doch konnte kein Schulsystem gefunden werden, das unsere sprachliche Besonderheit berücksichtigte (was auch heute noch schwer ist).

Die tiefgreifenden Veränderungen der Wirtschaft und die Massenmedien führten zu einem enormen Prestigeverlust der Sprache, die Jahrhunderte hindurch das Erbe unserer Gemeinschaft war. So ergibt sich lediglich eine Anpassung an ein mehr oder weniger unüberwindbares System. Ausgehend von der Ortschaft Frassilongo/*Garait* haben immer mehr Familien die Muttersprache fallengelassen und die der Nachbarn übernommen, was sich nun vor allem auch auf Fierozzo/*Vlarötz* überträgt. Roveda/*Oechlait* und Palù/*Palae* sind die beiden Orte, in denen das Fersentalerische fast noch von der gesamten Bevölkerung, einschließlich der Kinder, gesprochen wird.

Eine deutliche Wende brachte ein Landesgesetz von 1987, mit dem das Kulturinstitut für das Fersental und Lusérn gegründet wurde: Die Autonome Provinz Trient, die Autonome Region Trentino-Südtirol und die Lokalinstitutionen begannen, sich für die Probleme des Schutzes und der Aufwertung der Fersentaler Sprachminderheit einzusetzen und erkannten die Notwendigkeit spezieller Maßnahmen. In den letzten fünfzehn Jahren erfolgte eine Reihe von Debatten, Legislativmaßnahmen und Subventionen für die kulturelle Tätigkeit, wie unsere Gemeinschaft sie im Laufe ihrer Geschichte nie erlebt hatte.

Nun spielt die Fersentaler Sprache im Kindergarten eine gewisse Rolle, während sie nur mit Mühe in die Volksschule, und noch weniger in die Mittelschule, einzudringen vermag. War die Lehre der Geschichte nicht deutlich genug, oder lernt der Mensch nie?

## **DIE GEGENWART**

Es ist schwierig, heute das Porträt eines Ortes oder einer Gemeinschaft zu zeichnen. Davon ausgehend stellen wir zwei Überlegungen an:

1. Die Fersentaler Gemeinschaft, die sich in den letzten Jahren sehr stark entwickelt hat, scheint nun das Tempo zu verlangsamen. Die traditionelle Wirtschaft macht eine starke Krise durch und wird fast überall schon durch Pendeln, öffentlichen Dienst, Handlangerarbeiten ersetzt. Nur wenigen Menschen – von denen viele ausgewandert sind – ist es gelungen, ihre soziale Stellung zu verbessern und eine Position in der modernen Gesellschaft zu erobern. Im Anschluss an diese sozio-ökonomischen Änderungen steht auch die Fersentaler Sprache unter starkem Druck, sowohl wegen der Nähe zur alten bäuerlichen Welt, als auch wegen des sogenannten Globalisierungseffekts.

2. Die Umwelt und die Landschaft haben Jahrhunderte hindurch Anpassungen erlebt, die zwar stark waren, sich aber über sehr lange Perioden erstreckten. Nun ist ein umsichtiges Vorgehen geboten, da dank der Technologie die Maßnahmen kurzfristig erfolgen können und einschneidend sind. Außerdem besteht – offenkundig nicht nur für unsere Berggemeinschaft – das Problem der Aufforstung großer bereits aufgelassener Flächen Ackerlandes. Neben einem zunehmenden Verständnis für diese Situation und des Kultur- und Sprachfaktors auf Seiten der neuen Generationen zeigt sich ein Streben nach musealen Einrichtungen. Zweifellos läuft die Marktwirtschaft nur langsam an, da viele Werte wie Loyalität, Verbundenheit mit den Traditionen, Opferbereitschaft, Familie usw. auch im Erbgut der jungen Generationen noch stark präsent sind .

## **DAS BRAUCHTUM**

Mehrere Autoren haben sich mit dem Fersentaler Brauchtum befasst. In der Vergangenheit wurde sicher auch einiges erfunden, es ist jedenfalls schwer, ein vollständiges wissenschaftliches Bild zu zeichnen. Leider sind viele Elemente verloren gegangen, weshalb wir Grundelemente für die Gebräuche, die Generationen hindurch weitergegeben wurden, finden müssen – falls es sie gibt. Viele Einzelheiten sind nur noch wenigen Personen bekannt, wobei die Erinnerung auch nicht immer hundertprozentig genau ist.

Einen starken Einfluss hat auch die Religion ausgeübt: Viele Sitten und Rituale sind in sie eingeflossen und denselben Weg gegangen. Die wichtigsten Gebräuche jedoch – die vor allem in Palù/*Palae* beibehalten wurden – haben sich zu einer Art Wahrzeichen der Gemeinschaft entwickelt. Sie sind eng mit dem Wesen der Bevölkerung verbunden und demnach Grundlage für ihre Existenz und Identifizierung.

Die *stèla*, das Sternsingen, ist für Fierozzo/*Vlarötz* und Palù/*Palae* charakteristisch. Die zum Militär Tauglichen haben die Aufgabe, den Stern zu schmücken und ihn in den Nächten von Sylvester, Neujahr und dem Dreikönigstag von Haus zu Haus zu tragen. Ihnen folgt eine Gruppe von Sängern, Männer aller Altersgruppen, die religiöse Lieder aus dem traditionellen Repertoire des Ortes anstimmen. Ein Begleiter sammelt die Geldspenden ein, mit denen Messen für alle Verstorbenen des Ortes gelesen oder Erfordernisse der Kirche gedeckt werden. Die Familien erwarten mit Ungeduld das Vorbeiziehen der Gruppe mit dem Stern und gehen bei der Gelegenheit im Geiste die wichtigsten Ereignisse des vergangenen Jahres durch.



Der Fasching von Palù/*Palae* ist ein komplexes Ritual. Zwei Männer verkörpern den *bètscho* und die *bètscha*, während ein Dritter der *oiartroger*, auch *teit* genannt, ist. Die drei Gestalten werden von den Militärtauglichen des Ortes gewählt und können von Jahr zu Jahr von jemand anderem dargestellt werden. Ihre Aufgabe beginnt bereits am Faschingsmontag, wenn sie die Mädchen besuchen gehen, Informationen über laufende Liebschaften einholen und nach Torten verlangen, die für den nächsten Tag dienen. Am Faschingsdienstag in der Früh zieht der *bètscho* ein Hemdkleid aus grobem Leinen an, das in der Taille von einem Gürtel mit Glocke festgehalten wird, setzt sich einen hohen, zweispitzigen Ziegenfell-Hut mit Bändern auf, schlüpft in ein Paar dunkler Hosen und in feste Arbeitsschuhe mit Gamaschen. Die Ausstattung wird durch einen Stroh- oder Heuhöcker unter dem Hemdkleid und einen groben Stock vervollständigt, der oben eine Vertiefung für die dunkle Farbe aufweist, mit der Gesicht und Hände bemalt werden. Die *bètscha* trägt eine Frauentracht, einen Männerhut mit einem Fichtenzweig auf dem Kopf und hat ebenfalls Hände und Gesicht schwarz bemalt. Sie führt einen kleinen Besen mit sich, mit dem sie während des ganzen Weges auf den Buckel des *bètscho* einschlägt. Der *oiartroger* bewegt sich in elegantem dunklen Männergewand mit Faschingsverzierungen, hält einen bunten Stock in der Hand und trägt am Rücken eine *kraks*, Kraxe, mit Sägemehl, um die Eiergaben aufzunehmen.

Beim Ausgang jedes Berghofs schütten die beiden *bètsche* Wohlstand aus und erbitten für die Bewohner des Hauses eine gute Ernte, dann – nach Besuch sämtlicher Höfe eines Weilers – spielen sie in einem Gasthaus abwechselnd die Szene ihres Todes. Der »am Leben gebliebene« Gefährte liest das Testament vor – eine ulkige Überarbeitung der Tratschgeschichten über die Liebespaare, von denen sie am Tag zuvor Kenntnis erhalten hatten. Dem »Wiederaufleben« des *bètscho* folgt ein Tanz und der Tod der *bètscha* mit Rollenumkehr. Vor dem Übergang zur nächsten Hofgruppe werden an einer vorher vereinbarten Stelle die Torten verteilt und von einem höher gelegenen Punkt Pfannen in die Wiesen geworfen. Wenn bei Einbruch der Dämmerung, nach Besuch aller Höfe der Strecke, das letzte Testament verlesen und die letzte Torte verteilt wurde, geht der Fasching zu Ende: mit der Verbrennung des Höckers des Alten und der Testamente in einem kleinen Feuer, während die Kinder ein großes Feuer, *vòschn*, entzünden, was von ohrenbetäubendem Schellengeläute begleitet wird.

Die *Stèla*- und Karnevalsstrecken sind traditionsgemäß immer dieselben; sie werden nur leicht geändert, wenn neue Häuser in der Nähe des Pfades entstehen.

## **KURZBIBLIOGRAFIE**

*Atti del convegno La Valle del Fèrsina e le isole linguistiche di origine tedesca nel Trentino*, S. Michele all'Adige (TN), Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, 1978

A. Gorfer, F. Faganello, *La Valle dei Mòcheni*, Calliano (TN), Manfrini, 1970

S. Piatti, *Palù = Palae frammenti di storia*, Palù/*Palae* del Fèrsina (TN), Comune, Istituto culturale mòcheno-cimbri, 1996.

R. Morelli, *Identità musicale della Valle dei Mòcheni*, S. Michele all'Adige (TN), Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, Palù del Fèrsina (TN), Istituto culturale mòcheno-cimbri, 1996.



Fersental (Bersntol)-Valle del Férsina: Mädchen in Bersntoler Tracht



Greschöney-Saint Jean: das Dorf

# GRESCHÒNEY-GRESSONEY

## *Walser Gemeinschaft im Aostatal*

### **GEOGRAPHISCHE BESCHREIBUNG**

Die beiden angrenzenden Gemeinden Gressoney-La-Trinitè (1637 m) und Gressoney-Saint-Jean (1385 m) befinden sich im Aostatal und umfassen ein Gebiet von 135,2 Quadratkilometern. Sie liegen im Talschluss des Valle del Lys, das bei Pont-Saint-Martin beginnt und am Monte Rosa (4633 m) endet.

Das Gebiet von Gressoney ist in drei Abschnitte geteilt: *Oberteil*, *Mittelteil* und *Onderteil*. Oberteil, der »obere Teil«, umfasst das Gebiet der Pfarre von Gressoney-La-Trinitè, *Mittelteil*, der »mittlere Teil« erstreckt sich von den Grenzen von Trinitè bis zum Hauptort Saint-Jean, der noch dazugehört, *Onderteil*, der »untere Teil« reicht bis an die Grenzen der Gemeinde Gaby.

Gressoney grenzt im Norden an die Schweiz, im Süden an die Gemeinde Gaby, im Osten an das Valsesia und im Westen an das Val d' Ayas.

Auf dem Territorium von Gressoney befinden sich verschiedene Siedlungen und Almen, die alle noch Namen deutschen Ursprungs tragen.

Die Bevölkerungszahl von Gressoney-La-Trinitè beläuft sich heute auf 302 Einwohner, Gressoney -Saint-Jean zählt 801 Einwohner.

### **GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT**

Vor Ende des 8. Jh. gibt es über einer Meereshöhe von 1000 m keine Anzeichen von menschlichen Siedlungen. Ab dem 8.Jh. kamen die Alemannen vom Berner Oberland, nachdem sie sich bereits in den unteren Rheintälern und den Schweizer Voralpen angesiedelt hatten und wurden auf der Hochebene von Goms ansässig.

So entstand im Alto Vallese (1200 -1400 m), die höchste und außergewöhnlichste Ansiedlung der Alpen.

Die Menschen mussten sich der Höhe und dem Klima anpassen, die Lawinen bedeuteten eine ständige Gefahr und es gab keine Verbindungswege. Sie mussten Mittel fürs Überleben finden und begannen die Wälder zu roden, die Gewässer zu kanalisieren, Pfade und Brücken zu bauen, was ihnen dann Landwirtschaft und Viehzucht ermöglichte.

Die Mulde von Goms verwandelte sich langsam in ein fruchtbares Tal, das rauhe Bergvolk vermehrte sich schnell und bald gab es nicht mehr genug Mittel zum Überleben. Viele verließen daher ihre Siedlungen und folgten ihrem angeborenen Wanderinstinkt und brachten ihre Erfahrungen in andere, noch unbesiedelte Täler. Vom oberen Gomstal rückten sie nach und nach in die Seitentäler des Wallis ab: links der Rhone in das Binn-Tal, den Tälern des Sempione und des Saas, gegen die Hügel Monte Moro und St. Niko-

laus, zum Pass von Teodulo; am rechten Ufer der Rhone erreichten sie das Viesch-Tal und das Lötschentäl.

Die Nutzung der hochgelegenen Berggebiete und der Drang weiterzuwandern, führte diese Menschen dann über die Grenzen des Wallis hinaus. Sie stiegen vom Furkapass am Ende des Gomstals herab und zogen das Rheintal entlang; im oberen Teil des Rheins in Richtung Graubünden ließen sie sich in einigen unwirtlichen Seitentälern nieder, so im Medeltal, im Valsertal und im Safiental; im unteren Teil des Rheins stießen sie bis Davos, Kloster und Arosa vor.

Später zogen sie in Richtung Triesenbeg im Liechtenstein und Vorarlberg, wo zwei Täler den Namen der ersten Siedler übernahmen: das Grosswalsertal und das Kleinwalsertal. Nach Italien kamen die Walser vorerst über den Griespass, wo sie *Pomatt*, das heutige Val Formazza und Valle Antigorio samt der Hochebene von Salecchio besiedelten. Sie stießen dann über den Sempione bis nach Ornavasso vor, in die südlichste Ansiedlung der Walser.

Über die Pässe Monte Moro und Teodulo erreichten die Walser die Talschlüsse südlich des Monte Rosa. Diese ersten Siedler, die sich in geschlossenen Gemeinschaften auf einer Meereshöhe von über 1000 m niederließen, wo es keine Spur von früheren, menschlichen Ansiedlungen gab, nennen sich Walser, ein Wort das von »Walliser« abstammt, also Einwohner des »Wallis-Vallese«. Die Walser waren in ihren ersten Niederlassungen fast immer an kirchliche oder weltliche Feudalherren gebunden, konnten sich jedoch bald befreien.

Folgende Urkunden, die sich auf Gressoney und Issime beschränken, sind der erste offizielle Nachweis über die Ansiedlungen der Walser. Am 9. Januar 1218 rief Giacomo della Porta aus Sant'Orso im Schloss von Quart (Aostatal) den Vertreter des Bischofs von Sion, den Bischof von Aosta und den Aostataler Adel an sein Bett um kundzugeben, »dass er über die gesamten Ländereien im Tale oberhalb von Issime verfüge, ebenso wie jenen auf der anderen Seite des Lys, bis zu den Gipfeln der Berge, über die fruchtbaren und unfruchtbaren Gebiete, die Weiden, die Wälder, die Wiesen und die Almen von Gressoney und Verdoby«.

Am 8. September 1377 erklärte eine Gruppe von 30 Siedlern aus dem Gebiet von Orsio oberhalb des Hauptortes Gressoney-La-Trinitè mit einer notariellen Urkunde, ausgestellt vom Notar Franqui François in einem Haus der Fraktion Noversch: »... direkt von Herrn Ebal di Challand das Almgebiet von Orsio in Feudalbesitz erhalten zu haben und diesen noch zu besitzen. Der jährliche Pacht beträgt acht Goldflorin guten Gewichts, sechs Pfund Butter und jedes zweite Jahr vier Schafe«.

Mit dem 16. Jh. trat eine Verschlechterung des Klimas ein, im darauffolgenden Jahrhundert erreichte sie ihren Höhepunkt und dauerte, mit abwechselnden Phasen, bis Ende des 19. Jh. Die Walser erlitten durch diese neue, klimatische Situation schwere Rückschläge. Das Vorrücken der Gletscher verhinderte die Verbindungen über die am höchsten gelegenen Pässe, zerstörte Weiden und Kulturland und gefährdete manchmal sogar die Wohnsiedlungen. Es genügt eine Abkühlung von einem Grad im Laufe von zwanzig Jahren, damit sich ein Gletscher um 300–400 Meter frontal ausbreitet. Die Walser mussten sich aufmachen um in die Städte und Dörfer der Ebene abzuwandern.

Die Einwohner des Valle del Lys, später Krämerental genannt (Tal der Händler), kehrten in deutschsprachige Städte zurück und zwar in die Schweiz und nach Süddeutschland, wo sie sich bis zu Beginn des 20. Jh. fast ausschließlich der Tuchhändlerstätigkeit widmeten.

Das 19. Jh. war diesbezüglich eine sehr einträgliche Zeit. Ab dem 20. Jh. begann ein langsamer Rückgang, da der neue Markt Konfektionskleidung bevorzugte. Die Gressoneyer versäumten es, sich auf diesen neuen Handelszweig einzustellen. Mit dem Beginn des Tourismus wandert auch die Jugend nicht mehr in die Schweiz aus.

Der erste Weltkrieg rief die Jungen zu den Waffen. Nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg widmeten sie sich lokalen Tätigkeiten wie dem Handwerk, der Landwirtschaft und dem Tourismus.

Der Faschismus verbot den Deutschunterricht in den Schulen und unterdrückte das Interesse für die Auswanderung.

Auch der zweite Weltkrieg holte die Gressoneyer, nach ihrer Rückkehr nahmen sie wieder die heimische Arbeit auf oder fanden in den Industriegebieten im Tal Arbeit.

Durch die Errichtung der ersten Liftanlagen (Sessellifte, Seilbahnen, Schlepplifte) verwandelte sich ab dem Jahr 1950 der Elitetourismus in einen Massentourismus, sei es im Sommer als auch im Winter. Es entstanden neue Arbeitsplätze für Einheimische und fremde Arbeiter. Zur Zeit gibt es keine Auswanderung, da alle Arbeitskräfte hier eine Anstellung finden.

#### **Greschòney-La-Trinité: das Dorf**



## **DIE AUSWANDERUNG DER GRESSONEYER HÄNDLER IN DIE SCHWEIZ**

Ab dem 15. Jh. bis zum 19. Jh. durchquerten viele Fremde zu Fuß deutschsprachige Länder. Sie trugen ihren *chrèzo* (eine Art kleiner, tragbarer Kasten) auf den Schultern und wanderten vorerst von Haus zu Haus, dann von Markt zu Markt in der Hoffnung, ihre Ware zu verkaufen. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Händler, die aus dem Savoyen stammten, einer unwirtlichen und unfruchtbaren Bergregion, deren Einwohner vor der späteren industriellen Entwicklung gezwungen waren im Ausland zu arbeiten.

Viele Gressoneyer suchten daher in der Ferne Arbeit. Sie überquerten die Alpenpässe und zogen als Händler durch die Lande. Auf ihren Schultern transportierten sie Kleiderstoffe, Wäsche, Schürzen, Seidenstoffe, Handschuhe und Strümpfe. Hatten sie Erfolg so ließen sie sich meistens im Ausland nieder, wo sie Geschäfte gründeten, vor allem für den Verkauf von Kleiderstoffen, Wolle und Seide. Die Tätigkeit dieser Händler war so sensationell, dass bereits im Jahre 1548 das Gressoney-Tal, auch als Valle del Lys bekannt, das Krämerthal genannt wurde, also »das Tal der Händler«<sup>1</sup>. Die Gressoneyer kann man mit den heutigen Wandermarktleuten vergleichen; auch sie waren nicht gerade gerne gesehen. Vor allem die Vereinigungen der Handwerker und Handelstreibenden entrüstete sich über diese Konkurrenz. Die Bürger von Bern schlugen zum Beispiel 1531 vor, dass öffentliche Ämter nur an in der Region oder in Bern geborene Personen übertragen werden konnten und nicht an die Schwaben oder an die *Gristheneiren* (Gressoneyer)<sup>2</sup>. Dies beweist, wie stark der Zustrom aber auch das Ansehen der Gressoneyer war.

Dank ihrem Fleiß, ihrer Tüchtigkeit und Sparsamkeit gründeten die Gressoneyer Händler im Laufe der Jahre blühende Geschäfte in Zürich, Winterthur, Weinfelden, Frauenfeld, Will, Lichtensteig, St. Gallen, Luzern und Goldau. Dasselbe geschah auch in Süddeutschland: Konstanz, Kempten, Krozigen, Wangen, Ravensburg und Augsburg. Die Tätigkeit der Gressoneyer in Süddeutschland wird im Werk von Dr. Karl Martin »Schau ins Land« aus den Jahren 1935, 1938/39 und 1955<sup>3</sup> beschrieben. Die große Anzahl von Gressoneyer Unternehmen in der Schweiz und in Süddeutschland ist ein klares Beispiel für die erstaunliche Expansionskraft, typisch für die Gressoneyer, vor allem wenn man bedenkt, dass die beiden Gressoney zusammen nie mehr als 1200–1300 Einwohner zählten. Dieser für die deutschen Völker charakteristische Drang nach fernen Ländern löschte jedoch nie das Zugehörigkeitsgefühl zur Heimat. Während der kurzen Sommermonate kehrte ein Großteil der Auswanderer nach Hause zurück, wo sie von Frau und Kindern erwartet wurden und die ganze Familie sich der Heuernte widmete. Im Alter

---

1 In einer Beschreibung von Joh. Stumpf – 1548 – gibt es eine Landkarte des Wallis mit dem »Kremerthal«. Vgl. mit Bohnenberger. Auch in der Kosmographie von Seb. Münster, zum dritten Mal in Basel 1550 herausgegeben, ist das »Kremerthal« genannt (S. 391, im Kapitel das die bedeutendsten Orte des Walliser Kantons betrifft): Von Visp ausgehend und den Saserberg und den Matterberg überquerend, erreicht man verschiedene Gebiete auf der subalpinen Talseite, unter ihnen das »Kremerthal«, im Besitze des Grafen von Zaland« (der Begriff »Zaland« weist auf »Challant« hin).

2 Ludwig Neumann – S. 25 – Karl Schott S. 94

3 Diese Beschreibung des Lebens der Händler ist ausschließlich aus der genannten Veröffentlichung entnommen.

überfiel auch jene, die sich fest im Ausland niedergelassen hatten, die Sehnsucht nach dem Heimatland, das sie *ellenè* nannten. Waren sie nicht mit einer Schweizerin verheiratet, so zogen sie sich von ihren Aktivitäten zurück, übergaben ihre blühenden Unternehmen ihren Kindern oder jungen Verwandten, die ihnen ins Ausland gefolgt waren und kehrten in ihre geliebten Berge zurück, um dort den Rest ihres Lebens zu verbringen und in der Heimerde begraben zu werden.

Ging der Sommer zu Ende, so holten diese Männer, die vor keinen Unbilden der Witterung zurückschreckten, ihre tragbaren Kästchen hervor, überprüften die Rückenpolsterung und die Tragriemen aus Leder und kontrollierten das Schloss des Geheimfaches, in dem das Geld aufbewahrt wurde. Wenn sie dann ihre *chrèze* schulterten, sich für fast ein Jahr von Frau und Kindern verabschiedeten um ihre Wanderung durch die Schweiz und Süddeutschland anzutreten, so ähnelten sie sehr den zahlreichen Händlern aus dem Veneto, aus der Mailänder Gegend und jener von Savoyen, die jedes Jahr auf der Suche nach dem Glück auswanderten. Alle zusammen nannte man »Italiener oder Händler neulateinischer Sprache«, oder im allgemeinen auch »Savoïardi«. Oft hörte man auch die Bezeichnung *Augstaler*, was auf jene die aus dem Aostatal oder Augstal und den Seitentälern kamen – eben auf die Gressoneyer – hinweist.

Im Gemeindearchiv der Stadt Schwyz befindet sich eine Bittschrift aus dem Jahre 1516, die von den einheimischen Händlern und Kaufleuten an die Gesandten der Konföderation gerichtet ist: »Zahlreich sind jene, die mit ihrer Ware von Dorf zu Dorf, von Gutshof zu Gutshof und von Haus zu Haus gehen, sie steigen sogar über Berge und überqueren Täler. Kein Wohnhaus ist sicher vor ihnen; sie dringen ein mit ihren Dienern und ihren Lehrlingen. Viele haben sogar drei bis vier. Sie scheuen nicht einmal davor zurück um Almosen zu betteln und leben so auf Kosten der armen, gutgesinnten Leute des Dorfes und geben nicht einmal einen Groschen im Gasthaus aus.«<sup>4</sup> Die ansässigen Kaufleute schlugen vor, »diesen Fremden mit Frau und Kindern den festen Wohnsitz zu gewähren, sodass auch ihnen dieselben Pflichten und Steuern auferlegt werden konnten. Weiters verlangte man, dass die Einwanderer ein Zertifikat, ausgestellt von ihrer Heimatgemeinde vorlegten, das ihre Ehrlichkeit bestätige«.

Aber am 13. Januar 1517 wies die Diät von Zürich diese so sehr ersehnte Lösung des Problems zurück. Die Fremden importierten immer schönere Artikel, hatten ein wachsames Auge für die Nachfrage und die Bedürfnisse ihrer Kunden und wussten es geschickt anzustellen, neue Wünsche zu wecken. Aus diesen Gründen waren die Leute auf dem Land aber auch die Städter davon überzeugt, dass die Ware der fremden Händler besser und billiger war als die ihrer Landsleute. Für die Finanzbehörden waren die ausländischen Händler, von welchen sie Zoll einhoben, eine willkommene Einnahmequelle. Die Konkurrenz, die durch die fremden Händler entstand, erwies sich außerdem als gute Möglichkeit, die Preise der einheimischen Kaufleute zu drücken. Trotzdem gelang es den ansässigen Verkäufern durch ihre ständigen Klagen den ausländischen Handel einzuschränken. Obwohl die fremden Wanderhändler anfangs volle Aktionsfreiheit auf

---

4 J. B. Kälin, Alte Klagen gegen fremde Hausierer und Krämer, in Mitteilungen des hist. Vereins d. Kant. Schwyz 1885 Heft 4, S. 69



dem Lande wie in der Stadt hatten, wurde ihnen doch im Laufe der Zeit die Teilnahme an einigen Märkten in der Stadt verboten. Aber diese Fremden, die besonders flexibel waren, fanden immer einen Ausweg. Einige versuchten diese Verordnungen zu umgehen oder sie einfach zu brechen. Sie hatten mit diesem Vorgehen oft Erfolg, ansonsten wäre es nicht notwendig gewesen, immer wieder, fast 300 Jahre lang, die Aufmerksamkeit auf diese Verbote zu lenken. Andere Händler hingegen nutzten einen besonders günstigen Umstand. Im 14. und 15. Jh. erhielten viele kleine und größere Ortschaften das Recht, Jahresmärkte zu veranstalten, an welchen auch die eingewanderten Händler teilnahmen, die sich nicht mehr darauf beschränkten, von Haus zu Haus und von Ortschaft zu Ortschaft zu wandern. Sobald der Warenvorrat zu Ende ging, versorgten sie sich bei einem ihrer Lager, die sie in verschiedenen Orten eingerichtet hatten, vornehmlich in Gasthäusern. Da diese Händler fast nie alleine arbeiteten, sondern mit Kindern, Brüdern und anderen Verwandten kleine Handelsgesellschaften nach dem Beispiel der Familiengemeinschaften deutschen Ursprungs gründeten, konnten sie sich, sobald sie in Schwierigkeiten gerieten, gegenseitig helfen. Sie hatten auf diese Weise auch ein breiteres Angebot zur Verfügung, und konnten die unterschiedlichsten Ansprüche ihrer Kunden erfüllen, da die vielen kleinen, tragbaren Kästchen sozusagen ein kleines Magazin enthielten, und man darin fast alles finden konnte. Der Neid der Korporationen ging soweit, dass die fremden Händler nur berechtigt waren Seidenstoffe, Leinenstoffe und Drillich zu verkaufen, aber keine Wollstoffe oder Barchen, für welche die Stoffhändler das Exklusivrecht hatten<sup>5</sup>. Die Handelsgesellschaft der Fremden spaltete sich: die einen verkauften Seidenstoffe an die Händler und die anderen die Wolle an die Stoffhändler. Nach dem Markt floss das getrennt verdiente Geld jedenfalls in eine gemeinsame Kasse. Andere ließen sich in verschiedenen Örtlichkeiten nieder, oft in kleinen Städten, wo der Einfluss des Handelsstandes noch nicht so stark war, erhielten unter diversen Schwierigkeiten das Bürgerrecht oder den Zugang zu einer Genossenschaft und übten dann einen Beruf als Handwerker oder Gasthausbetreiber aus oder eröffneten ein Geschäft und nahmen regelmäßig an den Jahresmärkten im ganzen Land teil.

Ihr praktischer Sinn brachte sie dazu, Unterstützung bei den adeligen und reichen Familien zu suchen. Heirateten sie Schweizer Frauen so achteten sie sehr auf ihre Wahl und nahmen als Trauzeugen und als Taufpaten für ihre Kinder angesehene Persönlichkeiten, Leiter der Genossenschaften, Ratsleute oder Bürgermeister.

Andere heirateten eine Witwe mit einem Geschäft und begannen daher eine unabhängige Tätigkeit auszuüben. Diese verschiedenen Phasen, die den Wanderhändler zu einem gutstehenden Kaufmann mit festem Wohnsitz machten, dauerten fast 400 Jahre lang.

C. Scaler (1996 verstorben) erzählte zwei kurze Episoden, die einen Kaufmann, Teilhaber an einem Stoffgeschäft in Winterthur betreffen. Jede Saison wohnte er gewöhnlich für 14 Tage in Küsnacht auf dem Rigi, im Hotel Hirschen, Eigentum der Familie Erler. Im Restaurant ließ er sich einen Tisch reservieren, auf dem er seine Modellkollektion ausstellte. Von allen Seiten kamen Bauern und Bürger herbei, um seine Kollektion zu bewundern und Stoffe zu bestellen. Auf die Frage, ob sie sofort zahlen müssten, antwortete er, dass die Schulden das nächste Mal bezahlt werden können (das heißt, bei der nächsten Sai-

---

5 Birkenmaier, Die Krämer in Freiburg i. Br. Und Zürich, Dissertat 1913 S. 73 ff.

son). Die Gressoneyer gewährten ihren Kunden 6 Monate Zahlungsfrist, was auch in ihrer Buchhaltung aufschien. Es konnte auch vorkommen, dass der Gressoneyer Kaufmann nach einem Kundenbesuch mit einem Kind aus dem Ort weiterfuhr, das die Aufgabe hatte, ihn zu den Verwandten zu bringen, damit auch diese von den vorteilhaften Käufen profitieren konnten.

Die Mühen, die mit dem Wanderverkauf im ganzen Land verbunden waren, wurden mit der Zeit dank dem Bau der Eisenbahn geringer. Die Handelstätigkeit der Gressoneyer in der Schweiz erreichte ihren Höhepunkt vor 100 Jahren, als die Schweizer Postverwaltung den Versand von Paketen ermöglichte. Von dem Moment an verwendeten die »Kramer« bei ihren Kundenbesuchen nur ihre Kollektionsmodelle. Die bestellte Ware konnte dann per Post zugestellt werden. In dieser Periode entstanden zahlreiche Händlervereinigungen die den Grundstein zu großen Handelsgesellschaften legten. Klare Beispiele dafür sind die Thedy und die Bieler-Menabrea in Winterthur, die Schwarz und die Bieler in Luzern, die Mehr, die Lorenz und die Welf in Lichtensteig. Die Auswanderung erlebte eine Epoche großen Glanzes. Bei einem in Küsnacht (Schweiz) abgehaltenen Kongress waren ca. 300 in der Schweiz ansässige Gressoneyer anwesend. Obwohl diese unter sich verbunden waren, wurde es immer schwieriger Lizenzen für neue Geschäfte zu erhalten. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges bedeutete das Ende des Gressoneyer Handelswesens. Es wurden zahlreiche neue Kaufhäuser gegründet, die eine fast unüberwindliche Konkurrenz darstellten. Die Wende in der Geschmacksrichtung der Kunden, welche billigere Stoffe bevorzugten, bedeutete den endgültigen Untergang des Stoffhandels.

(Im Kräemental – von F. Gysling, Wir Walser 1/1968)

## **MIT DEM LEBENSABLAUF VERBUNDENE TRADITIONEN**

### **Die Geburt**

Wurde ein Kind geboren, so organisierte die Familie sofort die Taufe, da diese innerhalb der ersten 15 Lebenstage stattfinden musste.

Das Neugeborene wurde in die Kirche getragen, aber nicht von der Taufpatin, sondern von einer anderen Frau, meistens war es die Hebamme oder eine Freundin der Familie. Die Taufpatin trug die einheimische Tracht, der Taufpate einen dunklen Anzug, das Neugeborene wurde mit einem roten, mit symbolischen Dekorationen verzierten Tuch bedeckt. War der religiöse Vorgang beendet, trug der Taufpate die noch brennende Taufkerze nach Hause und übergab sie der Mutter, die sie verwahrte. Die Taufkerze wurde nur zu besonderen Anlässen entzündet (Hochzeit oder Tod).

Am Ende der Zeremonie, an der die Eltern nicht teilnahmen, veranstaltete man ein Essen zu dem immer der Pfarrer geladen war.

### **Verlobung und Hochzeit**

War das Hochzeitsdatum festgesetzt, so begab sich das Paar zuerst auf die Gemeinde und dann in die Pfarre um das Eheversprechen auszutauschen; dies erfolgte immer am Samstag Nachmittag. Am Vortag der Hochzeit, allerdings erst am Abend, war es dem Bräutigam erlaubt, der Braut einen kurzen Besuch abzustatten, wobei ihn ein Verwandter oder Freund begleitete, denn wäre er alleine gewesen, so hätte ihn – nach einem alten

Aberglauben – der böse Geist versuchen können. Am Morgen des darauf folgenden Tages weckten Freunde und Bekannte den Bräutigam mit Böllerschüssen. Die Hochzeit wurde immer am Morgen gefeiert und eine gewisse Zeit hindurch zuerst mit dem zivilen Ritus und dann mit der religiösen Zeremonie.

Das Mittagessen nahm man im Hause der Braut ein und gegen Ende der Feier reichte die Braut jenem Mädchen, das als erste ihrem Beispiel folgen würde, einen blumengeschmückten Brotlaib.

Am Brautzug nahmen Kinder mit Blumensträußchen teil, der Bräutigam ging am Arm der Mutter, die Braut am Arm des Vaters; bei Fehlen der Eltern waren es die Taufpatin oder der Taufpate. Bevor die Braut die Kirche verließ, näherte sie sich der Heiligen Jungfrau und bot ihr einen Blumenstrauß dar. An der Kirchenpforte warf man keinen Reis, denn dieser war zu kostbar. Ein Besuch am Friedhof war Pflicht.

Ein Brauch, der nicht mehr besteht: am darauf folgenden Sonntag begleitete die Schwiegermutter ihre Schwiegertochter in die Kirche zur Familienbank und auf jenen Platz, den diese nunmehr während der Messe einnehmen würde.

## Der Tod

Starb ein Erwachsener, so wurde dieser mit seinem besten Gewand bekleidet und auf sein Bett gelegt, das Zimmer mit Blumen und Heiligenbildern geschmückt.

Sobald sich die Nachricht verbreitet hatte, kamen damals wie auch heute noch Verwandte, Freunde und Bekannte um neben dem Toten zu beten und den Angehörigen ihr Beileid auszusprechen; beim hinein- und hinausgehen aus dem Zimmer beten sie: »Gelobt sei Jesus Christus« und wer im Zimmer verweilte antwortet »En d'ewigkeit«.

Zur Erinnerung an den Toten wurde Kaffee angeboten oder ein Glas Wein, Likör und ein paar Kekse, denn die Menschen kamen oft von weit entlegenen Siedlungen her, auf unwegsamen und oft auch verschneiten Pfaden um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Abends betete man den Rosenkranz in deutscher Sprache.

Der Tote blieb in der Nacht nie alleine, die Totenwache wurde abwechselnd von Freunden und Bekannten abgehalten.

Das Begräbnis erfolgte meistens zwei bis drei Tage nach dem Ableben und der Verstorbene wurde erst um Schlag Mitternacht vor dem Begräbnistag in die Bahre gelegt: man sagt, zu dieser Stunde kommt die Prozession der Toten vorbei um die Seele in das ewige Reich zu begleiten.

Man hielt die Totenmesse immer am Morgen ab. Der Sarg wurde vor der Wohnung aufgestellt, mit geweihtem Wasser im Kreuzzeichen besprengt, worauf sich der Leichenzug in Richtung Kirche bewegte. Gleichaltrige und Freunde trugen den Sarg auf ihren Schultern. Selten nahm die Witwe oder der Witwer am Begräbnis teil. Erst am darauf folgenden Sonntag besuchte die gesamte Familie die Messe. Jeden Sonntag, ein ganzes Jahr hindurch, betete der Pfarrer vor der Familienbank des Verstorbenen das »De Profundis«.

Gehörte der Verstorbene einer Bauernfamilie an, so schenkten die Familienangehörigen jeden Montag einem hilfsbedürftigen Nachbarn einen Liter Milch.

Starb ein Kind, wurden sofort die Taufpatin und der Taufpate verständigt. Beim Begräbnis bedeckten sich die Frauen, die das Englein begleiteten, den Kopf mit einem weißen Tuch; viele Menschen nahmen mit Schmerz aber andachtsvoll an der Funktion teil, und man sagte, »um ein Englein ins Paradies zu begleiten, zahlt es sich aus, ein Paar Schuhe zu verbrauchen«.



Greschòney-La-Trinité: Prozession zum Kirchweihfest

## **MIT DEM JAHRESABLAUF VERBUNDENE TRADITIONEN**

### **Das Neue Jahr**

Um die Ankunft des Neuen Jahres zu feiern, bäckt man in jedem Haus die *chiechenè*, die traditionellen Mehlspeisen, die mit Mehl, Zucker, Eier, Zitronenschale, Sahne und Schnaps zubereitet und allen jenen angeboten werden, die kommen um ein Glückliches Neues Jahr zu wünschen.

In der Nacht des 31. Dezembers singen Jung und Alt von Haus zu Haus das traditionelle »Neujahrslied«, die Jungen erhalten einen Kuss von den Mädchen und die Erwachsenen verweilen zu einem kurzen Imbiss.

Am Morgen des 1. Januars gehen die Kinder von Haus zu Haus und wünschen ein Gutes Neues Jahr wobei sie den Satz wiederholen »*Es guez nus joar wèntschtd an Gott gäbtòs*« (Wir wünschen ein gutes Neues Jahr und dass der Herr es Euch gewähre). Die Kinder erhalten ein Geldgeschenk.

### **Das Fest der Heiligen Dreikönige**

Am Vortag des Heiligen Dreikönigfestes gab es einen Brauch, der heute vergessen ist: die Mädchen schlossen sich zusammen und versuchten durch einfache Symbole, die sie

auf Papier gezeichnet hatten, ihre Zukunft vorauszusehen. Zwischen einer Vorhersage und der anderen erwarteten sie die jungen Männer, die um Mitternacht erschienen um eine Hymne in deutscher Sprache zu singen, das *Drichènègslied*.

### **Der Fasching und Brauchtum im Jahreslauf**

Während der Faschingszeit geht es lustig zu, man erdenkt die verschiedensten Scherze um die Monotonie des langen Winters zu unterbrechen.

Am Faschingsdonnerstag wird in vielen Häusern ein großer Topf mit Fleisch, Salami und Speck auf das Feuer gestellt und gegen Mittag organisieren die Spaßvögel »den Raub des Topfes«; einige von ihnen lenken die Hausfrau mit einer List ab und die anderen bringen schnell den Topf mit seinem gesamten Inhalt weg. Gelingt der Scherz, so verspeisen die Spaßvögel ein gutes Mahl. Der Topf wird natürlich zurückgebracht.

Am Schwarzen Freitag verschmiert man die Gesichter der Leute denen man begegnet mit Ruß oder Holzkohle.

Am Nassen Samstag wäscht man die Leute, die man am Vortag schwarz gefärbt hatte mit Wasser oder Schnee.

Am Sonntag wird ein Maskenball veranstaltet.

Nichts besonderes geschieht während der Fastenzeit und zu Ostern; das Fasten wird genau eingehalten, ebenso die religiösen Riten.

Nach Ostern geht man in die Kirche das geweihte Wasser zu holen, das man immer bereit hält, sei es um eine Braut zu segnen, oder einen Verstorbenen, oder für eine Taufe in extremis oder man erwartet den Besuch des Pfarrers für die Segnung des Hauses.

Mai: Monat der Heiligen Jungfrau, ein Monat, in dem sich vor allem die Frauen am Abend in der Kapelle der Siedlung oder in der Kirche zum Rosenkranzgebet einfinden. Auf dem Kalender sind im Monat Mai einige Heilige verzeichnet, die sich auf die Meteorologie beziehen: der Heilige Philipp und der Heilige Jakob sagen Eis voraus; der Heilige Pankratius, der Heilige Servazius, der Heilige Bonifazius und die Heilige Sofia, die sogenannten Eisheiligen, lassen kalte Tage erwarten.

Der Tag der Heiligen Dreifaltigkeit ist in Gressoney-La-Trinitè das Fest des Schutzpatrons. Bei der anschließenden Prozession nehmen alle Frauen in ihrer Tracht teil.

Am Tag des Heiligen Bernhard (15. Juni) erfolgt der Auftrieb des Viehs vom Stall auf die Almen.

In Gressoney Saint-Jean feiert man den Schutzpatron am Tag des Heiligen Johannes (24. Juni). Am Abend vorher werden in den verschiedenen Siedlungen auf bestimmten Anhöhen Feuer entfacht, am nächsten Tag wird nach der Messe die Prozession abgehalten, an der alle Frauen in ihren Trachten teilnehmen. Die einjährigen Kinder werden zum Altar gebracht und erhalten die Segnung. Zum Offertorium bringt man ein Lämmchen in die Kirche, manchmal auch zwei oder drei, als symbolische Geste. Das Lämmchen wird versteigert und der Ertrag dem Pfarrer für die Bedürfnisse der Pfarre übergeben.

Am Tag der Heiligen Peter und Paul (29. Juni) steigen die Bauern, die ihre Kühe einem Hirten für die Sommersaison anvertraut haben, auf die Almen hinauf. Hier wird die Milch jeder Kuh, die zweimal täglich gemolken wird, abgewogen. Je nach Gewicht ist es üblich, dem Hirten für die Erhaltung und Pflege der Kuh drei Liter Milch anzuerkennen, der Rest wird gemäß den getroffenen Vereinbarungen ausbezahlt.

Der erste Sonntag im Juli war der Ankunft der Schnitter gewidmet, die meistens aus Chailland, Montjovet und Verrès kamen. Sie fuhren im Morgengrauen von ihren Dörfern

ab, überquerten den Hügel des Ranzola um den oberen Platz von Gressoney Saint-Jean zu erreichen. Dort stellten sie ihre Ausrüstung in Nähe des Hauses Thumiger ab und warteten auf ihre Arbeitgeber, die sie auf Taglohn beschäftigten.

Der zweite Juli, Tag der Heimsuchung Maria, ist für das Wetter wichtig; ist es schön, so bleibt es auch für 40 Tage so, ist es schlecht, dauert es ebenso lange. Alle hoffen daher, dass die Sonne scheint, denn so ist die Heuernte leichter und ergiebiger; ebenso erhofft man sich eine gute Fremdenverkehrssaison.

Der 15. August, Maria Himmelfahrt, ist ein prächtiges Fest. Nach der Messe wird die Prozession abgehalten; die Statue der Heiligen Jungfrau wird von den Achtzehnjährigen getragen, gefolgt von den Frauen in ihrer Tracht. Das Ende des Monats August leitet den Herbst ein und ein hiesiges Sprichwort sagt: »*Ougetschte foad herbscht èm groad, ougeschte livrò herbscht en der Lysò*« (Anfang August ist der Herbst noch am Gipfel, aber am Ende August erwartet ihn die Lys).

Am Sankt Michaelstag (29. September) werden die Kühe von den Almen abgetrieben.

Ende Oktober werden sie dann von den Weiden in den Stall getrieben, wobei man einem wohlgesinnten Sternzeichen folgt.

Die Gressoneyer verehren ihre Verstorbenen seit jeher sehr intensiv und so kommen am 1. November besonders viele Menschen zur Messe in die Kirche. Gewöhnlich wurden die Glocken die ganze Nacht hindurch geläutet; der wehmütige Ton der Glocken sollte bedeuten: »Ihr seid nicht vergessen«. In früheren Zeiten legte jede Familie ein Essen auf den Tisch, meistens Kastanien, damit der Verstorbene diese nachts verspeisen konnte.

Mit Beginn des Winters veranstaltete man die sogenannten »Nachtwachen«. Familiengruppen aus derselben Siedlung trafen sich in der milden Wärme des Stalles der mit einer Petroleumlampe erleuchtet wurde, man arbeitete und plauderte. Es gab viele Dinge für die Feiertage und für die Sommertätigkeit vorzubereiten, die Wolle wurde gesponnen, man nähte, strickte, besserte die Kleidung aus und fertigte Pantoffeln an.

Fast jede Familie schlachtete ein Schwein: das Fleisch, der Speck und die Würste, die man räucherte wurden dann im Laufe des Jahres verbraucht. Bei der Schlachtung achtete man auf die Mondphasen und auf das Sternzeichen. Man schlachtete bei abnehmendem Mond im Zeichen der Waage, der Jungfrau oder der Zwillinge.

Zum gleichen Zeitraum wurde in jeder Siedlung das Brot für das ganze Jahr gebacken, auch bei dieser Gelegenheit war die Mondphase wichtig, der Mond musste im Zunehmen sein. Bevor man das Brot anschnitt, war es Brauch, mit dem Messer ein Kreuzzeichen auf den Laib zu machen.

Der St. Nikolaustag (6. Dezember) ist ein großer Festtag für die Kinder, denn dieser Heilige bringt ihnen Geschenke. Am Vorabend, nach der Schule, gehen die Kinder von Haus zu Haus und hinterlassen einen Zettel mit ihrem Namen. Die Zettel werden in einer Schüssel gesammelt, in die der Heilige Nikolaus nachts Nüsse, Äpfel und Süßigkeiten legt. Ein Zettelchen mit dem Namen wird auch im Hause hinterlegt und manches mal findet das Kind, falls es nicht brav war, außer Obst und Süßigkeiten auch eine Rute. Da der Heilige Nikolaus von einem Esel begleitet wird, schüttete man oft auch Milch in die Schüssel.

Nichts außergewöhnliches wurde für Weihnachten vorbereitet, außer der Krippendarstellung mit Dialogen im einheimischen Dialekt.

## **DIE SPRACHE**

Die Walser Mundart, die grundsätzlich ihre antiken Wurzeln bewahren konnte, ist das besondere Merkmal der Walser.

In Gressoney ist das *Titsch* dank der kontinuierlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Krämer, die zwar in die Schweiz und nach Deutschland auswanderten, erhalten geblieben. Besonders wichtig für den Erhalt der Mundart war auch, dass sie die Kontakte mit ihrem Heimatland aufrecht erhielten.

In den Schulen von Gressoney unterrichtete man lesen und schreiben in deutscher Sprache; die italienische Sprache wurde erst nach 1870 eingeführt, als der öffentliche Unterricht durch Verordnungen der italienischen Regierung geregelt wurde.

Aus der Volkszählung von 1901 und von 1921 geht hervor, dass mehr als 90% der Einwohner von Gressoney gewohnheitsmäßig *titsch* sprachen.

1979 ergab sich, dass nur mehr 40 % der Bevölkerung diesen Dialekt sprach.

Heute sind es ca. 35 %, wobei in verschiedenen Familien noch alle Mitglieder *titsch* sprechen.

Die Gründe, warum das *Titsch* immer weniger gesprochen wird, sind folgende:

- Radio- und Fernsehprogramme ausschließlich in italienischer Sprache
- die Touristen, mit welchen man italienisch sprechen muss (wenige deutschsprachige Touristen)
- Ehen mit Partnern, die nicht aus der Gemeinschaft stammen.

## **DIE SCHULE**

Die Walser Gemeinden im Aostatal haben sich in der Vergangenheit auch auf dem Gebiet des öffentlichen Unterrichtes ausgezeichnet: es entstehen

1682 in Gressoney Saint-Jean die erste Schule dank des Hochwürden Bieler

1691 in Gressoney-La-Trinitè eine Schule in dem Ort *Selbsteg* dank des Hochwürden Netscher

1732 in Gressoney-La-Trinitè die Schule im Hauptort dank des Hochwürden Vuillermin

1748 in Gressoney Saint Jean eine Schule in der Siedlung Trinò , die vom Rat der Familienoberhäupter der beteiligten Fraktionen verwaltet wird .

1806 wird in Gressoney-Saint-Jean, *Obre Caschtal*, die Handelsschule Rial auf testamentarischen Wunsch des Frl. Caterina Rial gegründet, die ihren Besitz für die Einrichtung einer Rektoratskirche stiftete, damit der leitende Priester dort Lehrkurse abhalte. Ihre Absicht war es, die jungen Menschen in die Handelsaktivitäten einzuführen, da diese Tätigkeiten ihrer Ansicht nach die sicherste Einkommensquelle für die Bevölkerung ihres Dorfes darstellte.

In diesen Schulen wurde nur die deutsche Sprache gelehrt.

Nach der Einigung Italiens wurden die Schulen verstaatlicht und von diplomierten Lehrkräften geleitet, eingesetzt vom Schulamt. Italienischunterricht wurde gemeinsam mit dem Deutschunterricht abgehalten, dieser wurde jedoch vom Faschismus abgeschafft.

Ab 1946 wurde mit der Gründung der Autonomen Region des Aostatals in den Volksschulen die französische Sprache eingeführt und Deutsch als Wahlsprache.

1972 wurden die Schulen in den einzelnen Orten aufgelassen und die Schüler in den Schulen der Hauptorte untergebracht.

1946 wurde in Gressoney Saint-Jean auf Initiative der Gemeinde eine Private Handelsschule gegründet, später in Mittelschule umgewandelt, die 1969 vom Unterrichtsministerium als öffentliche Mittelschule anerkannt wurde, um dann 1984 eine Regionale Mittelschule zu werden. In dieser Schule war der Deutschunterricht ein Wahlfach.

Heute ist der Deutschunterricht durch das Verfassungsgesetz vom 12.06.1993 garantiert.

## ***DIE KIRCHE***

Die Kirche von Gressoney Saint-Jean wurde 1515 im Hauptort errichtet und 1660 zur Pfarre erhoben. Die Kirche von Gressoney-La-Trinitè, 1671 auf den Ruinen einer antiken Kapelle erbaut, wurde 1686 Pfarrkirche.

Von 1660 bis 1883 stammten alle Pfarrer von Gressoney aus der einheimischen Bevölkerung und ihre offizielle Sprache bei der Beichte, bei den Gebeten und beim Katechismusunterricht war Deutsch. Früher gab es oft Klagen seitens der Einwohner von Gressoney, die einen Pfarrer brauchten, der ihre Sprache verstand, vor allem bei der Beichte; in den Wintermonaten konnte es auch vorkommen, dass man die Verstorbenen ohne Sterbesakrament begraben mussten, da der Pfarrer aus Issime wegen der hohen Schneelage nicht bis hierher kommen konnte.

### **Greschöney: Weiden**





Beim Bischofssitz von Aosta gibt es Urkunden aus den Jahre 1412 und 1567 über diesbezügliche Bittgesuche der Gläubigen aus Gressoney.

## **RECHTSVORSCHRIFTEN UND IHRE DURCHFÜHRUNG**

Der Schutz der Merkmale und Traditionen der Sprache und Kultur der Walser Bevölkerung im Aostatal ist mit dem im Amtsblatt veröffentlichten Verfassungsgesetz der Italienischen Republik vom 21.06.1993 geregelt und vermerkt unter Artikel 2:

»Nach Artikel 40 des Sonderstatutes für das Aostatal, mit Verfassungsgesetz vom 26.02.1948 Nr. 4 genehmigt, wird folgender Artikel eingefügt:

»Artikel 40 bis – Der deutschsprachigen Bevölkerung der Gemeinden des Valle del Lys, wird laut Regionalgesetz das Recht zugesprochen, ihre sprachlichen und kulturellen Merkmale und Traditionen zu schützen. Der Bevölkerung wie unter Absatz 1 wird der Unterricht der deutschen Sprache mittels entsprechender Anpassung an die lokalen Bedürfnisse zugesichert.«

In Anwendung dieses Gesetzes hat der Regionalrat des Aostatals mit eigenem Gesetz vom 19.08.1998 Nr. 47 die Ziele und die Grundsatzbedingungen für dessen Anwendung festgelegt.

Mit Dekret Nr. 50 vom 05.02.1999 des Präsidenten des Regionalausschusses wurde der ständige Rat zum Schutz der Walser Sprache und Kultur mit Bezug auf das vorhergehende Regionalgesetz eingesetzt.

## **KULTURELLE EINRICHTUNGEN**

Das Walser Studien- und Kulturzentrum des Aostatals mit Sitz in Gressoney Saint-Jean wurde mit öffentlichem Akt des Notars Favre am 26.11.1982 gegründet.

Der Zweck dieses Zentrums ist:

- a) Begünstigung und Förderung der öffentlichen und privaten Zusammenarbeit zum Zwecke des Studiums, der Forschung, der Beibehaltung und der Verbreitung der Walser Sprache;
- b) Forschung und Dokumentation über das Leben, die Kultur und das Brauchtum der Walser;
- c) Gründung eines Museums, eines Archivs und einer Bibliothek;
- d) Bereitstellung eines Wörterbuches der Walser Sprache (*titsch* und *töitschu*),
- e) Anregung und Förderung zur Veröffentlichung und Verbreitung von Werken in Bezug auf die Tätigkeiten, das Leben und die Forschung über die Walser;
- f) Organisation und Förderung von Studien und Treffen.

Die Walser Bibliothek wurde das Regionalgesetz Nr. 28 vom 17.06.1992 ermöglicht und 1994 in Gressoney-Saint-Jean eröffnet.

Die Bibliothek Walser sammelt und bewahrt Bücher, Zeitschriften und andere Informationsquellen auf, die sich auf die Kultur der Walser Bevölkerung beziehen, wertet die Bestände des Walser Kulturzentrums auf und ermöglicht die Einsicht in die Sammlungen des Archivs.

## **VERÖFFENTLICHUNGEN VON INTERESSE FÜR DAS WALSER GEBIET**

In Anlage eine Bibliographie einiger der veröffentlichten Werke verschiedener Autoren wie »Gressoney und Issime – die Walser im Aostatal«, herausgegeben vom Walser Studien- und Kulturzentrum, gedruckt 1986 von den Industrie Grafiche Musumeci di Quart (AO), sowie eine Liste der Schriften des Prof. Peter Zürrer.

Einige Veröffentlichungen von 1986 bis heute:

Verschiedene Autoren: »Gressoney e Issime i Walser in Valle d'Aosta«, Musumeci, Quart, 1986;

Ludwig Von Welden, »Il Monte Rosa«, Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1987;

Julius Studer, »Le colonie tedesco-vallesane e walser delle Alpi«, Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1988;

Horace Bénédict De Saussure, »Viaggi intorno al Monte Rosa«, Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1989;

Enrico Rizzi, »Fonti per la storia degli insediamenti walser«, Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1991;

Franca Faranda, »Le minoranze linguistiche italiane«, Luisi Editore, Rimini, 1990;

Tersilla Gatto Chanu, »Leggende e racconti della Valle d'Aosta«, Newton Compton Editori, Roma, 1991;

Verschiedene Autoren und Photographien von Carlo Meazza, »Monte Rosa«, Jaca Book, Milano, 1992;

Lorenzo Ferretti, »Nos Ancetres«, Musumeci, Quart, 1992;

Elisa Farinetti e Pierpaolo Viazzo, »Giovanni Gnifetti e la conquista della Signalkuppe«, Tipografia Crespi, Vittuone, 1992;

Erika Hössli e Kurt Wanner, »Über alli Grenzä-Walser Dialekttexte«, Verlag Bundner, Monatsblatt, 1992;

Elena Ronco »I Walser di Pietre Gemelle«, Tipografia Crespi, Vittuone, 1993;

Paolo Sibilla, »Scambi e trasferimenti tra commercio e cultura nell'arco alpino occidentale«, Walser Kulturzentrum, Gressoney -Saint- Jean, 1993.

Reinhold Messner, Enrico Rizzi, Luigi Zanzi, »Il Monte Rosa la montagna dei walser«, Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1994;

Lino e Laura Guindani, »Gressoney Walserdorf«, Edizioni Guindani, Gressoney -Saint- Jean, 1998;

Davide Camisasca, »Vallée d'Aoste entre le ciel et la terre«, Lerch Editore, Gressoney -Saint- Jean, 1999 ;

Teresio Valsesia e Franco Restelli, »Walser il fascino-il mistero«, Macchione Editore, Azzate, 1999;

Verschiedene Autoren, »Alagna Valsesia una comunità walser, Valsesia Editrice, Borgosesia, riedizione 1999;

Marisa Ciocca, »Sapore di passato, sapore di antiche e autentiche villeggiature«, Edizioni Cervino, Chatillon, 2001;

Giovanni Thumiger, »Die Krämer«, Arti Grafiche Duc, Saint Christophe, 2002;

Enrico Rizzi, Luigi Zanzi, »I Walser nella storia delle Alpi«, Jaca Book, Milano, 2002;

Giuseppe Mario Scalia – Zentralbüro des Innenministeriums für die Probleme der Grenzgebiete und der Minderheiten:

1995 – Erster Bericht über die kulturellen Aspekte der Minderheiten;

1997 – Aspekte der Traditionen und des Brauchtums der Walser;

2001 – Minderheiten: ein europäischer Reichtum



**Kampell: Gesamtsicht**

# KAMPELL-CAMPELLO MONTI

## *Walser Gemeinschaft in der Provinz Vercelli*

### **GEOGRAFISCHE BESCHREIBUNG**

Kampell, ein kleiner Ort Walser Ursprungs, liegt auf 1305 m ü.d.M. auf der Alpensüdseite im Monte-Rosa-Gebiet, auf dem Monte Prevor (*‘l Pruvor*), 1726 m, dem südlichen Vorläufer des *Jungebärg* (Monte Capezzone), 2421 m, der mit dem *Altemberg*, 2394 m, den *Kupsee* (Lago del Capezzone), 2100 m, umschließt. Man erreicht den Ort, wenn man auf der Landesstraße, die bei Omegna am Ortasee (Provinz Verbania, früher Novara) beginnt, durch das gesamte Valle Strona fährt, das nach etwa 19,2 km mit Kampell endet. Für die von Mailand oder Turin Kommenden bietet sich als bequemste Straße die Autobahn Milano/Laghi oder Voltri/Sempione an (mit der Ausfahrt Gravellona Toce (Verbania), die von Omegna nur 5 km entfernt liegt).

Kampell hat stets die enge Beziehung zur Walser Gemeinschaft von *Remmalju*/Rimella (Valsesia) beibehalten, von wo vor rund siebenhundert Jahren eine kleine Gruppe Walliser Bauern und Schafzüchtern fortzog, um auch den Talschluss von Valle Strona zu besiedeln: Das südlich gelegene Tal erreicht man gleich nach Überschreiten der Bocchetta di Rimella, auf *Tittschu* (der Walser Sprache) »der Schtronerfurku« (Stronapass, über den der Saumpfad führt, der seit Jahrhunderten Kampell mit Remmalju verbindet).

Kampell war 115 Jahre lang, genau vom 7. Dezember 1814 bis zum 18. Februar 1929, eine autonome Gemeinde. Sie setzte sich aus der Hauptgemeinde Kampell (Campello) und aus vier Siedlungen zusammen: *Tapòn* (Tapone) auf 1087 m, *Pianpanin* (Pian Pennino) auf 1121 m, *Waud* (Valdo) auf 1171 m und *Runk* (Ronco) auf 1285 m.

Die Almenzone (ausgenommen die Alpe Foscalina, die zur Siedlung Tapòn gehört) ist auf wenige Hundert Höhenmeter konzentriert: Die niedrigste Alm ist die Alpe Del Vecchio (1465 m), die höchste die Alpe Capezzone (1845 m). Diese durch die Talform bedingte Besonderheit von Kampell hatte bedeutende Auswirkungen auf die Produktionstätigkeit, die noch eingehend zu untersuchen sind. Auf vier Hauptalmen weideten die größeren Rinderherden (bis zu 35–50 Stück Vieh): Cama, Fornale Sotto und Sopra, Cunnetta Sotto und Sopra, Capezzone.

Um diese vier neuralgischen Punkte waren weitere Gruppen von Hütten und Käsereien angeordnet, die sich an den Felsen schmiegen oder auf Anhöhen thronten – wie die Almen Scarpia und Calzino. Sie liegen verborgen auf den einzigen zwei Plateaus der Kampeller Seite des *Bigiruss* (Bise Rosso), eines Steinhangs, auf dem häufig Lawinen niedergehen. Zu nennen sind auch der Pennino Grande und Penninetta auf dem Sattel über zwei Tälern, mit wenigen Hütten, die sich, von allen Seiten sichtbar, gegen den Himmel abzeichnen.

## ***GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT***

Es ist ganz und gar nicht leicht, die lange, bewegte Geschichte von Kampell »vom Ursprung bis in unsere Tage« in wenigen Worten zu erzählen. Ich werde dies anhand der bedeutendsten Etappen versuchen, die in irgendeiner Art eine Erklärung zur Entwicklung des Ortes bieten. Fest steht, dass der Ursprung von Kampell den Walsern von Remmalju zu verdanken ist, auch wenn das obere Valle Strona – zur damaligen Zeit noch Gebiet des Val Sesia – von den Schafhirten von Cusio weit vor dem Eintreffen der Siedler von Remmalju zum Weiden des Viehs im Sommer genutzt wurde.

Das Weideland war Eigentum des Klosters San Graciniano von Arona, das den Hirten von Cusio (die nach alter Überlieferung für wiederholten Viehraub zum Schaden der Bevölkerung von Remmalju verantwortlich waren) das Weiderecht überließ.

Die eigentlichen Siedler jedoch, die die ungeheuren Schwierigkeiten eines Aufenthalts im Winter zu überwinden wussten, waren die Walser von Remmalju, die sich nach Erhalt der Konzession für die Nutzung der Almen des Capezzone, des Pennino und des Paninaccio am Zusammenfluss des Strona und des Chigno niederließen und ein Dorf im eigentlichen Sinn bildeten.

Im Jahr 1757 hielt Giovanni Battista Tensi in seinen Aufzeichnungen fest, dass die Entstehung des Ortes verfrühten, ausgiebigen Schneefällen zu verdanken war, die die Senner zwangen, in den Sommerhütten zu überwintern, die schließlich in feste Wohnstätten verwandelt wurden. Tensi hatte Einsicht in Urkunden, die später verloren gingen, weshalb wir uns – mit dem gebotenen Vorbehalt – auf diese Version der Entstehung von Kampell verlassen müssen.

Die Frage der Quellen ist noch offen, da die Texte und Urkunden, auf die sich die vorliegende Arbeit stützt, nur bruchstückhaft erhalten und oft widersprüchlich sind.

Betrachten wir nun die bewegte Geschichte des Ortes Kampell und somit seine langsame, allmähliche Entfernung und Unabhängigkeit von Remmalju.

Das erste wichtige Ereignis erfolgte am 21. April 1551, als Monsignor Ubertino Serazio, Weihbischof des Kardinals Ippolito d'Este, mit der Gepflogenheit Schluss machte, die Toten von Kampell zur Beerdigung nach Remmalju zu bringen. An jenem weit zurückliegenden Tag wurden eine Kapelle und ein kleiner Friedhof eingeweiht.

Im Jahr 1597 löste Carlo Bescapè, Bischof von Novara, Kampell von Remmalju und gliederte es der Pfarre von Forno an.

1698 wurde die Kirche des Gaby am Zusammenfluss des Chigno und des Strona eingeweiht; von ihr ist heute als einziges Zeugnis die Grundmauer des alten, 1779 errichteten Glockenturms erhalten.

1749 wurde Kampell, das 190 Einwohner zählte, autonome Pfarre. Es entstand das Gebeinhaus des Friedhofs dort, wo sich jetzt der öffentliche Brunnen mit dem Waschplatz befindet. Der erste Pfarrer von Kampell war Don Antonio Fermo Tambornino.

Von 1754 stammt die Statue »Jesus im Grab«, die heute auf dem Seitenaltar der Kirche San Giovanni Battista steht. Mit ihr ist ein Wunder verbunden, dessen man alljährlich am zweiten Augustsonntag beim Fest des Gekreuzigten gedenkt.

Am 19. August 1781 zerstörte nämlich eine Flutkatastrophe die Kirche des Gaby, deren Gerätschaften und Urkunden verloren gingen. Wiedergefunden wurde bloß ein elfenbeinernes Kreuzifix – das wieder zusammengesetzt werden konnte – und die Christusstatue, die in »wundersamer« Weise ganz geblieben war.

Nur wenige Jahre später (am 21. April 1784) legten die Einwohner von Kampell den Grundstein für eine neue Kirche, die sie in bloß sechs Jahren im Ortsteil Staffa errichteten.

1790 erfolgte ihre feierliche Einweihung im Beisein von Monsignor Ubertone, der sie die »Kirche des Wunders« nannte.

1792 entbrannte der erste und einzige »böse« Streit zwischen den Einwohnern von Kampell und Forno, bei dem es um die Nutzung der Almwiesen von Kampell ging. Die Regelung der »Bandi Campestri« von 1697 wurde von den Bewohnern von Forno nicht befolgt, die durch ihre Abholzungen den Ort Kampell in große Gefahr brachten, da sie ihm einen wichtigen Lawinenschutz nahmen.

Der Senat von Turin bestätigte 1793 den Kampellern die »Bandi Campestri«, doch erst 1796 fand nach einer langen und komplizierten notariellen Beurkundung der Streit zwischen den beiden Dörfern ein Ende.

1815 wurden als Bürgermeister des Ortes Francesco Guglianetti und mit ihm zwei Räte ernannt. So begann das Leben der Gemeinde, in deren Geschichte sich die Kampeller in vielen bedeutenden Fragen selbst verwalteten. Diese Periode dauerte mehr als ein Jahrhundert und endete, wie wir sehen werden, mit der Angliederung des Ortes an die größere Gemeinde Valstrona.

1817 wurden der Altar »Jesus im Grab« und der Glockenturm eingeweiht.

Eine weitere wichtige Etappe war die Angliederung von Kampell an Pallanza im Jahr 1837, nach Aufhebung der Provinz Valsesia.

In dieser Zeit begann man von der Straße zu sprechen, die heute Omegna mit Kampell verbindet und die Gegenstand zahlreicher Projekte und Zwistigkeiten war, auf die wir hier aus Platzmangel nicht eingehen können.

1862 erhielt der Ort die heutige italienische Bezeichnung – d.h. zu »Campello« kam »Monti« hinzu – damit sollte er nötigenfalls von Campello sul Clitunno in der Provinz Perugia unterschieden werden.

1867 wurde das traditionelle Fest des Gekreuzigten eingeführt, zehn Jahre später das von Maria Schnee.

Weitere nennenswerte Momente dieser langen Geschichte waren folgende:

1895 brachte man in der Kirche ein großes Bild an, das der Schule des Guercino zugeschrieben wird; es wurde am 26. Mai 1973 entwendet und durch Zufall am 7. Februar 1999 in der Schweiz vom Einsatzkommando der für den Schutz von Kunstgütern zuständigen Carabinieri von Rom wieder gefunden. Dieses Bild hatte Cav. Francesco Janetti der Kirche von Kampell geschenkt.

1907 wurde der heutige Friedhof – ein Geschenk von Cav. Bartolomeo Janetti – errichtet; 1912 wurde der Hauptweg des Ortes, die *Gassa* angelegt, die man später nur kleineren Instandsetzungsarbeiten unterziehen musste. Die *Gassa* wurde 1997 schließlich völlig umstrukturiert und am 21. Juni 1998 beim Fest des Schutzpatrons Johannes d. Täufer vom Bürgermeister Giulio Piana eröffnet.

1922 setzte erneut die Ausbeutung des Nickel-Bergwerks ein, die bis 1946 fort dauerte; danach wurde der Abbau endgültig eingestellt. Heute sind noch die Stolleneingänge und die verfallenen Waschwerke zur Bearbeitung des Rohmaterials zu sehen.

1924 schritten die 64 Wähler von Kampell zu den letzten Gemeinderatswahlen des Ortes, der mit Königlichem Dekret im Jahr 1929 der neuen Gemeinde Valstrona angegliedert wurde. Die letzten Jahrzehnte Kampells sind von langsamem, unaufhaltsamem

Niedergang gekennzeichnet. Der letzte ständige Bewohner war Augusto Riolo, der bis 1974 im Ort blieb. Da er aus Remmalju stammte, sprach er noch das Walser Titschu. Zu erwähnen ist auch Traglio Abele, der in Remmalju geboren war, doch dann nach Kampell heiratete, wo er auch als Führer des C.A.I. (italienischer Alpenverein) tätig war. Diese Hinweise stammen aus verschiedenen Quellen, von denen die wichtigste das 1941 erschienene Buch »Campello Monti dalle sue origini fino ai giorni nostri« von Don Giulio Zolla und Antonio Tensi ist, die mit Geduld und Hingabe die Geschehnisse der bedeutendsten Perioden des Dorfes rekonstruierten. Nach 1941 wurde in dieser Hinsicht nur noch wenig oder nichts unternommen, weshalb wir vor einer geschichtlichen Lücke von über fünfzig Jahren stehen, die bis heute niemand füllen konnte.

## **DIE WALSER IN KAMPELL**

Heute über die Walser von Kampell zu schreiben, ist ein schwieriges Unterfangen, da systematisch geordnete Unterlagen und Veröffentlichungen fehlen. Wir überlassen demnach Enrico Rizzi, dem namhaftesten italienischen Historiker, der sich mit den Walsern befasst, die Aufzeichnung und Belegung der historischen Ereignisse der italienischen Walser Gemeinschaft von Kampell:

»Wenn ich heute auf den Spuren der alten Siedler nach Kampell zurückkehre, bedeutet das für mich einen Sprung zurück in die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren, als ich persönlich Studien zur Geschichte der Walser betrieb. Es ist nun schon lange her, dass ich hier mit der anregenden Suche nach dem Ursprung dieses kleinen Volkes begann – einer Suche, die sicher noch nicht abgeschlossen ist, mich aber bereits lange Streifzüge durch Berge und Bücher unternehmen ließ.

Dem Walser Ursprung von Kampell widmete ich Mitte der Siebzigerjahre einen Vortrag für den Lions Club von Borgosesia. Seit damals hat die historische Forschung über die Walser große Schritte getan, sodass sich die Kenntnisse seit der Zeit radikal geändert haben. Was insbesondere die südlichen Täler des Monte Rosa anbelangt, müssen viele Theorien von damals kritisch überarbeitet werden. Vor allem ist das Gewicht, das den weltlichen Feudalherren (an erster Stelle den Biandrate) bei der Niederlassung der Walliser Siedler zugeschrieben wurde, historisch zu revidieren. Hingegen kommt den Klöstern eine vorrangige Rolle zu, wie allmählich klar aus den zahlreichen (teils unveröffentlichten) Urkunden zutage getreten ist, die ich von Mitte der Achtzigerjahre bis zu den letzten Monaten (s. meine Untersuchung des Beispiels Carcoforo, das dem von Kampell stark ähnelt) veröffentlicht habe.

Aus den neuen Studien geht ein gut umrissenes Bild der Feudalherrschaft in den südlichen Tälern des Monte Rosa in der Zeit vom 13. bis 15. Jahrhundert hervor, als sich die Walser Besiedlung an den Talschlüssen Grande della Sesia, Sermenza, Mastallone, Strona und Anzasca vollzog.

An all diesen Talschlüssen erstreckten sich Almen, die den Klöstern gehörten. Es waren Sommerweiden an der äußersten Grenze der großen Feudalbesitzungen, die Könige und Kaiser schon seit der Zeit der Franken und Langobarden an Klöster, Domkapitel oder bischöflichen Mensalbesitz gebunden hatten. In manchen Fällen stammten sie aus dem Vermögen weltlicher Adelige – wie der Grafen von Pombia, Biandrate oder Castello –, die ab dem zehnten Jahrhundert die Klöster durch großzügige Schenkungen bereicher-

ten, um sich das ewige Leben zu sichern und gleichzeitig (ohne die Erben um die reichen Besitzungen des Talgrundes zu bringen) die Güter religiöser Stiftungen und Abteien zu erweitern, an welche die Adelsfamilien durch komplexe verwandtschaftliche und politische Beziehungen gebunden waren.

Zur Erweiterung des Vermögens trugen auch die Klöster durch sorgfältige, systematische Nutzung des Berges bei. Aus den verbliebenen Urkunden, die sich auf die Almen der Klöster in Valsesia beziehen (wie San Nazaro von Biandrate), zeigt sich in Zeiten wie dem 12.–13. Jh. großer Eifer beim Ankauf, der Zusammenlegung und dem Tausch von Almen: Die Mönche betrieben eine eigene Politik, um die höheren Weiden rationell und gewinnbringend zu nutzen. Sie beschränkten sich nicht auf die Annahme von Schenkungen, sondern investierten in die Almen ihre Ersparnisse, die sie durch umsichtige Verwaltung der Ländereien in der Ebene in den ertragreichen Jahren gemacht hatten: so wie die Benediktiner oder die Zisterzienser andernorts in Forsten oder Sümpfen vorgingen, wo sie kolossale Rodungen und Bodenverbesserungen durchführten.

Wenn wir uns am rechten Ufer der Sesia aufwärts bewegen, stoßen wir auf die Almen von Meggiana oberhalb von Piode (die ersten Urkunden stammen von 1162), von Sorbella oberhalb von Rassa (1163), von Artogna und Locciabella oberhalb von Campertogno (1297); diese Almen gehörten dem Kloster San Nazaro von Biandrate. Die Alm Otro oberhalb von Alagna gehörte dem Kluniazenserpriorat San Pietro von Castelletto, das sie vom Kloster Sankt Peter von Cluny erhalten hatte – nach einer Schenkung des Grafen Guido di Biandrate im Jahr 1083. Die Alm Alagna (Valle d'Olen) gehörte mindestens seit 1196 dem Kloster San Nazaro von Biandrate, wie aus einer Belehnung dieses Jahres hervorgeht. Die Alm Mud (»Motis«) auf der anderen Seite der Sesia gehörte den Kluniazensermönchen von Castelletto, die sie 1138 durch ein Tauschgeschäft vom Kapitel San Giulio d'Orta erhalten hatten.

Ähnlich ist die Situation im oberen Tal Sermenza, wiewohl wir diesbezüglich über weniger sichere Hinweise verfügen. Im Jahr 1083 band der Graf Guido von Biandrate zahlreiche Güter in Valsesia an die Abtei von Cluny, darunter die Almen von Otro und Lavazoso, deren Lage nicht genau bekannt ist, die aber vermutlich am Talschluss des Valle di Rima lagen. Eine Reihe von Pergamentschriften aus dem Historischen Diözesanarchiv von Novara bestätigt außerdem, dass das gesamte obere Valsesia einst ein Gebiet kompakter kirchlicher Besitzungen war. Zu Beginn des 15. Jh. gehörten dem Bischof von Novara im Val Grande und im Valle Sermenza acht verschiedene Almen: die Alm Aurie (heute Safeyatz) oberhalb von Alagna, die Alm Alzarella (in Riva); die Alm Rima und Scarpia (im Valle di Rima), außerdem die Almen von Egua, Coste, Ragozzi und Castello (im Val d'Egua). Diese Besitzungen sind vermutlich alten Ursprungs, d.h. aus der Zeit 1025-1028, als der deutsche König Konrad II. der bischöflichen Kirche von Novara das Kloster San Felice von Pavia schenkte und mit ihm verschiedene andere Güter im Valsesia und in der Riviera d'Orta, darunter Otro (Alagna). Auch die Alm Mud, die 1138 vom Kapitel San Giulio dem Priorat von Castelletto abgetreten worden war, wurde vermutlich vom ursprünglichen bischöflichen Lehen gelöst. Es ist nicht auszuschließen, dass noch andere der Almen, die mit der Zeit in das Eigentum der Klöster übergingen, von dem Lehen abhingen, das König Konrad II. zu Beginn des 11. Jh. dem Bischof Pietro von Novara geschenkt hatte.

Das Bild der klösterlichen Besitzungen um den Monte Rosa wird abgerundet durch die (bereits 999 nachgewiesenen) Almen des Klosters San Graciniano von Arona in Macug-



naga, wie auch jene des Kapitels San Giulio d'Orta in Remmalju (wo das Kloster von Arona und vermutlich das Priorat von Castelletto andere kleinere Almen besaßen) und von San Gradiniano in Kampell, auf die ich später eingehen werde.

All diese alten Almen wurden in der Zeit von Mitte des 13. bis Mitte des 15. Jh. in ein und demselben Rahmen der wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse, vertraglichen Bindungen und Besiedlungspläne, auf Initiative der Klöster und durch das Wirken der Walser, von Sommeralmen in dauernde Niederlassungen verwandelt.

Die Walser haben als kleines Bergvolk die gewagteste mittelalterliche Besiedlung der Alpen durch Gründung der europaweit höchstgelegenen Dörfer in die Wege geleitet. Ihre Geschichte beginnt im Gomstal, im Herzen von Ober-Wallis, bei den Quellen der Rhone (Walser ist ein Synonym von Walliser), wo sich auf 1500 m ü.d.M. vielleicht schon im 10.-11. Jh. eine Gruppe alemannischer Schafzüchter niedergelassen hatte, die zur Zeit der sagenhaften alemannischen Wanderungen aus dem Norden gekommen und auf ihrem Marsch in Richtung Süden durch die große Alpenkette aufgehalten worden waren. Einige Gruppen von Hirten besiedelten den oberen Teil des Rhonetales und gründeten somit die erste bedeutende, ständige Hochgebirgsniederlassung. Sie mussten Wälder in Weiden und Felder verwandeln, den Unbillen des Winters im Gebirge standhalten, in großer Höhe mit den kargen Reserven des Berges in einer Zeit überleben, in der die mittelalterlichen Geräte und Arbeitstechniken noch primitiv waren und schaurige Geheimnisse die alpine, unwirtliche Welt umgaben.

Ende des 12. Jh. hatten die Nachkommen dieser alemannischen, im Gomstal lebenden Hirten das gesamte Ober-Wallis durchkämmt und alte Almen in den Seitentälern der Rhone besiedelt. Sie begannen nun, in die südlichen Täler vorzudringen, womit sie die Walser Bewegung ins Leben riefen.

Im 12.-13. Jh. wurden Sümpfe trocken gelegt und unbebaubare Landstriche urbar gemacht. In den Alpen trugen auch die Wetterverhältnisse zur Entstehung der Ansiedlungen bei: Zwischen dem Vorrücken der Gletscher in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends, die jede Spur der »prähistorischen« Bevölkerung des Hochgebirges gelöscht hatten, und der »kleineren Eiszeit«, die im 16. Jh. begann, war eine lange warme Zeit zu verzeichnen.

Die Ausdehnung der Walser erfolgte in verschiedenen Wanderwellen. Eine erste ging vom subalpinen Wallis aus. Formazza und Gressoney waren die ältesten Siedlungen; es folgten Macugnaga, Remmalju und nach und nach alle Valsesia-Talschlüsse. Von Formazza erreichten die Walser Bosco Gurin und die Rätischen Alpen (ab Ende des 13. Jh.), von wo sich die Bewegung (im 14.-15. Jh.) in fast alle höheren Täler Graubündens und Vorarlbergs (Österreich) ausdehnte und auch Tirol und die bayrische Grenze erreichte. Im 13. Jh. drängten weitere Walser Gruppen direkt aus Wallis in die westlichen Berner Täler und nach Ober-Savoyen.

Die gesamte Bewegung – die sich auf ganz bestimmte Agrarverträge zwischen (kirchlichen oder weltlichen) Feudalherren und frei gebildeten Siedlergruppen stützte – wurde durch die Gewährung von Ländereien in Erbpacht und durch das sogenannte Siedlerrecht möglich. Dieses hatte sich zwischen dem 11. und 13. Jh. im großen Schmelztiegel der europäischen Besiedlungen dank des zunehmenden Interesses gebildet, das die Feudalherren und Bauern an der Nutzung un bebauten Landes hatten. Um die Siedler an den Boden zu binden und sie zur harten Arbeit der Rodung zu bewegen, musste ihnen als Vergütung der ungeheuren Mühen die Befreiung vom alten Dienstverhältnis gewährt

und der ständige Besitz des fruchtbar gemachten Bodens gesichert werden. Mit dem Tod des Pächters ging nun das Gut auf seine Erben über, die weiterhin einen unveränderlichen, unkündbaren Pachtzins zahlten.

Die Umwandlung des unbebauten Bodens in Ackerland war ein hartes Unternehmen, das viele Jahre Arbeit erforderte: Der Wald wurde gefällt, der Grund urbar gemacht, das Wasser und seine Ableitungen von den Gletschern zu den Weiden reguliert, Geräte, Samen und Zuchttiere den Merkmalen der Umgebung angepasst. Die Walser wandten im alpinen Gebiet das charakteristische Modell der Streusiedlung, der vereinzelt stehenden Selbstversorgerhöfe, an. Die Walser Wirtschaft stützte sich auf das heikle Gleichgewicht zwischen einer kurzen, guten Saison, in der man versuchte, das Meiste aus jeder Erdscholle zu holen, und der kalten Jahreszeit, in der die gesammelten Vorräte den »Winterschlaf« der Menschen und Tiere abdecken mussten. Die notwendigerweise gemischte Wirtschaft stützte sich einerseits auf Viehzucht und Milchverarbeitung, andererseits auf die Landwirtschaft des Hochgebirges. Das zum Überleben des Menschen grundlegende Getreide bauten die Walser auch in extrem hohen Siedlungen an.

Mehr als mit der Viehzucht und Landwirtschaft waren die frühen Walser Ankömmlinge mit der Besiedlungs- und Rodungsarbeit vertraut. Nach der Verwandlung des Bodens in Ackerland und der Errichtung einer gewissen Anzahl von Höfen blieb in der neuen Siedlung zumeist nur ein Sohn der Pionierfamilie zurück. Das Überleben auf dem Hof in einer streng autarken Wirtschaft war oft für mehr als einen Sohn samt Familien unmöglich. Die anderen setzten die von den Vätern begonnene Reise fort und suchten in neuen Tälern nach geeignetem Grund zum Roden und nach Almen, auf denen sie Höfe errichten konnten.

Das obere Valsesia (Pietre Gemelle, Rima, Carcoforo, Remmalju, Kampell) ist ein typisches Beispiel für dieses Besiedlungsmodell »auf Etappen«, das dem Rhythmus der Generationen folgte. Alagna wurde um 1300 von Siedlerfamilien gegründet, die sowohl von Macugnaga, als auch aus dem Valle di Gressoney kamen, wo sich die Walser in verschiedenen Phasen schon seit Anfang des 13. Jh. niedergelassen hatten. Die Siedler von Pedemonte waren von Macugnaga eingetroffen, die von Otro und von der Peccia (im Val Vogna) von Gressoney. Mitte des 14. Jh. war die Besiedlung des Gebietes der alten Pietre Gemelle bereits abgeschlossen, wonach die Walser von Alagna begannen, die angrenzenden Täler Rima und Carcoforo zu erschließen.

Das Mitte des 13. Jh. gegründete Remmalju ist die älteste Walser Niederlassung des Valsesia. Hier gehörten dem Kirchenkapitel von San Giulio seit Anfang des 11. Jh. Teile von Almen (Remmalju und Rondo); diese Besitzungen wurden im Laufe der ersten Hälfte des 13. Jh. erweitert. Die Besiedlung durch eine Gruppe von Walsern auf den Almen von Remmalju und Rondo begann im Sommer 1255, als Giovanni filius ser Petri de Terminion [Visper-Terminen], Anselmo de Monte [Valle di Saas] und dessen Sohn Pietro die Almen von San Giulio und das Recht zugewiesen erhielten, eine Mühle zu bauen, was zeigt, dass es sich um eine dauerhafte Besiedelung handelte. In der Zeit vom Sommer 1255 bis zum Herbst 1256 ließ sich in Remmalju eine zweite Gruppe von 11 Siedlern aus den Tälern Saas, Visp und Simplon nieder. Am 11. November 1256 begab sich die ganze Gruppe auf die Insel San Giulio, wo sie im Beisein des Domkapitels eine Siedergesellschaft zur Almnutzung gründete. Die Gesellschaft umfasste 12 Familienanteile, bei Gütergemeinschaft der Weiden, der Wälder und des Wassers. Das Kapitel gewährte den Siedlern das unkündbare Recht, hier zu wohnen, Häuser und Mühlen zu errichten, Holz zu fällen

und mit allen Mitteln die Produkte des Berges und des Bodens frei und friedlich zu nutzen. Die Siedler, ihre Familien und ihre Erben erhielten den Status *districabiles predicti capituli cum honore et districtu quoad iurisdictionem et contenciosam et voluntariam*, d.h. sie übernahmen die volle Jurisdiktion des Dompropstes – nicht mehr und nicht weniger als die Siedler von Macugnaga oder von Alagna, denen die Jurisdiktion der jeweiligen Abteien zustand.

Neben der Bezahlung des Erbzinses von 8 Imperialen am Festtag des Hl. Martin hatten die Siedler dem Kapitel den »Zehnten« der Lämmer, Ziegen oder Schweine, der Getreideernte und der Früchte abzutreten – außer sie wurden gezwungen, sie anderen zu übergeben. Das mussten die friedlichen Walser Bergbauern häufig erdulden. Wie Pergamentschriften des Kirchenkapitels von San Giulio zeigen, raubten die Männer der Pieve di Omegna in Remmalju im Jahr 1260 von den wehrlosen Siedlern 70 Stück Vieh. »Die Bewohner der Almen der Kirche San Giulio dell'Isola« wandten sich danach um Schutz an das Kapitel. Der Propst von San Giulio erwirkte die Strafandrohung der Exkommunizierung der Räuber und Ottone Visconti (der Gründer des Herrscherhauses von Mailand war in jenem Jahr Podesta von Novara) gebot den Männern der Pieve, die friedlichen Bergbauern nicht zu belästigen und zu bestehlen.

Das Archiv des Kapitels San Giulio enthält zahlreiche weitere Urkunden von Remmalju, die aus dem 14. Jh. stammen. Sie betreffen die Rechtssprechung durch das Kirchenkapitel, die Erneuerung des Erblehens von 1255-1256 und die Zahlung des Zinses am Festtag des Hl. Martin: Zu diesem Anlass kamen die Vertreter der Siedler von den Bergen herunter, überquerten mit dem Boot den Orta-See und hielten sich auf der Insel zum Mittagmahl bei den Domherren auf. Einige Pergamentschriften des 14. Jh. liefern Hinweise über die Beziehung zwischen den Siedlern und dem Kapitel oder über die Versammlungen der noch kleinen Gemeinschaft von Remmalju, die in der Kirche San Michele in der Villa gehalten wurden. An der Versammlung von 1335 nahmen 31 Familienoberhäupter teil. Die Rodungsarbeit war noch in vollem Gange, wie der Zuwachs an neuen Siedlerfamilien aus dem Valle di Saas zeigt. Die letzte Urkunde, in der Eigentumsrechte des Kapitels von San Giulio in Remmalju genannt werden, stammt von 1394, als der »Konsul der Gemeinde«, Johannes de Termignono, zum erstenmal den Jahreszins entrichtete.

Ähnlich wie die Siedler von Alagna, die in jenen Jahren ins Val Sermenza zogen, ließen sich im Laufe des 14.–15. Jh. die Walser von Remmalju im oberen Teil des angrenzenden Valle Strona nieder. Im 13. Jh. wurde der Talschluss (bereits »seit undenklichen Zeiten«) als Sommeralm des Klosters San Graciniano von Arona genutzt, in dessen Archiv (heute im Staatsarchiv von Turin) ein Dutzend Urkunden von 1200–1400 verwahrt sind, anhand derer die Situation der Almnutzung im derzeitigen Gebiet von Kampell rekonstruiert werden kann.

Ende des 13. Jh. erfolgte der Auftrieb der Herden vom Orta-See; das Vieh erreichte die Weiden des Capezone, nachdem es auf Zillen über die Toce befördert worden war und den Pass von Ravinella überquert hatte, der das Valle Strona mit dem unteren Ossola verbindet. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden den Siedlern die Almen von San Graciniano – zum Jahreszins von drei Gulden und einem »Mascarpino« (kleiner Mascarpa) für die Herren von Crusinallo, Mittelsmänner zwischen dem Abt und den Almbenutzern – überlassen. Die Crusinallo hatten hier dieselbe Rolle als Vögte, wie sie die Visconti in Macugnaga ausübten, wo die Alm ebenfalls den Benediktinern von Arona gehörte. Im Jahr 1338 entbrannte ein Streit zwischen dem Kloster und den Crusinallo, den Herren

zahlreicher Ländereien im Valle Strona. Ursache des Streits, bei dem es um die Verwaltung der Almen ging (nähere Umstände sind jedoch nicht bekannt), war möglicherweise die Konzession der Klosteralmen für die Walser Siedler von Remmalju.

Nach 1338 wurden die Konzessionen der drei Almen (Capezzone, Pennino und Pennineto) auch wieder den Walsern von Remmalju gewährt. Die Pachtverträge, die zu verschiedenen Zeiten für einzelne Siedler abgeschlossen wurden, weisen jedoch immer noch eine Dauer von neun Jahren auf. Auch 1432, als der Abt die drei Almen des Klosters dem Milano, »Nigro« genannt, Sohn des Antoniolo della Rocca, Bewohner von Verrallo, um den Jahreszins von 22 Imperialen und 12 Pfund Mascarpino überließ, betrug die Pachtdauer noch neun Jahre.

Milano della Rocca, Vertreter einer Adelsfamilie des Valsesia, taucht in der Urkunde nicht als Vertreter der Hirten auf, die die Almen nutzten, sondern in der Eigenschaft als Mittelsmann zwischen dem Abt von Arona und den Walsern von Remmalju. Es war Sitte, dass die Pachtverträge der Klostergründe nicht direkt vom Abt, sondern von Vermittlern abgeschlossen wurden, die für die Verwaltung der Almen und für die Einhebung des Zinses sorgten. In gewisser Weise waren sie »Auftraggeber« der Bodennutzung (in diesem Fall der Almen); sie händigten dem Kloster den Konzessionszins aus und sicherten den reibungslosen Vertragsverlauf, die Führung des Unternehmens, die Einhaltung der Grenzen, die Instandhaltung und Verbesserung der Alm. Diese Mittelsmänner zwischen den Kirchenfürsten und den Sennern (in manchen Fällen auch »Treuhand« genannt) ähnelten dem Vogt. Den Abt, der als Prälat nicht persönlich die vielen ihm zukommenden Rechts- und Verwaltungsfunktionen ausüben konnte, vertrat für gewöhnlich ein weltlicher Vogt bei den zahlreichen Geschäften der Vermögensverwaltung und insbesondere der Grundverträge. Üblicherweise erfüllten die Mitglieder ein und derselben Familie die Aufgaben des Vogtes in Erbfolge. Interessanterweise wurden im Valsesia in der ersten Hälfte des 15. Jh. die Vertretungsfunktionen sowohl des Mensalgutes des Bischofs von Novara, als auch des Klosters San Nazaro von Biandrate vorwiegend von der Familie della Rocca (Roccapietra) ausgeübt, von der Milano »Nigro« abstammte, der bei den genannten Verträgen als Verwalter der Almen des Klosters von Arona auftrat, die von den Walsern von Remmalju genutzt wurden. Zweifellos lag der gleichzeitigen Präsenz der Familie bei der Verwaltung von Almen mehrerer Klöster im Valsesia ein einheitlicher Plan zugrunde, nämlich die Absicht, mit der Walser Besiedlung diese höher gelegenen Ländereien besser zu nutzen.

Auch im letzten neunjährigen Konzessionsvertrag der Almen Capezzone, Pennino und Pennineto aus dem Jahr 1442 erscheint als Beauftragter Milano »Nigro« della Rocca. In dieser Urkunde von 1442, in der genau die Grenzen der Klosterbesitzungen beschrieben sind, erscheint zum ersten Mal der Ortsname »Campello«: »ab una parte alpis Cayme [Cama], ab alia territorium de Campello, ab alia flumen Strone, ab alia alpis Agaroni [Nagarone], ab alia alpis Zevie [Cevio], ab alia alpis Ronde [Ronda], ab alia alpis Scarpampogli [Scarpignano], ab alia alpis Cardeli, ab alia alpis Reorte et ab alia alpis Binerere [im Valle Anzasca]«. Es ist meiner Ansicht nach aus mindestens zwei Gründen auszuschließen, dass Kampell damals eventuell schon von Siedlern aus dem Stronatal bewohnt war. Erstens war der Ortsname vor jenem Jahr im Zusammenhang mit den Almen des Klosters nie aufgetaucht. Es ist deshalb unwahrscheinlich, dass es eine wichtige Stätte war, wie es ein bewohnter Ort notwendigerweise ist. Zweitens umfasste das verpachtete Klostergebiet, wie aus Verträgen hervorgeht, einen so weiten Raum von den

Bergkämmen bis zum Wasser des Strona, dass als »*territorium de Campello*« nur ein kleiner, schmaler Streifen zwischen den Weiden und dem Wildbach blieb: vermutlich ein bescheidenes Feld (ital. »*campicello*«). Auch die Verkleinerungsform hat sicher ihre Bedeutung. Eine ständige Siedlung von Kampell ist deshalb schwer vorstellbar, außer in Verbindung mit der Nutzung der Klosteralmen. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass 1442, als der Name »Campello« erschien, die Walser von Remmalju, die die Almen des Klosters von Arona nutzten, an der besagten Stelle bereits eine primitive Siedlung errichtet hatten.

Dazu sind analoge Beispiele zu nennen: Man denke bloß an Bosco Gurin im Valle Maggia, und auch an Carcoforo im Valsesia. Wahrscheinlich entstand auch in Kampell, wie in Bosco und Carcoforo, die primitive Siedlung am Fuße der Alm, als eine Art Umschlagplatz an der Grenze zu den Weiden: eine Stätte außerhalb des Klosterbereichs, an der es leichter war, den Boden als »Eigentum« zu erwerben – eine wichtige Voraussetzung für die Errichtung fester Wohnhäuser.

So wie bei den beiden Talschlüssen des Val Sermenza (Rima und Carcoforo) ist anzunehmen, dass Familien von Remmalju, die die Almen des Klosters nutzten, ihre Wintersiedlungen in Kampell anlegten und dass sich in jenen Jahren – in der ersten Hälfte des 15. Jh. – die ständige Walser Niederlassung entwickelte.

Dass in jener Zeit im oberen Valle Strona etwas Wichtiges, Entscheidendes vor sich ging, wird auch aus einer Urkunde von 1448 ersichtlich, mit der die neunjährige Pacht der drei Klosteralmen in einen unkündbaren Pachtvertrag verwandelt wird und der Konzessionsinhaber nicht mehr ein Mittelsmann wie Milano della Rocca, sondern direkt die Walser Gemeinschaft von Remmalju ist.

Am 21. November 1448 beurkundete der Abt Sorino de Balbis vor dem Klosterkapitel von San Graciniano und Felino di Arona feierlich die »unkündbare Erbpacht des Angelino Sohn des verst. Giovanni Bagossi von Remmalju und den unkündbaren Erpachtzins« in Bezug auf die ungeteilte Hälfte der Almen »Capesoni, Penini und Penineti im Gebiet Valle Strona, Pieve di Omegna, Diözese von Novara«; Angelino übernimmt das Recht im Auftrag der gesamten Gemeinschaft von Remmalju und verpflichtet sich, für immer alljährlich am Tag des Hl. Martin in Varallo dem Vertreter des Abtes den Erbpachtzins von 12 Imperialen zu entrichten.

Aus der Urkunde geht nicht der Grund hervor, warum die Erbpacht bloß die ungeteilte Hälfte betrifft, während sich die früheren Verträge auf die gesamte Alm bezogen. Es ist jedoch angezeigt, näher auf eine andere hervorstechende Passage der Urkunde einzugehen, die grundlegend für die Geschichte von Kampell ist. Im Dokument heißt es, dass die Berechtigung mit der Genehmigung des Propstes von Borgosesia, dem »apostolischen Kommissar und Delegat des Papstes Nikolaus IV.«, und kraft des päpstlichen Schreibens erteilt wird, das in Rom am Sankt-Peter-Tag im Jahr 1448 ausgestellt wurde. Kommissar und Delegat in welcher Funktion? Offenkundig um sicherzustellen, dass die Umwandlung des neunjährigen unkündbaren Vertrages nicht den Interessen des Klosters schadete. All dies wird nur verständlich, wenn man berücksichtigt, was im Valsesia wenige Jahre vorher in Bezug auf die Almen des Mensalgutes des Bischofs von Novara geschehen war. Es ist außerdem darauf hinzuweisen, dass auch in jenem Fall der apostolische Kommissar der Probst von Borgosesia war.

Die Angelegenheit des Mensalgutes ist so gut belegt, dass ich wegen der außergewöhnlichen Analogie zum Fall von Kampell kurz darauf eingehen möchte. Bis Anfang des 15.

Jh. wurden auch die Almen des bischöflichen Mensalgutes Jahr für Jahr an Senner verpachtet, die dort im Sommer ihre Herden weideten. Erst in jenen Jahren gestattete der Übergang von der temporären auf die immerwährende Konzession den Walsern die systematische Umwandlung der Almen in ständige Siedlungen. Dieser Übergang wird sehr gut durch eine Pergamentrolle belegt, die im Historischen Diözesanarchiv von Novara verwahrt ist (und die ich in meinem jüngsten Band Carcoforo, Fondazione Monti, 1994, behandelt habe).

Im Jahr 1419 beauftragte Papst Martin V. im Anschluss an eine spezielle Anfrage des Bischofs von Novara, Pietro de Giorgi, den Propst von Borgosesia, Antonio de Raxellis, mit der Untersuchung, ob es für den Bischof laut dessen Angaben tatsächlich günstiger sei, Verträge temporärer Pacht durch unkündbare Erbpacht zu ersetzen. Nach Aussage des Bischofs ginge es de facto darum, den »nutzbringenden Besitz« dieser Almen aufzugeben und sich darauf zu beschränken, den »wirklichen Besitz« beizubehalten, d.h. die nackte Inhaberschaft (das Ertragseigentum, wie es die Juristen nennen, um den Verlust jedes anderen Rechtes außer des unkündbaren und unveränderlichen Zinses zu betonen). Die unkündbare Pacht sollte dem Bischof größeren Gewinn aus der Almnutzung bringen, für die Alm selbst würde sie eine zielführende Rodung und Besiedelung bedeuten. Die Genehmigung einer gewiss relevanten Änderung der rechtlichen Handhabung von Gütern, die seit Jahrhunderten bischöfliches Mensalgut waren, stand dem Papst zu. Da dieser die Stätten und die wirtschaftlichen Vorteile der geplanten Umwandlung des Grundrechts nicht kannte, beauftragte er vor Ort einen Delegaten mit dem Problem: den Propst von Borgosesia. Die Urkunde des folgende Untersuchungsverfahrens ist in gewisser Hinsicht die aufschlussreichste der gesamten Walser Siedlungsgeschichte. Die Rechtshandlung erfolgte am 30. Juli 1420 im Amtsgebäude der Gemeinde Orta. Im Beisein des bischöflichen Vertreters, der Zeugen und des Notars legte der päpstliche Delegat, Antonio de Raxellis, Propst von Borgosesia, die päpstlichen Briefe vor. Er vergewisserte sich, ob die Konzession dieser Almen an Siedler in unkündbarer Pacht dem Interesse des bischöflichen Mensalgutes entsprach und befragte zu dem Zweck sieben Zeugen, die unter besonders glaubwürdigen und kompetenten Personen gewählt worden waren. Die dokumentierten Begründungen der sieben Berufenen sind zwar nicht allgemein bekannt, gehören aber zu den wertvollsten Zeugnissen nicht nur der Besiedelung im Valle Sermenza, sondern auch der Beweggründe für das gesamte Wirken der Walser zur Umwandlung der Hochgebirgsweiden in ständige Siedlungen. Diese authentischen Aussagen, die auf Beginn des 15. Jh. zurückreichen, sind die beste Antwort auf die alte Frage, »wer sind die Walser und welche wirtschaftliche oder soziale Motivation war die Grundlage für ihr umfassendes Besiedelungswerk?«.

Einer der Zeugen ist Antonio Draghetti von Varallo, der über dreißig Jahre lang direkte Erfahrungen als Vermittler von Verpachtungen im Auftrag des bischöflichen Mensalgutes gesammelt hatte. Auf die Frage, welchen Nutzen die Aufgabe der alten Gebräuche temporärer Pacht brächte, antwortete er, dass die Siedler nach Erhalt der Gründe in Erbpacht dort Häuser und Höfe bauen, Felder und Wiesen urbar machen würden und dass der Ertrag der Siedler und der Mensalgüter somit steigen würde. Das bedeutendste Zeugnis war jedoch das eines Walsers von Pietre Gemelle, Giovanni Manetta des verst. Zanolì. Nach der Aufforderung, sich zur Walser Sitte der Übernahme von Almen in unkündbarer Pacht und ihrer Umwandlung in ständig bewohnte Hochgebirgshöfe durch Rodung zu äußern, antwortete er: »Es stimmt: Wenn der Siedler einen Boden auf befris-

tete Zeit in Pacht erhält, bemüht er sich nicht um Verbesserungen der investierten Güter. Wenn er hingegen den Boden in unkündbarer Pacht erhält, dann führt der Erbpächter, auch Siedler genannt, umfassende Verbesserungen an den Almen durch, macht den Boden fruchtbarer und erzielt eine reichere Ernte, was auch dem Bischof zum Vorteil gereicht, der höheren Pachtzins erhält, und er wäre gerne bereit, die Almen um den genannten Zins in Erbpacht zu übernehmen und würde sich um ihre Verbesserung bemühen«. Das Urteil des Propstes von Borgosesia, mit dem das Verfahren von Orta abgeschlossen wurde, konnte nur eine Zustimmung zur Vergabe der Almen in unkündbarer Erbpacht sein.

Dasselbe musste wenige Jahre später, 1448, für die Almen der Benediktiner von Arona in Kampell geschehen sein. Die Personen waren dieselben (der Propst von Borgosesia, die Della Rocca ...), wie auch das Verfahren der päpstlichen Genehmigung, die Begründung und der Zweck einer Umwandlung der temporären in unkündbare Pacht. Die reichhaltigen Unterlagen, die die Almen der Mensalgüter von Novara im Valsesia betreffen, klä-

**Kampell 1904**



ren bei analoger Anwendung auf den Fall Kampell vor allem den großen »Nutzen«, den alle – Konzessionsgeber und Konzessionsinhaber – aus der Walser Besiedelung durch Rodung und Gründung einer Niederlassung in Kampell schöpften.

Als neun Jahre später, am 12. November 1457 – wie eine Pergamentschrift des Klosters von Arona zeigt, die heute im Borromeo-Archiv verwahrt ist (Archivio Borromeo Isola Bella, Corporazioni Religiose, Arona, Kloster San Graciniano) – der neue Abt Francesco Borromeo die Einhebung des Erbpachtzinses von der Gemeinschaft von Remmalju für die Almen von Kampell übernahm – erschien Kampell noch nicht unter den aufgezählten Orten des weiten Bergbezirks vom Bergkamm »*usque in aqua seu valle*« des Strona: Dies zeigt, dass sich die neue kleine Walser Gruppe, die aus der Gemeinschaft von Remmalju hervorgegangen war, in jenen Jahrzehnten des 15. Jh. erst entwickelte.

Diese seltenen, wertvollen Urkunden des Klosters von Arona werfen somit ein wenig Licht auf das Eintreffen der Walser in Kampell und weisen auf einen Ursprung hin, der sich nicht stark von dem unterscheidet, den die Überlieferung schildert und der in handschriftlichen Aufzeichnungen von Kampell aus dem 18. Jh. festgehalten ist. Laut diesen Angaben »war der Ort ursprünglich eine Alm der Bewohner von Remmalju, die gezwungen waren, sich mit ihrem Vieh im Winter wegen verfrühten Schneefalls hier aufzuhalten und später ständig hier wohnten«.

(Enrico Rizzi Zitatende)

## ***DIE ZEIT DER KOMMUNALAUTONOMIE (1814–1929)***

Die autonome Gemeinde Kampell bestand 115 Jahre lang, vom 7. Dezember 1814 bis zum 18. Februar 1929.

Der erste offizielle Rechtsakt der neugegründeten Gemeinde Kampell erfolgte am 7. April 1815 mit der Wahl des ersten Bürgermeisters, Francesco Guglianetti, Sohn des verst. Antonio, und zweier Räte.

Seit damals wechselten einander viele Bürgermeister in der Führung des kommunalen Lebens dieses kleinen Ortes im oberen Valle Strona ab und nahmen dabei Schwierigkeiten aller Art in Angriff, wie Probleme im Bereich der Umwelt, des Sozialen, der Wirtschaft und andere.

Die Umgebung bildete stets eine Bedrohung für die Bewohner von Kampell, die auch in der Zeit der Gemeindeautonomie mehrmals von schweren Unglücksfällen heimgesucht wurde. Im Jahr 1834 zerstörte eine Überschwemmung des Gabbio die restlichen Häuser, die von einem riesigen Erdbeben 1701 verschont geblieben waren.

Am 14. März 1837 ging eine große Lawine über dem Ort ab und riss viele Häuser nieder. Am 1. März 1843, am Aschermittwoch, entbrannte ein schreckliches Feuer, das 15 Häuser ganz zerstörte und weitere 28 beschädigte; es ergab sich ein nachgewiesener Schaden in Höhe von 87.000 neuen Piemonte-Lire.

Die Bewohner von Kampell wurden zwar von diesen Katastrophen schwer getroffen, reagierten jedoch immer mutig und hielten durch, was angesichts der Bevölkerungs- und Wirtschaftslage sicher nicht leicht gewesen sein kann. Und doch gelang es ihnen, ihr Wirken fortzusetzen und sogar eine positive Bilanz der Gemeinde zu erzielen.

Der letzte Bürgermeister von Kampell, Enrico Tensi, übergab dem neuen, Comm. Costantino Cane, sämtliche Aktiva des Ortes, die sich folgendermaßen zusammensetzten: 60.900 Lire aus dreizehn Ertrags- und Konsolmappen, Jahreseinkommen 1760 Lire;



ca. 33.000 Lire, Bilanzrest zusätzlich zum Kassenbestand;  
 ca. 28.000 Lire aus elf Mappen, Jahresertrag 1.546,50 Lire, der später wegen einer Senkung des Zinssatzes des Wohltätigkeitsvereins und damit verbundener Hinterlassenschaften ein wenig gekürzt wurde.

Der gesamte Bestand der Nutzwälder, die seit Jahrhunderten gepflegt wurden und einen beträchtlichen Wert darstellten.

Die Ausgabenreste von Kampell sind vernachlässigbar klein.

*Quelle: Don G. Zolla, A. Tensi, Campello Monti, Omegna, 1940, S. 163.*

Betrachten wir nun den Bevölkerungsstand und die wirtschaftliche Situation in der Zeit der Kommunalautonomie von Kampell, 1813–1928

<b>Jahr</b>	<b>In Kampell wohnhalt</b>	
1813	192	aus dem Werk Zolla-Tensi
1818	197	Archiv von Valstrona
1820	195	ebd.
1823	198	ebd.
1825	198	ebd.
1830	175	ebd.
1850	118	aus dem Werk Zolla-Tensi
1861	85	Staatsarchiv Verbania, Volkszählung von 1861 Archiv Valstrona
1861	104	aus dem Werk »Demografia Provinciale«
1871	95	aus dem Werk »Demografia Provinciale«
1880	84	aus dem Werk Zolla-Tensi
1881	84	aus dem Werk »Demografia Provinciale«; aus dem Werk von Cerutti-Melloni-Rizzi Archiv Valstrona
1901	73	aus dem Werk »Demografia Provinciale«; aus dem Werk Zolla-Tensi
1911	66	aus dem Werk »Demografia Provinciale«
1921	79	aus dem Werk »Demografia Provinciale«
1925	54	aus dem Werk Zolla-Tensi
1928	54	aus dem Werk Zolla-Tensi

*Quelle: Gemeindearchiv von Valstrona: Allgemeine Volkszählungen von 1861, 1881. Gemeindearchiv von Valstrona, Sektion Historisches Gemeindearchiv von Kampell, Statistische Angaben der Gemeinde, Mappe 68, Fasz. 5. Staatsarchiv Verbania: Daten der allgemeinen Volkszählung von 1861. Texte: Don G. Zolla, A. Tensi, Campello Monti, Omegna, 1940; L. Cerutti, G. Melloni, E. Rizzi, La Valle Strona, hg. von der Fondazione arch. Enrico Monti unter dem Ehrenschutz des Lions Club von Omegna, 1975; Demografia Provinciale, evoluzione della popolazione nei comuni, CCIAA- Novara Camera Commercio Industria Artigianato Agricoltura, Novara, 1992.*

Die Tabelle zeigt anhand verschiedener Quellen die Bevölkerungssituation von Kampell von 1813, dem Jahr vor der Kommunalautonomie, bis 1928, dem Jahr vor der faschistischen Verwaltungsreform.

Für 1861 sind die Daten jedoch uneinheitlich. Es liegen hier zwei Zahlen vor: 85 und 104. Die erste scheint im Staatsarchiv von Verbania unter den Schlusswerten der Volkszählung des betreffenden Jahres auf, sowie im Gemeindearchiv von Valstrona in der Sektion des Historischen Archivs von Kampell, wo sowohl die Ergebnisse der Volkszählung von 1861, als auch die entsprechenden Familienblätter vorliegen. Hierbei herrscht Übereinstimmung.

Die zweite Zahl, 104, ist nur im Text »Demografia Provinciale« zu finden, weshalb sie zwar in die Tabelle aufgenommen, aber nur zum Teil in Betracht gezogen wurde, da die Zahl 85 besser belegt ist.

Die Tabelle zeigt einen Rückgang der Bevölkerung von Kampell im Laufe der 115 untersuchten Jahre.

Von 1813 bis 1825 beträgt die durchschnittliche Einwohnerzahl 195, was ein relatives Gleichgewicht seit 1749 bedeutet, als 190 Einwohner gezählt wurden.

Die Situation ändert sich ab 1830, als 175 Einwohner erfasst werden; der Rückgang sollte sich mit einem Schwund um fast 60 Personen in rund 20 Jahren noch verschlimmern. Im Jahr 1850 wurden in Kampell 118 Einwohner bei insgesamt 38 Familien gezählt. Der Text Zolla-Tensi gibt auch die Streuung der Personen und Familien in den einzelnen Ortsteilen an: Kampell Mitte 22 Familien mit 66 Personen, Waud 1 Familie mit 7 Personen, Tapòn 7 Familien mit 22 Personen, Pianpennino 8 Familien mit 23 Personen.<sup>1</sup> Im Zeitraum von 37 Jahren hatte sich ein Rückgang von 74 ergeben. Es waren die dramatischen Jahre der Lawinen, der Überschwemmungen und des großen Brandes von 1843. Viele Menschen verloren ihr Leben, die Häuser zahlreicher Familien wurden zerstört, das Vieh kam um, weshalb es denkbar ist, dass manche fortzogen, um anderswo neu zu beginnen.

Die erste Allgemeine Volkszählung des Königreichs Italien von 1861 ergab in Kampell 85 Einwohner, d.h. in bloß 11 Jahren 33 weniger.

Aus den Familienblättern wird ersichtlich, dass im Hauptort Kampell 24 Familien mit 56 Personen leben, im Ortsteil Waud 1 mit 6 Personen, im Ortsteil Tapòn 4 mit 10 Personen, im Ortsteil Pianpennino 6 mit 13 Personen. Dank dieser Urkunden erfahren wir, dass 33 Einwohner von Kampell im Ausland wohnen. Ihre Namen sind im Familienblatt, doch in einer eigenen Sektion eingetragen; sie wurden bei der Volkszählung nicht berücksichtigt, da sie im Ausland lebten.

Hochinteressant ist, dass 33 Auswanderer aufscheinen – genau die Zahl, um welche die Bevölkerung ab 1850 zurückgegangen ist. Da wir aber für 1850 über keine Familienblätter verfügen, kann es sich hierbei auch um einen Zufall handeln.

---

1 Don G. Zolla, A. Tensi, *Campello Monti*, Omegna, 1940, S. 91.

Fest steht, dass von den 33 Auswanderern 26 Männer und 7 Frauen (Gattinnen und junge Töchter der Emigranten) waren. Diese Arbeiter gehörten verschiedenen Altersstufen an: von den jüngsten im Alter von 12–15 Jahren, über viele 25–30-jährige Männer, bis zu älteren von über 60 Jahren. Zum Großteil handelte es sich um Junggesellen, doch befanden sich auch einige verheiratete unter ihnen, von denen nur drei die Gattinnen mit sich nahmen. Folgende Berufe werden genannt: Hart- und Weichzinnarbeiter, Kurzwarenhändler, Drechsler, Steinzeichner, Ladengesellen und Fabriksarbeiter. Die Reiseziele: Bayern, Turin, Paris, Mailand, Chivasso, Forno.<sup>2</sup>

Für 1871 scheinen 95 Einwohner auf, was einem Anstieg um 10 entspricht.

Im Jahr 1881 sinkt die Zahl wieder auf 84, mit folgender Aufteilung: 13 Familien mit 56 Personen in Kampell Mitte, 5 Familien mit 11 Personen in Tapòn, 6 Familien mit 17 Personen in Pianpennino; an keiner Stelle taucht der Ortsteil Waud auf, was darauf schließen lässt, dass zur damaligen Zeit niemand mehr dort lebte.<sup>3</sup>

Da Daten zum Jahr 1891 fehlen, müssen wir 1901 betrachten: Diesbezüglich nennt das Werk *Demografia Provinciale* 73 Einwohner. Dieselbe Quelle gibt für 1911 einen Rückgang auf 66 Personen und für 1921 die Zahl 79 an. Die Statistik Zolla-Tensi spricht für 1925 von 54 Einwohnern, für 1928 ebenfalls von 54.

Die historischen Informationen zu diesen Jahren konnten im Archiv von Valstrona nicht gefunden werden, weshalb nicht bekannt ist, wer zu der Zeit in Kampell lebte.

Dieser Überblick lässt einen alarmierenden Bevölkerungsstand erkennen: Im Zeitraum von 115 Jahren schrumpfte die Gemeinde Kampell von 192 Einwohnern auf 54, verlor demnach 138 Einwohner.

Ab 1928 war die Abwanderung konstant und unaufhaltsam, was schließlich das Ende der Ortschaft bedeutete.

## **ASPEKTE DES TRADITIONELLEN WIRTSCHAFTSMODELLS**

Die wesentlichen Wirtschaftszweige der Einwohner von Kampell waren mit der Umgebung verbunden: Landwirtschaft und Viehzucht. Die Siedler waren aber auch ausgezeichnete Holzhandwerker und -zuhauer, Drechsler, Hartzinnarbeiter. In Momenten der Krise wanderten sie aus und verdienten sich durch diese wertvolle Handwerkstradition ihren Lebensunterhalt.

Im 19. Jh. kam zum alten Gewerbe die Beschäftigung in Nickel- und anderen Bergwerken hinzu, die Handlangern und Knappen Arbeit boten.<sup>4</sup>

Eine nennenswerte, ganz eigene Einnahmequelle für die Kassen der Gemeinde oder der Pfarre waren die Hinterlassenschaften von Kampellern, die keine Erben hatten.

---

2 Gemeindearchiv Valstrona, Abteilung Historisches Archiv von Campello Monti, Censimento Generale della Popolazione del Regno di Italia, 1861, Mappe 68, Fasz. 2, Paket 1.

3 Gemeindearchiv Valstrona, Abteilung Historisches Archiv von Campello Monti, Censimento Generale della Popolazione del Regno di Italia, 1881, Mappe 68, Fasz. 3, Paket 1.

4 L. Cerutti, G. Melloni, E. Rizzi, *La valle Strona*, hg. von der Fondazione arch. Enrico Monti unter dem Ehrenschutz des Lions Club von Omegna, 1975, S. 181.



**Kampell: Kirche und Dorfzentrum**

All diese wirtschaftlichen Aspekte sind – mit Ausnahme des Bergbaus – für die gesamte Geschichte von Kampell dieselben. Die meisten Daten, die im Archiv von Valstrona gefunden wurden, stammen jedoch aus der jüngeren Geschichte, nämlich aus der Zeit ab 1930. Für die Periode der Kommunalautonomie können wir uns nur auf statistische Daten von 1818-1835 stützen.<sup>5</sup>

Die Landwirtschaft war für Kampell wegen des rauen Klimas und der zu steilen Bergänge nie eine wahre Einkommensquelle.

Die Ansiedlung dehnte sich zwar über gut 1288 ha aus und stand deshalb an Größe nur Forno (1815,83 ha) nach, doch besaß sie wegen der hohen Lage, 1305 m ü.d.M., und der Geländebeschaffenheit keinerlei Ackerland, während sich die Weiden, Wälder und vor allem die un bebauten oder nicht ertragsfähigen Gründe relativ weit erstreckten.

Ein unleugbarer Reichtum des Valle Strona und Kampells war der Waldbestand. Das Holz, das die Kampeller Bevölkerung in entfernter Vergangenheit als Baumaterial für die Innenausstattung der Wohnungen nutzte und das eine Einnahmequelle für die Händler war, wurde nach der Abfassung der »Bandi Campestri« zu einem Gut, das eine

---

<sup>5</sup> Gemeindearchiv Valstrona, Abteilung Historisches Archiv von Kampell Monti, Notizie statistiche relative al Comune. 1. Bd., Mappe 68, Fasz. 5.

umsichtige Nutzung erforderte. Der Wald war der einzige Lawinenschutz, weshalb ihn alle schonen und achten mussten.

Dank dieser umweltbedingten Politik der Kampeller häufte die Gemeinschaft hier im Laufe der Jahrhunderte ein enormes Vermögen an, das die bedeutendsten Einnahmeposten der kommunalen Haushaltsbilanzen ergab.

Im Zeitraum 1917-20 belief sich der Ertrag aus dem Verkauf von Schnittholz der Gemeindewälder auf 42.250,03 Lire, während zum Beispiel die Gemeindesteuer auf Vieh 4.130,94 Lire betrug. Der Verkauf von Holz deckte alleine sämtliche Ausgaben der Siedlung.<sup>6</sup>

Die Bevölkerung sicherte sich – unter beachtlichen Mühen – ein Mindestmaß an Produkten für den Eigenbedarf, wie etwa Kartoffeln, Rüben, Bohnen und Heu für die Tiere. Jede Familie besaß auch in Nähe des Hauses ein Gemüsegärtchen.

Eine Gelegenheit zum Tausch der eigenen Erzeugnisse mit anderen notwendigen, die man nicht selbst produzierte, war der Markt von Omegna am Donnerstag.<sup>7</sup> Die Frauen verkauften: Käse, Butter, Eier, Milch, Säcke voll getrockneter Buchenblätter für die Matratzen der Kinder. Mit dem erworbenen Geld kauften sie Mehl, Brot, Reis und andere Lebensmittel, sowie Stickgarn und Leinen für die Aussteuer der Mädchen.

Kartoffeln und Heu waren die einzigen Produkte, auf die sich die Landwirtschaft von Kampell stützte. Die Verwalter vermerkten in der Hinweisspalte der Statistiken Folgendes: »In der Gemeinde Kampell erfolgt kein Anbau von Weizen, Roggen, Gerste, Mais oder anderen Sorten, es wird nur Heu eingeholt.«<sup>8</sup> Außerdem hielten sie fest: »Kein Anbau von Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Hirse, Weichseln, Hanf, Kastanien, Hafer, Nüssen, Wein und keine Zucht von Pferden, Mauleseln.«<sup>9</sup>

Dass die Klimaverhältnisse für die Produktion ausschlaggebend sind, wird auch von den Verfassern der Statistiken hervorgehoben, wie wir aus einigen Notizen ersehen. Der Großteil der Heuproduktion ist einem schönen Herbst zu verdanken, der einen mehrmaligen Schnitt ermöglicht, während Knappheit an Kartoffeln einem kalten Frühjahr zuzuschreiben ist.

Interessant ist für 1818 ein Hinweis auf die Heuarten, der leider für die anderen Jahre nicht vorliegt.

Die Viehzucht war in Kampell ein alter Wirtschaftszweig. Der Überlieferung nach wurde die Siedlung von Hirten gegründet, die sich auf der Suche nach neuem Weideland befanden. An Orten wie diesem, der sich durch karge Landwirtschaft auszeichnet, ist die Viehwirtschaft aber auch gar nicht wegzudenken.

Es wurden Rinder, Ziegen und Schafe gezüchtet, wobei strenge Vorschriften für das Weiden herrschten. In den Regeln von Kampell von 1792 heißt es, dass das Weiden von Vieh

---

6 Don G. Zolla, A. Tensi, *Campello Monti*, Omegna, 1940, S. 167.

7 L. Cerutti, »E' primavera, si sale all'alpe«, *Lo Strona*, Juli–September Nr. 3, 1976, S. 4.

8 Statistica 1824. Gemeindearchiv Valstrona, Abteilung Historisches Archiv von Kampell Monti, Notizie statistiche relative al Comune. 1. Bd., Mappe 68, Fasz. 5.

9 Statistica 1825. Gemeindearchiv Valstrona, Abteilung Historisches Archiv von Kampell Monti, Notizie statistiche relative al Comune. 1. Bd., Mappe 68, Fasz. 5.

auf der Alm erfolgen muss; demnach war es auf den üppigen oder mageren Wiesen verboten, auch wenn sie Privateigentum waren oder nahe den Gemüsegärten lagen. Diese Bestimmungen und die hohen Strafen bei Übertretungen waren erforderlich, um das Überleben der Ansiedlung zu sichern.

Die Bergwirtschaft der Walser – und nicht nur ihre – war notwendigerweise eine Kombination von Landwirtschaft, Viehzucht und Weidewirtschaft, d.h. eine »Alpwirtschaft«.<sup>10</sup> Die Produktionsstätten waren die Gebiete in Dorfnähe und die Hochgebirgsweiden, d.h. die Almen.

Dies gestattete eine bessere Nutzung der Vegetation, deren Lebenszyklus von der Höhe abhängt.<sup>11</sup>

Das an das sommerliche Erwachen der Natur gebundene Almleben bestand aus harter Arbeit aller, da die größtmöglichen Reserven für den langen Winter gesammelt werden mussten. Die Tage begannen vor dem Morgengrauen mit dem Melken des Viehs, wonach alle Herden auf die Weide getrieben wurden und man mit der Käseerzeugung begann. Müde von der Arbeit versammelte sich abends die Familie beim Lampenschein, um Geschichten zu erzählen oder zu beten.

Der einzige konstante, aktive Träger der Almwirtschaft war jedoch die Frau<sup>12</sup>. Die Männer zogen auf der Suche nach besserem Einkommen fort oder blieben im Dorf, um die Felder zu bestellen. So waren die Frauen mit den kleineren Kindern und den älteren Angehörigen die einzigen Bewohner der Almen. Alle Arbeiten, auch die schwersten, lasteten auf ihnen, da sie alleine sich in der gegebenen Situation ihnen widmen konnten.

Dieses Modell der individuellen Almwirtschaft ist relativ häufig in der Walser Gesellschaft, während andere alpinen Gemeinschaften nicht die gesamte Bevölkerung auf die Alm versetzten, sondern einen »professionellen« Hirten damit beauftragten, auf dem Berg sämtliche Tiere des Dorfes zu hüten.<sup>13</sup>

Die zahlreichen Almen um Kampell lagen auf verschiedener Höhe und waren unterschiedlich groß; Jahrhunderte lang bildeten sie den wahren Reichtum der Ansiedlung, die in unmittelbarer Nähe wenige Weiden hatte<sup>14</sup>; die Hochgebirgswiesen konnten vor allem auch große Mengen Vieh aufnehmen.

Die Almen waren die ersten, die die Erscheinung der allmählichen Bergflucht nach dem Krieg verspürten, denn sie wurden als erste ihrem Geschick überlassen.

Heute bestehen sehr viele Sennereien nicht mehr: Sie wurden von Lawinen fortgerissen oder sind nur noch als Trümmer erhalten, einige wurden in touristische Berghütten verwandelt und verloren die ursprüngliche Funktion, sehr wenige sind Almen geblieben.

Das Aussterben der Senner bedeutet nicht nur das Schwinden einer markanten Figur, sondern kommt auch einem Verlust der Bindung zum Berg gleich. Der Senner empfing

---

10 S. in der vorliegenden Arbeit 1. Kapitel, Abs. 1.3.2.

11 L. Cerutti, »È primavera, si sale all'alpe«, *Lo Strona*, Juli–September Nr. 3, 1976, S. 4.

12 M. Bottini, »Intrecci: lavori da donne«, *Lo Strona*, April–Juni Nr. 2, 1977, S. 21.

13 P. P. Viazzo, *Comunità alpine*, Bologna, Il Mulino, 1990, S. 86.

14 G. Melloni, »Alpeggio e alpeggi in valle«, *Lo Strona*, Juli–September Nr. 3, 1976, S. 9.

nicht nur die Gaben der Hochgebirgsweiden, sondern machte den Berg durch sein Wirken sicherer und förderte die Beibehaltung des natürlichen Gleichgewichts.

In Kampell, wie im gesamten Valle Strona, sind Metalladern vorhanden. Drei Mineralien wurden abgebaut: Limonit (Eisenhydroxyd), Magnetkies (Schwefeleisen) in Verbindung mit Kupferkies (Schwefeleisen und -kupfer) und Pentlandit (Nickel- und Eisensulfid). Im letzten Jahrhundert wurde in der Walser Ortschaft auch eine kleine Goldader entdeckt, wo jedoch das Gold mit Pyrit verbunden und nicht mit freiem Auge erkennbar war.

Mitte des 19. Jh. begann die Ausbeutung der Lager, die jedoch vor Ende des Jahrhunderts eingestellt wurde. Erst in der Zeit der Autonomie und im Zweiten Weltkrieg, also von 1936 bis 1943, wurde wieder Bergbau durch die Società Nichelio e Metalli Nobili betrieben, die auf eigene Kosten den Maultierpfad Forno-Kampell erweiterte und befahrbar machte, um den Materialtransport zu ermöglichen. Der Abbau endete 1944.<sup>15</sup>

Das Bergwerk war in den Jahren des Betriebs eine bedeutende Einnahmequelle für den Ort: Die Männer arbeiteten im Erzabbau, die Frauen transportierten die Mineralien auf dem Rücken bis Forno, da die Fahrstraße noch nicht bestand. Außerdem lockte die Grubenarbeit mehrere Familien aus verschiedenen Gegenden nach Kampell, was beim Durchsehen der Familienblätter der neuen Einwohner ersichtlich wird, wo bei den Männern als Beruf »Knappe« steht.<sup>16</sup>

Wie es auch heute noch im gesamten Valle Strona der Fall ist, war das Handwerk dank der Qualität der Produkte stets ein treibender Faktor der Wirtschaft.<sup>17</sup> In Kampell diente diese Tätigkeit zur Aufbesserung der Einnahmen aus der Viehzucht und der Weidewirtschaft.

### **Holzverarbeitung**

Die Männer waren bei der Holzverarbeitung sehr geschickt. Sie schufen Werkzeug und Haushaltsgeräte.

Viele Kampeller übernahmen den Beruf des Tischlers vom Vater oder erlernten ihn im Dorf, dann zogen sie ins Ausland und wurden eine gute Einnahmequelle für die gesamte Familie.

Auch viele Drechsler verließen den Ort, um als Wanderhandwerker Geräte zu reparieren oder herzustellen.

### **Zinnverarbeitung**

Im Bereich des Handwerks war die Zinnverarbeitung im gesamten Valle Strona die meistverbreitete Tätigkeit, weshalb man von einer wahren Schule der Zinnfachleute in diesem Tal sprechen kann.

---

15 M. Bertolani, »Metalli e rocce della valle Strona«, *Lo Strona*, April–Juni Nr. 2, 1977, S. 23.

16 Gemeindearchiv Valstrona, Abteilung Historisches Archiv von Kampell Monti, Einwohnerregister nach 1920, Mappe 69, 1. Register.

17 L. Cerutti, G. Melloni, E. Rizzi, *La valle Strona*, hg. von der Fondazione arch. Enrico Monti unter dem Ehrenschutz des Lions Club von Omegna, 1975, S. 187.

Die Verarbeitung dieses Materials war in Italien – abgesehen vom Aostatal, wo sich ausländische Einflüsse bemerkbar machten – nicht stark verbreitet. Wahrscheinlich erlernten die Talbewohner den Beruf im Zuge der Auswanderung.

Es wurden Töpfe, Teller, Krüge, Karaffen, Kerzenhalter, Öllampen, religiöse Gegenstände wie Kruzifixe, Weihwasserbecken, Kelche, doch auch Spielzeug und Zinnsoldaten hergestellt.

Die Kampeller machten ihr Glück als Zinnverarbeiter vor allem in Deutschland. Die Familie Guglianetti brachte es zum Beispiel durch diese Arbeit in einer Stadt Bayerns zu Ansehen.

Der Wohlstand, der im letzten Jahrhundert der Zinnverarbeitung und der damit verbundenen Auswanderung zu verdanken war, fand durch die Zinnkrise in Deutschland und die Angst vor den nationalen Kriegen ein jähes Ende.

### **Die Stickereien**

Die Frauen hatten zwar mit der Alltagsarbeit, der Betreuung der Kinder und Alten und sonstigen Arbeiten jeder Art alle Hände voll zu tun, fanden aber auch am Abend die Zeit, beim Licht von Öllampen oder Kerzen zu sticken.

Die sehr schönen und charakteristischen Stickereien, unter denen der »Puncetto« (eine Spitzenart) hervorsticht, wurden mit höchster Genauigkeit ausgeführt, wobei weiße oder bunte Bänder und Garne zum Einsatz kamen. Die Arbeiten wurden verkauft oder für die Aussteuer der Mädchen verwendet. Viele dienten auch zur Verzierung der Damenkleider, vor allem der Festtracht. Fotografien des letzten Jahrhunderts zeugen von der reichen Ausstattung, der Schönheit und den besonderen Merkmalen der Frauenkleider von Kampell, die vielleicht die edelsten im Tal waren.

Im Valle Strona tragen die älteren Frauen noch heute die alte Tracht, wie es ihre Großmütter im letzten Jahrhundert getan haben.

## ***DIE FRAUENTRACHT VON KAMPELL***

Die elegante Damenkleidung aus dem 18. Jh. ist – wie man zu sagen pflegt – das Ergebnis von Schichtungen und Überarbeitungen. Auch das ist Gegenstand einer Studie, die die Walsergemeinschaft Kampell betreibt, um Einflüsse und Ursprünge bei den Verzierungen, wie auch bei den Geweben festzustellen. Viele Veränderungen ergaben sich durch die Mode der jeweiligen Zeit, wie die Tücher mit Rosenmuster, die nach der Reise eines Kampellers nach Russland und in die Schweiz auftauchten.

Dank der wertvollen Zusammenarbeit mit der Archäologin Francesca Gandolfo, die auf die Untersuchung alter Stoffe spezialisiert ist (sie arbeitete im Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari von Rom), wurde eine Studie zur Frauentracht von Kampell eingeleitet, von der ein Exemplar im genannten Museum verwahrt wird. Wie Dr. Gandolfo anführte, wurde die Frauentracht von Kampell gemeinsam mit rund tausend anderen Trachtenkleidern zu Beginn des 20. Jh. für eine ethnographische Ausstellung zusammengetragen, die in Rom im April 1911 zum fünfzigjährigen Bestehen der Einheit Italiens veranstaltet wurde.

Das komplexe Vorhaben der Ausstellung in Rom bewirkte die Zusammenarbeit politischer, institutioneller und kultureller Kreise. Das emporstrebende italienische Bürgertum



suchte im Namen der Landeseinigung, die noch fern der Realität war, nach nationaler und internationaler Legitimierung und wollte gleichzeitig beweisen, dass der wirtschaftliche und kulturelle Rückstand der Nation der Vergangenheit angehörte und dass die Grundlage der politischen und territorialen Einheit fest war und auf eine rosige Zukunft schließen ließ.

Aus der direkten und indirekten Untersuchung der einzelnen Kleidungsstücke und aus den Befragungen im Valle Strona ging hervor, dass auch die Frauentracht von Kampell, wie die meisten Trachten der Sammlung, eine Rekonstruktion von Originalstücken ist, die von verschiedenen Familien des Ortes stammten und auf die Zeit zwischen Mitte und Ende des 19. Jh. zu datieren waren.

Nach der Veranstaltung von Rom wurde auch die Tracht von Kampell in eine dunkle Holzkiste gesperrt, wo sie achtzig Jahre und mehr ruhte, bis sie gemeinsam mit anderen für eine Trachtenausstellung des Piemonts und des Aostatals wieder hervorgeholt wurde. Nach fast hundert Jahren der Vergessenheit wurden die Gewänder nun aus wissenschaftlich-administrativen Gründen wieder ins Rampenlicht gestellt. Es erfolgten Bestandsaufnahmen des staatlichen Kulturgutes, die Stücke wurden katalogisiert, untersucht, um schließlich Gemeingut für Ausstellungen oder ähnliche Veranstaltungen zu werden.

Beim Öffnen der Kiste erwies sich der Erhaltungszustand der Tracht von Kampell als relativ gut (derzeit wird sie in einem bequemen, modernen Schrank verwahrt). Keine erkennbare Spur von Verschleiß hatte das Gewebe der einzelnen Teile irreparabel zerstört, ausgenommen die Seidenbänder der Schürze und die lange grüne Seidenschleife, die in Maschenform auf der metallenen Unterlage des Kopfschmucks befestigt ist. Es ist nicht bekannt, ob dieser Kopfschmuck im Lokalbereich verwendet wurde.

Das Trachtenkleid von Kampell, das im Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari erhalten ist, besteht aus acht Teilen, die Dr. Gandolfo folgendermaßen beschreibt:

Die Bluse (*Camisa*) aus weißer Baumwolle mit langen Ärmeln ist seitlich geschlitzt und weist eine vordere Öffnung auf, die bis zur Taille reicht. Der Ausschnitt ist rund, dicht gekräuselt, mit einem ebenfalls gekräuselten Kragen und Knöpfchen-Verschluss. Ein Band aus Klöppelspitze ziert den Hals und die Manschetten, während Stickereien den Ärmel- und Schulteransatz verschönern.

Das Kleid (*Rassa*) aus schwarzem Stoff ist ärmellos, schließt unter der Brust ab, der Ausschnitt ist viereckig mit vorderer Öffnung, die bis zur Taille reicht; die Verschnürung erfolgt mit einem Seidenband, das durch Metallösen gezogen wird. Der fassionierte Rücken mit breiten Trägern ist mit schmalen, bunt gewirkten Stoffstreifen verziert. Dichter Faltenwurf betont die Taille und bewirkt Fülle im hinteren Teil des Kleides.

Die Jacke (*Camisulot*) ist aus dunkelblauem Stoff und bedeckt die Hüften, der V-Ausschnitt hat eine vordere Öffnung, die mit kleinen Knöpfen geschlossen wird. Eine Goldborte säumt den Ausschnitt, die Öffnung und die Manschetten. Die Manschettenstulpe ist aus goldgelbem damassiertem Stoff.

Der Bruststeinsatz (*Pezza*), der aus Paramentstoff hergestellt wurde, ist purpurrot, am oberen Rand ziert ihn ein hellblaues Seidenband, auf dem eine Goldseidenborte befestigt ist. Die Schürze (*Scusal*) besteht aus zwei Stücken mit bunter mittlerer Stickeinlage; die reichen Taillenfalten werden durch einen hohen Bund niedergehalten. Die Bänder (*Bindei*) sind in sehr schlechtem Erhaltungszustand, der blaue Schürzenstoff weist ausgedehnte verblasste Stellen auf.

Die gestrickten Kniestrümpfe (*Causi*) sind hellblau, die Sohle ist hingegen weiß und kann ausgetauscht werden. Die Schuhe aus schwarzer gewirkter Wolle haben eine glatte Sohle, die aus handvernähten Schichten Stoff besteht, die Spitzen und Fersen sind mit schwarzem Stoff verstärkt, die Kappe ist mit einer bunten Seidenborte mit Blumenmuster verziert.

Mitarbeiter von Alessandro Roccavilla trugen im Jahr 1909 im Valle Strona diese Stücke zusammen, unter denen zwei bedeutende Elemente der Kampeller Tracht fehlen: der Gürtel (*Curugia*) und das Kopftuch (*Mucaröl du testa*).

Insgesamt scheint sich die Frauentracht von Kampell, was die Form anbelangt, an einen typischen Stil des 19. Jh., den »Empire-Stil« anzulehnen: vorne ein V-Ausschnitt, hinten drei große, in der Taille festgenähte Falten. Der Schnitt und die Verarbeitung der verschiedenen Teile weisen auf Handarbeit hin, es handelt sich bestimmt nicht um die Arbeit von Fachleuten. Bisweilen sind grobe Nahtstiche zu erkennen und die Verarbeitung lässt im Allgemeinen zu wünschen übrig, auch an den sichtbaren Stellen. Kleid und Jacke wurden nur zum Teil gefüttert, was darauf hinweist, dass man auch bei der Verwendung weniger wertvoller Stoffe sparte.

Der einzige Unterschied, der die heutige Frauentracht von Kampell von der des Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari von Rom unterscheidet, liegt in der Bluse. Sie weist Ärmel- und Manschetteneinsätze aus Valsesia-Spitze (*Puncet*) auf, wobei es sich um eine besondere Sticktechnik handelt (geordnete Reihe von Knoten, die mit der Nadel ausgeführt werden); der Ausschnitt ist eckig und wird ebenfalls von Puncetto-Stickerei abgeschlossen.

Eine Männertracht hat es nie gegeben, da sich die Männer, die zur Ausübung ihres Gewerbes auswandern mussten, die Mode der Zielorte aneigneten. Diese Hypothese betrachte ich nach Untersuchung historischer Unterlagen für überzeugend. Im Wesentlichen bildet die Festkleidung, vor allem der Hochzeitsanzug, die Männertracht von Kampell. Das unterscheidet uns von den anderen Walser Gemeinschaften, die hingegen die Trachtentradition beibehalten haben.

## **DAS WALSER TITTSCHU IN KAMPELL**

Die alte Sprache der Walser in Kampell ging zwischen dem ausgehenden 19. Jh. und den frühen Jahren des letzten Jahrhunderts verloren. Die Ursachen dafür waren vielfältig, einige auch »politisch«. Die zivilen und religiösen Behörden stellten ab dem 18. Jh. Bestimmungen und Regeln auf, die die Kampeller dazu zwangen, immer mehr die italienische Sprache oder den lombardisch-piemontesischen Dialekt zu gebrauchen, der im unteren Tal und in Omegna gesprochen wurde. Der Übergang von der Provinz Valsesia zum Bezirk Pallanza, die Loslösung von der Pfarre von Remmalju und die erzwungene Angliederung an die Pfarre Forno, das Verbot des Bischofs von Novara, *Tittschu* sprechende Pfarrer zu entsenden, die Eheschließung mit Frauen, die nicht aus der Gemeinschaft von Kampell oder Remmalju stammten, bewirkte, dass das *Tittschu* nach und nach verblasste und schließlich ganz vergessen wurde.

Heute gestattet es das Gesetz vom 15.12.1999, Nr. 482 – Schutz der Sprachminderheiten –, das auch von den Gebietskörperschaften (Gemeinden und Provinz) übernommen wurde, Abkommen mit den Schulbehörden zu treffen, um im Fall von Kampell zumin-

dest Deutsch zu unterrichten. Es handelt sich meiner Ansicht nach um eine beachtliche kulturelle Anstrengung, die vielleicht von den ansässigen Familien nicht voll verstanden und unterstützt wird. Der Grund liegt darin, dass sich im Raum der Gemeinde Valstrona nur das Gebiet der früheren Gemeinde Kampell (die heute nur in der Sommerzeit bewohnt ist) eine historische Erinnerung bewahrt hat, die zumindest den Deutschunterricht wünschenswert erscheinen lässt.

In den letzten Monaten wurde bekannt, dass auch die Region Piemont ein Regionalgesetz zum Schutz der Walser Minderheit verabschieden möchte. Wir müssen den Gesetzestext abwarten, um die möglichen Auswirkungen abschätzen zu können.

## DAS KULTURELLE LEBEN



**Kampell: Logo der Walsergemeinschaft von Kampell**

Die 1991 gegründete »Walsergemeinschaft Kampell – Gruppo Walser Campello Monti« ist die einzige Vereinigung, die in Zusammenarbeit mit der Kurverwaltung das Wissen um die Walser Kultur von Kampell fördert.

Am 3. August 2002 fand die 10. Tagung »Kampell und die Walser« statt. Zum besseren Verständnis der zahlreichen Aktivitäten gebe ich anschließend eine kurze Zusammenfassung der Tätigkeit dieser Vereinigung wieder:

### 1. Tagung.

Geschichte, Brauchtum und Kultur von Kampell; Die Walser und ihre Sprache: das *Titschu* von Remmalju; Die Walser Sprache; Satz- und Wortbeispiele im *Titschu* von Alagna; Alemannische und franko-provenzalische Gemeinschaften im Gebiet von Issime und Gaby; Bemerkungen zu den Ortsnamen und zur historischen Bevölkerung; Zweige der histo-

risch-linguistischen Forschung von Ornavasso: das 17. Jh.; Notizen für die anthropologische Untersuchung einer Walser Gemeinschaft der Alpen: Kampell; *D'junhfarwa* (die junge Magd), *Hert beini* (so nahe bei euch) – Gedichte von Issime; *Frindschaft* (Freundschaft) und *Gagum Aba* (gegen Abend): Gedichte von Formazza.

### 2. Tagung.

Symbole und magisch-religiöse Zeichen im kulturellen alpinen Ökosystem der Walser von Kampell; Das Ritual des doppelten Todes (*repit*) in Santa Maria/Remmalju und anderen Walser Gemeinschaften.

### 3. Tagung.

Mythen und Sagen, Ausdruck der Volkskultur; Die Walser in Kampell.

#### 4. Tagung.

Aspekte des Alltags in Kampell vor dem zweiten Weltkrieg. Einige bibliographische Hinweise; Umwelt und Bauwesen in der Walser Kultur. Analyse der technologischen und Siedlungsstruktur in den deutsch-walliser Siedlungen von Alagna, Macugnaga und Formazza.

#### 5. Tagung.

Sozioökonomische Aspekte der Gemeinde Campello Monti; Tatsachen und Mythos in den Sitten und Volksbräuchen des Piemonts und des Aostatal. Gewänder erzählen ihre Geschichte: die Frauentracht von Kampell.

#### 6. Tagung.

Geschichte der einzelnen Häuser unter Bezug auf ihre Eigentümer; *Pirubek*, Gedicht von Issime: Analyse und Kommentar.

#### 7. Tagung.

Der Ursprung der Kirchengemeinschaft von Kampell und seiner Pfarre zur 250. Wiederkehr der Gründung: 1749/1999; Issime, eine alpine Gemeinschaft: Speisen und kulturelle Identität.

#### 8. Tagung.

Walser Wallfahrten zum Grab des San Giulio d'Orta seit dem 16. Jh.; Das obere Valstrona zwischen traditioneller alpiner Landschaft und freier Entwicklung der Natur (wilder-ness).

#### 9. Tagung.

Traditionelle Heilmethoden unter der Walser Bevölkerung; Ursprung und Gründe für die Kampeller Auswanderung in den deutschen Raum: Die Wege und Berufe.

#### 10. Tagung.

Berge und Bergleute zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bzw. zwischen der lokalen und globalen Dimension; 1781 Zerstörung durch die Flut – 2002 Wiederherstellung durch den Computer (virtuelle Rekonstruktion der Kirche von Gaby, Kampell, auf CD ROM).

Um die Kenntnisse von Kampell und demnach des Valstrona zu fördern, haben wir letztes Jahr an folgenden Veranstaltungen teilgenommen:

- Die Küche der Minderheiten in den Alpentälern: Ladiner, Okzitaner, Waldenser und Walser: Torre Pellice, 15.-16.-17. Oktober 1999, in Zusammenarbeit mit der Region Piemont.
- Gedenkfeier für Don Sisto Bighiani: Macugnaga, 26.-27.-28. November 1999, zur tausendsten Wiederkehr der Gründung von Macugnaga. Gastronomie-Wettbewerb unter den Hotelierschulen zum Thema »Die Walser Küche heute«.

Wir haben uns um Förderung nachstehender Vorhaben bemüht:

– »Kulturtourismus-Projekt im Valle Strona« mit der Gründung einer fächerübergreifenden Gruppe von Experten verschiedener Sektoren, die zum erstenmal am 12. November 1999 in Varallo Sesia zusammentraf. Um die Bedeutung des Vorhabens und der Perspektiven voll abschätzen zu können, gebe ich hier einen Auszug des Protokolls der genannten Sitzung wieder:

»... Der Präsident der Walsergemeinschaft Kampel, Rolando Balestroni, äußert nach kurzer Erläuterung der besonderen Merkmale des Valstrona:

- Geologie, Gesteinskunde und Insubrische Linie
- starke Konzentration des holzverarbeitenden Handwerks
- Abbau von Marmor und Nickelmineralien
- Etappe der großen Alpenüberquerung (GTA) und des großen Walser Weges (GSW)
- günstige Gesetze
- die Ansicht, dass bei Zustimmung der Anwesenden die Bedingungen vorliegen, um ein glaubhaftes Projekt zu erarbeiten, das dem gesamten Valstrona neue Möglichkeiten auch im Bereich der Arbeit bieten und somit die Abwanderung aufhalten kann.

Unter den Teilnehmern entwickelt sich eine ausführliche Debatte, aus der einige Leitlinien hervorgehen, die zu einem überzeugenden Projekt der Aufwertung des gesamten Gebietes zusammengefasst werden können. Die Schwerpunkte sind folgende: Wege, Markierungen, Bergwerke, Marmor, Museum, Einbindung der Lokalbevölkerung, Handwerker: Zusammenwirken von Handwerk und Tourismus – Arbeitsgruppe: fächerübergreifend, Landschaftsqualität: Verknüpfung der Umwelt und eines regen sozialen und wirtschaftlichen Lebens.

Vorschläge: Um verständlich zu machen, dass die angeführten Punkte keine Hirngespinnste sind: unter Einbeziehung der Gebietskörperschaften Fahrt nach Schneeberg, einem Dorf auf 2300 m, in dem zur Zeit des Faschismus Blei und Zink abgebaut wurde; nun, seitdem es verlassen ist, zum Bergwerkmuseum umgestaltet.

Für das Zustandekommen dieses Projekts ist die entscheidende Unterstützung und Mitwirkung sowohl der Gemeinde als auch der Berggemeinschaft Valstrona nötig, an die wir uns wenden werden, sobald konkrete Vorschläge vorliegen.

Es stehen derzeit einige Studien vor dem Abschluss, darunter folgende:

- Bevölkerungssituation und Familien anhand des »Liber Status Animarum« – das Buch über den Stand der Seelen, d.h. die Zählungen der Pfarrer, die in Kampell von 1749 bis heute aufeinander folgten. Geschichte der einzelnen Häuser anhand ihrer Eigentümer, im Laufe der Zeiten; die Arbeit wurde mit der letzten Studientagung vom Geom. Zaretta Antonio begonnen. Bis heute haben wir bereits 6 der 31 Häuser von Kampell – Hauptort der früheren autonomen Gemeinde Kampell – fertig bearbeitet; es folgen die Ortsteile von Waud, Pianpanin und Tapòn.
- Mineralogische und gesteinskundliche Aspekte des Valstrona, unter besonderem Bezug auf die Nickelbergwerke von Kampell, die in Europa wegen des Platinvorkommens einzigartig sind.
- Die Küche unserer Vorfahren: einer Forschungsarbeit zur Küche von Kampell, die in einiger Zeit abgeschlossen wird. Während es anfänglich schien, dass die Kenntnisse unwiederbringlich verloren waren (keiner der Befragten wusste etwas zu berichten),

- tauchten allmählich beim Anschneiden verschiedener Themen (z.B.: Suppe – Reis – Kartoffeln – Polenta – Milch – Käse – Frösche – Schnecken usw. ...) Erinnerungen auf. Heute liegen bereits zahlreiche Seiten Informationen, Anekdoten, Momente des Lebens, intensive zwischenmenschliche Beziehungen in der Familie und mit der Gemeinschaft von Kampell vor. Der gemeinsame Nenner lautet: was die Bevölkerung zu beißen hatte.
- Ortsnamengebung und Namen von Kampell: In Zusammenarbeit mit der Universität Turin wurde eine Forschungsarbeit zu den Ortsnamen begonnen, die mit der Veröffentlichung eines Buches abgeschlossen werden soll.
  - In Lusérn wurde am 25. und 26. Mai 2002 ein Komitee der historischen deutschen Sprachinseln in Italien gegründet. Die Walser von Piemont sind durch die obige Vereinigung vertreten, die sich auch aktiv an der Abfassung der Satzung beteiligt hat.
  - 13. Jänner 2003: Der Verein wurde Mitglied des Ecomuseo Cusius, das die Museen aller wichtigsten Ortschaften des Ortasees verbindet.

## **BIBLIOGRAFIE**

- |                   |   |
|-------------------|---|
| Francesco Pesce:  | Storia, tradizioni e cultura di Campello Monti.   |
| Enrico Rizzi:     | I Walser a Campello.  |
| Paolo Crosa Lenz: | Appunti per un'indagine antropologica su una Comunità Walser delle Alpi: Campello Monti.          |
| Grazia Bertola:   | Aspetti socio-economici del Comune di Campello Monti.   |
| Emilio Locatelli: | Aspetti di vita quotidiana a Campello Monti in Valle Strona prima del Secondo Conflitto mondiale. |



Kanaltal-Valcanale, Blick von Tarvis bis Pontebba

# KANALTAL-VALCANALE

## *Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Udine*

### **EINFÜHRUNG**

Das Kanaltal-Valcanale bildet einen Sonderfall im Bereich der deutschen Sprachinseln Italiens. Es handelt sich eigentlich mehr um eine sprachlich-kulturelle Halbinsel, da sie an Österreich grenzt (abgesehen von Slowenien) und – nach der Definition einiger italienischer Wissenschaftler – eine wahre »Verlängerung« Kärntens ist. Seit Jahrhunderten ist das Tal in historischer Hinsicht vor allem an Österreich und Deutschland gebunden. Zu Italien kam es erst 1919 im Anschluss an den Friedensvertrag von Saint-Germain en Laye.

### **GEOGRAFISCHE LAGE UND GESCHICHTLICHER ABRISS**

Das zwischen den Karnischen und Julischen Alpen gelegene Kanaltal erstreckt sich ca. 25 km lang von der österreichisch-italienischen Grenze in Ost-Westrichtung: von Thörl-Goggau bei Tarvis bis zur alten Grenze von *Pontafel*-Pontebba, wie die alten Meilensteine bezeugen, die nach dem Erdbeben von 1976 geborgen wurden.

Von Tarvis führen außerdem zwei weitere Seitentäler weg, beide in Richtung der Grenze zum heutigen Slowenien (früher Jugoslawien): Fusine / *Weissenfels*, Ratece bzw. Cave / *Raibl* – Predil-Pass.

Das Kanaltal, das an der Wasserscheide von Camporosso-*Saifnitz*-Zabnice (in römischer Zeit Statio Bilachiensis) eine Höhe von 810 m erreicht, war für die in beiden Richtungen durchziehenden Volksstämme (von den Illyrern-Paläoenern, Kelten, Römern zu den Langobarden, Bajuwaren, Awaren und Slawen, einschließlich der Wenden von der Lausitz) stets einer der leichtesten Übergänge der Ostalpen.

Die ersten aus Osten und Nordosten hier eingelangten Stämme ließen sich in der Gegend zwischen der Donau, der Sau- und Ostalpen nieder, von wo aus sie sich in der Folge strahlenförmig ausbreiteten. Sie mussten sich um 1000 v. Chr. den Illyrern und Paläoenern (indoeuropäisches Volk) unterwerfen, die ihre Wanderzüge aus dem Osten im Becken des oberen Adriaumes abschlossen und zum Teil auch in Kärnten sesshaft wurden. Ihre Kultur, die nach der Stadt Atteste/Este benannt ist, fällt mit der frühen Periode der Eisenzeit (Hallstatt) zusammen. Um 400 v. Chr. kamen von Nordwesten die Kelten, die sich in die Stämme unterteilten: Noriker, Taurier und Karnier. Sie ließen sich zur Zeit der La-Tène-Kultur im Karn, in Kärnten und in Krain nieder.

Dass die Paläoener auch in Kärnten, zu dem das Kanaltal bis 1919 geschichtlich gehörte, siedelten, bezeugt eine Steintafel mit paläoenerischer Inschrift, die der deutsche Historiker Viertler auf dem Findenig/Thörl beim Findenigkofel (Monte Lodin), 2021 m, einem Berg zwischen dem Gailtal und der Senke von Paularo, entdeckte.



Die römische Zeit ergab in volklicher Hinsicht wegen der zahlenmäßig geringen Größe der römischen Eroberer keine Änderungen am lokalen Bestand. Die im 6.–7. Jh. erfolgte Besiedlung Kärntens durch die Windischen, die aus dem Nordosten Europas stammten, brachte keine großen Unterschiede zur keltischen Kultur mit sich.

Dank dieser geografischen Situation und der Entwicklung der historischen Ereignisse, wobei verschiedene Völker abwechselnd die Vorherrschaft hatten und allmählich einzelne Siedlungen entstanden, wurde das Kanaltal zu einer Wiege der Kulturen, vor allem der deutsch-österreichisch-kärntnerischen.

Man denke bloß an die Geschehnisse des letzten Jahrtausends, in dem das Kanaltal (bis Pontafel) bereits 1007 unter die weltliche Macht Bambergs und die geistliche Gewalt des Patriarchats von Aquileia kam, von dem es 1759 von Kaiserin Maria Theresia von Österreich erworben wurde.

Diese langen Perioden waren nicht nur der Entwicklung von Wirtschaft und Handel förderlich, sondern wirkten sich zweifellos auch auf die Kultur aus, was sich noch heute in gewisser Hinsicht zeigt.

Die Angliederung des Kanaltals an Italien führte zu einer ersten Welle italienischer und friaulischer Zuwanderer und in der Folge zu einer unvermeidlichen, langsamen volklich-sprachlichen Wandlung. Laut der letzten Volkszählung unter Österreich im Jahr 1910 ergab sich: nur 10 ansässige Italiener gegenüber 6397 Einwohnern deutscher und 1682 slowenisch-windischer Sprache.

Der Anschluss des Kanaltals an Italien brachte eine unvermeidbare aber langsame ethno-linguistische Veränderung mit sich, die auch mit einer Migration der italienischen und friulanischen Bevölkerung verbunden war. Die neue politisch-administrative, kulturelle und auch religiöse Situation setzte die Identität der deutschen Komponente aufs Spiel, da sie einer allmählichen Integrierung und Assimilierung ausgesetzt war. Dies machte sicher in Verbindung mit einer zunehmend schwierigen Wirtschaftslage des Großteils der Bevölkerung die sogenannte »Option« akzeptabler, auf die Hitler und Mussolini im Anschluss an das Abkommen von Berlin vom 23.6.1939 (Gesetz vom 21.8.1939, Nr. 1241) für die Minderheiten Südtirols, der Provinz Belluno und des Kanaltals drängten. Von 8139 Optanten für die deutsche Staatsbürgerschaft wanderten fast 70% in das Nachbarland Österreich, damals »Ostmark«, aus. Diese Abwanderung dezimierte die bodenständigen Bewohner des Kanaltals stark (es blieben nicht einmal 3000 zurück) und führte zu einer zweiten Immigrationswelle aus Friaul (Karnier), auch aus den Tälern des Natisone und dem übrigen Italien, vor allem aus dem Süden, sowie den Isonzotälern (Flüchtlinge aus dem früheren Jugoslawien Titos).

## **GEMEINDEN UND ORTSCHAFTEN DES KANALTALS**

Vor der administrativen Umordnung durch die Zusammenschlüsse von Gemeinden im Jahr 1928 lagen offiziell 10 sogenannte Katastralgemeinden vor, und zwar: *Tarvis* (Tarvisio), *Greuth* (Rutte Piccolo), *Raibl* (Cave del Predil), *Weissenfels* (Fusine), *Saifnitz* (Camporosso), *Wolfsbach* (Valbruna), *Uggowitz* (Ugovizza), *Malborgeth* (Malborghetto), *Leopoldskirchen* (S. Leopoldo), *Pontafel* (Pontebba).

Seit damals gliedert sich das Valcanale in drei Gemeinden: *Tarvis* mit Greuth, Kaltwasser, Raibl, Weissenfels, Saifnitz und Goggau (Coccau), *Malborgeth* mit Wolfsbach, Uggow-

witz, St. Kathrein, Bad Lusnitz und *Pontafel* (Pontebba) mit Leopoldskirchen. Zum 20.10.2001 zählt die Gesamtbevölkerung des Kanaltals 7862 Einwohner: 5071 in der Gemeinde Tarvis, 1028 in der Gemeinde Malborgeth – Valbruna und 1763 in der Gemeinde Pontebba – was einen deutlichen Rückgang gegenüber der Vergangenheit bedeutet. Die nächsten Daten des ISTAT (Statistisches Zentralamt) werden sicher keine Tendenzumkehr zeigen, vor allem wegen des Inkrafttretens des Vertrags von Schengen, der durch Aufhebung der Grenze zu Österreich die Versetzung zahlreicher Zoll-, Finanz- und Polizeibeamten, Spediteure usw. bewirkte, außerdem wegen einer niedrigen Geburtenrate. Der Bevölkerungsrückgang zeigt sich unvermeidlich in der Schule. In den 6 Kindergärten des Kanaltals (ohne Pontebba) betrug die Gesamtzahl der Kinder im Schuljahr 2002/03 137, während in den 5 Volksschulen (ebenfalls ohne Pontebba) 248 Schüler aufschienen (früher über 300).

## **SPRACHGEMEINSCHAFT**

Im Kanaltal halten sich in einem relativ beschränkten Gebiet vier verschiedene Volks- und Sprachgruppen auf, die eng miteinander verflochten sind. Neben der bodenständigen Bevölkerung mit deutsch-windischer und slowenischer Sprache leben hier Einwohner mit friaulischer Sprache und als Mehrheit die Italiener, von denen allein im Gebiet von Tarvis ca. 1000 aus Süditalien stammen.

Die Bevölkerungsgruppe kärntnerisch-deutschen Ursprungs, die Windisch spricht (»ein Gemengsel von theutsch und crainerisch«, wie es vor ca. 3 Jahrhunderten einer der berühmtesten Schriftsteller von Kranj, Johann Weikhart Freiherr von Valvasor nannte), stellt insgesamt 15–20% der derzeit wohnhaften Bevölkerung, natürlich mit unterschiedlicher Aufteilung auf die einzelnen Ortschaften des Kanaltals.

## **DIE DEUTSCHE SPRACHE IM KANALTAL UND IHRE VERBREITUNG**

Es ist darauf hinzuweisen, dass alle Originalurkunden, die noch in den Ämtern der Forstverwaltung von Tarvis, des Grundbuchs von Pontebba, des Grundbuchs von Gorizia (Görz) und des Stadtamtes (Ufficio degli Usi Civici) von Triest verwahrt sind, so-



**Kanaltal-Valcanale: Kanaltaler Tracht**

wie jene, die in den »Nachbarschaften« der genannten Katastralgemeinden des Tales vorliegen, in deutscher Sprache abgefasst und zum Großteil in Fraktur geschrieben sind. Deutsch war im gesamten Kanaltal die offizielle Sprache, an den Schulen auch Bildungssprache bis 1923/24 (Gentile-Reform), dann erneut von 1939/40 bis 1945 (deutsche Sprachkurse für Kinder von Optanten im Anschluss an die Option von 1939).

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm das Interesse an der deutschen Sprache langsam wieder zu. Damit verbunden waren stärkere Forderungen (Petitionen usw.) nach Wiedereinführung des Deutschunterrichts für die Kinder der nicht ausgewanderten Optanten (vor allem aus emotionalen Gründen der bodenständigen Bevölkerung), später – vor allem aus gewerblichen Gründen, z.B. wegen des Handels an der Grenze zu Österreich – auch für die anderen Schulkinder.

Bezeichnend ist die weitere Entwicklung des Deutschunterrichts an den Volksschulen (wenngleich er bis zu den Achtzigerjahren prekär ist, als Freifach-Unterricht am Nachmittag); in der Mittelschul-Unterstufe und Oberstufe von Tarvis wird Deutsch mehr und mehr als Fremdsprache neben Englisch unterrichtet.

## ***WEITERE ENTWICKLUNG DES DEUTSCHUNTERRICHTS***

Kehren wir zur Volksschule zurück, wo die deutsche Sprache um die Neunzigerjahre in den Lehrplan aufgenommen wurde: 3 Wochenstunden im zweiten Zyklus und 1-2 Wochenstunden im ersten Zyklus, unterrichtet von lokalen muttersprachlichen Lehrern, von denen einige leider fast bis zur Pensionierung keine feste Lehrstelle hatten.

In dieser Zeit gelang es, dank der damaligen Volksschuldirektorin Dr. A. Contessi und des Deutschlehrers Giovanni Kravina in Zusammenarbeit mit den Klassenlehrern und der Schulbehörde von Villach, wie auch den Lehrern Dengg (Khevenhüller Schule) und Smolak (Landskron), einen didaktischen Informationsaustausch und erste offizielle Schulpartnerschaften zwischen einigen Volksschulen des Kanaltals und Villachs bzw. Arnoldsteins einzuleiten. Es war ein Ansporn zum Erlernen der deutschen Sprache bzw. auf der anderen Seite eine Motivation zum Italienischlernen und auch eine schulisch-kulturelle Erschließung über Grenzen hinaus. Die Vorhaben waren zweifellos erwähnenswert und nicht zu unterschätzen, wie aus einer kurzen Zusammenfassung der Tagungsberichte »Attimi fuggenti«, Tarcento, 30.11.1991 (hg. von A. Ksenija Jelen) hervorgeht.

## ***DEUTSCH IN DEN VOLKSSCHULEN VON TARVIS. LEHRVERSUCHE MIT DEN VOLKSSCHULEN VON VILLACH***

In den Volksschulen des Schulbezirks Tarvis wird Deutsch im Rahmen der lokalen Einrichtungen seit dem Schuljahr 1945/46 als Sonderfach unterrichtet; ursprünglich war es ein Nachmittags-Freifach, doch wird es seit 1979/80 nach wiederholten Anfragen der Eltern als Schulversuch am Vormittag unterrichtet. Vor einigen Jahren wurde der Deutschunterricht allmählich auch in die Lehrmodule aufgenommen: nach wie vor als zusätzliche Stunde (eine Stunde im 1. Zyklus, zwei Wochenstunden im 2. Zyklus, dann bis zu 3 Wochenstunden). Seit dem Schuljahr 1989/90 erfolgen im Einvernehmen mit den Lokal-

und Landesschulbehörden und dank der Zusammenarbeit mit dem Inspektorat des Schulbezirks Villach/Kärnten wechselseitige Lehrbesuche der Volksschulen von Tarvis Capoluogo, Tarvis Centrale, Camporosso, Ugovizza, Cave, Fusine und einiger Volksschulen von Villach Zentrum, Landskron und St. Martin.

Durch diese Begegnungen sollen unter den Schulkindern die Kenntnisse der anderen Kultur gefördert und Freundschaft und Zusammenarbeit über Grenzen hinweg gepflegt werden, wobei die Lehrer gemeinsam die entsprechenden Lehrbesuche planen.

#### Bereits durchgeführte Tätigkeit:

Diese gegenseitigen Besuche erfolgten in den Schuljahren 1989/90 und 1990/91. Sie förderten die Kenntnisse der Kinder nicht nur durch vorbereitete oder improvisierte Sprachübungen, sondern auch durch verschiedene Spiele (Bewegung, Wettbewerb etc.) und handwerkliche Betätigung (Zeichnen, Malen und Ausschneiden). Durch Musik und gemeinsame Tänze und Gesänge, durch ein Hin-und-Her zwischen den Sprachen wurde bei allen Kindern ein Höchstmaß an Übereinstimmung, Verständnis und Motivation erreicht. Großen Anklang fanden außerdem einige interessante Kurzausflüge, die als Bildungs- und Lehrveranstaltungen im Rahmen des Stundenplanes sehr gute Ergebnisse brachten, wie auch Exkursionen zur Ruine Landskron (Raubvögelschau) oder zur ständigen Pilzausstellung und zum Puppenmuseum von Treffen usw.

Faszinierende Momente für alle waren – natürlich – die gemeinsamen Jausen und Imbisse, von den Würsteln von Villach bis zu den Pizzas und Spaghetti von Tarvis, einschließlich Krapfen und anderer Mehlspeisen ... Abgesehen von »flüchtigen Momenten« einiger Begegnungen, die auf Videokassette festgehalten wurden, verdient auch das improvisierte Treffen von Schülern einer ersten Volksschulklasse von Villach (Khevenhüller-Schule) mit den zwei ersten Parallelklassen von Tarvis Erwähnung. Es fand anlässlich einer Schulschlussveranstaltung in Tarvis statt, bei der kurze Szenen aus dem Rotkäppchen aufgeführt wurden, das die jeweiligen Lehrer für den Anlass überarbeitet hatten. Den Rahmen bildeten einzeln und gemeinsam vorgeführte Tänze und Gesänge, samt Vorstellung in beiden Sprachen.

Bedeutungsvoll und vielversprechend für eine Freundschaft ohne Grenzen war der gesungene Abschiedsgruß: »Du und ich, ja wir wollen Freunde sein«.

Die Vorgehensweise gilt für alle Klassen, für verschiedene Klassentreffen und andere Anlässe im Schulbereich.

## ***DEUTSCH ALS SPRACHMOTOR BEI DER MEHRSPRACHIGEN AUSBILDUNG IM KANALTAL***

Es werden alle Volksschulen und Kindergärten des Schulbezirks der Partnerländer (Österreich und Slowenien) einbezogen.

Das Kanaltal, eine deutsche Sprachinsel, weist in verschiedener Hinsicht – geschichtlich, anthropologisch, linguistisch, kulturell – besondere Merkmale auf; einer der interessantesten Aspekte ist durch das Vorliegen mehrerer Sprachen der slawischen, deutschen und romanischen Gruppe gegeben.

Die Kindergärten und Volksschulen des Bezirks haben sich an eine wichtige Bildungsaufgabe herangewagt und die frühzeitige Annäherung an die Sprachen des Gebietes in



**Kanaltal-Valcanale:  
der Wallfahrtsort  
»Luschari«**

den Lehrplan aufgenommen, um ein reiches Sprach- und Kulturgut zu retten, bekannt zu machen und aufzuwerten.

Der Deutschunterricht, der in diesem Bereich auf eine beachtliche Tradition zurückblickt und auf Betreiben der Familien seit 1940 in verschiedener Weise erteilt wird, erfolgt als Unterricht einer Zweitsprache, zu der die Kinder neben Italienisch, Friaulisch, Slowenisch und lokalen Dialekten Kontakt haben. Dieses Pilotprojekt hat dank der angewandten Methode zu erzieherisch-didaktischen Modellen geführt, die auch auf die anderen Sprachen des Gebietes anwendbar und den Kindern des Kindergartens und der Volksschule angemessen sind.

### Projektidee

- Einen flexiblen Lehrplan für deutschsprachigen Unterricht festlegen; die Lehrtätigkeit wird einvernehmlich von den zuständigen Sprachlehrern der Partnerschulen erarbeitet und erfolgt in Vernetzung.
- Auf eine qualitative und quantitative Verbesserung des Unterrichts/Erlernens der deutschen Sprache hinarbeiten.
- Die Übertragbarkeit der erzieherisch-didaktischen Modelle des Projekts auf andere Sprachen und Gegebenheiten prüfen.
- Den sprachlichen Erfordernissen der Schüler entsprechen.
- Innerhalb des Schulnetzes »Sentieri« wirken und die deutsche Sprache als Mittel für den Unterricht und das Erlernen einiger Fächer einsetzen.
- Sich einer europäischen Dimension gegenüber erschließen.
- Erziehungs- und Lehrwege zum Erlernen der deutschen Sprache bieten, die sich mit einer gewissen Kontinuität durch den Kindergarten und die Volksschule ziehen.
- Die beruflichen Fähigkeiten für die frühzeitige sprachliche Unterrichtung von Kindern der Altersstufe von 3 bis 7 Jahren im Hinblick auf theoretische, methodologische und didaktische Verbesserung vertiefen.

### Erfordernisse, denen das Projekt gerecht wird

Der Deutschunterricht, in Verbindung mit der Tätigkeit der einzelnen Schulen, entspricht in koordinierter Form den Erfordernissen der Kultur, Sprache und Herkunft der Kinder und bietet kontinuierliche Erziehungs- und Lehrwege für das Erlernen der deutschen Sprache dank muttersprachlicher lokaler Fachlehrer mit Lehrbefähigung.

Das Projekt sieht eine Erhöhung des Bildungsangebots auf Antrag der Familien (horizontale Kontinuität) vor, um das Missverhältnis im Stundenplan und die Mängel der methodologisch-didaktischen Annäherung auszugleichen, die sich in den Klassen des ersten Volksschulzyklus gegenüber längeren Zeiten des Deutschkontakts und positiven Erfahrungen mit dem Deutschlernen im Kindergarten gezeigt haben. (Bewertung Wissenschaftlicher Ministerialausschuss – Schulversuch »Lingua Due« 1996-1999)

### Ziele

- Förderung und Verbesserung der Sprach- und Kommunikationsfähigkeit in Deutsch
- Förderung der Entwicklung der persönlichen, kulturellen und sozialen Identität
- Förderung und Aufwertung der Sprachen und Kulturen des Gebietes
- Förderung der interkulturellen Kompetenz auch mit den Partnerschulen und in Vernetzung
- Förderung der Interaktion, des Austausches, der Wechselseitigkeit

### Spezielle Ziele erster Zyklus – Kindergarten

Es wurden folgende Indikatoren der Sprachbeherrschung festgelegt, mit denen die Kommunikationsfähigkeit durch eine Methode der Annäherung an die deutsche Sprache erreicht wird, die auf andere Sprachen und Gegebenheiten übertragbar ist.

<u>Fähigkeit Hören-Sprechen</u>	* Mitteilungen in einem bestimmten Zusammenhang, Geschichten, Kehrreime, Lieder usw. verstehen * Teilnahme an »Text-Spielen« und deren Gestaltung * Mitwirkung bei Kommunikationsaustausch in Verbindung mit bestimmten Tätigkeiten/Fächern
<u>Lese-Fähigkeit</u>	* Verständnis verschiedener Textarten * Bild-Lesen * Lesen/ Aufbau/Umgestaltung von Texten durch Bild-Lesen * Beschreibung »grafischer und gemalter« Texte von Kindern * spielerische Annäherung an den geschriebenen Text
<u>Schreib-Fähigkeit (erster Zyklus)</u>	* Annäherung an die geschriebene Sprache – globaler Ansatz * Erkennen von Lauten, die in der italienischen Sprache fehlen, Zusammenstellung von bebilderten Texten * Aufbau einfacher Texte mit Anleitung (über Brauchtum, Geburtstag, Lebensbereich oder anlässlich interkultureller Treffen)
<u>Transversale Fähigkeiten (Felder und Bereiche)</u>	* Gebrauch der deutschen Sprache für den Zugang zu nicht-linguistischen Kenntnissen * Kennenlernen und Verstehen der Gebräuche in den verschiedenen Sprachen, der anderen Gegebenheiten und der Kamera-den; Hinführung zur Konfrontation

### Verbindung der Lehrtätigkeit und den in den einzelnen Schulen laufenden Projekten

Das Erlernen der deutschen Sprache trägt zum Prozess der Allgemeinbildung bei, da trotz hauptsächlichlicher Nutzung des Wortes auch andere Ausdrucksmöglichkeiten zum Tragen kommen, weshalb der Sprachunterricht Kulturmittler ist und eine wichtige Rolle beim Knüpfen von Kontakten unter den Schülern spielt.

Die sprachliche Ausbildung verfolgt vier allgemeine Ziele: Selbstverwirklichung, Bildung, Sozialisierung und linguistisch-kulturellen Relativismus. Die ersten drei tragen zur Verwirklichung des Individuums bei, führen in die Kultur anderer Völker ein und üben eine sozialisierende Funktion aus; der linguistisch-kulturelle Relativismus ist in der allgemeinen Ausbildung und dem Volksschul-Lehrprogramm der Sprache transversal, da er Toleranz, Solidarität, Zusammenarbeit, Heranführung an sprachliche und kulturelle Unterschiede, Begegnung mit der hinter der Sprache verborgenen Weltanschauung fördert.

Die gesamte Tätigkeit in deutscher Sprache ist demnach in das Erziehungs- und Lehrprogramm der einzelnen Schulen integriert und mit den aktuellen Projekten des Bildungsangebotes verbunden, die nachstehend angeführt werden:

- MULTIKULTURELLES, INTERKULTURELLES, PLURILINGUISTISCHES PROJEKT
- THEATERPROJEKT
- PROJEKT DER MUSIKALISCHEN AUSBILDUNG
- PROJEKT COMENIUS AKTION 1
- TRANSNATIONALES PROJEKT – PARTNERSCHAFTEN MIT DEN ÖSTERREICHISCHEN SCHULEN
- UMWELTPROJEKT
- PROJEKT »SENTIERI« (Gesetz 482/1999)

### Beispielhafte, erfolgreiche Versuche in den Kindergärten

Im Rahmen umfassenderer Versuche des Ministeriums für öffentlichen Unterricht, Abteilung Kindergarten, wurde an verschiedenen italienischen Schulen, demnach auch im Volksschulbezirk von Tarvis, im Schuljahr 1996-97 ein Dreijahresprojekt für den Unterricht der deutschen Sprache als Zweitsprache für Kinder aller Kindergärten des Kanaltals eingeleitet (gestützt auf Art. 278/TU ex D.P.R. 419/74; beteiligt waren 200 Kinder, aufgeteilt auf 6 Einrichtungen und 10 Sektionen). Den Auftrag erhielt ein lokaler Lehrer deutscher Muttersprache (A. Tributsch), der einen wertvollen persönlichen Beitrag zur Festsetzung der methodologisch-didaktischen Ziele des Projekts leistete und die Bestimmung eines Modells für den frühen Unterricht der Zweitsprachen auf nationaler Ebene gestattete.

Dieses Modell ist wegen der weiteren Entwicklung des Unterrichts der deutschen Sprache, vor allem an den Schulen des Kanaltals, von besonderer Bedeutung. Es ist zu hoffen, dass die später eingetretenen finanziellen Einschränkungen nicht ganz die praktische Anwendung des erfolgreichen Lehrversuchs in Frage stellen.

## **KANALTALER KULTURVEREIN**

Die vorliegende Abhandlung zur Entwicklung der deutschen Sprache im Kanaltal verdeutlicht nur zum Teil eine prekäre Situation, die dank individueller Bemühungen und moralischer Unterstützung – unabhängig von jedem gesetzlichen Schutz – überwunden werden konnte. Die wenigen anfänglichen Wochenstunden als Freifach und die spätere langsame Reglementierung konnten sicher nicht alleine das Problem der deutschen Volks- und Sprachminderheit im Kanaltal lösen. So entstand in den Siebzigerjahren nach dem Erdbeben von 1976 der Kanaltaler Kulturverein, der seine Tätigkeit seit 1979 betreibt, wobei er auf zahllose Schwierigkeiten und bisweilen auch Verständnislosigkeit stößt. Seine Satzung zielt unter anderem auf die Erarbeitung und Unterstützung von Vorhaben sozialer und kultureller Art und von Informations- und Bildungsprojekten ab, die im Interesse der lokalen Identität und unter Berücksichtigung aller Volks- und Sprachelemente zur Aufwertung und Verbreitung der Kultur und der traditionellen Werte des Kanaltals dienen.

Der Kulturverein verfolgt keine Gewinnzwecke und ist unpolitisch. Er widmet sich größtenteils Aktivitäten für den Schutz des Sprach- und Kulturguts des Kanaltales und seiner bodenständigen Bevölkerung deutscher/kärntnerischer Sprache, deren Präsenz im Kanaltal in der Geschichte weit zurückreicht.

### **Kanaltal-Valcanale: Jugendliche in Tracht**





Unter den wichtigsten Initiativen sind unter anderem folgende zu nennen:

1. Deutsche Abendkurse für Jugendliche und Erwachsene
2. Wiederaufgreifen einiger kärntnerischer Gebräuche, auch religiöser Art, wie die Hl. Messe (vor Ostern) oder das Turmblasen (Weihnachtsklänge vom Kirchturm) und die Weihnachtsmesse in deutscher Sprache, da diese Sprache bereits aus fast allen Kirchen des Kanaltals verbannt wurde, ausgenommen aus der Wallfahrtskirche auf dem Monte Lussari, wo in mehreren Sprachen gebetet wird.
3. Die Wiedereinführung der Kanaltaler Tracht nach altem Modell. Heute werden im gesamten Tal wieder über 50 Trachten getragen, neben einem Dutzend Kanaltaler Kindertrachten (Dirndl).
4. Das Kanaltaler Trachtentreffen, eine Trachtenveranstaltung mit den benachbarten Regionen, und seit einigen Jahren ein eigenes »Luscharitreffen« in Lussari, eine Begegnung mit den Kanaltern in Kärnten, wo die Kulturvereinigung -Kärnten (KKV) entstanden ist.
5. Teilnahme an verschiedenen Trachten- und Kulturveranstaltungen, Kongressen und Tagungen von Volksgruppen in Kärnten, der Steiermark und Wien, doch auch in Italien – Tarcento, Cividale, Triest usw., in den deutschen Sprachinseln Norditaliens, mit denen der Kulturverein – nun als Mitglied des neu gegründeten Dachverbandes, der seinen Sitz in Lusérn/Trient hat – engste Kontakte pflegt.

Nach verschiedenen Gesetzesanträgen zum Schutz der Sprachminderheiten in Italien, mit indirekten und direkten Maßnahmen in Triest und Rom, wird nun auch das Kanaltal durch das Gesetz Nr. 482/99 geschützt und ausdrücklich im Gesetz vom 23. Februar 2001, Nr. 38 erwähnt: Bestimmungen zum Schutz der slowenischen Sprachminderheit der Region Friaul-Julisch Venetien, Art. 5, Schutz der deutschsprachigen Bevölkerungsteile des Kanaltals »Im Rahmen der Bestimmungen des Gesetzes vom 15. Dezember 1999, Nr. 482, und der Grundsätze des vorliegenden Gesetzes werden den deutschsprachigen Bevölkerungsteilen (popolazioni germanofone) des Kanaltals unter Berücksichtigung der Viersprachigkeit der Gegend, ohne neue oder größere Belastungen für die Staatsbilanz, besondere Formen des Schutzes zugesichert«. Abgesehen vom italienischen Ausdruck »germanofono« (der für das Kanaltal unglücklich gewählt ist, da die historische Präsenz der bodenständigen Bevölkerung kärntnerisch-deutschen Ursprungs unbestritten ist), hat die Schlussbestimmung des Art. 5 einige Maßnahmen des Kulturvereins bereits in Frage gestellt, da das Problem der finanziellen Mittel offen geblieben ist. Diese können zum Beispiel für die deutschsprachigen Gemeinschaften des Kanaltals nicht erhöht werden, da eben das genannte Gesetz Nr. 38/2001 zwar eine spezielle Garantie sichert, aber gleichzeitig besagt, dass die Formen des Schutzes »ohne neue oder größere Belastungen für die Staatsbilanz« zu sichern sind.

Die Tätigkeit des Kulturvereins erfolgte in den letzten Jahren großteils dank der Regionalbeiträge gemäß Regionalgesetz 4/1999, Art. 6 Abs. 40, 41 und 43 zur Unterstützung der bereits allgemein »deutschsprachig« (germanofone) genannten Gemeinschaften, wie auch der beiden deutschen Sprachinseln Tischlbong (Timau) und Zahre (Sauris).

Für das als viersprachig offiziell anerkannte Kanaltal wird die praktische Anwendung des Gesetzes 482 schwierig sein, wie bereits die Organisation der mehrsprachigen Büroschalter beweist. Viel wird jedenfalls von der Vernunft der verantwortlichen Gemeindeverwalter bei der Berücksichtigung historischer Gegebenheiten, wie etwa der Ortsnamen, abhängen.

Abgesehen jedoch von einer Anwendung der Schutzbestimmungen aus bloßen Gründen des Images, das mit der Präsenz lokaler Sprachgemeinschaften einhergeht, ist nach wie vor der persönliche Einsatz von Einzelnen zum Schutz der Identität, Sprache und Kultur erforderlich, was vor allem für den privaten Bereich, d.h. für die einzelnen Familien gilt, die allzu oft den Gebrauch der Muttersprache, des Dialekts usw. vernachlässigen.

Auch im Kanaltal wird heute immer weniger der Kärntner Dialekt/Windisch gesprochen und es dominiert bereits, wie in allen Sprachinseln, das Italienische. Dasselbe gilt für die Slowenen und Friauler. Das mehr im Handelsbereich gebrauchte Schriftdeutsch wird so gut wie von der gesamten Bevölkerung des Kanaltals beherrscht. Es hat in allen Schulen Eingang gefunden, auch wenn es leider nur, wie zuvor erwähnt, als Fremdsprache neben dem Englischen unterrichtet wird. Die Bedeutung der Schule ist jedoch nicht zu unterschätzen, im Gegenteil: Die verschiedenen offiziellen Finanzierungen zur Subventionierung der Aktivitäten der einzelnen Sprachgemeinschaften können alleine das Problem einer unvermeidlichen oder gewollten Integration und Assimilierung nicht lösen.

So muss etwas zur Rettung der deutsch-kärntnerischen Gemeinschaft des Kanaltals, wie auch aller anderen historischen deutschen Sprachinseln Norditaliens, geschehen, vor allem in Bezug auf die volklich-linguistischen Besonderheiten, die in verschiedenen nationalen und regionalen Gesetzen – nicht zuletzt zur Rechtfertigung und zu Gunsten der sogenannten autonomen Regionen – häufig erwähnt werden.

Es bleibt jedenfalls noch sehr, sehr viel für uns alle, als Einzelne und als Sprachgemeinschaft, zu tun.



Lusérn-Luserna: das Dorf, gesehen von »Hütn« aus

# LUSÉRN-LUSERNA

## *Zimbrische Gemeinschaft im Trentino*

### **GEOGRAFISCHE BESCHREIBUNG**

Die deutschsprachige Trentiner Gemeinschaft von Lusérn ist an der mittleren südlichen Grenze einer großen Hochebene angesiedelt, die sich in den Gegenden von Folgaria und Lavarone und von dort bis zum Vezzena-Pass (1402 m ü.d.M.) erstreckt, wo man durch die schmale Scharte des Valle dell'Assa bis zu den nahen »Sieben Gemeinden« von Asiago gelangt. Das Gebiet, das sich mit seinen natürlichen Geländeterrassen über dem Valle dell'Astico hinzieht, weist tiefe Täler und Steilhänge mit Höhenunterschieden bis zu 600 m auf. Die natürlichen Grenzen sind von den Reliefformen her durch den Taleinschnitt des Val Torra im Osten und des Rio Torto am gegenüberliegenden Ende gegeben. Die Hochebene ist ca. 20 km<sup>2</sup> groß, doch gehören derzeit nur 8 davon – in einem Höhenabschnitt zwischen 1200 und 1550 m – administrativ zur hier behandelten Gemeinschaft. Die verbleibenden 12 km<sup>2</sup> sind auf die zahlreichen Gemeinden aufgeteilt, die in dieser Zone Eigentumsrechte genießen: Weit ausgedehnt ist das Gebiet von Levico Terme, zu dem ein Großteil der Vezzene gehört, gefolgt von Caldonazzo mit dem Monte Rovere und Lavarone mit Millegrobbe und Laghetto. Im Süden grenzt der Ort auch an Pedemonte und Casotto, beide am Bergfuß gelegen. Das Gelände ist leicht gewellt, die Gipfel sind kaum höher als 2000 m.

Die Ansiedlung setzt sich aus bloß zwei Orten zusammen: Lusérn (1333 m), in einem schmalen, fast eben in Ost-West-Richtung über dem sogenannten Tal von San Antone verlaufenden Stück Land, und Tezze (1288 m) in einer Senke westlich des Hauptortes. Es handelt sich hier um ein traditionelles Straßendorf<sup>1</sup>, während auf der Anhöhe bergseits des Wohnortes in einem ebenen Abschnitt des Berghanges isolierte Häusergruppen, *Hütttn* (Baite) genannt, anzutreffen sind.

Jenseits des Kamms von Malga Campo, in einem kleinen Tal bergseits der Quellen der Torra, liegen die drei Siedlungen des »Feriendorfes« *Bisele: Untarhaiisar* (Case di sotto), *Obarhaiisar* (Case di sopra) und *Galen* (Übername einer ortsansässigen Familie).

Ursprünglich war die kleine Hochebene mit den anderen Streudörfern des Gebietes nur durch wenige Wege verbunden, die sich überdies in einem schlimmen Zustand befanden. Bis Mitte des 19. Jh. war der Hauptweg an den abschüssigen Stellen unter dem Ort bis Brancafora: ein einfacher Weg, der im Winter aus Gründen der Sicherheit nicht begangen werden konnte. Die Verbindung mit dem Vezzena-Pass und anschließend mit Asiago war hingegen durch die Straße gegeben, die über das *Eck* (historischer Ortsteil)

---

1 A. Baragiola, *La casa villereccia delle Colonie Tedesche Veneto-Tridentine, Comunità Montana dell'Altopiano dei Sette Comuni*, Vicenza, 1980 (orig. Ausgabe 1908).

herauf nach Cost'Alta führte. Die Straße nach Lavarone, heute die Hauptverbindung zum Talboden, wurde erst zwischen 1882 und 1885 gebaut<sup>2</sup>. Zu Beginn des 20. Jh. entstand die Fahrstraße, die von Monte Rovere nach Caldonazzo führt.

Die Landstriche um Lusérn zeigen deutlich das Wirken des Menschen, die Versuche und Anstrengungen, die unternommen wurden, um Meter für Meter Boden zu erobern. Das häufigste Bauelement ist der Stein: Er wurde eingesetzt, um Felder und Gemüsegärten terrassenförmig anzulegen und um trotz der starken Steigung an bestimmten Stellen (vor allem unterhalb des Wohnortes) die Nutzung und Erweiterung der Ressourcen zu gestatten. Die flacher verlaufenden Zonen, die sich ebenfalls durch ein dichtes Netz von Trockenmauern auszeichnen – in diesem Fall Eigentumsgrenzen – dienten hingegen als Weideland.

Lusérn ist unverkennbar eine Siedlung des Hochgebirges, die den Einfluss der 1300 m Höhe spürt: In den kälteren Monaten des Jahres macht sich auch der *Obar-bint* (Nordwind) bemerkbar, der, da er keine Hindernisse auf seinem Weg vorfindet, den Ort voll erfasst. Die andere Seite unterliegt hingegen wegen der Südwest-Neigung der weiten Kalkterrasse und der besonderen Weite des Horizonts intensiver Sonneneinstrahlung.

Die relativ reiche Niederschlagsmenge liegt um 1200 mm/Jahr<sup>3</sup>.

Die Vegetation zeichnet sich vorwiegend durch Mischwald aus, der blattwechselnde Holzgewächse und Nadelwald umfasst; stark verbreitet sind Buche, Tanne, Fichte und Lärche.

## **STÄRKE DER GEMEINSCHAFT**

Die Menschen haben sich zu diesen besonderen Berggemeinschaften zusammengeschlossen. Diese erfordern ihre eigenen Gesetze und Maßstäbe, die für andere Gesellschaftsformen nicht anwendbar sind.

Jede Berggemeinschaft lebt durch die Umstände bedingt unter spezifischen Bedingungen und versucht die Gefährdung des Gleichgewichtes auszuschalten, denn auch eine noch so geringfügige Änderung kann große Störungen nach sich ziehen.

Die allgemeine Annahme, das Hochgebirge sei ein Ort, an dem alles in langsamem Tempo erfolgt und den der große Strom der Geschichte nur gering beeinflusst, ist irrig, denn der Berg drängt immer nach Veränderung. Ebenso wenig stimmt es, dass die Bergdörfer verschlafen und unveränderbar seien und in denen seit Jahrhunderten alles in derselben Weise abläuft; in Wahrheit gilt oft das Gegenteil von dem, was man gemeinhin annimmt. Die Berggemeinschaften entstehen, entwickeln sich und wachsen, bzw. sie schrumpfen und sterben in überschaubaren Zeiträumen, nicht unbedingt in epochalen Abschnitten. Auch Lusérn konnte sich einem Wandel nicht entziehen.

Die Bauerngemeinschaft wurde im 14. und 15. Jh. von Familien gegründet, die aus den nahen deutschsprachigen Gemeinden der Hochebene, von wenigen, bis Ende des 16. Jh.

---

2 H. Nicolussi Castellan, *Luserna: la perdita isola linguistica* in M. B. Bertoldi (Hg.), *Luserna una cultura che resiste*, Trento, Innocenti 1983.

3 Associazione Culturale Kulturverein Lusérn (Hg.), *Lusérn kontart – Luserna racconta – Lusérn erzählt* – 4, Trento, Nichelatti 1996.

urkundlich belegten Bauernhöfen, hierher gezogen waren<sup>4</sup>; bis zum Ersten Weltkrieg wuchs sie rasch, ja ihre Entwicklung war geradezu ungewöhnlich intensiv<sup>5</sup>.

Die kirchlichen Eintragungen<sup>6</sup> zeigen, dass die Gemeinschaft Lusérn von ca. 200 Einwohnern, die Mitte des 18. Jh. gezählt wurden, in der Zeit von 1919 bis 1921 auf 1055 stieg.

Dann war der Trend unaufhaltsam rückläufig: Der Rückgang erfolgte bis zur Option von 1942 langsam, doch stetig, in den darauf folgenden Jahrzehnten rascher.

In den Jahren 1960 und 1980 umfasste die Gemeinschaft 654 bzw. 427 Einwohner<sup>7</sup>.

Im Jänner 2002 scheinen in den Meldeblättern der Gemeinde 320 Personen auf, von denen nicht alle ständig in der zimbrischen Gemeinde wohnhaft sind.

Angesichts des nach wie vor anhaltenden demographischen Rückgangs und der Tatsache, dass das Durchschnittsalter der Bewohner von Lusérn sehr hoch ist<sup>8</sup>, wirft dieser konstante Bevölkerungsschwund für die (nicht allzu ferne) Zukunft schwerwiegende Fragen zu den Überlebenschancen der Sprachgemeinschaft auf.

## ***GESCHICHTE DER ZIMBRISCHEN BESIEDLUNG***

Funde von Metallgegenständen aus der Zeit um 1200 v. Chr. zeigen, dass diese Anhöhen bereits in vorgeschichtlicher Epoche bewohnt waren<sup>9</sup>, doch wissen wir recht wenig über den Ursprung und den Bestand dieser ersten Siedler. Fest steht, dass das Gebiet in einer späteren Periode von deutschen Gruppen kolonisiert wurde, die sich in einem weiten Raum – einschließlich des gesamten Berggebietes zwischen der Etsch und der Brenta – niederließen; hier lebten bis vor ca. zwei Jahrhunderten über zwanzigtausend Menschen, die eine mitteleuropäische Sprache gebrauchten. Heute ist Lusérn die letzte Insel, in der noch fließend das »Zimbrische« gesprochen wird – eine Sprache, die Maria Hornung als die älteste lebende Randsprache des deutschen Sprachraums eingestuft hat<sup>10</sup>.

Lange Zeit hindurch äußerten sich Historiker und Forscher zum Ursprung dieser fremdsprachigen Kolonie, wobei sie oft zu widersprüchlichen Ergebnissen kamen, die in manchen Fällen jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrten.

Auch Wilhelm Baum, Verfasser einer bemerkenswerten Studie zu diesem Thema<sup>11</sup>, führt an: Es gibt bloß wenige Kapitel in der Geschichte der Bergzonen, über die im Laufe der

---

4 Relation des Grafen Francesco Caldogno für die Serenissima Repubblica Veneta, Jahr 1598. Dokument zit. in W. Baum, *Storia dei Cimbri – Geschichte der Zimbern*, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarensis 1983

5 Zum Beispiel verdreifachte sich die Zahl der Einwohner zwischen 1826 und 1900 ohne Zuwanderung. C. Prezzi, *Partir Bisogna. Economia e Storia di Luserna tra Ottocento e Novecento*, Luserna, Dokumentationszentrum Lusérn, 2001.

6 *Catalogus Cleri* des Archivs der Bischöflichen Kurie von Trient.

7 Allgemeine Volkszählung.

8 Aus manchen Statistiken geht ein Durchschnittsalter von 57 Jahren hervor.

9 F. Marzatico – R. Perini, *Ricerca archeometallurgica*, in *Identità*, Nr. 10 – März 1993.

10 M. Hornung, *Il dialetto cimbro dei Sette Comuni è antico altotedesco?*, in *Terra Cimbra*, Nr. 68 – 1988.

11 W. Baum, *Storia dei Cimbri – Geschichte der Zimbern*, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarensis 1983.

Jahrhunderte eine solche Menge falscher Hypothesen angestellt wurde wie über die sogenannten »Zimbern«<sup>12</sup>.

Dieses Blühen der Theorien ist darauf zurückzuführen, dass unsere Halbinsel, wie Pedrazza im historischen Anhang an ihren Aufsatz über die deutschsprachigen Minderheiten<sup>13</sup> bemerkt, im Laufe der Geschichte zahlreiche Einfälle von Völkern aus nördlicheren Zonen Europas erlebte.

Die Verfasserin spricht von der Möglichkeit einer Einteilung in drei große Kategorien:

1. Die erste bilden sicher die Zimbern, eine alte Bevölkerungsgruppe, die von der Halbinsel Jütland kam und 101 v. Chr. vom Konsul Marius bei den Campi Raudi bei Vercelli besiegt wurde.

Lange Zeit hindurch meinte man, die deutschen Gruppen, die auf Anhöhen wie Lusérn siedelten, wären die Nachfahren der in die Berge geflüchteten Überlebenden dieses alten Kriegervolks. Der erste bedeutende Vertreter dieser Ansicht war Marco Pezzo; gegen Mitte des 18. Jh. erarbeitete er eine Theorie<sup>14</sup>, die durch einige antike Schriften erhärtet wurde, darunter die von Ferretto dei Ferretti 1330 veröffentlichte »Historiae«, in welcher die Stadt Vicenza – vor den Toren der untersuchten Gebiete gelegen – Cymbria genannt wurde<sup>15</sup>. Nach wie vor bezeichnet man die deutschsprachige Bevölkerung dieser Berge, wenn auch fälschlich, als Zimbern.

2. Eine zweite Gruppe umfasst die großen Ströme fremdstämmiger Bevölkerung, die ab dem 4.–5. Jh. tiefe Spuren in Europa hinterließen. Drei Stämme waren in den zur Diskussion stehenden Gebieten bedeutungsvoller als die anderen: Als erste trafen die Ostgoten Theoderichs ein (488–553), gefolgt von den Langobarden unter Alboin (568–774) und schließlich 774 von den Franken unter der Führung von Karl d. Großen.

Zahlenmäßig war diese Gruppe nicht zu unterschätzen, da allein die Langobarden eine Stärke von über zweihunderttausend erreichten.

Diese theoretische Gliederung scheint nun überholt zu sein, auch wenn noch 1978 Alfonso Bellotto im Vorwort zu »I Racconti di Luserna« schrieb: »Ebenso ist es jedoch möglich, dass diese 'deutschen' Sprachinseln die Reste nicht romanisierter Langobarden sind<sup>16</sup>«.

3. Die letzte Gruppe bilden die neuen Siedler, die ab dem 8. Jh. unter dem Einfluss von Klöstern und kirchlichen Einrichtungen hierher kamen.

In dieser Zeit entstanden neue ländliche Siedlungen unter der Perspektive einer besseren Nutzung des Ackerlandes oder seiner Erweiterung, die oft durch Siedler aus anderen Gegenden erfolgte; vor allem nach dem Jahr Tausend ergab sich ein starker Drang nach Bodenverbesserung und Rodung durch Mönche<sup>17</sup>. In dem Zusammenhang sind zahlreiche Urkunden über die Ankunft der deutschen Bevölkerungsgruppen zur Besiedlung von unbewohnten Gebieten der Alpen zu nennen.

---

12 ebd., S. 7.

13 M. Pedrazza, *Il diritto ad una identità personale ed etnica »diversa«*, Pergine, Publistampa 1991.

14 M. Pezzo, *Dei cimabri veronesi e vicentini*, Giazza (VR), Taucias Gareida, 1989 (orig. Ausg. 1759).

15 W. Baum, a.a.O.

16 A. Bellotto (Hg.), *I Racconti di Luserna*, Vicenza, Dal Molin 1978, S. 5.

17 A. Scaglia, *Comprendere le forme dello spazio. Lineamenti di sociologia dell'insediamento umano*, Trento, Soziologische Fakultät, a.a. 1996/97.

Eine weitere Hypothese zum Ursprung der sogenannten Zimbern bot Agostino dal Pozzo<sup>18</sup>, der, nach eigener Klassifikation, sieben alte Volksgruppen als mögliche ursprüngliche Stämme der deutschsprachigen Bevölkerung der Sieben und Dreizehn Gemeinden nannte<sup>19</sup>: Räter (oder Kelten-Teutonen), Zimbern, Schweizer Tiguriner, Alemannen, Hunnen, Goten, späte deutsche Siedler .

Die entscheidende Wende bei der Auslegung der zimbrischen Siedlungsgeschichte ergab sich mit der Entdeckung einer Urkunde aus dem 11. Jh. durch Johannes Andreas Schmeller; darin wird angeführt, dass im Jahrzehnt nach 1053 Familien aus der Gegend des Klosters Benediktbeuern in Bayern wegen einer Hungersnot ihre Heimat verließen und zum Kloster S. Maria in Organo in Verona zogen. Dies rückte die historischen Beziehungen zwischen den beiden Klöstern in ein neues Licht, wie auch die Bindung des ersteren zur Stadt Verona. Es scheint auf, dass Verona ab 1036 vom bayrischen Bischof Walther geführt wurde und dass im Kloster S. Maria der aus Benediktbeuern stammende Abt Engelbert wirkte. Die Familien, auf die sich die von Schmeller gefundene Urkunde bezieht, ließen sich auf der Hochebene der späteren Dreizehn Gemeinden nieder.

Etwa zu derselben Zeit kam auch die mächtige Familie der Ezzelino aus Deutschland, deren Stammvater Hezilo war. Vermutlich begann diese Familie das Werk der Besiedlung der späteren »Sieben Gemeinden« mit einer Gruppe aus Bayern<sup>20</sup>.

Die wichtigste Rolle hinsichtlich der zimbrischen Besiedlung von Trentiner Boden spielte Friedrich von Wangen, Fürstbischof von Trient von 1207 bis 1218, der ebenfalls deutschen Ursprungs war. Er erwarb Land im Berggebiet südöstlich der Stadt Trient: 1208 kaufte er vom Adeligen Enghelberto da Beseno aus dem Vallagarina die Hälfte von dessen Burg sowie seine Güter auf dem Berg von Folgaria, acht Jahre später übernahm er die Besitzungen von Costa Cartura bei Folgaria, die vorher den Caldonazzo gehörten<sup>21</sup>. Friedrichs Plan war die Besiedlung der unbewohnten Gebiete östlich der Etsch. Um sein Ziel zu erreichen, setzte er die deutschen Gruppen aus den Berggebieten von Verona und Vicenza ein.

Zur Förderung der Kolonisierung gab er Heinrich und Ulrich von Posen den Grund Costa Cartura zur Errichtung von 20 oder mehr Bauernhöfen. Wer einwilligte, dorthin zu ziehen, sollte eine Geldzuwendung von sieben veronesischen Lire und Steuerfreiheit für einige Jahre erhalten<sup>22</sup>.

Das genannten Gebiet war nicht ganz unbewohnt (Folgaria bestand zum Beispiel schon). Auch Schmeller bemerkte, dass sich in einigen Orten eine Überlappung mit romanischer Bevölkerung ergab. Nach Ansicht des bayrischen Germanisten zeigt sich dies – wie etwa in Tirol – anhand der Ortsnamen, unter denen die ältesten Bezeichnungen nicht deutsch sind<sup>23</sup>.

---

18 A. Dal Pozzo, *Memorie storiche dei Sette Comuni vicentini*, Schio, Miola, 1910 (orig. Ausg. 1820).

19 Riportata anche in A. Bellotto, a.a.O., S. 4.

20 W. Baum, a.a.O.

21 D. Reich, *Notizie e documenti su Lavarone e dintorni*, Bologna, Atesa 1987 (orig. Ausg. 1910).

22 ebd.

23 J. A. Schmeller, *Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache*, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarense 1984 (orig. Ausg. 1837). Zum Beispiel sind im speziellen Fall von Lusérn Ortsnamen wie Monteruf (Monterovere) und Câmp (Campo) nicht deutsch.



In einer Urkunde von 1257 taucht zum ersten Mal der Name »Lavarone« auf, 1424 erscheint schon die deutsche Benennung »Perg Lafraun«<sup>24</sup>.

Neben *Lafraun*/Lavarone entstanden *Laimtal*/Terragnolo, *Brandtal*/Vallarsa und vermutlich zuletzt *Lusérn*/Luserna.

## **VON DER BILDUNG DER LUSERNER GEMEINSCHAFT BIS ZUM ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS**

Der Name Lusérn leitet sich vermutlich vom Ortsnamen Laas ab: ein Pass, über den das Valsugana erreichbar ist.

Im Mittelalter zogen Pilger von Norden durch die Täler dieses Trentiner Gebietes, um den Hafen von Venedig zu erreichen und von dort mit dem Schiff nach Jerusalem weiter zu fahren.

Bereits im 10. Jh. ist das Bestehen eines »Hospitals« nachweisbar, das von den Tempelrittern bei Brancafora am Bergfuß geführt wurde.<sup>25</sup> In den Perioden, in denen – wegen möglicher Hochwasserführung des Flusses Astico und der Versumpfung des Gebietes Bassa Valsugana – die Hauptverbindungsstrassen gefährlich waren, konnte der Weg begangen werden, der von Caldonazzo nach Monte Rovere hinaufführt und dann entlang der Südgrenze der Hochebene verläuft. Dieser Durchzug von Pilgern mag, gemeinsam mit anderen, weit komplexeren Faktoren, gewisse Formen der Sesshaftigkeit bewirkt haben. Den ersten speziellen Bezug auf Lusérn finden wir jedoch erst in einem Kaufvertrag des 15. Jh., in dem Folgendes zu lesen steht:

»Samstag 27. Jänner 1442, fünfte Indikation, in Caldonazzo in der Stube des Hauses von Herrn Tomaso Graiff, Hauptmann und Verweser der Burg Caldonazzo, im Beisein von Herrn Bartolomeo, Sohn des verstorbenen Alberto Puti von Caldonazzo, seinem Sohn Leonardo von Gaspare, Sohn von Herrn Bertoldo von Lavarone, und Nicolusso, Sohn des verstorbenen Bertoldo von Lavarone, sagte Herr Biagi, vormals Herr Brigento von Lusérn, Bewohner von Asiago, dass er bezahlt und vollkommen zufriedengestellt worden ist von Tomaso genannt Graiff, Hauptmann und Verweser (rectore donorum omnium) der Burg Caldonazzo im Namen des erlauchten Fürsten und Herrn Sigmund Herzog von Österreich, Steiermark und Kärnten und Krain, Graf von Tirol und Vogt und Verteidiger der Kirche von Trient und ehrwürdiger Herr und Verwalter der zeitlichen Güter, bezüglich der Schuld von 55 Golddukaten, die besagter Herzog Friedrich (sic) dem genannten Biagio wegen des Kaufs von vier in Lusérn gelegenen Höfen schuldete, wie aus der Pachturkunde hervorgeht, die ich, Notar Negrello, eigenhändig geschrieben habe.«<sup>26</sup>

Diese Urkunde bezeugt, dass Lusérn Mitte des 15. Jh. bereits bestand und sich aus Berghöfen zusammensetzte. Diese Berghöfe waren vermutlich von Deutschen bewohnt – und Biagio, der im deutschsprachigen Gebiet Asiago lebte, in dem die erste zimbrische

---

24 W. Baum, a.a.O.

25 A. Carotta, *Le nostre radici Brancafora – Notizie storiche sull'ospizio, la parrocchia e le comunità che ne facevano parte*, Vicenza, Serenissima 1997.

26 P. G. Tovazzi, *Compendium Diplomaticum*, Nr. 140, S. 124–125. Zit. in S. Piatti, Palù – Palae. Frammenti di storia, Trento, Artigianelli 1996.

Besiedlung erfolgt war, verfügte dort über ansehnliches Eigentum. Ab nun wird die Ortschaft mehrmals in den Unterlagen der Herren von Caldonazzo und in den Rechtsakten der Gemeinschaften der Gegend erwähnt: Im Jahr 1471 rief Graf Giacomo des Hauses Trapp bei der Festlegung der Grenzen zur Hochebene der Sieben Gemeinden einige Zeugen zur Magnifica Corte; diese erklärten, dass Lusérn stets zum Jurisdiktionsbereich von Caldonazzo gehört hatte<sup>27</sup>.

Die erste Urkunde, in der vom Ursprung der Einwohner die Rede ist, reicht auf ca. 1454 zurück: Wie hier angeführt wird, ließen sich einige Bauern aus Lavarone auf dem Berg von Lusérn als Erbpächter der Pfarrgemeinde S. Maria di Brancafora nieder<sup>28</sup>. Außerdem scheint auf, dass das Gebiet des genannten Berges zur Kirche gehörte, die im darunter liegenden Valle dell’Astico lag. Aus einigen Berichten geht hervor, dass S. Maria neben dem Pfarrhaus, einem Berghof nördlich von Lavarone und Gütern in der Gegend von Caldonazzo, Levico, Breganze und Cogolo Folgendes besaß: »das Zehntenrecht auf alle Gründe innerhalb der Jurisdiktionsgrenzen der Pfarre, die von Tre sassi sotto i Piccoli, Cima Melijon, Valle della Tora, Vezzena, Sbant di Luserna bis zu den Unterständen des Riotorto reichen. Im Wesentlichen alle Gründe des oberen Valle dell’Astico, einschließlich Lusérn und Lastebasse. Innerhalb dieser Grenzen liegen die Berghütten Carotte, Ciechi, Longhi und Scalzeri, Casotto, Posta und Montepiano und Lusérn.«<sup>29</sup>

In Bezug auf die kleine zimbrische Gemeinschaft sind die Almhütten Bisele und Campo – die siebenunddreißig Lire Zehnten im Jahr zahlten – und die Berghöfe Hoseli und Nicolussi, Eigentum von Gasperi und Nicolussi, zu erwähnen.<sup>30</sup>

Graf Caldognon beschreibt in seinem Bericht von 1598 Lusérn als kleines Dorf mit rund 40 Familien, das sich über mehrere Gassen erstreckt und rund hundert Seelen zählt.<sup>31</sup>

Auch Pater Piatti beschreibt die Merkmale<sup>32</sup>, die Lusérn ab dem 16. Jh. allmählich annahm, und weist auf die Bedeutung einer Urkunde von 1561 hin, aufgrund derer ein Berghof in der Ortschaft Casotto alla Torà gepachtet wurde.

Diese Urkunde ist in zweierlei Hinsicht interessant:

- Es wird darin der Ausdruck »iura Lusernae« gebraucht, was darauf hinweist, dass diese Gemeinschaft damals bereits einen gewissen Grad an Unabhängigkeit und Autonomie erworben hatte und über eigenes Einkommen und eigene Rechte (iura) verfügte.

- Die Kirche S. Maria wird als »zu Lavarone zugehörig« bezeichnet, demnach umfasste zur damaligen Zeit der administrative Bereich von Lavarone auch die Siedlungen Brancafora, Casotto und Lusérn.

Zwischen 1610 und 1640 erhielten die Einwohner des Dorfes von den Grafen Trapp Gründe, die sie autonom bewirtschaften konnten<sup>33</sup>.

Lusérn erlebte wechselnde Phasen der Autonomie und Abhängigkeit von den angrenzenden Gemeinschaften.

---

27 S. Piatti, a.a.O.

28 A. Grossi, *Conoscere Lavarone e dintorni*, Lavarone (TN), Comune di Lavarone 1997

29 A. Carotta, a.a.O., S. 65.

30 A. Carotta, a.a.O.

31 W. Baum, a.a.O.

32 S. Piatti, a.a.O.

33 H. Nicolussi Castellan, a.a.O.



**Lusérn-Luserna: Ansichtskarte aus dem Jahre 1899**

Oft ergaben sich Eigentumskonflikte mit dem nahe gelegenen Lavarone, dem Lusérn 1710 auf Anordnung des Grafen Trapp zwecks besserer Verteidigung der Tiroler Grenzen einverleibt wurde<sup>34</sup>. Nach zahlreichen Zusammenstößen und Gebietsforderungen erhielt Lusérn 1780 erneut die administrative Unabhängigkeit. Die Trennung der beiden Gemeinschaften erfolgte nicht problemlos, was die Aufteilung des Gemeinschaftsgutes anbelangt: Nach Ansicht der Luserner waren die ihnen zugewiesenen Gebiete kleiner als jene, die sie seit jeher genutzt und bewirtschaftet hatten.

In weit jüngerer Zeit (1912–1920) musste Lusérn im Anschluss an einen langen Streit mit Pedemonte, bei dem es um die Holzsteuer ging, einen Teil der abschüssigen, talseitig gelegenen Gebiete abtreten.

Dies reduzierte stark den für Ackerbau und Forst- und Weidewirtschaft verfügbaren Boden, wengleich sich die Verwaltung mühte, auch durch Ankauf neue Gründe zu erwerben.

1934 wurde Lusérn zur autonomen Pfarrei, vorher war es formell von S. Maria di Brancafora abhängig. Das Streben nach Unabhängigkeit hat eine lange Geschichte: Lusérn war die von der Pfarrkirche am weitesten entfernte Gemeinschaft, es mussten etwa achthundert Meter Höhenunterschied auf einem Weg überwunden werden, der fast nur zu Fuß begehbar war und über abschüssiges Gelände führte. Aus einer Visitationsurkunde von 1647 geht hervor, dass sich der Geistliche ein Pferd zugelegt hatte, »da die Reise

---

34 A. Nicolussi Moz, Luserna. Terra di uomini liberi, Volano (TN), Osiride, 2002.

wegen der steinigen Wege und der Abgründe schwierig war und da die Familien von der Kirche weit entfernt wohnten«. <sup>35</sup>

Es ist deshalb verständlich, dass auf lange Sicht die Beschwerlichkeiten, mit denen diese Menschen fertig werden mussten, zu Forderungen führten, die den Bischof 1711 veranlassten, in Lusérn den Bau eines »öffentlichen Oratoriums« zu gestatten, das der Hl. Giustina geweiht wurde. Die Urkunden aus jener Zeit belegen außerdem, dass die Bergbewohner dieses Gebäude auf eigene Kosten und mit dem von ihnen gesammelten Almosen errichteten; vier Jahre später wurde die Weihe dieser Kirche genehmigt. <sup>36</sup>

Dies stieß auf Ablehnung durch Don Tamanini, Pfarrer von S. Maria, der hierin die Voraussetzungen für die Spaltung der zwei Gemeinschaften sah. <sup>37</sup>

Um die jahrelange Streitfrage zu lösen, schritt der Dekan der Kathedrale von Trient ein, der am 16. Mai 1717 ein Abkommen zwischen den Parteien erwirkte, dessen wichtigste Stellen hier angeführt seien: <sup>38</sup>

Der Geistliche von Lusérn konnte von den Mitgliedern dieser Gemeinschaft gewählt werden, doch hatte der Pfarrer das Vetorecht hinsichtlich seiner Wahl.

Die Seelsorge durfte nur in einem Abhängigkeitsverhältnis von der Mutterkirche erfolgen. Der Geistliche durfte keine Funktionen ausüben, für die er nicht die Erlaubnis des Pfarrers hatte. Die Kosten dieser Einrichtung mussten weiterhin von den Lusernern getragen werden. Das Pfarrhaus wurde gewährt, um die Teilnahme an der Messe zu erleichtern, und durfte in keiner Weise als Mittel für eine Spaltung der Pfarre angesehen werden.

1744 wurden ein Baptisterium und ein Friedhof gefordert, im Jahr darauf erhielt der Ort beides.

Die dramatischsten Ereignisse um diese Gemeinschaft gehören der jüngeren Geschichte an. Das 19. Jh., ein Jahrhundert großer Werke und großen Fortschritts, brachte auch die Cholera: In den warmen Sommern 1836 und 1855 wurde das Trentino von dieser Epidemie heimgesucht, die zwölftausend Opfer forderte. <sup>39</sup> In Lusérn raffte alleine die zweite Seuchenwelle in der Zeit vom 10. August bis zum 22. September dreiundzwanzig Menschen dahin. <sup>40</sup>

## ***DER NATIONALISMUS IN DEN ZIMBRISCHEN SPRACHINSELN DES TRENINO IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT***

»Die erste Schule ist auch dann eine kulturelle Leistung, wenn sie von der Nationalität A in einem der Nationalität B gehörenden analphabetischen Dorf errichtet würde und wenn das fernere Ziel der 'Leistung' darin bestünde, die Dorfgemeinschaft vermittels der Schule der Nationalität B zu entfremden und für die Nationalität A zu gewinnen. Jede Schule verdient zunächst einmal, dass man sie achte. Und jede Organisation, die sich

---

35 A. Carotta, a.a.O., S. 106

36 A. Carotta, a.a.O.

37 Ebd.

38 Ebd.

39 A. Giovannini, Trentino. I segni del tempo e degli uomini, Trento, Publilux 1996.

40 A. Nicolussi Moz, L'ultimo viaggio, in Identità, Nr. 12 – Dez. 1993.

in den Dienst der Schule und der Bildung stellt, darf Anspruch darauf erheben, dass man ihre Leistungen anerkennt und respektiert.«<sup>41</sup>

Gatterer führt uns mit diesen Worten seines emblematischen Buches in das Thema dieser Seiten ein, den Nationalismus in den deutschen Inseln des südlichen Trentino und speziell auf der Hochebene. Gatterer weist darauf hin, dass eben das Fehlen dieses Respekts gegenüber einem obersten Gut wie Bildung oft Feindseligkeit und zermürbende Kontraste in jenen Gemeinschaften bewirkte, die mehr als andere der Hilfe bedurften.

Der Nationalismus, der mit der kulturellen Expansion in den Sprachinseln des Trentino einherging, nahm ab Mitte des 19. Jh. konkrete Form an; in dieser Zeit traten bedeutungsvolle Ereignisse ein. Im Jahr 1866 war Österreich gezwungen, Venetien nach einem unglücklichen Krieg gegen Preußen an Italien abzutreten, was unter anderem die gefährliche Annäherung der Grenzen an die Hochebene mit sich brachte, die im Jahr 1915 dann auch zum Kriegsschauplatz wurde. 1867 war das Jahr des österreichisch-ungarischen Ausgleichs; nach einer Periode des missglückten Absolutismus sollte ein neuer liberaler Kurs zumindest dem Papier nach den verschiedenen Nationalitäten des Reiches auch in sprachlicher Hinsicht in den Schulen und in den Verwaltungen mehr Autonomie und Rechte sichern<sup>42</sup>.

Von 1869 stammt das Rahmengesetz über die Volksschulbildung, das nicht nur das schulpflichtige Alter auf 14 Jahre an hob und die Ausbildung der Lehrer durch die neuen Lehrerbildungsanstalten sicherte, sondern auch die kirchliche Macht in diesem Bereich reduzierte, allerdings mit kargen Ergebnissen in Tirol, einem streng katholischen und konservativen Land. Hier behielt der Pfarrer das Recht auf Religionsunterricht: In den kleinen Gemeinschaften war er nach wie vor unbestrittener Mittler zwischen Behörde und Volk, was er dem Prestige zu verdanken hatte, das sich von seiner Bildung und der Position auf der Kanzel ableitete. Außerdem hatte er im Ortsschulrat, der für die Verwaltung und Finanzierung der Schulen sorgte, etwas zu sagen<sup>43</sup>. Ein weiteres epochales Jahr war 1871: Deutschland wurde, nachdem es Frankreich eine schwere Niederlage zugefügt hatte, zu einer Realität. Diese emporstrebende neue Nation ging in der Zeit des Kulturkampfes daran, ihre Kultur und ihren Nationalismus über die Grenzen hinaus zu verbreiten, wie wir bald sehen werden. Schließlich das Jahr 1882: Die beiden verschworenen Feinde, Österreich und Italien, unterzeichneten gemeinsam mit Deutschland ein Militärbündnis, das anfänglich die irredentistischen italienischen und trentinischen Kreise in Schwierigkeiten brachte; in Wahrheit intensivierten sich jedoch hinter den wohlwollenden Versicherungen der Minister und der politischen Vertreter irredentistische Aktivitäten und niemand gab sich der Illusion hin, dass eine Abrechnung zwischen den beiden Staaten vermeidbar gewesen wäre. Deshalb darf es nicht verwundern, dass sich die Hochebene frühzeitig durch eine Reihe von Befestigungsanlagen, die 1915 bereits einsatzfähig waren, vorbereitete.

In diesem Zusammenhang blühte eine ganze Reihe von Vereinigungen – nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland und Italien -, die mit Interesse die südlich von Sa-

---

41 C. Gatterer, *Italiani maledetti, maledetti austriaci. L'inimicizia ereditaria*, Trento, Praxis 3, 1987

42 A. May, *La monarchia asburgica*, Bologna, Il Mulino, 1973 und C. A. Macartney, *L'impero degli Asburgo*, Milano, Garzanti 1981

43 Q. Antonelli (Hg.), *A scuola! A scuola!*, Trento, Museo storico in Trento onlus 2001

lurn liegenden Gemeinschaften betrachteten: Hier wurden für gewöhnlich Dialekte germanischer Ableitung gesprochen, Überbleibsel antiker mittelalterlicher Besiedlungen, die wie durch ein Wunder erhalten geblieben waren.

Dieser Erscheinung ging eine intensive Werbekampagne voraus, die Wissenschaftler und Beauftragte verschiedener Lager mobilisierte. Durch Abhandlungen historischer, linguistischer, archäologischer und sprachwissenschaftlicher Art sollten sie entgegengesetzte Thesen erhärten, mit anderen Worten, es sollte belegt werden, dass das südliche Tirol einst von rätio-germanischen Stämmen bevölkert war, die durch die Römer kolonisiert wurden, oder dass die germanische Kolonisation, die dann fast ganz unterging, erst im Mittelalter erfolgte. Offenkundig waren diese Sprachinseln, die unversehrt den Nebel der Geschichte durchdrungen hatten, von vorrangigem wissenschaftlichen Interesse, da sie (dank der Sprache, den Gebräuchen und den Ortsnamen) dazu dienten, bestimmte Theorien zu festigen und andere zu widerlegen<sup>44</sup>.

Auf deutscher Seite bestanden folgende Vereinigungen: der Deutsche Schulverein, 1880 in Wien zu dem Zweck gegründet, deutsche Kindergärten und Schulen in den deutschen Sprachinseln zu fördern, vom Allgemeinen deutschen Schulverein und der österreichischen Regierung unterstützt (erreichte eine Mitgliederzahl von 200.000<sup>45</sup>); der Verein für das Deutschtum im Ausland oder VDA, 1881 in München gegründet; der Schutzverein Südmark, 1889 in Graz entstanden, er befasste sich mit der Neubesiedlung der als deutsch eingestuftem Tiroler Gebiete durch den Erwerb von Land für deutsche Bauern und förderte nationale Produkte<sup>46</sup> (klarerweise wies diese Vereinigung den heiklen Grenzgebieten große Bedeutung zu); schließlich der Tiroler Volksbund, die wirksamste Vereinigung, die auch am stärksten angefeindet wurde.

Der Tiroler Volksbund wurde 1905 in Sterzing (im Beisein des Pfarrers von Lusérn) gegründet; er war eine verhüllt protestantische und betont pangermanistische Vereinigung mit dem Motto »Tirol den Tirolern, ungeteilt von Kufstein bis zur Berner Klause«, sein Ziel war der Schutz, doch auch die Expansion der Kultur, der Sprache, der Sitten und der Nationalität der deutschen Bevölkerungsgruppen Welschtirols (Trentino) durch die Errichtung von Schulen, Kirchen und durch Förderung wirtschaftlicher Beziehungen<sup>47</sup>. Diese Schwesternvereinigungen waren eng verbunden, handelten oft in Abstimmung untereinander und hatten dieselben Führungskräfte. Ihre konkreten Maßnahmen reichten von der Bereitstellung ungeheurer Geldsummen bis zur einfachen Lieferung von Lehrmaterial und Weihnachtspaketen in die betroffenen Gebiete.

Im Grunde unterschied sich von dieser Vorgehensweise nicht die der italienischen Gegenseite, so ähnlich waren die Absichten und Programme: die Verteidigung der italienischen Nationalität und, wenn möglich, ihre Ausdehnung. Auch hier waren verschie-

---

44 Eine interessante Aufzählung dieser deutschen und italienischen Veröffentlichungen bietet der Beitrag von Corsini in G. B. Pellegrini und M. Gretter (Hg.), *La valle del Fésina e le isole linguistiche di origine tedesca nel Trentino*, Museo degli Usi e Costumi della Gente trentina di S. Michele all'Adige (TN), 1979

45 Aufsatz von Benvenuti in Q. Antonelli (Hg.), a.a.O.

46 Aufsatz von Benvenuti in Q. Antonelli (Hg.), a.a.O.

47 S. Benvenuti, *la chiesa trentina e la questione nazionale*, Trento, Museo Trentino del Risorgimento e della lotta per la libertà 1987

dene Vereinigungen aktiv – die Pro Patria entstand 1886 in Rovereto, die Dante Alighieri 1889 in Rom, die Lega Nazionale trat 1890 an die Stelle der Pro Patria, als diese amtlich aufgelöst wurde, und die Società Trento Trieste wurde 1902 in Venedig gegründet. Die Pro Patria wurde als Reaktion auf die kulturelle und sprachliche deutsche Durchdringung des Trentino von einer Gruppe wohlhabender Bürger klarer liberaler Ausrichtung ins Leben gerufen und geleitet.<sup>48</sup> Die liberale Partei spielte in diesem Kampf eine Schlüsselrolle als Vertretung der Bürgerklasse, die dank eines Wahlsystems, das sich bis 1907 auf den Zensus stützte, politische Macht hatte und stark nationalistische, wenn nicht sogar irredentistische Ideen vertrat.<sup>49</sup> Es war eine Bewegung, die aufgrund ihrer Natur enge Beziehungen zu Politikern, Intellektuellen und Vereinigungen italienischen Charakters unterhielt. Eine dieser Vereinigungen, die Dante Alighieri, machte kein Hehl aus ihrer Haltung und ihrem Programm:

»Diese 1889 entstandene Vereinigung fördert Schulen und Bibliotheken auch außerhalb des Trentino. Sie leistet den rivalisierenden Propagandagesellschaften Widerstand: den beiden Schulvereinen (dem deutschen und dem Wiener Verein), der Südmark (die sich bis Verona nach Süden erstrecken möchte), dem Volksbund.«<sup>50</sup>

Eben diese Verbindung führte zur Auflösung der Pro Patria, die von den österreichischen Behörden des Irredentismus bezichtigt wurde. Die Gesellschaft, die sie ablöste, die Lega Nazionale, übernahm zwar ihre Aufgaben, war aber vorsichtig genug, die grenzüberschreitenden Beziehungen geheim zu halten.

Die Ziele der Lega waren spiegelbildlich zu jenen des Schulvereins orientiert, d.h. sie umfassten den Schutz der italienischen Sprache durch die Errichtung von Schulen, Kindergärten und Bibliotheken, wobei die Finanzierung durch Beiträge von Mitgliedern, Konferenzen oder den Verkauf verschiedener Gegenstände erfolgte, doch langten Hilfgelder auch von Italien ein. Vor der näheren Betrachtung spezieller Fälle sei erwähnt, dass diese konträre Stellung im Trentiner Panorama der damaligen Zeit wohl bekannt war und dass sich auch einflussreiche Persönlichkeiten für die eine oder andere Seite engagierten. Dies galt zum Beispiel für den Bischof Endrici von Trient (ab 1904). Er verteidigte das Vorgehen der Lega sozusagen mit dem Schwert, was ihm die Missgunst der deutschen öffentlichen Meinung eintrug – nicht so sehr aus nationalistischen, als vielmehr aus religiösen und sozialen Gründen, da er auf der Meinung verharrte, die pan-germanistische Durchdringung drohe die Traditionen und Bindungen in den ländlichen Gemeinschaften zu stören, und auf die Gefahr hinwies, dass diese Inseln zu Brückenköpfen der protestantischen Religion werden könnten.<sup>51</sup>

In einem Telegramm, das er am 17. September 1911 den in Levico versammelten Universitätsstudenten sandte, warnte er vor der Präpotenz des Volksbundes, was Aufsehen erregte und harte Kritik zur Folge hatte. Dieselbe Meinung vertrat der katholische De Gasperi, Abgeordneter der Volkspartei (popolari), der sich, gestützt auf die Zeitung mit dem bedeutungsvollen Namen »Il Trentino«, mit den nationalistischen Kämpfen im

---

48 Aufsatz von Benvenuti in Q. Antonelli (Hg.), a.a.O.

49 R. Monteleone, *Il movimento socialista nel Trentino*, Roma, Editori Riuniti 1971

50 Museo Storico di Trento, Archivio Lotta Nazionale 1870 – 1914, Mappe E/28, Fasz. S (Geheimbünde), Akt Nr. 5

51 S. Benvenuti, a.a.O.

Trentino befasste (in einem Artikel vom 10. April 1906 zitiert er die Hochebenen) und den Volksbund hart verurteilte. Der Vertreter des positiven Nationalismus sah jedoch in der wirtschaftlichen Sanierung dieser Täler und in der Autonomie eine Möglichkeit, den Pangermanismus vom Trentino fernzuhalten: Er erfasste, dass der Kulturkampf tiefe soziale und wirtschaftliche Aspekte barg, doch die vorgeschlagenen Lösungen verdeutlichten die Barriere, die Katholiken und Liberale in Bezug auf das behandelte Problem trennte<sup>52</sup>.

Kurioserweise sah eine weitere herausragende Persönlichkeit der Zeit, Cesare Battisti, im materiellen Fortschritt und im Anstieg der Infrastrukturen einen möglichen Weg aus dem Dilemma, wie aus einem den Hochebenen gewidmeten Büchlein hervorgeht, das 1909 von der Lega Nazionale herausgegeben wurde und dessen Ertrag für die lokalen italienfreundlichen Schulen bestimmt war<sup>53</sup>. Trotz des politischen Abstandes unterstützten auch die Sozialisten von Zeit zu Zeit die liberalen Vorhaben in diesem Bereich, Battisti selbst war Mitglied der Lega<sup>54</sup>.

Im Mittelalter waren mehrere Wanderzüge aus deutschen Ländern aufeinander gefolgt, in deren Verlauf sich Bergleute, Bauern, Land- und Forstarbeiter und Holzfäller in einer ausgedehnten Zone niederließen: in den 13 Gemeinden von Verona und den 7 Gemeinden von Vicenza, auf den Hochebenen, im Raum Pergine und im Fersental. Im Laufe der Zeit wurde dieses Gebiet weitgehend italienisiert, sodass gegen Ende des 19. Jh. nur noch wenige Dörfer (wegen ihrer Isolierung) das *Slambròt* (Zimbrisch) sprachen – einen Dialekt mittelhochdeutschen Ursprungs, der als gängige Sprache verwendet wurde.<sup>55</sup>

Eine der häufigsten Anschuldigungen gegen die Pangermanisten betraf das forcierte Eindringen in jene Dörfer, die in jeder Hinsicht italienisch waren. Ein typisches Beispiel ist Lavarone, das vermutlich die am stärksten italienisierte Gemeinde der Hochebenen war, wie aus einem Artikel des »Il popolo trentino« von 1889 hervorgeht:

»(...) während, neben anderen Orten, die Gemeinde Lavarone das großzügige Vorbild gab, mit edler Geste das beachtliche Legat abzulehnen, das ihr für die Einrichtung deutscher Schulen in diesem Bergdorf angeboten worden war«.<sup>56</sup>

In jedem Fall waren es die Deutschen, die den ersten Schritt unternahmen. Im Jahr 1873 stellte der Baron von Biegeleben aus Wien dem Unterrichtsministerium eine Summe von einer Million siebenhunderttausend Gulden zur Verfügung, damit deutschsprachige Volksschulen in S. Sebastiano, Serrada, Nosellari, Lavarone, Lusérn, Brancafora und Cassetto gegründet würden.<sup>57</sup>

---

52 A. Canavero e A. Moiola (Hg.), de Gasperi e il Trentino tra la fine dell'800 e il primo dopoguerra, Luigi Reverdito Editore 1985

53 C. Battisti, Guida dell'altopiano di Folgaria e Lavarone, Ristampa anastatica, Trento, Edizione Novecento 2000

54 Aufsatz von Benvenuti, a.a.O.

55 G. B. Pellegrini und M. Gretter (Hg.), op. cit und W. Baum, Storia dei Cimbri, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarese 1983

56 Museo Storico di Trento, Archivio Lotta Nazionale 1870–1914, Mappa E/28, Fasc. S (Geheimbünde), Akt Nr. 61 vom 19.9.1889

57 E. Rech, La scuola di S. Sebastiano e l'opera svolta dalla »ProPatria« e dalla »Lega Nazionale«, Rovereto, Tipografia roveretana 1931



In Lusérn, wie in S. Sebastiano, hatte sich das Zimbrische rein erhalten, was den aus Ep-pan stammenden Pfarrer Zuchristian anspornte, sich um die Erhaltung dieser Sprache zu bemühen.

So erteilte Zuchristian in Lusérn ab 1866, abgesehen von den Religionsstunden, den Unterricht auf Deutsch. Der Pfarrer bemühte sich außerdem durch Involvierung namhafter Gelehrter wie Zingerle und Schmeller, auf diesen Dialekt aufmerksam zu machen.<sup>58</sup>

Im Fersental tauchten in den Jahren 1878 und 1879 die ersten deutschen Volksschulen auf, und zwar in Gereut/Frassilongo, Eichleit/Roveda, Sankt Felix/S. Felice und Florutz/Fierozzo. Die Auswirkung in diesem Tal, das von Nachfahren alter, aus dem Norden stammender Bergleute bevölkert war, muss stark gewesen sein, wenn der Präsident der Lega, Tambosi, 1907 über das nahezu völlige Verschwinden des italienischen Elements aus Gereut/Frassilongo und Florutz/Fierozzo klagte; außerdem scheint in einer Aufstellung der Lega von 1910 keine italienische Abend- oder Nähsschule im Fersental auf.

Andernorts war der nationale Kampf heftiger und durch häufigere Zwischenfälle gekennzeichnet.<sup>59</sup> In Folgaria verhinderte 1912 die lokale Niederlassung der Lega Nazionale, die als getrennter Zirkel der Pro Patria am 29. Juni 1886 entstanden war, unter Ausübung von Druck auf die Gemeindebehörden die Eröffnung einer Volksschule des Volksbundes. Dieser wich auf den Kindergarten und die Handarbeitsschule aus, wie es die italienischen Konkurrenten einige Jahre vorher getan hatten (in der italienischen Handarbeitsschule war eine Strumpfwirkerei eingerichtet worden, die ihre Produkte in den Geschäften verkaufte).<sup>60</sup>

In S. Sebastiano und Lusérn, den beiden wahren Sprachinseln der Hochebene, waren die Dinge noch komplizierter. Die deutsche Volksschule entstand in S. Sebastiano bereits 1874; im Zuge der pangermanistischen Tätigkeit wurde auch auf Ersetzung des italienischen Seelsorgers gedrängt. Sobald der Sitz der Pro Patria im nahen Folgaria geschaffen war, erfolgte die Reaktion der Gegenseite, worauf diese Schule – nicht ohne Protest – geschlossen wurde (möglicherweise widerfuhr der Schule von Lavarone ein ähnliches Los) und ein neuer italienischsprachiger Seelsorger eingesetzt wurde. Es handelte sich um einen bloß vorübergehenden Waffenstillstand: 1905 entfesselte sich die massive Offensive des Volksbundes und Schulvereins. Es wurde ein Abendkurs für die deutsche Sprache eingeführt und für die Errichtung eines Schulgebäudes ein Grundstück im Ort erworben; es entstanden ein Kindergarten, eine Raiffeisenkasse, ein Konsumverein, wonach schließlich der Volksbund versuchte, die Sympathie der deutschfreundlichen Familien (denen regelmäßig die Zeitschrift »Tiroler Wehr« zugesandt wurde) dadurch zu gewinnen, dass er die Hälfte der Schulden beglich, die diese für den Bau der neuen Kirche eingegangen waren.<sup>61</sup>

Die Lega blieb nicht untätig, sondern reagierte sofort durch den Ankauf der Mauern der alten Kirche, um einen Kindergarten zu schaffen. Außerdem führte sie Abendkurse ein, gründete auf Betreiben der Gräfin Sardagna eine Schule und Werkstatt für Venezianer

---

58 Luserna racconta ..., Luserna (TN), Associazione culturale »Kulturverein Lusérn« 1999

59 Aufsatz von Benvenuti, a.a.O.

60 F. Larcher, Folgaria magnifica comunità, Folgaria (TN), Comune di Folgaria 1995

61 E. Rech, a.a.O.

Klöppelspitzen (1905), eine Schule für Analphabeten, die jene für die Hirten ersetzt und bietet sich an, die Schulden anstelle des Volksbundes selbst zu tilgen.<sup>62</sup>

Ähnlich war die Lage in Lusérn. Die Pro Patria baute im Jahr 1888 eine eigene Volksschule und benannte sie nach Pasquale Billari, dem Präsidenten der Dante Alighieri. In der Folge entwickelten sich eine Abendschule (eine auch in Masetti), ein Kindergarten und eine Schneiderschule.

Der deutsche Teil verfügte dank der Schenkung des von Biegeleben bereits über eine Volksschule, die später vom Schulverein subventioniert wurde, doch entstanden auch ein Kindergarten (1893) und eine Schneiderschule, die sich aufgrund der angewandten Klöppeltechnik, einer Art Stickerei, einen Namen schuf.<sup>63</sup>

Hinter den statistischen Daten verbirgt sich eine Situation, die bisweilen normalen Umständen entsprach, bisweilen dramatisch war. War es allein Nationalismus und Patriotismus, der die Eltern veranlasste, die Kinder in die eine oder die andere Schule zu schicken?

Nein, oder zumindest nicht nur: Die Wahrheit ist sicher prosaischer.

In einigen Fällen war es einfach eine Angelegenheit der Entfernung, was für ein Wirtschaftssystem, das sich auf die Berghöfe stützte, verständlich ist. Larcher geht in seinem Buch auf die italienische Schule von Costa ein, auf die die Familienoberhäupter des Ortes wegen der Entfernung von Folgaria drängten; im Falle einer Ablehnung waren sie bereit, sich an den Volksbund zu wenden.<sup>64</sup>

In anderen Fällen bildeten Versprechungen das Zünglein an der Waage: von wiederkehrenden Geschenken über Geldangebote bis zu Gratisunterricht und Gratisausspeisung. Der Volksbund – unterstützt von Gesellschaften, die zur Zahlung beträchtlicher Summen bereit waren – zögerte nicht, in die Kirche S. Sebastiano zu investieren.

In den meisten Fällen jedoch waren die Aussichten auf einen Arbeitsplatz ausschlaggebend. Natürlich lag durch die Schneiderschulen ein direktes Arbeitsangebot für Frauen vor, doch war die Beschäftigung insgesamt mehr an saisonbedingte Abwanderung gebunden. Bergleute, Steinmetze, Maurer und Wanderhändler (aus dem Fersental) verließen Frauen und Kinder alljährlich, um deutsche Regionen wie Tirol, Vorarlberg, Westfalen oder Bayern aufzusuchen und sich dort nach Arbeit umzusehen. Die Sprachinseln gehörten zu den ärmsten Zonen des Trentino, da die Landwirtschaft nur das Überleben sicherte und unter Zersplitterung und chronischem Mangel an Ersparnissen litt, weshalb die Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen war, um die ungenügende Deckung des Nahrungsbedarfs wettzumachen.<sup>65</sup>

Diese ständigen Kontakte zur deutschen Welt erleichterten mit anderen Worten das Überleben der zimbrischen Sprache. So erklären sich einige sonst unverständliche Faktoren. Nicht selten besuchten zum Beispiel dieselben Kinder beide Schulen, während einige Stunden der italienischen Abendkurse, an denen auch Erwachsene teilnahmen, dem Deutschunterricht gewidmet waren.

---

62 E. Rech, a.a.O.

63 A. Nicolussi Moz, *Luserna terra di uomini liberi*, Luserna (TN), ed. Osiride 2001

64 F. Larcher, a.a.O.

65 C. Prezzi, *Partir bisogna. Economia e storia di Luserna fra Ottocento e Novecento*, Luserna (TN), Dokumentationszentrum Lusérn 2001

Vor dem Hintergrund dieser Situation äußern folgende Zeilen eine kurzfristige Haltung jener Zeit:

»Es ist höchst erfreulich zu sehen, dass die Besucher des verhassten Hauses (des Volksbundes, Anmerkung von F. Larcher) den niederen sozialen Schichten angehören (...)«. <sup>66</sup> Für viele ging es mehr um eine realistische als um eine emotionale Wertung. Als Folge dieses Kulturkampfes machte sich – wie aus Betrachtungen jener Zeit erkennbar wird – eine allgemeine Verwirrung und Entfremdung unter den Kindern breit, die zu Hause gewohnt waren, *Slambròt* zu sprechen, und gezwungen wurden, womöglich abwechselnd oder nur oberflächlich Deutsch und Italienisch zu lernen.

Auf Vereinesebene zeigte der Nationalismus auch wirtschaftliche Aspekte. Der Ankauf von Land, die Finanzierungen, die Einführung nationaler Produkte, die Einrichtung von Raiffeisenkassen und Genossenschaften waren wertvolle Waffen für eine Durchdringung in Gebieten, die aus sogenannten kulturellen und sprachlichen Gründen italienisiert oder germanisiert werden sollten.

Der Tourismus als Industrie der Gästtaufnahme, die damals ihre ersten Schritte unternahm, bekam dieses gespannte Klima zu spüren: Man denke bloß daran, dass sich die beiden Hotels von Lusérn »Andreas Hofer« und »Nazionale« nannten und dass in Lavarone, als sich der Krieg näherte, die italienischen Gäste Gegenstand von Provokationen waren und ständig überwacht wurden.

Es gab jedoch weit schlimmere Konsequenzen. Der nationalistische Kampf schuf Trennungen, Rivalitäten und Zerwürfnisse, die die Gemüter erhitzten. 1907 beschlossen hohe Vertreter des Volksbundes einen Besuch der deutschen Inseln im Trentino: Battisti überliefert uns, was sich damals zutrug:

»Nachdem jene Ausflügler provokatorisch einen großen Teil des Trentino durchstreift hatten und nach Pergine gelangt waren (ein Saal in der Burg Persen war Martin Luther gewidmet<sup>67</sup>, A. d. A.), versprachen sie angesichts einer feindlichen Kundgebung der Bevölkerung, nach Hause zurückzukehren und die Fahrt abzubrechen. Sie hielten jedoch ihr gegebenes Wort nicht und begaben sich nach Lavarone und Folgaria, wo die Behörden ihnen rieten, rasch nach Calliano hinunterzufahren, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden. In Calliano wurden die Pangermanisten zur Zielscheibe einer gewalttätigen Demonstration durch die Ortsbevölkerung und vieler, die aus Rovereto herbeigeeilt waren. Diesen Ereignissen folgte in Rovereto ein langer Prozess gegen zweiundvierzig Bürger, die freigesprochen oder zu leichten Strafen verurteilt wurden«. <sup>68</sup>

Die schlimmsten Auseinandersetzungen wurden jedoch auf Ortsebene geschürt, wofür zahlreiche Beispiele vorliegen: von der Parteiergreifung mancher Priester und ihrer gewaltsamen Ersetzung, hin über Einschüchterungsversuche (in Lusérn wurde manchen gedroht, sie würden bei weiterem Besuch der italienischen Abendkurse ihren Arbeitsplatz auf den Baustellen des Festungswerks verlieren<sup>69</sup>) bis zum Boykott und zu anonymen Drohungen.<sup>70</sup> In Lusérn müssen die Zerwürfnisse besonders stark gewesen sein,

---

66 F. Larcher, a.a.O.

67 C. Gatterer, a.a.O.

68 C. Battisti, a.a.O.

69 A. Nicolussi Moz, a.a.O.

70 E. Rech, a.a.O.

wenn auch nach dem schrecklichen Brand vom 9. August 1911 die beiden gegnerischen Seiten beim Wiederaufbau lieber in Konkurrenz zueinander, statt in Zusammenarbeit vorgingen<sup>71</sup>.

Mit dem Krieg wurde ein Höhepunkt des Streites erreicht. Der Volksbund bezichtigte zahlreiche Angehörige oder Sympathisanten der Lega Nazionale des Irredentismus und drängte sie, von den Lehrerinnen bis zum Bischof Endrici, in die politische Verbannung. Nach Caporetto legte er seine Maske ab und erklärte die feste Absicht, das Trentino ganz zu germanisieren. Doch auch die Italiener verhielten sich nach dem Endsieg nicht besser. Obwohl offizielle Proklamationen die Unantastbarkeit der deutschen Nationalität gewährleisten sollten, waren Ereignisse wie die ungerechtfertigte Vertreibung von H.H. Pardatscher von Lusérn im Jahr 1919<sup>72</sup> an der Tagesordnung.

Die Situation war tragisch und erschöpfte sich keineswegs in der Nachkriegszeit; sie keimte in den Zwanzigerjahren auf und gipfelte schließlich im Drama der Option.

»(...) Was alle nationalen Schulen gemeinsam vollbracht, zählte nicht; nur die Siege der eigenen Schule über die fremde wurden stolz in die Annalen der nationalen Selbstbehauptung eingeschrieben (...).

Insgesamt gesehen war der von den bürgerlichen Generalstäben des 'nationalen Totalitarismus' dirigierte Schulkrieg nicht nur negativ, wenngleich er nicht wenig zur Zerstörung alter, gewachsener Nachbarschaften und zum Verlust des übernationalen Kommunikationsvermögens beigetragen hat.«<sup>73</sup>

## ***DIE GEMEINSCHAFT VON LUSÉRN IM FRÜHEN 20. JAHRHUNDERT***

Das Leben auf der Hochebene verlief damals ruhig, die Bevölkerung lebte genügsam, in vielen Fällen ärmlich, weshalb oft die Auswanderung die einzige Chance für eine bessere Existenz war. Die Grenze zog sich durch einen Teil des Gebietes, wobei der Verlauf in Rom und Wien langwierige Debatten um den Besitz von Cima Dodici oder Cima Mandriolo ergab. Die Bevölkerung war im Grunde nicht an diesen strategischen Details interessiert, sondern höchstens voll beschäftigt mit einem blühenden Schwarzhandel mit den Trentinern des Val Sugana oder der Hochebene von Lavarone.<sup>74</sup>

So beschrieb Don Andrea Grandotto, Pfarrer von Cesuna (einem Ort unweit von Lusérn, auf der Hochebene von Asiago jenseits der früheren Grenze zum Königreich Italien), das Leben in diesen Zonen zu Beginn des 20. Jh.

Wie in Cesuna schien auch in Lusérn alles im gewohnten Rhythmus zu verlaufen: In der schönen Jahreszeit zogen die Männer fort, um erst im Spätherbst wieder nach Hause zurückzukehren, die Frauen blieben im Ort und beschäftigten sich mit der Familie und dem wenigen, was das Land ihnen bot. Wenn im Winter das Wetter den Großteil der Arbeit unterband, fanden die Frauen ein bescheidenes Einkommen durch die Er-

---

71 A. Nicolussi Moz, a.a.O.

72 Luserna racconta..., a.a.O.

73 C. Gatterer, a.a.O.

74 A. Grandotto, *Diario di un prete internato (1915–1916)*, Roana (VI), Istituto di Cultura Cimbra 1984, zit. S. 7.



**Lusérn-Luserna: Dorfplatz und Rathaus**

zeugung von Spitzen und Klöppelarbeiten, wofür 1882 eine eigene Schule gegründet worden war.

Wie Don Grandotto bezeugt, wurde zwischen den Orten beiderseits der Grenze reger Schmuggelhandel betrieben: Aus mündlichen Quellen wissen wir, dass hier, seit Venedig 1866 zum Königreich Italien gekommen und die Hochebene durch eine Grenze geteilt worden war, illegal Waren wie Tabak, Zucker und Spirituosen befördert wurden, was für die Schmuggler eine beachtliche Einkommensquelle bedeutete.

Das ruhige Leben jener Jahre änderte sich, als die stärker werdende diplomatische Krise zwischen dem Königreich Italien und Österreich-Ungarn die Stabilität und die Möglichkeit einer dauerhaften Ruhe in Frage stellte. Die Situation war bereits die eines bewaffneten Friedens, und beide Staaten waren sich der Möglichkeit eines Krieges bewusst.

Ab 1860 wurden in knapp über fünfzig Jahren die Grenzen und strategischen Punkte des Trentino durch den Bau von Wehranlagen einer intensiven militärischen Befestigungsarbeit unterzogen, bis die Gegend zu den bestbewaffneten Zonen Europas gehörte.

Bereits in den frühen Jahren des 19. Jh. hatten sich die Österreicher im Anschluss an die napoleonischen Feldzüge darangemacht, die Hauptzugangswege zum Kaiserreich zu stärken: Es entstanden komplexe Festungsbauten im Etschtal, in Rivoli und nördlich von Verona. Ab Mitte des 19. Jh. hatten zahlreiche feindliche Überfälle Österreich die möglichen Linien eines Angriffs durch das Etschtal, das Rückgrat der Region, erkennen lassen.

Unter der anfänglichen Leitung des Generals Franz Kuhn erfolgte die erste von drei Phasen einer Steigerung der Trentiner Verteidigungsfähigkeit durch den Bau von Festungswerken und Straßensperren<sup>75</sup>. Von Beginn an wurden die Zonen oberes Val di Sole, Judikarien und oberes Gardaseegebiet befestigt.

In den zwanzig Jahren von 1876 bis 1895 galt das Hauptaugenmerk den Festungsbauten der Stadt Trient und der Errichtung von etwa zwanzig kleineren Forts längs der Ostgrenze der Provinz.

Die dritte und letzte Phase, von 1900 bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten mit Italien, wurde vom Strategen Franz Konrad von Hötzensdorf geleitet.

Die neuen verkörperten den Glanz der Militärtechnik jener Zeit. Die Befestigungen waren (bis auf wenige Ausnahmen) ganz aus Beton, in den Stahlträger eingesetzt wurden, deren Verkleidungen auch mehr als drei Meter Dicke erreichten. Jedes der Festungswerke wies Beobachtungstürme und drehbare Panzertürme (aus Stahl) von 25 cm Dicke auf, die Haubitzen und Kanonen für die Nahverteidigung aufnehmen konnten.

Zwischen 1908 und 1914 entstanden auf der Hochebene, die sich von Folgaria nach Lusérn-Verzèna erstreckt, sieben mächtige Forts, die jeweils bis zu zweihundert Soldaten aufnehmen konnten und imstande waren, das Trentino an einer der Stellen zu verteidigen, an denen ein Durchbruch der italienischen Truppen am wahrscheinlichsten war.

In der Nähe von Lusérn wurde das Fort Lusérn auf einer Anhöhe über dem Ort auf 1549 m, das Fort Verle auf 1545 m und der befestigte Beobachtungsstand von Cima Verzèna auf 1908 m errichtet. Ende des Jahres 1904 erwarb das K.u.K.-Kriegsministerium von der Familie Colpi – bis dahin Eigentümerin der Liegenschaften von Cima Campo – den Grund für die Errichtung des Forts Lusérn, für das die Baugenehmigung am 31. Jänner 1905 erteilt wurde.<sup>76</sup>

Verglichen mit anderen Festungen, die immerhin auch von beachtlicher Größe waren, zählte die von Lusérn mit über 200.000 m<sup>3</sup> und zwei gepanzerten Vorposten, bei Kosten von über zwei Millionen österreichischen Kronen, unbestritten zu den größten und mächtigsten der Linie.<sup>77</sup>

Der Bevölkerung von Lusérn bot der Bau der Anlage zweifellos gute Einkommensmöglichkeiten.

---

75 G. M. Tabarelli, *I forti austriaci nel Trentino e in Alto Adige*, Trento, Temi 1990; G. P. Sciocchetti, *Trasformazione delle forme della fortificazione permanente in montagna realizzate, nel XIX e XX Secolo, nei territori a sud del Valico del Brennero*, in C. Gerosa, *Le fortificazioni sulla via del Brennero*, Rovereto (TN), Museo Storico Italiano della Guerra 1993.

76 Wiener Kriegsarchiv, Technische Blätter des Werks Lusérn, Ms-RB 71, Prot. 1.

77 Ebd.

Wie auch aus mündlichen Quellen hervorgeht, fehlte es in der Zeit des Festungsbaus – vom 15. Juli 1908 bis zum 20. Oktober 1912 – nicht an Beschäftigungsmöglichkeiten im Ort. Alle – Männer und Frauen – waren am Bau beteiligt: Die Männer wurden für die schwereren Arbeiten eingesetzt, wie den Erdaushub für das Fundament, den Bau einiger Kilometer Straße – wobei die Zufahrtstraße alleine ca. 2 km lang war – und Infrastrukturen verschiedener Art, z.B. Barackenlager und kleine Kasernen, sowie für den eigentlichen Festungsbau. Die Frauen waren in erster Linie für die Lebensmittelversorgung und die Beschaffung von Baumaterial und Wasser, das in Eimern getragen wurde, verantwortlich.

Über vier Jahre lang war die lokale Wirtschaft eng mit der Errichtung dieser riesigen Krieganlagen verbunden. Wenngleich die Vorbereitungen für den Ersten Weltkrieg einen bloß vorübergehenden Wirtschaftsaufschwung bedeuteten, der sich schon bald zu Ungunsten der Lokalbevölkerung wenden sollte, brachte die Arbeit doch einen gewissen Grad an Wohlstand.

Im Mai 1915 war von einem Augenblick zum anderen die Kriegserklärung zu erwarten, die den Konflikt zwischen dem Königreich Italien und der Österreichisch-ungarischen Monarchie eröffnen sollte. Die Zeit war reif, und auch die Bevölkerung spürte die Spannung in der Luft. In den zehn Tagen vor dem 23. Mai sandte das Kommando mehrmals Luserner zur Erkundung über die Grenze: Die Würfel waren gefallen, und im Val d'Asstico, wie auch andernorts, wurden bereits Maultiere und Kanonen aufgereiht. Von jenen Tagen zeugen die Schriften von Josef Pardatscher, dem Pfarrer von Lusérn und späteren Feldkaplan.<sup>78</sup>

»Gegen halb 4 Uhr Früh am 25. Mai, Pfingstdienstag, begannen die Kanonen zu donnern. Die Festungen beschossen sich gegenseitig: die unseren und die auf der anderen Seite; Monte Verena und Campolongo (Haspelknott). Das Dröhnen wurde zunehmend lauter. Die Granaten pfliffen über die Ortschaft Lusérn hinweg. Die Folge: allgemeines Durcheinander. Um sechs Uhr ging ich zum Altar, um die Messe zu zelebrieren. Sobald ich die Kniebeuge gemacht hatte, um dann die Altarstufen hinauf zu steigen, erfolgte eine heftige Explosion: das Fenster des Chorraumes klirrte und die Glasstücke fielen zu meinen Füßen nieder. Weitere Granaten schlugen im Ort ein.

Es waren zwei Verwundete zu beklagen: Katharina verwitwete Nicolussi Galeno mit einer Oberschenkelverletzung durch Granatsplitter; die sechzehnjährige Berta Nicolussi Zatta wurde mit schweren Bauchverletzungen ins Pfarrhaus gebracht und auf die Treppenstufen gelegt. Ich erteilte ihr die Absolution und gab ihr die Letzte Ölung; sie starb am 31. Mai in Trient.

Die Bevölkerung wurde Opfer einer unbeschreiblichen aber verständlichen Panik: Weinen, Schreien, Klagen von Kindern und Frauen. Die Menschen sammelten rasch Wäsche- und Kleidungsstücke zusammen, die sie finden konnten, wickelten sie hastig in Tücher oder verstauten sie im Rucksack und flohen, so rasch sie konnten«.

---

78 R. Cembran, Baon Auer. *L'odissea del battaglione dei bersaglieri immatricolati* Ora n. IX (1915–1918), Calliano (TN), Manfrini 1992.

Zurück blieben auf der Hochebene die 53 Männer – überwiegend junge (16–18 Jahre) und noch taugliche ältere (50–60 Jahre) – der Landwehr, die Standschützen-Kompanie Lusérn unter der Führung von Hauptmann Michele Pedrazza und einige Arbeiter, die für die Instandhaltung der Festungen zuständig waren.<sup>79</sup>

Frauen, alte Menschen und Kinder verließen zu Fuß oder mit Behelfsmitteln den Ort und zogen auf der Fahrstraße nach Monte Rovere. Am Spiazzo Alto von Monte Rovere angekommen, wurden die wenigen Gepäckstücke auf die Materialseilbahn verladen, die die Soldaten für die Versorgung vom Valsugana aus gebaut hatten; über den Saumpfad Menador (*Laas*) erreichten die Flüchtlinge den Bahnhof von Caldonazzo. Mit dem Zug fuhren sie nach Trient und von dort nach Innsbruck. In der Landeshauptstadt begab sich der Bürgermeister Kostantin Nicolussi Anzolon zur Landesstatthaltertschaft, um Anweisungen und Informationen über den Ort einzuholen, der zur Ansiedlung der Luserner bestimmt war. Die Anordnung lautete: weiterfahren bis Aussig in Nordböhmen. Die Reise dauerte lange, auch da der Zug, auf dem sich die Flüchtlinge befanden, den für die Front bestimmten Militärkonvois den Vorrang geben musste. Die Luserner langten erst nach drei Tagen Reise, die sie zusammengepfertcht in den Güterwagen verbracht hatten, am Bestimmungsort ein.

Die müden und erschöpften Flüchtlinge wurden vorübergehend in einer großen Halle untergebracht, die ihnen die Lokalverwaltung zur Verfügung stellte.<sup>80</sup> Danach wurde die Gruppe aufgeteilt und verschiedenen Orten des Bezirks zugewiesen.

Das Geburtenregister ist zwar eine beschränkte Quelle<sup>81</sup>, doch können wir ihm zumindest einen Teil der Gemeinschaften entnehmen, in denen Luserner lebten. Aus dieser Quelle<sup>82</sup> geht hervor, dass sich von 42 im Exil Geborenen 7 in Prödlitz, 5 in Wittlitz, 4 in den Orten Mosern, Schönfeld, Modlan und Schrekkenstein, 3 in Wittal, in Nestovitz und in Schwaden, 2 in Obersedlitz und je 1 in Grösstshockan und in Grosproiesen befanden. Es scheint auch auf, dass einer in Braunau, nördlich von Salzburg, zur Welt kam. Francesco Nicolussi Paolaz gab in einem Gespräch mit Diego Nicolussi Paolaz an<sup>83</sup>, dass er in Peterschwarz untergebracht worden war.

Wenngleich unter Schwierigkeiten, so fand doch jede Familie aus Lusérn Unterkunft: Die glücklichsten erhielten eine Wohnung allein für sich, manche mussten mit anderen zusammenleben.

In den drei Jahren, in denen sie fern von zu Hause waren, hatten sie mit genügend Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Älteren berichten, dass die Menschen, die im Kanonenfeuer losgezogen waren, nur die wenigen Dinge mit sich genommen hatten, die sie in der Eile in ihren Wohnungen zusammenraffen konnten. Von Anfang an bestand Man-

---

79 Die anderen wehrfähigen Männer wurden schon am 1. August 1914 bei Kriegsausbruch auf dem Balkan einberufen. H. von Lichem, Um nicht zu vergessen. Lusérn und die Hochebene im Ersten Weltkrieg. Fotos und Dokumente der Sammlung Lichem und des Dokumentationszentrums Lusérn, München, MediaDom 1998.

80 Diese Information stammt aus Gesprächen mit AC, AM, AO.

81 Es ist nicht auszuschließen, dass Gemeinden von der Abwanderung betroffen waren, in denen kein einziges Kind zimbrischer Eltern geboren wurde.

82 Pfarrarchiv von Lusérn, Geburtenregister, Band IV.

83 D. Nicolussi Paolaz (Hg.), Lusérn vor un dopo in Earst Beltkriage, in Identità, Nr. 2 – Nov.1990.



gel an Kleidung; Hier schufen die Behörden durch eine Kleidersammlung Abhilfe. Es herrschte große Armut; überall erhielten die Menschen nur kärgliche Lebensmittel. Erst später wandte sich die Lage zum Besseren: Die Fabriken der Gegend – die einen großen Teil ihrer männlichen Arbeitskräfte verloren hatten – nahmen immer mehr Frauen auf. Die vorrangigen Beschäftigungszweige waren die Lebensmittelproduktion, speziell die Zuckerraffination, und die Erzeugung von Schuhen und Stiefeln.<sup>84</sup> Die Situation blieb aber in jedem Fall schwierig.

Die traurige Erfahrung der Flüchtlinge dauerte dreieinhalb Jahre – erst im Jänner 1919 konnten sie die Rückreise in die Heimat antreten. Am 19. Jänner langten die Luserner in Trient ein, wo sie ca. drei Wochen blieben.<sup>85</sup> In der Trentiner Hauptstadt erhielten sie die Lebensmittel, die den Familien in der Zeit der Wiederansiedlung zur Bedarfsdeckung dienten. Wie im Frühjahr 1915 kamen sie – dieses Mal jedoch aus der anderen Richtung – in Caldonazzo an, wonach sie auf der Militärstraße Monte Rovere und Lusérn erreichten. Während der Abwesenheit der Luserner hatten sich in diesem Abschnitt der italienisch-österreichischen Grenze erbitterte Kämpfe zugetragen, die zu den blutigsten des Ersten Weltkriegs zählten.

Bereits in den ersten Kriegstagen, dann bis zur Strafexpedition (Maioffensive 1916), durch welche die Kriegsfrente von Lusérn weg verlagert wurde, musste die Hochebene ein heftiges Bombardement, in erster Linie durch die schweren Geschütze hinnehmen, die bei der Feste Campomolom (auf 1853 m Höhe auf der Hochebene von Tonezza – Fiorentini), bei Campolongo (auf 1720 m Höhe, östlicher Fortsatz der Hochebene von Asiago) und bei Porta Manazzo aufgestellt waren.

Aus dem technischen Blatt der Feste Lusérn<sup>86</sup> geht hervor, dass vom 24. Mai 1915 bis zum 20. Mai 1916 725 Schüsse von 30,5-cm-Mörsern, 5.463 von 28-cm-Kanonen und 8.480 von 14,9-cm-Kanonen abgegangen waren. Tonnen von Stahl, Gusseisen und Blei waren auf ein wenige Quadratkilometer großes Gebiet niedergegangen.

Viele der auf die Festung gerichteten Schüsse verfehlten das Ziel, und die unglaubliche Nähe zum Wohnort erwies sich nun als Unglück. Die Flüchtlinge fanden bei ihrer Rückkehr in den Ort nur noch einen Schutthaufen vor: Ein Großteil der Häuser hatte kein Dach mehr, von anderen war nur noch ein Stück Mauer übriggeblieben. Auch die Pfarrkirche, die sich in der Mitte des Hauptplatzes befand, war aufgerissen, vom Kirchturm war fast nichts mehr vorhanden.

Selbst die wenigen Häuser, die durch sofortiges Reparieren der Dächer und Mauern erhalten hätten werden können, waren nach drei Jahren, in denen sie Regen und Schnee ausgesetzt waren, unbrauchbar. In manchen Fällen bestand die einzige Lösung darin, die alten Steine zu bergen und alles vom Keller ab neu aufzubauen.

Außerdem zeigte die wirtschaftliche Situation des Trentino die unauslöschlichen Spuren dreier Kriegsjahre.

Das Italien der Nachkriegszeit sah sich vor zahlreiche Probleme einer Politik gestellt, die der Rettung des vom Krieg heimgesuchten Landes galt, wofür 1919 das Ministerium für

---

84 Quelle: Gespräche mit AD, AL, AN, AT.

85 Quelle: Gespräche mit N.M.E., P.A.G. und Z.Z.M.

86 Wiener Kriegsarchiv, technisches Blatt des Werks Lusérn, Ms-RB 71, Prot. 1.

die befreiten Gebiete eingerichtet wurde. Über ein Drittel des Trentiner Bodens war verwüstet; nach einer Schätzung von Cali<sup>87</sup> belief sich der Gesamtschaden auf über zwei Milliarden zweihundert Millionen Lire.

Für die Sanierung in einem Zeitraum von fünf Jahren stellte die Regierung mehr als eine Milliarde Lire an Beihilfen bereit, womit sie wirksam zum Wiederaufbau in der Provinz beitrug. Die ersten, die Vorteile daraus schöpften, waren die Bauarbeiter, die lange Zeit in diesem Sektor Beschäftigung fanden.<sup>88</sup>

Die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg bot den Arbeitskräften von Lusérn, die traditionsgemäß in diesem Sektor tätig waren, die Gelegenheit einer kontinuierlichen Arbeit, wie sie sich wohl kaum noch einmal ergeben würde: Eine große Schar Maurer konnte auf der Hochebene bleiben und an den zahlreichen Baustellen Dienst leisten, die die Arbeitsgenossenschaften eröffnet hatten.

Positiv wirkte sich die Bergung der Kriegsleichen und die Auflösung der provisorischen Soldatenfriedhöfe auf das Einkommen der Beschäftigten aus. Unmittelbar nach dem Krieg waren viele mit dem traurigen Transport der sterblichen Reste beschäftigt, die täglich in den alten Schützengraben und in den kleinen Tälern der Hochebene gefunden wurden: Nicht allen Gefallenen war ein würdiges Begräbnis beschieden gewesen.

Obwohl diese Tätigkeit der Gesundheit nicht förderlich war, handelte es sich – auch mündlichen Quellen zufolge – um eine Zeit bescheidenen Wohlstands: Der Großteil der Männer hatte eine Arbeit, und die Wiederaufnahme der Tätigkeiten, die durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen worden waren, schien ohne Schwierigkeiten vonstatten zu gehen.

Auch auf gesamtstaatlicher Ebene zeigte die Wirtschaft unter der Führung des Ministers De Stefani nach anfänglicher Unsicherheit einen Aufwärtstrend.<sup>89</sup> 1925 kam es jedoch zu einem Stillstand. Durch die internationale Spekulation wurde ein besorgniserregender Inflationsprozess in Gang gesetzt. Um dem entgegenzuwirken, schlug Mussolini den gefährlichen Weg der Deflation ein. 1927 wurde die Reduzierung der Gehälter und Löhne beschlossen – eine Maßnahme, die besonders die Lohnempfänger traf.<sup>90</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte Europa seine Rolle als Drehpunkt des politischen und wirtschaftlichen Lebens verloren: Mit dem Untergang Englands war die treibende Kraft der Weltwirtschaft nach Übersee verlagert worden. Die Wirtschaft der Vereinigten Staaten, die sich auf eine betonte Freihandelslehre stützte – die den Markt als System von Kräften zur Sicherung eines autonomen Gleichgewichts ansah – schien die Gewähr für intensiven, dauerhaften Wohlstand zu sein. Die vertrauensvolle Haltung jener Jahre

---

87 V. Cali, *Lo stato liberale e l'avvento del fascismo (1918–1926)*, in *Verschiedene Autoren, Storia del Trentino Contemporaneo. Dall'annessione all'autonomia*, Bd. I, Trento, Verifiche 1978.

88 R. Palme, *Wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Trentino in den Jahren 1918–1920*, Bericht der Tagung Luserna 1918: la comunità cimbra sul crinale della propria storia, die in Lusérn (TN) am 7. Nov. 1998 von der Region Trentino Alto Adige und dem Dokumentationszentrum Lusérn veranstaltet wurde.

89 F. Della Peruta, *Storia del Novecento. Dalla »grande guerra« ai giorni nostri*, Firenze, Le Monnier 1993.

90 Ebd.; A. Desideri, *Storia e storiografia. Dalla prima guerra mondiale alle soglie del Duemila*, Bd. 3, Firenze, D'Anna 1994.

prallte jedoch schon bald mit der Realität zusammen. Die ersten zwanzig Jahre Krise zeigten sich im Agrarsektor: Die enormen Lagerbestände, die wegen der Wiederaufnahme der Produktion in den europäischen Ländern nicht verkauft wurden, ließen den Preis für Korn und viele andere Bedarfsartikel stürzen. Das schlug sich sofort auf das gesamte Produktionssystem nieder und bewirkte eine Krise.<sup>91</sup>

Das Ereignis, das die stärksten Auswirkungen haben sollte, trat erst am 29. Oktober 1929: Infolge von Spekulationsmanövern kam es zum Börsenkrach von New York. In Windeseile verbreitete sich unter den Investoren eine kollektive Panik, die sie zum Verkauf ihrer Wertpapiere veranlasste, wodurch das System endgültig zusammenbrach.

Die Auswirkungen des Wall-Street-Desasters machten sich schon bald auch im alten Kontinent bemerkbar. Die USA gingen, um zumindest einen Teil ihrer Industrie zu retten, den Weg des Protektionismus, verwehrten den ausländischen Produkten den Zugang und untergruben den internationalen Markt. Die Auswirkungen der Krise bekamen besonders jene Länder zu spüren, in denen der Wiederaufbau der Nachkriegszeit bis zu dem Zeitpunkt dank erheblicher Unterstützungsgelder aus den Vereinigten Staaten erfolgt war, an erster Stelle Deutschland und Österreich. Deutschland war außerdem wegen der Wiedergutmachungen der Kriegsschäden vom Verlauf der US-Wirtschaft abhängig.<sup>92</sup>

Italien war zwar weniger stark betroffen als Deutschland und Österreich, litt aber auch unter den katastrophalen Auswirkungen der Wirtschaftskrise, die als eine der verheerendsten der Geschichte gilt.

Wie die Vereinigten Staaten verfolgte auch unser Land eine Politik der Importsperre und beschritt den Weg der Autarkie, eines Kampfes um die wirtschaftliche Unabhängigkeit. Die Politik der faschistischen Regierung äußerte sich in deflationistischen Maßnahmen, die durch die Reduzierung der öffentlichen Ausgaben und des Konsums erfolgten. Die Gehälter sanken um 12%, für die Nation begann eine lange Phase der Rezession.

Im Trentino zeigten sich die ersten Auswirkungen der Krise erst 1931, doch in all ihrer Härte.<sup>93</sup> Der Zusammenbruch der Wirtschaft war eine starke Bedrohung für alle Produktionssektoren, besonders aber für das private Bauwesen, das auf ein Viertel des gewohnten Volumens sank. Zu diesem gefährlichen Rückgang der lokalen Aufnahmekapazität von Arbeitskräften kamen die Einschränkungen der ausländischen Staaten bei der Annahme von Fremdarbeitern hinzu. Während 1930 die Emigranten mit voraussichtlichem Daueraufenthalt um 8000 lagen, wurden sie im Jahr darauf auf ein Drittel, dann in den darauffolgenden zwei Jahren erneut um die Hälfte reduziert.<sup>94</sup>

Eine Analyse der Daten über die Trentiner Arbeitslosigkeit in der Zeit 1927-1935, die monatlich im statistischen Anhang des Bollettino del Consiglio Provinciale dell'Economia (Amtsblatt des Landesrates für Wirtschaft) veröffentlicht wurden, liefert reichhaltige Informationen über die wirtschaftliche und soziale Lage der Provinz.

---

91 A. Desideri, a.a.O.

92 E. Collotti, Il crollo della Borsa di New York. La crisi coinvolge l'Europa e il mondo, in A. Desideri, a.a.O.

93 P. Piccoli, Lo stato totalitario (1927-1940), in AA.VV., Storia del Trentino Contemporaneo. Dall'annessione all'autonomia, Bd. III, Trento, Verifiche 1978.

94 Ebd.

Von einer erkennbaren, doch noch bescheidenen Arbeitslosigkeit der drei Jahre 1927-29 kam es nach 1930 zu ihrer Verstärkung<sup>95</sup>.

Besonders im Winter – wenn ein Großteil der im Freien durchgeführten Arbeiten notgedrungen stillstehen mussten – waren hohe Arbeitslosenzahlen zu verzeichnen.

Eine Spitze ergab sich mit 16.000 Beschäftigungslosen im Jänner 1934.

Abweichend davon trat im Bausektor und in den angeschlossenen Bereichen im Winter 1932 mit fast 7000 Beschäftigungslosen die größte Arbeitslosigkeit ein.

In Anbetracht der Tatsache, dass die Trentiner Bevölkerung laut Volkszählung von 1931 390.000 Einwohner zählte, war die Situation äußerst schwierig.

Als Belege der speziellen Lage von Lusern dienen Unterlagen des Gemeindearchivs, die für die drei Jahre 1932–34 gefunden wurden.

Es sticht sofort die Zusammenstellung der Arbeitslosen nach Berufsgruppen ins Auge: ca. neun Zehntel gehörten dem Bausektor an (Maurer, Handlanger, Pflasterer, Marmorsteinmetze usw.). Wenn wir schlechthin annehmen, dass der Stand der Arbeitslosigkeit für alle Berufsgruppen gleich war, zeigt sich das klare Überwiegen dieser Berufe über die anderen.

Der zweite, hier vielleicht wichtigste Aspekt betrifft den zahlenmäßigen Bestand der Arbeitslosen: Wenngleich die Angabe des prozentuellen Verhältnisses zwischen Arbeitslosen und Beschäftigten nicht möglich ist, da keine Analyse der Bevölkerung nach Altersgruppen vorgenommen werden kann, scheint die Arbeitslosenrate doch sehr hoch zu sein.

Im Oktober 1933 kamen, trotz der ersten Anzeichen eines Wiederaufschwungs auf Landesebene, 135 Beschäftigungslose auf eine Bevölkerung von knapp über 850.

Die Situation wird dadurch noch zugespitzt, dass in der untersuchten historischen Phase (1932-34) wegen des starken Anstiegs der Geburtenzahlen der Nachkriegszeit (1920-24) wahrscheinlich eine sehr junge Bevölkerung mit einem starken Anteil von Personen vorlag, die noch mit keiner Arbeit begonnen hatten. Dieser Faktor senkt den Prozentsatz der Arbeitskraft gegenüber der Gesamtzahl der Bevölkerung, wodurch gleichzeitig der prozentuelle Anteil der Arbeitslosen steigt.

Auch mündlichen Quellen zufolge zeichnete sich die Zeit nach 1930 durch eine schwere Krise aus; einige Befragte sprachen sogar von Unterhaltsschwierigkeiten aufgrund der extremen Knappheit an Grundnahrungsmitteln.

Trotz einer Regierungspolitik, die auf Einhaltung der Lebenskosten abzielte, waren die wichtigsten Nahrungsmittel auch für solche Familien kostspielig, in denen das Arbeitseinkommen nicht weggefallen war. Wie Piccoli bemerkt, waren die Löhne stark gesunken (in einigen Fällen bis um 40%, demgegenüber aber keine entsprechende Preisreduzierung).<sup>96</sup> Bereits Ende 1932 musste ein Maurer mehr als viereinhalb Stunden arbeiten, um einen Kilo Butter kaufen zu können, und fast sechs Stunden für dieselbe Menge Käse.<sup>97</sup>

---

95 Wegen ungenügender Erhebungen des Jahres 1930 sind die näheren Umstände nicht bekannt.

96 P.Piccoli, a.a.O.

97 Die Berechnungen erfolgten auf der Grundlage der Tarife vom 30.11.1932, veröffentlicht im Bollettino del Consiglio Provinciale dell'Economia Corporativa di Trento, Jahr IX, Nr. 12 – Dezember 1932.

Nach einer bescheidenen Phase des Wiederaufschwungs im Jahr 1936 machte nun die Bauindustrie wieder eine Krise durch, die man bereits überwunden geglaubt hatte. Die autarke Politik der Regierung hatte dem Trentino mehr als anderen Regionen geschadet: Durch den Stopp des Warenaustausches mit dem Ausland wurde die Wirtschaft der Provinz ins Herz getroffen.

Bei dem Entschluss für die wirtschaftliche Autarkie der Nation hatte sich die Regierung bezüglich der realen Möglichkeiten, eine große Zahl von Produktionsmängeln selbst ausgleichen zu können, verschätzt: Während zur Deckung des Mangels an bestimmten Nahrungsmitteln Produktionsumstellungen erfolgten oder Kampagnen wie der »Kornkampf« durchgeführt wurden, waren die Probleme auf industrieller Ebene größer.

Italien, gegen das sich wegen der Kolonialpolitik in Ostafrika die Sanktionen des Völkerbundes vom 7. November 1935 richteten, musste mit der geringen Verfügbarkeit von Mineralien auf dem Nationalgebiet fertig werden. Es war nicht das erste Mal, dass sich dieser Mangel bemerkbar machte: Bereits während der Vorbereitungen zum Ersten Weltkrieg hatte sich Italien gezwungen gesehen, von anderen Staaten einen großen Teil des benötigten Kriegsmaterials zu erwerben.<sup>98</sup>

Um den zunehmenden Erfordernissen der Industrie Herr zu werden, begannen auch im Trentino neue Kampagnen der Mineraliensuche, die vor allem das Valsugana und das Val di Sole betrafen. In Aussicht auf Eröffnung eines Bezirks metallverarbeitender Industrie in den Außenbezirken der Stadt Trient wurde viel in die Anlegung von Magnetit- und Lignitbergwerken in Pejo und Civaron investiert.<sup>99</sup>

Paradoxiere Weise profitierten die Bergzonen an der einstigen Front des Ersten Weltkriegs von der internationalen Handelssperre und vom Mangel an Rohmaterial: Der Krieg hatte nicht nur Zerstörung hinter sich gelassen, sondern auch riesige Mengen an Kriegsschrott. Wie Vigilio Pedrazza in einem Artikel in »Identità« schreibt, in dem er auf das Bergen von Eisenmaterial eingeht, »fand die Bevölkerung der Grenzzonen, insbesondere die von Lusérn, die wegen der Nähe zu Festungen und zur Front mehr als andere vom Feuer der Artillerie gepeinigt worden war, die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Erholung durch die Ausbeutung des Schutts, den eben der Krieg bewirkt hatte.«<sup>100</sup>

Die ersten Maßnahmen begannen Anfang 1935 in den Zonen von Passo Vezzena. Da die Gemeinde im Sammeln der Trümmer eine mögliche Reserve für Zeiten schwerer Arbeitslosigkeit sah, erwarb sie am 3. Juni 1935 die einstige K.u.K.-Festung Cima Campo (Werk Lusérn)<sup>101</sup>, um das darin befindliche Eisen zu bergen.

Die Feste wurde vom Unternehmen Mondini demoliert, das im Anschluss an die Genehmigung zur Sprengung der Minen vom 16. Juni<sup>102</sup> mit den Abbrucharbeiten begann. Die Ausgrabung von Balken, Doppel-T-Eisen und Betoneisen erfolgte durch lokale Arbeiter. Parallel dazu entwickelte sich immer mehr die Tätigkeit des Sammelns von Geschossen und ihren Splintern im gesamten Raum der Hochebene. Mit einem Dekret vom

---

98 Nur als Beispiel sei angeführt, dass die Panzerkuppeln der Festungswerke von Krupp, einer deutschen Metallindustrie, erworben wurden.

99 P. Piccoli, a.a.O. Die beiden Orte liegen im Val di Sole und im Valsugana.

100 V. Pedrazza, Gli anni del ricupero, in Identità, Nr. 6 – Dezember 1991, S. 26.

101 ACL, SP, Kat. V, VII-36, Inventar der Gemeindegüter 1933, aktualisiert 1937.

102 CL, SP, CAAC, 1935, VII-49, Kat. XIV [öffentliche Sicherheit], Prot. 1960.

20. März 1930<sup>103</sup> trat der Staat den einzelnen Gemeindeverwaltungen das Eigentumsrecht des Kriegsmaterials und des Kriegsschrotts ab, weshalb die Gemeinden die Lokalbevölkerung zur Ausbeutung dieser Ressourcen ermächtigen konnten. In Lusérn wurden alle, die es wünschten, zu den Grabungen ermächtigt – unter der Bedingung, dass das Terrain anschließend wieder instand gesetzt würde.<sup>104</sup>

Um den Kriegsschrott zu finden, suchte man nach Erhebungen, die durch die Einschläge entstanden waren und sondierte das Gelände mit Hilfe eines Eisenstabes, der den Penetrationswiderstand des Bodens anzeigte. Ein weicher Boden ließ darauf schließen, dass bereits eine Bergung des Kriegsmaterials erfolgt war. Dann begann der Aushub einer Grube von 3 m Durchmesser und 2–2,5 m Tiefe. Durchschnittlich erforderte die Einholung von Fragmenten eines Geschosses dieses Kalibers bis zu drei Tagen harter Arbeit, die den Beschäftigten 35–40 Lire brachte.<sup>105</sup> Nach einer Rekonstruktion, die aufgrund von Gesprächen mit älteren Menschen erfolgte, gewann man aus einem 28-cm-Geschoss von ca. 250 kg neben dem Gusseisen mehr als ein Kilogramm wertvolle Kupferringe und ca. 5 Kilogramm Messing aus der Sprengkapsel.

Angesichts der noch herrschenden Krisensituation und der Tatsache, dass die Arbeitssaison eines Sammlers von Kriegsmaterial länger dauerte als die eines Maurers, war diese Tätigkeit relativ ertragreich, überdies konnten sowohl Frauen als auch Kinder für die weniger schwierigen Aufgaben eingesetzt werden. Die Frauen hatten die Aufgabe, den nach und nach zutage beförderten Schrott in den Ort zu transportieren, wo Sammelstellen eingerichtet waren. Die Kinder brachten hingegen den Erwachsenen das Mittagessen und lasen die Schrapnells auf (auf Zimbrisch *plai-marmar*), kleine Bleikugeln, die in den Infanterieabwehr-Geschossen eingeschlossen waren. Sie wurden zu ca. 1 cm dicken Platten eingeschmolzen, was nicht gefahrlos war: Die aus dem glühenden Blei austretenden Dämpfe sind hochgiftig.

Das Gusseisen und die anderen Metalle wurden in erster Linie an einen gewissen Abalini von Mezzaselva di Roana (Hochebene von Asiago) und an den Schmied des Ortes verkauft, der Briata von Arsiero (in der Nähe von Thiene) belieferte. Zum Unterschied von diesem letzteren begab sich Abalini zum Sammeln des Schrotts an den Fundort. Wie viele Befragten bezeugen, gingen zu Zeiten intensivster Arbeit vom Hauptplatz des Ortes bis zu 3 Fuhren Schrott am Tag ab.

Die Kehrseite der Medaille war das mit diesen Operationen verbundene hohe Risiko: Vor allem die Heimkehrer des Ersten Weltkriegs meinten, große Erfahrung mit Geschossen zu haben, und pflegten die nicht explodierten Bomben zu entleeren; wie mündliche Quellen bezeugen, taten sie dies oft ohne die geringsten Sicherheitsvorkehrungen.

Manche versuchten auch, die Bomben mit Vorschlaghammern zu öffnen; diese Unvorsichtigkeit forderte zahlreiche Verletzte und einen Toten.

Ein weiteres Ereignis, das in diesen Jahren die kleine zimbrische Gemeinschaft von Lusérn betraf, war mit den Militäroperationen verbunden, die die Regierung unter der Führung von Benito Mussolini auf afrikanischem Boden durchführte. In der Überzeugung,

---

103 *Materiali e rottami bellici*, in *Bollettino del Consiglio Provinciale dell'Economia di Trento*, Jahr VII, Nr. 4 – April 1930, S. 111.

104 CL, SP, CAAC, 1936, VII-56, Kat. XV [Verschiedenes], verpflichtende Erklärung vom 24. November.

105 Zum Vergleich sei angeführt, dass in jenen Jahren ein guter Maurer ca. 2 Lire in der Stunde verdiente.

dass das Bündnis zwischen Italien und Frankreich, Großbritannien und Deutschland (der sogenannte Mussolini-Pakt), dessen Ziel eine friedliche Überarbeitung der Abkommen war, Italien die stillschweigende Unterstützung Frankreichs und des Vereinigten Königreichs sichern würde, erwog der Duce Mitte der Dreißigerjahre die Möglichkeit eines Angriffs auf Äthiopien – das letzte große, noch unabhängige afrikanische Land.<sup>106</sup> Mit der Eroberung eines »Platzes an der Sonne« auch für Italien meinte die Regierung, neue Impulse für die italienische Wirtschaft zu setzen. Dieses Land sollte das Ziel zahlreicher Italiener sein, die sich wegen der Einschränkung der Emigration in die Vereinigten Staaten in einer unsicheren finanziellen Lage befanden. Außerdem hätte ein Sieg dem Regime im Vaterland größeren Konsens gebracht. Der am 3. Oktober 1935 begonnene Krieg endete bereits im Mai 1936 mit dem Einzug der italienischen Truppen in Addis Abeba und der Ausrufung des Reiches<sup>107</sup>. Im Laufe weniger Monate wurden, auch dank beträchtlicher Beiträge seitens der Regierung, viele Betriebe nach Äthiopien verlegt. Zur Unterstützung des Regimes bei der Eroberung dieser Gebiete und zur Errichtung zahlreicher Industriebetriebe fuhren 1935/1936 auch 2000 Trentiner Arbeiter nach Ostafrika.<sup>108</sup>

In Bezug auf Lusérn steht in einer öffentlichen Kundgebung der Gemeinde vom 26. April 1935<sup>109</sup> zu lesen: »... der ehrenwerte Kommissar für die Emigration und die interne Kolonisation hat verfügt, dass auch ein gewisses Kontingent von Arbeitern unserer Heimat in den Kolonien Italienisch-Ostafrikas eingesetzt werde [...]«.

Weiter heißt es: »Dies vorausgeschickt, wurde bestimmt, dass auch in dieser Gemeinde zu dem Zweck eine gewisse Anzahl von Arbeitern – 10 bis 20 – eingestellt wird. Die Abfahrt der Arbeiter muss am 30. dieses Monats erfolgen«.

Aus demselben Dokument geht hervor, dass die Arbeiter zwischen 25 und 40 Jahre alt und im Bau von Straßen, Rampen und anderen Werken erfahren sein mussten; am 27. des Monats hatten sie vor dem Bürgermeister zu erscheinen.

Neben den Arbeitern, die im Anschluss an diese Ankündigung abfuhren, befanden sich in Ostafrika Männer, die zuvor für die Militärhandlungen einberufen worden und nach Kriegsende geblieben waren. Wie eine Rekonstruktion des Kulturvereins Lusérn zeigt<sup>110</sup>, kehrten die abgereisten Arbeiter im Sommer des darauffolgenden Jahres zurück. Am 6. Dezember 1936 fuhr eine neue Gruppe ab. Tags darauf schiffte sie sich im Hafen von Genua nach Addis Abeba ein. Am Bestimmungsort angelangt, wurde sie den Steinbrüchen zugewiesen, die für den Bau der Verbindungsstraße zwischen Addis Abeba und Gimma angelegt worden waren.<sup>111</sup>

Der Aufenthalt einiger Arbeiter in Ostafrika bedeutete eine wahre Energiespritze für die Bilanz zahlreicher Familien. Nach einer Krisenzeit, in der sich viele verschuldet hatten, bot Afrika eine der wenigen Möglichkeiten zur Wiedererreichung eines bescheidenen Wohlstands.

---

106 A. Desideri, a.a.O.

107 G. Carocci, *L'imperialismo fascista in Africa*, in A. Desideri, a.a.O.

108 P. Piccoli, a.a.O.

109 ACL, SP, 1935, CAAC, Mappa VII – 48, Fasz. XI, Öffentliche Kundgebung datiert 26. April 1935.

110 Ass. Cult. Kulturverein Lusérn (Hg.), 1936–1996. *Lusérn: a Lânt vo emigrént – Luserna: un paese di emigranti – Lusérn: ein Ort der Emigranten*, Luserna (TN) 1996.

111 Ebd.

## **DIE OPTION IN LUSÉRN**

Das vielleicht dramatischste Ereignis des 20. Jh. war für die kleine zimbrische Gemeinschaft von Lusérn jedoch die Option – der illusorische Versuch vieler, einer Situation der Armut zu entkommen, unter welcher der Ort schwer gelitten hatte.<sup>112</sup>

Die »Option« war eine Wahlmöglichkeit, die 1939 die deutschsprachige Bevölkerung Südtirols und der gemischtsprachigen Zonen der damaligen Tre Venezie erhielt: Sie war vor die Entscheidung gestellt, entweder die italienische Staatsbürgerschaft beizubehalten – und dabei auf die Muttersprache und Jahrhunderte alten Traditionen zu verzichten – oder ins Dritte Reich auswandern und dort die deutsche Staatsbürgerschaft zu erwerben, aber der Heimat den Rücken zu kehren.

In der Aussicht auf eine gewaltsame Italienisierung der Gebiete, die nach dem Ersten Weltkrieg Italien zugewiesen worden waren, und als Antwort auf die pangermanistische deutsche Politik wurde zwischen dem deutschen Generalkonsul Otto Bene und dem italienischen Untersekretär für Auswärtige Angelegenheiten, Buffalini Guidi, die Umsiedlung der »volklich deutschen Südtiroler« , d.h. der »fremdsprachigen« Südtiroler geplant.<sup>113</sup>

Die Vereinbarung wurde dann durch ein italienisch-deutsches Abkommen ergänzt, das am 21. Oktober 1939 in Rom, ohne Ratifizierung durch das Parlament, unterzeichnet wurde.

Der Faschismus wollte sich jener Südtiroler Bürger entledigen, die kein Hehl aus ihrer Sympathie für das Deutschtum machten, und die lokale Stadtbevölkerung (die nicht an den Boden gebunden war) durch italienische Zuwanderer ersetzen; die Berggebiete, deren Neubesiedlung weit schwieriger war, wurden zunächst nicht in das Abkommen aufgenommen. Auf italienischer Seite traten der Polizeipräsident Arturo Boccherini und der Untersekretär für innere Angelegenheiten Buffalini Guidi für die totale Abwanderung ein. Deutschland war herzlich wenig um den deutschen Stolz dieser Völker bekümmert: Sein Interesse galt eher dem Ausgleich des Arbeitskräftemangels, der durch die Kriegsvorbereitungen eingetreten war. Außerdem sollten die neuen Zonen, die sich mit der Reichsexpansion nach Osten ergeben würden, nach Enteignung der Slawen durch die Optanten besetzt werden.

Am 23. Juni fand ein neues italienisch-deutsches Gipfeltreffen statt, ohne dass jedoch eine endgültige Entscheidung zustande kam. Die Beschlüsse technischer Art wurden dem Konsul Otto Bene und dem Präfekten von Bozen, Giuseppe Mastromattei, überlassen.

---

112 Bei einer objektiven Betrachtung der Option von Lusérn, wie sie nur ein Rückblick nach 60 Jahren gestattet, ist die Erscheinung als verzweifelter Versuch vieler Mitglieder der Gemeinschaft zu deuten, einen Ausweg aus einer wirtschaftlich untragbaren Situation zu finden. Ich betone demnach, dass auch im Lichte der zahlreichen gesammelten Zeugnisse als einzige wahre Erklärung für diese Erscheinung die bittere Armut jener Zeit zu sehen ist, in der die Auswanderung notwendig war und in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft erfolgte, und dass bloß wenig von dem, was sich zugetragen hat, einer ideologischen Einstellung zugeschrieben werden kann.

113 H. Mock (und andere), *L'opzione. Accordi e procedure*, in *Tiroler Geschichtsverein Bozen* (Hg.), *Option Heimat Opzioni. Eine Geschichte Südtirols – Una Storia dell'Alto Adige*, Innsbruck, Rauchdruck 1989.



Bloß zwei Monate später legte man die strategischen Aspekte der Operation fest:

– Optieren konnten die Bürger, die in der Provinz Bozen, in den gemischtsprachigen Gemeinden des Trentino (die vorher nicht berücksichtigt worden waren) und in den Zonen von Ampezzo und Kanaltal-Val Canale ansässig waren.

– Zum Optieren genügte es, sich an die Ämter der italienischen Gemeindeverwaltungen zu wenden, neben denen deutsche Ämter für die Auswanderung und die Rücksiedlung eingerichtet wurden.

– Es wurden die Umstände der Liquidation der Liegenschaften und die Kriterien für den Transport der beweglichen Güter festgelegt: Die Häuser und Gründe konnten auf dem freien Markt verkauft oder, nach Schätzung durch eine eigene italienisch-deutsche Kommission, einer Treuhandgesellschaft für die Auswanderung der Optanten (DAT<sup>114</sup>) abgetreten werden.

– Die Abtretungen mussten bis zum 31. Dezember 1941 erfolgen.<sup>115</sup>

Ein wesentlicher Punkt war noch zu klären: Bis zu dem Zeitpunkt waren keine Kriterien hinsichtlich der Identifizierung, wer volklich deutsch war und das Optionsrecht hatte, aufgestellt worden. Im Oktober nahmen der SS-Kommandant und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler und der Polizeipräsident Arturo Boccherini die Verhandlungen wieder auf und legten als letzten Termin für die Einreichung der Anträge den 13. Dezember 1939 und für den Abschluss der Abtretungshandlungen den 31. Dezember 1942 fest. Die Urkunde zur Belegung der erfolgten Option musste von jedem großjährigen deutschen oder ladinischen Bürger der Provinz Bozen in der Gemeinde, in der er wohnhaft war, oder bei den Stellen der ADEuRST abgegeben werden.<sup>116</sup>

Die Wahlen verliefen in einem gespannten Klima: Die Propaganda der gegnerischen Parteien stützte sich oft auf Lügen und drohte allen, die ihre Wahl nicht nach den gegebenen Hinweisen treffen wollten, mit dem Schlimmsten<sup>117</sup>. Auch die Optionshandlungen vollzogen sich oft in höchst unkorrekter Weise.

Als Beispiel sei ein Auszug eines Briefes wiedergegeben, den ein Luserner im Juni 1941 an den Präfekten von Bozen sandte.

»Am Freitag, dem 20. d.M. befand ich mich [...] beim Bocciaspiel – es waren einige Liter Wein getrunken worden und als mein Kopf bereits durch Alkohol umnebelt war, ließen sie mich (gemeint sind die Treuhänder des deutschen Konsulats) Papiere unterschreiben, die, wie ich später erfuhr, die Option für Deutschland waren.«

Hinsichtlich des Optionsausmaßes liegen wegen der politischen Fälschungen der Daten durch beide Regime keine sicheren Angaben vor: Nach der italienischen Version von 1945 scheinen 267.238 Personen mit Optionsrecht auf, von denen sich 69,4% für Deutsch-

---

114 DAT Deutsche Abwicklungs-Treuhand-Gesellschaft, Società fiduciaria per l'emigrazione degli optanti.

115 H. Mock (und andere), a.a.O.

116 ADEuRST Amtliche Deutsche Ein- und Rückwanderungsstelle, Uffici circoscrizionali germanici per l'organizzazione e l'esecuzione dell'esodo di massa.

117 In Lusern behaupteten die für die Propaganda Zuständigen, dass die Faschisten den Ort mit Neapolitanern besiedeln würden, sobald der Großteil der Bevölkerung für Deutschland optiert hätte. (Quelle: AC)

land und 14,3% für Italien erklärt hatten, während die verbleibenden 16,3% das Optionsrecht nicht nutzten und sich stillschweigend für Italien entschieden.

Die Deutschen schrieben den fehlenden Einschluss Luserns und des Fersentales in die laut Abkommen von 1939 vorgesehenen Gebiete einer Unaufmerksamkeit bei der Abfassung der Richtlinien für die Auswanderung zu. Der Chef der ADEuRST von Bozen und Sturmbahnführer der SS Wilhelm Luig erhielt die Zubilligung von der römischen Regierung, dass die beiden deutschen Minderheiten östlich von Trient in das Gebiet des Abkommens eingeschlossen würden: Es handelte sich um die Gemeinden Lusérn, Palai im Fersental/Palù del Férsina, Sankt Felix/San Felice, Sankt Franz/San Francesco und Sant'Orsola.<sup>118</sup>

Trotz des Zugeständnisses der Optionsmöglichkeit auch an diese letzten beiden deutschen Sprachminderheiten waren die Probleme – zumindest für die Luserner – nicht zu Ende. Den Bestimmungen zufolge mussten die Anträge bei den Gemeindeämtern eingereicht werden, deren führende Beamten von faschistischer Seite ernannt worden waren: Es konnte demnach vorkommen, dass der Bürgermeister die Annahme der Optionsanträge verweigerte. Unter den Unterlagen, die im Gemeindearchiv von Lusérn gefunden wurden, befand sich ein Dokument<sup>119</sup>, in dem das Kommissariat für Migration und Besiedlung von Bozen schreibt: »Die Amtliche Deutsche Ein- und Rückwanderungsstelle hat darauf hingewiesen, dass der Bürgermeister von Lusérn sich weigert, die Formulare 1, 2, 3 [die Formulare der Option] anzunehmen und die Fotografien der Optanten für die deutsche Staatsbürgerschaft zu beglaubigen.<sup>120</sup>«

Aus derselben Quelle geht hervor, dass nicht nur die Anträge abgelehnt wurden, sondern der Bürgermeister im Fall von Ermittlungen hinsichtlich des volklichen Ursprungs seiner Bürger leugnete, dass es sich um die Gemeinde einer deutschen Volksgruppe handelte.

Auf einen Brief der Gemeinde Bruneck zur Prüfung der volklichen Zugehörigkeit eines Bürgers von Lusérn, der vorübergehend dort wohnhaft war<sup>121</sup>, antwortete der Bürgermeister von Lusérn:

»Unter Hinweis auf den Randvermerk wird mitgeteilt, dass Z.Y. von X. und verst. J.K.M. in Prödlitz am ... geboren wurde, da sich die Mutter als Flüchtling aus der evakuierten Zone des Grenzgebietes von Lusérn dort befand. Die Eltern, wie die Großeltern, stammen aus Lusérn und sind zweifellos italienischer Rasse und Sprache, da die gesamte Bevölkerung dieser Gemeinde unterschiedslos der Volksgruppe der Hochebenen von Lavarone und Asiago angehört.«<sup>122</sup>

Die einzige Lösung, die den Lusernern angesichts dieser Haltung blieb, war die Übergehung der Gemeinde und die direkte Einreichung der Optionsanträge bei der ADEuRST

---

118 H. Alexander, *Il lungo cammino. «L'esodo in blocco» dei Lusernesi e dalla Val dei Mocheni – ovvero: Ciò che ai sudtirolesi fu risparmiato*, in *Tiroler Geschichtsverein Bozen (Hg.), Option Heimat Opzioni. Eine Geschichte Südtirols – Una Storia dell'Alto Adige*, Innsbruck, Rauchdruck 1989.

119 ACL, SP, CAAC, 1942, Mappe 137, Kat. XII: Opzioni per la cittadinanza germanica. 1939–1949 (in der Folge: ACL, CAAC, 1942,137, OPZ), Prot. 2511 vom 19.10.1940.

120 Ebd.

121 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, Prot. 707 vom 13.03.1940.

122 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, Prot. 707/1 vom 13.03.1940

von Bozen, doch schützte sie diese Taktik nicht immer vor der Feindseligkeit der lokalen faschistischen Parteimitglieder. Aus einigen in der Gemeinde Lusérn gefundenen Schriftstücken geht hervor, dass es in manchen Fällen zu Problemen bei der Annahme der Optionsanträge kam, da der Bürgermeister die deutsche Volkszugehörigkeit seiner Bürger geleugnet hatte.<sup>123</sup>

Zur Beteiligung an der Option musste jeder Antrag binnen Dezember 1939 abgefasst und abgegeben werden; die Anträge wurden zwar auch nach dieser Frist noch angenommen, doch entfiel dabei für den Antragsteller jede Form finanzieller Begünstigung. Der Betreffende verzichtete sowohl auf einen günstigen Wechselkurs – 1 Mark für 4,40 Lire statt 1 Mark für 7,63 Lire –, als auch auf die Liquidation für die abgetretenen Güter. Unabhängig vom Übergabedatum verlief die Option der deutschsprachigen Trentiner Minderheiten auf weniger günstige Weise als jene der Optanten, die in den Gebieten des Abkommens von 1939 wohnten.

Aus einem Brief, den die Königliche Präfektur von Trient den Gemeinden Lusérn und Sant'Orsola (Fersental) sandte, geht Folgendes hervor:

»... die Optionsanträge für die deutsche Staatsbürgerschaft, die in den Gemeinden Sant'Orsola und Lusérn eingereicht wurden, sind getrennt von den italienisch-deutschen Abkommen für Südtirol zu behandeln, da die jeweiligen Erklärungen – auch wenn für sie ein beschleunigtes Verfahren zulässig ist – als Ansuchen um den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft entsprechend dem gewöhnlichen, für die Naturalisierungen geltenden Verfahren zu betrachten sind.«<sup>124</sup>

Von deutscher Seite wurden jedenfalls genügend Sicherstellungen geboten, sodass die Erscheinung nicht im Keim erstickt wurde: Es wurde die kostenlose Umsiedlung in die neuen Länder garantiert und ein Haus mit angeschlossenem Grund zu einem Wert zugesichert, der mindestens jenem des in Italien zurückgelassenen Gutes entsprach.

Nach den statistischen Quellen des Reichskommissariats für die Festigung des deutschen Volkstums (RKFDV) vom 10. November 1943 hatten sich 830 Fersentaler und 408 Luserner als Optanten erklärt – etwa die Hälfte der Gemeinschaft von Lusérn und ein Drittel der Fersentaler Bevölkerung<sup>125</sup>.

Die Ansichten zum günstigsten Zeitpunkt für ihre Auswanderung gingen auseinander: Manche meinten, die Abreise sollte erst nach jener aller Südtiroler erfolgen (wie Luig und Buffalini Guidi mündlich vereinbart hatten); demgegenüber erarbeitete Luig im Jänner 1940 ein Projekt für die Gesamtumsiedlung von Lusernern und Fersentalern und plante eine Art Generalprobe für die Südtiroler Auswanderung<sup>126</sup>.

Als 1941 Wilhelm Luig zum Oberhaupt der Arbeitsgruppe für die Auswanderung von Lusernern und Fersentalern ernannt wurde, forderten die Ämter des RKFDV von Berlin die Sicherstellung bestimmter Liquidationssummen und die Angabe des neuen Siedlungsraumes. Der RKFDV antwortete zustimmend hinsichtlich der Höhe der Entschädigungen, äußerte sich aber nicht zum Bestimmungsort der beiden Gemeinschaften.

---

123 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, Prot. 243 vom 19.03.1940 und folgende.

124 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, Prot. 871 vom 16.04.1942

125 Le opzioni a Luserna, in *Identità*, Nr. 7 – März 1992.

126 Ebd.

Im September wurden die Optanten informiert, dass die Abreise binnen Herbst erfolgen müsse; zu dem Zweck wurde im Fersental die lokale Stelle der Deutschen Abwicklungsgesellschaft (DAT) eingerichtet.

Wegen des bevorstehenden Winters und der bereits gesammelten Vorräte zeigte sich die Bevölkerung unwillig, in dieser Jahreszeit abzureisen, und zwang Luig zur Verschiebung der geplanten sofortigen Abfahrt. Diese Weigerung brachte Luig gegenüber seinen Vorgesetzten in Verlegenheit: Sie wurden sich bewusst, dass das Interesse an der Umsiedlung auch bei vielen Südtirolern abnahm, und erkannten die Notwendigkeit einer sofortigen Umsiedlung. Die Verzögerung der Operationen hatte überdies viele Personen veranlasst, einzeln und unabhängig von jedem Programm abzureisen.

In einem Brief, der dem RKFdV Ende Oktober 1941 gesandt wurde, rechtfertigte Luig die Verspätung mit dem Hinweis, dass für das laufende Jahr die Möglichkeiten für eine Auswanderung der Fersentaler und Luserner nur noch gering waren. Wegen der schlechten Wetterverhältnisse und der schmalen Zufahrtswege zu den Gemeinden, die das Eis unbefahrbar machte, hätte kein Schwerfahrzeug die Trentiner Optanten erreichen können.

Außerdem war die Schätzung der Güter der Auswanderer weit hinter dem Plansoll zurückgeblieben: Die Aufsplitterung der Gründe machte es schwer, zu bestimmen, wieviel Eigentum den einzelnen Personen gehörte.

Luigs Plan war eine Gesamtumsiedlung in das Lager von Hallein bei Salzburg.<sup>127</sup> In den zwei Gemeinschaften begannen die Vorbereitungen für die Abreise: Möbelstücke und wenige Habseligkeiten der Menschen wurden an angegebenen Stellen der Ortschaften gesammelt, dann verpackt und mit der Bahn nach Hallein geschickt.

Die Optanten überließen der DAT Häuser und Gründe – die auf 3 Millionen Lire für die Zimbern und auf 19 Millionen für die Fersentaler geschätzt wurden – gegen das Versprechen, bei Ankunft am Bestimmungsort Güter desselben Wertes zu erhalten. Aufgrund der Zusicherungen ließen viele Menschen alles hinter sich, um sich eine neue Zukunft aufzubauen – doch das Versprechen wurde nicht gehalten.

Am 21. April fuhren 478 Fersentaler und drei Tage später 192 Luserner nach Hallein, wo sie vorübergehend in Baracken untergebracht wurden; vor ihnen waren 181 Optanten von Lusérn angekommen. Die prekäre Unterbringung führte schon bald zu Missbehagen unter der Bevölkerung; erst im Sommer 1942 suchten die zuständigen Behörden nach einer Lösung, da die Gefahr bestand, die Kunde von dieser Situation könnte sich verbreiten und die Südtiroler davon abhalten, denselben Weg zu gehen.

Trotz des Widerstandes der Münchner Sektion der Nationalsozialistischen Partei wurden die Optanten in etwa achtzig Bauernhöfen untergebracht (zu denen später weitere siebenzig hinzukamen), die in Céske Budějovice (Budweis) in Böhmen, einer der neuen Ostprovinzen des Reiches, verfügbar wurden.

Entgegen den Abmachungen wurden die Bauernhöfe nicht als Eigentum, sondern zur Verwaltung abgetreten. Die von den Auswanderern erzeugten Güter gehörten dem Staat: Die Auswanderer wurden demnach zu entlohnten Arbeitern, die im Haus ihrer Arbeitgeber, d.h. der deutschen Nation, wohnten. Nach einer Rekonstruktion der Ereig-

---

127 H. Alexander, a.a.O.

nisse durch Hans Mirtens<sup>128</sup> hatten Zimbern und Fersentaler außerdem große Mühe, sich an das neue Umfeld zu gewöhnen: Erstens waren sie das Bebauen ausgedehnten Ackerlandes nicht gewohnt, zweitens hatten sie keine Erfahrung mit dem Einsatz von Pferden beim Pflügen.

In Hallein waren fünfundneunzig Familien zurückgeblieben, von denen nur dreißig die psychophysischen Merkmale aufwiesen, die das Bezirksamt von Prag für die Ansiedlung in diesen Gebieten forderte. Im Jahr 1943 evakuierte man das Lager und brachte die wenigen dort verbliebenen Familien von Lusérn im Bezirk Salzburg unter<sup>129</sup>.

In der Zwischenzeit wurde es immer schwieriger, die neuen, durch die deutsche Nation besetzten Gründe zu halten: Mit dem Näherrücken der Frontlinie und der Flucht der deutschen Beamten wurde die Situation für die neuen Siedler immer prekärer, bis ihnen am 8. Mai 1945 nichts übrig blieb, als zu fliehen und die Häuser, die ihnen zugewiesen worden waren, samt ihrem Hab und Gut zurückzulassen. In jenen Tagen holten sich die Tschechen wieder, was ihnen unrechtmäßigerweise genommen worden war.

Die Optanten flohen mit dem wenigen, das sie in Händen tragen konnten: Zu Fuß und darauf bedacht, nicht gefangen genommen zu werden, versuchten sie, in sicherere, noch von den Deutschen kontrollierte Gebiete zu gelangen.

Den Quellen zufolge<sup>130</sup> leisteten hier die Alliierten große Hilfe, die Lebensmittel bereitstellten und auch bei den nachfolgenden Operationen der Rückwanderung nach Italien Unterstützung boten.

Wegen des Heranrückens der Roten Armee war das Lager von Ustrom am 25. Jänner evakuiert worden; die Familien langten – am Ende ihrer Kräfte – erst am 19. April im Trentino ein.

Im Sommer 1945 kehrten 91 Personen nach Lusérn zurück, ausgenommen eine Familie, die in Lienz blieb.

Glücklicherweise war noch keiner der Optanten aus den Registern der italienischen Staatsbürger gestrichen worden, sodass alle ohne übermäßige Hindernisse in ihre eigenen Häuser zurückkehren konnten.

In einer Urkunde des Gemeindearchivs von Lusérn steht unter Paragraph 26 des Inspektionsprotokolls im Bevölkerungsregister für das Jahr 1942 zu lesen:

Wanderbewegung: Wie viele Akten sind in Schweben? In Schweben sind alle Akten der meldeamtlichen Personen, die nach Deutschland ausgewandert sind, da diesbezüglich Anweisungen fehlen.«

Nicht ebensoviel Glück hatten jene, die nicht sofort nach Italien zurückkehrten. Mit der Option waren ihre Güter als Eigentum an die Deutsche Liquidations-Treuhandgesellschaft, die staatliche Körperschaft des nationalsozialistischen Deutschlands, gefallen, die 1946 die Beschlagnahme durch den italienischen Staat erlitt.

Am 2. Februar 1948 erließ die italienische Regierung ein Dekret für die Rückoption jener, die aufgrund der Abkommen von 1939 die italienische Staatsbürgerschaft aufgegeben

---

128 H. Mirtens, *L'emigrazione dei mocheni di lingua tedesca in Boemia nell'anno 1942 e il loro ritorno in patria nell'anno 1945*, in *Identità*, Nr. 7 – März 1992.

129 Nach einer anderen Quelle Oberschlesien, nicht Salzburg.

130 Mündliche Quellen, doch auch M. Garbari, *La comunità dell'Alta Val del Fésina nel periodo 1939 – 1945. Le opzioni per il Reich fuori Territori dell'Accordo*, in G.B. Pellegrini – M. Gretter, a.a.O.

hatten, um die deutsche anzunehmen; doch zum Unterschied von den anderen Gegenden waren Lusérn und das Fersental nicht von Anfang an betroffen, da sie erst zu einem späteren Zeitpunkt zur Rückoption zugelassen wurden.

Erst mit dem Gesetz Nr. 489 vom 3. August 1949<sup>131</sup> »Rückgabe der an die Liquidations-Treuhandgesellschaft von Bozen gefallenen Güter an italienische Staatsbürger, die früher in einigen Gemeinden des Trentino ansässig waren«, erhielten die Luserner und Fersentaler einen Teil ihres Eigentums zurück: In der Nachkriegszeit forderten sie von der deutschen Regierung die Wiedergutmachung für den erlittenen Schaden. In den Sechzigerjahren warteten jedoch mehr als 250 Personen noch auf eine Wiedergutmachung<sup>132</sup>; sie erhielten sie erst im Jänner 1967 – aufgrund eines Abkommens von 1965 – von der Bundesrepublik Deutschland, welche für die DAT-Obligationen verantwortlich war.

## **ZIMBRISCHES BRAUCHTUM VON LUSÉRN**

Wir unternehmen nun eine lange Reise, zurück zu einer Zeit, in der »alle Dinge sprechen konnten: die Tiere, die Pflanzen und die Steine«.

Es ist die Zeit des Ursprungs und der Jahrhunderte alten Sagen, von denen im Brauchtum von Lusérn Zeugnisse erhalten geblieben sind.

Die zimbrische Gemeinschaft ist eine Art wundersamer Schmelztiegel: In ihr hat sich die alte deutsche Kultur der Väter mit den Sitten und Gebräuchen der romanischen Umgebung verbunden.

Daraus hat sich eine Fülle von Überlieferungen, Sitten und Gebräuchen entwickelt, die in Lusérn noch greifbar sind und von denen im Alltag dieser Bevölkerung leicht Spuren zu entdecken sind.

### **Gebräuche im Jahreszyklus:**

#### **DIE HL. DREI KÖNIGE**

An den kalten Jännertagen, d.h. an den drei Tagen vor dem Dreikönigsfest, gehen bei Einbruch der Nacht Kinder, als Weisen aus dem Morgenland verkleidet, von Haus zu Haus zu und singen von der langen Reise, die sie zum Stall von Nazareth geführt hat.

Sie führen einen langen Stab mit sich, an dem eine Schachtel mit sternförmigem Ausschnitt befestigt ist, die die Kleinen in den Tagen zuvor angefertigt haben; eine Kerze verströmt daraus sanftes Licht.

Auch die Kleidung ist sorgfältig zusammengestellt und erinnert an die damalige Zeit.

Es wird nichts gekauft – noch heute stellen die Mütter und Großmütter diese schönen Gewänder selber her.

Historischen Untersuchungen zufolge ist dieser Brauch bereits für die Jahre nach dem Konzil von Trient belegbar.

---

131 Gesetzblatt Nr. 182 vom 10.08.1949; Gesetz Nr. 489 vom 03.08.1949 – »Retrocessione a cittadini italiani già residenti in taluni comuni del Trentino dei beni ceduti alla Società fiduciaria germanica in liquidazione di Bolzano«.

132 H. Alessander, a.a.O.

Zu bemerken ist, dass dieses Konzil auch wegen seiner (oft erfolgreichen) Anstrengungen bekannt wurde, jede Form des Heidentums zu tilgen, um eine stärkere Verwurzelung des Christentums zu bewirken.

Demnach ist es sehr wahrscheinlich, dass die Sitte der Drei Könige zumindest ursprünglich ein Versuch war, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von heidnischen Festen abzulenken.

In Anbetracht der gegebenen Periode ist dies eine überzeugende Theorie.

Die zwölf Tage, die dem Dreikönigsfest vorangingen, hatten im alten Volksglauben einen stark symbolischen Wert.

#### VORTPREN-BAR DAR MARTZO

Es ist Sitte, in der Nacht zwischen dem letzten Tag im Februar und dem ersten Tag im März ein großes Feuer zu entzünden; um diesen riesigen Scheiterhaufen versammeln sich die Ortsbewohner, um das Ende des strengen Winters zu feiern.

Es ist klarerweise ein Feuer heidnischen Ursprungs, das Glück bringen soll und das die schlechte Jahreszeit in Erwartung des Frühjahrs verbrennt.

#### DIE BITTGÄNGE

In Lusérn beteiligte sich die Bevölkerung an den drei Tagen vor dem Himmelfahrtsfest immer an einer Prozession, die durch die Straßen und über Feldwege führte<sup>133</sup>. Früh am Morgen begannen der Pfarrer und die Gläubigen den Umzug, wobei sie die Litaneien der Heiligen anstimmten. An den verschiedenen Stationen, die drei Tage lang wechselten, wurde nach dem Verlesen von Stellen des Evangeliums nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, in die vier Himmelsrichtungen gewandt, Segen und Schutz erfleht: Nach Norden hin betete man »a subitanea et improvvisa morte libera nos Domine«, nach Süden »a fulgore et tempestate libera nos Domine«, nach Osten »a peste, fame et bello libera nos Domine« und nach Westen »a flagello et terremoto libera nos Domine«.<sup>134</sup>

Da ein Großteil der Agrar- und Weidetätigkeit aufgegeben wurde, findet dieser Bittgang heutzutage nicht mehr statt.

#### **Sagengestalten:**

##### DIE FRAU PERTEGA

Die Alten des Ortes erinnern sich sicher noch daran, dass man einst glaubte, unter Lusérn – auf dem Steilhang, der das Val d’Astico beherrscht – befände sich eine Höhle, »Zimmer der alten Ursula« genannt.

In dieser Höhle standen der Sage nach große Tröge, in denen die noch ungeborenen Kinder im Wasser lagen.

Der Hüter dieses Phantasieortes war ein altes, kräftiges Weib mit langen Zähnen, Frau Pertega genannt<sup>135</sup>.

---

133 Zur Vertiefung s. Luserna Racconta 4, Luserna (TN), Kulturverein Lusérn 1996.

134 Ebd.

135 C. Prezzi, A Luserna in viaggio tra i miti. La Frau Pertega, in LEM Bersntol-Lusérn, Nr. 17 – Sep. 1997.



Lusérn-Luserna: Inneres in einem alten Luserner Wohnhaus (Haus von Prökk)



Nach den Aufzeichnungen, die Wolfram 1941 in Lusérn machte, dachte man, die Kinder befänden sich auf dem Berghang in der Nähe des Wildbachs *Üasn*<sup>136</sup>.

Diese Sagengestalt soll außerdem die Fähigkeit gehabt haben, Gewitter auszulösen, und wenn sie ihre riesigen Tröge auswusch, soll Donnerrollen vernehmbar gewesen sein. Interessant ist der Hinweis, dass diese Kinder für gewöhnlich Vätern verkauft worden wären, die sie wollten, dass Knaben mehr kosteten als Mädchen und dass die hässlichen Kinder billiger waren als die schönen.

Dank der Forschungsarbeit von Schweizer<sup>137</sup> verfügen wir über eine Erklärung für den Namen dieser Sagengestalt: Frau Pertega. Pertega geht auf das germanische Berhta zurück und ist mit dem gotischen Bairhts verwandt, das »leuchtend« bedeutet. Grimm<sup>138</sup> kommt zu dem Schluss, dass einige Züge dieser Gestalt auf eine heidnische Gottheit zurückzuführen sind, die in der Zeit der Wintersonnenwende erschien. Davon wird das Überleben einer alten Fruchtbarkeitsgöttin abgeleitet (da die Frau viele Kinder zu vergeben hatte), doch auch die Verbindung zwischen Leben und Tod (ein wahrer Totenmythos ist denkbar).

Die Bezeichnung »Frau« deutet auf eine wichtige Person hin (in Lusérn werden die Frauen im Allgemeinen als *Baibarn* bezeichnet); in phonetischer Hinsicht erinnert sie stark an Freya, eine antike Fruchtbarkeitsgöttin, die mit den Vanen<sup>139</sup>, Gottheiten der germanischen bäuerlichen Welt, verbunden ist. Bei Vergleich aller bestehenden Versionen der zimbrischen Sage werden zahlreiche gemeinsame Elemente von Freya und Frau Pertega erkennbar.

### **Brauchtum und Volksglaube in Verbindung mit dem Lebenszyklus:**

#### **DIE KINDHEIT**

Im Alltag von Lusérn gehört sie zu den Lebensbereichen, um die die zahlreichsten Vorstellungen, mystischen Erwartungen und Ängste kreisen. Das Kind ist das schwächste Glied der Familie und als solches hilfloser gegenüber den Kräften der Dunkelheit und des Bösen.

Die größte Angst ist mit den Abend- und Nachtstunden verbunden – in diesen Augenblicken bewegen sich die Dämonen freier.

Entsprechend dem alten Volksglauben von Lusérn (die Überzeugung hielt bis zum Ende des 19. Jh. an, als ein deutscher Wissenschaftler mit Aufzeichnungen begann) war es nicht ratsam, die Kinder nach Einbruch der Dämmerung außer Haus zu bringen, da die Kleinen verhext hätten werden können. Noch etwas durfte man nie tun: die Größe des Kindes messen oder über es hinwegschreiten, da dies das Wachstum bremsen würde.

Dieses letzte Element ist deshalb besonders interessant, da das Überschreiten eines Gegenstandes oder einer Person auf Überlegenheit (stärkere Kraft) desjenigen hinweist, der über den anderen hinwegschreitet.

---

136 B. Schweizer, *Le credenze dei cimbrì nelle figure mitiche, Giazza (VR), Taütschas Gareida*; B. Schweizer, *Il ciclo della vita nelle tradizioni cimbre, Giazza (VR), Taütschas Gareida*.

137 Ebd.

138 J. Grimm, *Deutsche Mythologie*, verschiedene Ausgaben.

139 D. Guasco, *Miti del Nord*, verschiedene Ausgaben.

Man denke bloß daran, dass das Paar am Hochzeitstag, sobald es zum ersten Mal das neue Haus betrat, über einen Besen steigen musste – was ausreichte, um die magischen Kräfte der Hexen zunichte zu machen und um das Haus vor Verwünschung zu bewahren. Im Zusammenhang mit Neugeborenen glaubte man einst, das Schaukeln einer leeren Wiege würde dem Kind, das später darin liegen sollte, Bauchschmerzen bringen. Schließlich meinte man, man sollte ein Kind ruhig weinen lassen, da sein Herz durch das Weinen gestärkt würde.

#### DER TOD

Bis vor wenigen Jahrzehnten galt das Käuzchen (die *Klage*) als ein mit dem Jenseits verbundenes Tier. Wenn man es inmitten der Nacht in der Nähe eines Hauses rufen hörte, meinte man, es wäre dort jemand gestorben. Schon der Name dieses Tieres weist auf Trauer beim Verlust eines geliebten Menschen hin (*klagn*).

In dem Zusammenhang berichten einige namhafte Forscher<sup>140</sup> vom zimbrischen Brauch der Klageweiber, die beim Tod eines Menschen gegen Bezahlung weinten und wehklagten<sup>141</sup>. Dieses Weinen steigerte sich in manchen Fällen zum Exzess und wurde zu einem pausenlosen Preisen des Verstorbenen und seiner Verdienste, das kein Ende nehmen wollte.

Gegen diese auf der Hochebene von Asiago verbreitete Sitte des verzweifelten Klagens um die Toten erhoben Priester, aber auch der Bischof von Padua und Papst Clemens XIII. starke Einwände<sup>142</sup>.

Joseph Bacher (Geistlicher von Lusérn von 1893 bis 1899) zeichnete eine Totenklage auf, d.h. einen Grabgesang, dessen Rhythmus dem der Glocken ähnelt<sup>143</sup>.

Bacher berichtet, dass sich am Abend die Ortsbevölkerung in das Haus des Toten begab und die Nacht hindurch bis zum Morgen betete. Bei Tagesanbruch wurden Kaffee und ein Stück Brot angeboten. Niemand wagte es in jener Nacht, alleine fortzugehen, da ihm der Geist des Verstorbenen gefolgt wäre. Der Brauch des Brotessens (der bis zu den Dreißigerjahren verbreitet war) ist auf die alte Sitte des »Totenschmauses« zurückzuführen (von dem in Giazza der Ausdruck *Kartack* erhalten geblieben ist<sup>144</sup>).

Vorzeichen für den Tod waren neben dem Ruf des Käuzchens das nächtliche Krähen des Hahnes und Träume von Särgen und Kerzenprozessionen. In Lusérn durfte in der Vergangenheit auch die Kette der Herdstelle nicht zu weit herunterhängen, um zu vermeiden, dass die armen Seelen der Vorfahren »verbrannt« werden. Verbreitet war auch der Aberglaube, dass die Seele des Verstorbenen nur ins Paradies gelangen konnte, wenn die Taschen seiner Kleider leer waren.

Der letzte Schritt des traurigen Übergangs war die Beerdigung: Eine Schaufel und eine Hacke wurden überkreuzt in die leere Grabsenke gelegt, um den Mächten des Bösen den Zugang zu dieser Stätte zu verwehren.

---

140 B. Schweizer, A. Dal Pozzo, J. A. Schmeller und andere.

141 C. Prezzi, L'ultimo passo e i suoi risvolti nelle antiche tradizioni di Luserna in LEM Bersntol Lusérn, Nr. 18 – Dez. 1997. Zur allgemeinen Vertiefung des Klagegesag s. E. De Martino, Morte e pianto rituale nel mondo antico.

142 A. Dal Pozzo, Memorie Historiche dei Sette Comuni Vicentini.

143 J. Bacher, Die deutsche Sprachinsel Lusérn, Innsbruck, Wagner 1905.

144 B. Schweizer, a.a.O.

## **DIE ZIMBRISCHE SPRACHE VON LUSÉRN**

»*Bar mang net à-hevan zo reda vo dar zung vo Lusérn âna zo hõara bia si laiitet* – wir können nicht von der zimbrischen Sprache sprechen, ohne ihren Klang zu hören.«

Das Adjektiv zur Bezeichnung der in Lusérn gesprochenen Sprache leitet sich nicht vom gleichnamigen Volk ab, das von den römischen Legionen 101 n. Chr. bei den Campi Raudi, vermutlich in der Nähe von Vercelli, besiegt wurde, sondern gibt einen altdeutschen Dialekt an.

Die zimbrische Sprache entspricht dem Mittelhochdeutschen mit bayrischer Prägung. Diese Sprache gelangte um das Jahr Tausend durch bayrische Siedler, die ihr Land auf der Suche nach neuen Siedlungsgebieten verlassen hatten, auf die Hochebene von Lusérn. Die erste Urkunde, die mit diesen Wanderzügen in Beziehung gebracht werden kann, datiert von 1055; es sind darin die Namen der Familienoberhäupter mit dem entsprechenden Herkunftsort aufgezählt, die in einer Zeit der Hungersnot von ihrer Heimat fortzogen, um sich auf den Gründen des Klosters S. Maria in Organo in Verona niederzulassen.

Zu Beginn des 18. Jh. war die zimbrische Sprache am stärksten verbreitet; in dieser Periode wurde sie in einem weiten Gebiet südöstlich von Trient, zwischen den Flüssen Etsch und Brenta gesprochen. Rund 20.000 Personen pflegten sie, wonach ein langsamer, doch unaufhörlicher Rückgang eintrat, der fast zu ihrem Erlöschen führte.

Von einem weiten Trentiner Gebiet, das einst Heimat der zimbrischen Sprache war, ist der kleine Ort Lusérn als letztes Bollwerk geblieben; die geländebedingte Isolierung der Luserner Hochebene gestattete die Beibehaltung dieses alten Dialekts, der, wie Experten angeben, noch heute einen bemerkenswert konservativen Charakter zeigt.

Hans Tyroller meint, dass die Sprache der Spiegel einer Gemeinschaft ist; die zimbrische Sprache weist einen großen Vokabelschatz in speziellen semantischen Bereichen auf, wie etwa jenen, die mit dem Holz und seiner Verarbeitung, mit der Feldarbeit und den Wetterbedingungen verbunden sind.

Er betont außerdem, dass die Ähnlichkeit zwischen dem Zimbrischen und dem Bayrischen sowohl im phonetischen, als auch im lexikalen System zum Ausdruck kommt. Die Morphologie der zimbrischen Sprache von Lusérn hat eigene, mit dem Deutschen verbundene Regeln entwickelt, sie kann demnach neue Wörter durch einfaches Anfügen von Suffixen integrieren; die Verben werden durch Abfall der Infinitivendung »-are« und durch Anhängen der Endung »-arn« integriert.

Die zusammengesetzten Wörter richten sich unterschiedslos nach deutschem oder italienischem Muster.

In der Form löst sich die zimbrische Sprache völlig vom Deutschen und zeigt einen dem Italienischen ähnlichen Aufbau; das Partizip der Vergangenheit steht demnach nicht am Ende des Satzes, in den Nebensätzen steht das Zeitwort nie am Ende.

Was den Sprachforscher beeindruckt, ist der typische Charakter der Sprache sowohl in phonetischer und phonologischer, als auch morphologischer und lexikaler Hinsicht. Ich möchte und kann wegen meiner eingeschränkten Kompetenz hier nicht näher auf diese Aspekte eingehen, weshalb wir nun nach diesem kurzen fachtechnischen Exkurs die aktuelle Situation der zimbrischen Sprache betrachten wollen.

In einem Bericht führt der Wissenschaftler Hans Tyroller an, dass eine linguistische Entlehnung keine Gefahr, sondern vielmehr eine Bereicherung für eine Minderheitenspra-

che darstellt, solange diese imstande ist, die Elemente der Kontaktsprache zu integrieren. Tyroller sagt weiter, dass die Sprache von Lusérn bis heute eine sehr große Fähigkeit zur Integrierung fremdsprachlicher Elemente bewiesen hat.

Dies stimmt sicher, in erster Linie aber für eine Zeit, in der unter der Bevölkerung alle auch Deutsch konnten und die Sprache demnach durch Neologismen aus einer »Schwestersprache« bereichert wurde, d.h. die Integration ergab sich auf natürliche Weise. Heute erfolgt der Vorgang über die italienische Sprache, wobei es leider nicht nur Neologismen sind, die »entlehnt« werden, sondern immer häufiger der italienische Ausdruck einen bestehenden zimbrischen ersetzt.

Es entsteht der Eindruck einer langsamen Untergrabung unseres Wortschatzes. Unter den vielfältigen Ursachen sind als wesentlichste die gemischtsprachigen Ehen, neue Berufe, der Einfluss der Massenmedien und schließlich die Abwanderung zu nennen, die in den letzten Jahrzehnten zu einer wahren Plage für Lusérn wurde: Sie ist auf die Unmöglichkeit des täglichen Pendelns und auf den Mangel an Arbeitsplätzen vor Ort zurückzuführen.

Sichere und aktuelle Angaben zur Situation der zimbrischen Sprache bot die Volkszählung (Landesgesetz Nr. 30 vom 30. August 1999), die ein Bild der zimbrischen Gemeinschaft von Lusérn zum 21. Oktober 2001 zeichnete. Erstmals erhielten die Einwohner von Lusérn und die abgewanderte, in der Provinz Trient wohnhafte Bevölkerung die Möglichkeit zur Erklärung der Volksgruppenzugehörigkeit.

Alles in allem ergibt sich ein beruhigendes Bild: Die zimbrische Minderheit ist zwar zahlenmäßig im Landesbereich die schwächste, aber auch die »aktivste«: Von den 259 in Lusérn wohnhaften Zimbern verfügen zumindest 87,2% über passive Kenntnisse der Minderheitensprache, während 84,2% die Sprache aktiv gebrauchen. Bei näherer Betrachtung der Daten zeigt sich, dass 86,7% der Kinder im Alter bis 10 Jahren die Minderheitensprache verstehen, während 80% sie aktiv gebrauchen. Außerhalb der eigenen »Kulturquelle«, doch innerhalb des Landesgebietes verstehen 80,8% der Zimbern die Sprache der Väter, während 74% sie sprechen.

## ***DIE SITUATION IN DER SCHULE***

Das Phänomen der Abwanderung hat, vor allem im Schulbereich, schwere Rückschläge gebracht. Während zu Beginn des 20. Jh. in der kleinen zimbrischen Gemeinschaft zwei Schulen bestanden – eine mit italienischer Hauptsprache, die ca. 20 Schüler umfasste, die andere, deutscher Sprache, mit etwa hundert Mitgliedern -, besuchen heute nur wenige Kinder den kleinen Kindergarten und die Volksschule.

Die rechtliche Voraussetzung für jedes Vorgehen zugunsten der zimbrischen Sprache ist das Autonomiestatut, das den Unterricht der deutschen Sprache und Kultur ermöglicht. Die Grundsatzvorgaben werden durch die Durchführungsbestimmungen, und zwar das Legislativdekret 321 von 1997 angewandt: Es dehnt auf Fersentaler und Zimbern aus, was durch das Legislativdekret 592 vom 16. Dezember 1993 bereits für die ladinische Minderheit festgelegt wurde.

Im Rahmen des Kindergartens wird der Gebrauch der zimbrischen Sprache dank des Landesgesetzes Nr. 18/87 und nachfolgender Änderungen durch die Anwesenheit von muttersprachlichen Lehrern gewährleistet.

Mit dem Dekret des Landshauptmanns vom 12. Juni 2001 Nr. 20-71/Leg wurden die Bestimmungen für die »Feststellung der Kenntnisse der Sprache und Kultur der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen der Provinz Trient« festgelegt.

Als sehr wichtig erwies sich schließlich eine Gesetzesbestimmung, die mit dem Haushalt 2001 verbunden ist: Sie führt höhere Flexibilität bei der Zuweisung des Lehrpersonals durch den Hauptschulamtsleiter an die Schulen der zimbrischen Gemeinde ein. Dank eines anderen Gesetzes entstand ein Fond für die Verbesserung der Schulqualität, aus dem Projekte für die Sprachminderheiten finanziert werden.

Während der Kindergarten und die Volksschule im Ort liegen und demnach in erster Linie von Kindern besucht werden, die, wenn schon nicht immer über aktive, so doch zumindest passive Kenntnisse der zimbrischen Sprache verfügen, besuchen die Mittelschule von Lavarone, in die auch die Schüler von Lusérn gehen, im Wesentlichen Schüler Lavarones, die nicht Zimbrisch sprechen, weshalb es schwierig ist die Minderheitensprache in die Schule hineinzutragen.

Seit einigen Jahren läuft in der Volksschule von Lusérn ein Projekt für den Unterricht verschiedener Gegenstände in der Unterrichtssprache Deutsch (dreizehn Wochenstunden). In diesem Schuljahr (2003/2004) soll das Projekt auch in der Mittelschule von Lavarone durchgeführt werden.

## ***DIE SOZIOÖKONOMISCHE UND POLITISCHE SITUATION***

Tatsächlich stellt Lusérn/Luserna die bestandsmäßig größte zimbrisch-deutschsprachige Gemeinschaft dar: Bei der Zählung von 2001 erklärten sich 267 Einwohner (von 297) als der zimbrischen Gruppe zugehörig, wie zusätzlich auch 397 Bewohner anderer Gemeinden der Provinz Trient, zu denen noch einige hundert Abgewanderte zählen, die außerhalb der Provinz (speziell in Bozen) oder im Ausland (in erster Linie Österreich, Schweiz, Deutschland) leben. Allein diese Daten vermitteln uns ein Bild von der prekären Situation unserer Gemeinschaft: Der Großteil der Mitglieder lebt fern dem historischen Siedlungsgebiet, wobei mit der erfolgten Diaspora die reelle Gefahr verbunden ist, dass unter dem Einfluss der neuen Gesellschaft in der 2. oder 3. Generation der Auswanderer eine Assimilierung stattfindet.

Das hat seinen Grund. Unsere zimbrischen Gemeinschaften haben sich nicht bewusst entschieden, sich »aufzulösen«. Es waren äußere Einflüsse, die die zimbrische Bevölkerung gezwungen haben, den Gebrauch ihrer Sprache – ein wesentliches Merkmal der Volksgruppe – immer weiter zu reduzieren.

Die Arbeitssuche war ein gravierender Grund für die Abwanderung. Lusérn hat nur äußerst geringe Arbeitsplätze zu bieten: Es befindet sich in den Bergen (1.333 m ü.d.M.), 14–17 km von den nächstgelegenen Orten und fast 50 km (beinahe zwei Stunden mit dem Bus) von der Hauptstadt Trient entfernt. Während die Auswanderung bis zu den Sechziger/Siebzigerjahren zumeist saisonbedingt war (Bauwesen, Fremdenverkehr) und ins Ausland führte, richtete sie sich später auf die Orte des Talgrundes (Trient, Rovereto, Bozen) und wurde definitiv.

Einen vielleicht tödlichen Stoß erlitt unsere Gemeinschaft durch die falsche Einschätzung der sozialen Auswirkungen einer großen Zivilreform und mit ihr einhergehender Maßnahmen: die Einrichtung der einheitlichen Mittelschule in Lavarone im Jahr 1964.

Vom Zweiten Weltkrieg bis 1967 zählte die in Lusèrn wohnhafte Bevölkerung stabil etwa 650 Einwohner. Im Sommer 1967 schlossen unsere Jugendlichen die Pflichtschule mit dem Mittelschulzeugnis ab, das es ihnen zum erstenmal gestattete, eine Oberschule oder Berufsschule zu besuchen (was mit dem Zeugnis der Volksschul-Übergangsschule, die bis dahin in Lusèrn bestand, nicht möglich war).

Da die Schüler mit dem Linienbus um 5.50 Uhr in der Früh von Lusèrn wegfahren mussten und erst um 20.00 wieder nach Hause kamen und da die Stipendien höchstens einen Monat der Internatskosten deckten, zogen die betroffenen Familien nach Trient oder Rovereto. In 4 Jahren (1967–71) verlor Lusèrn 100 Einwohner, in 14 Jahren (1967–1981) 200, d.h. fast ein Drittel der Bevölkerung.

Und es handelte sich um die junge Generation! Diese fühlt sich zwar noch als zur zimbrischen Gemeinschaft von Lusèrn gehörig, wie die Erklärungen bei der Volkszählung 2001 zeigten, doch droht die Bindung zum Heimatort im Laufe weiterer Generationen, schwächer zu werden.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten hat sich die Gemeindeverwaltung sehr darum bemüht, sowohl die Infrastrukturen und die Dienstleistungen zu verbessern, als auch den Zusammenhalt der zimbrischen Gemeinschaft zu fördern (Nachrichtenblatt der Gemeinde, Bibliothek, Spielothek, zimbrische Gruppe, Zweijahrestreffen der aus Lusèrn Gebürtigen, Einführung eines Schülertransportdienstes, Nutzung der Erträge der Gemeinschaftsgüter für die Schaffung von Arbeitsplätzen und für einen Beitrag zu den größeren Auslagen vom Familien mit Kindern, wie auch für die Werk tätigen, die täglich pendeln).

Die Verwaltung hat sich auch sehr für die Wirtschaftsförderung eingesetzt (die unerlässlich ist, um der Gemeinschaft eine Zukunft zu bieten): Sie hat alle Wirtschaftsvorhaben von Privatleuten unterstützt und ist für die Gründung des Konsortiums für Bodenverbesserung, der Arbeitsgenossenschaft Lusèrnar scarl, des Kulturinstituts für das Fersental und Lusèrn (Förderung der zimbrischen Sprache und Kultur, Verwaltung des Museumshauses), der Stiftung Dokumentationszentrum Lusèrn (Museum, Ausstellungen, Tagungen, Studien, Publikationen, [www.lusèrn.it](http://www.lusèrn.it)) eingetreten.

Derzeit ist sie bemüht, von der Provinz die Finanzierung für den Erwerb eines bescheidenen, noch fehlenden Areals zu erhalten, wie auch eines Gebäudes für Produktionstätigkeit und Dienstleistungen (zur Vermietung an Handwerker und Kleinbetriebe) und eines Heubäder/Wellness-Zentrums. Ungeachtet aller Versprechungen schneiden in Geldfragen leider immer die größeren Orte gut ab und erhalten die kräftigsten Investitionen, während die Lösung der Probleme kleinerer Gemeinden immer aufgeschoben wird.

Der Ort zählt zwar wenige Einwohner, doch besteht eine starke Bindung seitens der Abgewanderten, die hier zahlreich den Urlaub und die Feiertage verbringen, wodurch die Beziehungen zu den verbliebenen Einwohnern lebendig bleiben. Wir haben glücklicherweise eine bescheidene Entwicklung von Ferienwohnungen erlebt: Die Luserner verkaufen selten ihre Häuser und ziehen es verständlicherweise vor, das Eigentum den Kindern und Enkeln zu überlassen. Das trägt zur Wahrung eines Identitätsgefühls bei.

Trotz der niedrigen Einwohnerzahl des Ortes weist er ein gutes Dienstleistungsniveau auf: selbständige Gemeinde, Pfarre, Postamt, Bankstelle (2 Tage pro Woche + automatischer Schalter), Stelle zur medizinischen Versorgung (mit Arzt und Krankenschwester, 3 bzw. 5 Mal in der Woche), zwei Geschäfte mit Lebensmitteln und Konsumwaren, eine

Friseurin, vier Bars/Restaurants, die das ganze Jahr hindurch geöffnet sind, der Agritur-Betrieb Galeno (mit Restaurant und 30 Betten – gute Qualität), das Hotel Albergo Lusernarhof (die Gemeinde hat die Enteignung dreier alter Gebäude vorgenommen und diese umgebaut; sie umfassen nun ein Restaurant, eine Bar, 28 Betten – gute Qualität; die Geschäftsführung besorgt eine Familie von Lusérn, [www.lusernarhof.it](http://www.lusernarhof.it)), eine Buchhaltungskanzlei, zwei Geometerbüros, einige kleine Bau- und Forstbetriebe, dazu noch eine Mehrzweck-Arbeitsgenossenschaft. Dann sind die kulturellen Einrichtungen zu nennen: das Kulturinstitut für das Fersental und Lusérn (die beiden Institute sind ab 2005 selbstständig), das Dokumentationszentrum Lusérn, der Zimbrische Polyphoniechor, der Pfarrchor, der Kulturverein, der historische Fotoklub »A. Bellotto«, der Freizeitverein Spilbar, die Kurverwaltung, die Feuerwehr. Der Kulturverein verfügt über einen kleinen Fußballplatz, die Gemeinde über einen Tennisplatz, eine Bocciabahn und einen Taugungssaal.

Dramatisch ist hingegen die Situation im Schulbereich: drei Schüler besuchen die Mittelschule von Lavarone, drei Kinder den Kindergarten von Lusérn und drei die Volksschule (drei Tage in der Woche in Lusérn und zwei Tage in Lavarone). Die Mensa wird für alle Einrichtungen gemeinsam geführt, der Betreuer spielt mit den Kindern in der Mittagspause und spricht mit ihnen vorwiegend Zimbrisch. Einige Kinder werden nach Lavarone zur Schule gebracht, wo die Mütter arbeiten.

Wir haben uns gegen den Versuch gewehrt, unsere Schulinstitute zu schließen: Die Eingliederung aller unserer Kinder in die Schule von Lavarone ohne pädagogisch-didaktisches Programm, das unsere sprachliche und kulturelle Besonderheit berücksichtigt, würde die reine, nackte Assimilierung und den Verlust der Sprache und Identität bedeuten. Wir sind hingegen bereit, ein zwei- bzw. dreisprachiges Schulmodell ins Auge zu fassen (Italienisch/Deutsch plus einige Stunden Zimbrisch), das für die Schüler von Lavarone und Lusérn einheitlich ist und ihnen mehr als die normale Schule bietet.

In Anbetracht unserer zahlenmäßigen Schwäche und demnach des geringen politischen Gewichts haben wir es als erforderlich erachtet, unsere Rechte als deutsche Volks- und Sprachgruppe geltend zu machen.

Kraft des Pariser Abkommens »De Gasperi–Gruber«, das am 5.9.1946 von Italien und Österreich unterzeichnet und dem Friedensvertrag beigelegt wurde, genießt die Region Trentino-Südtirol eine starke Sonderautonomie, die auf den Schutz der »deutschsprachigen Einwohner der Provinz Bozen und der benachbarten gemischtsprachigen Gemeinden der Provinz Trient« ausgerichtet wurde. Für die letzteren Gemeinden hat die Provinz Trient nie Interesse bewiesen. Als im Jahr 1992 die Parlamente von Österreich und Italien daran gingen, die sogenannte Streitbeilegungserklärung abzugeben – um vor der UNO die Streitsache abzuschließen, die Österreich in den Sechzigerjahren wegen der Säumigkeit Italiens gegenüber den Südtirolern angestrengt hatte – haben wir als Luserner und Fersentaler Bürgermeister dem österreichischen Vizekanzler und Außenminister Alois Mock, sowie unserem Ministerpräsidenten Giulio Andreotti und Außenminister Gianni Demichelis geschrieben und die Anerkennung gefordert, dass wir als deutschsprachige Einwohner der Provinz Trient durch das Pariser Abkommen geschützt sind.

Im Antrag auf die Schließung der internationalen Streitsache vom 10.6.1992 führt der österreichische Nationalrat unter Punkt 10) an: »... wird die Bundesregierung ersucht, auch dafür einzutreten, dass den deutschsprachigen Sprachinseln in der Autonomen Provinz Trient diejenigen Rechte gewährt werden, die der Pariser Vertrag in seinem Ar-

tikel 1 und den Akten seiner Durchführung für diese Gemeinden vorsieht«. Zu bemerken ist, dass die Provinz Trient im dispositiven Teil des Textes nur an dieser Stelle und nur insofern genannt wird, als sich die international geschützten deutschen Sprachinseln der Zimbern von Lusérn und der Fersentaler auf ihrem Gebiet befinden.

Rom (Demichelis) hatte geantwortet, dass die Verpflichtungen laut Pariser Abkommen schon mit dem ersten Statut von 1948 (das die Fersentaler und Zimbern nicht erwähnte) eingehalten worden waren.

Nach fast einem Jahrzehnt unbeirrter, begründeter Forderungen auf rechtliche Anerkennung, bei konstantem Dialog mit allen politischen Kräften und beteiligten Institutionen, wurde mit dem Verfassungsgesetz 2 des Jahres 2001 das Autonomiestatut geändert, wonach nun den Ladinern, Fersentalern und Zimbern der Provinz Trient das Recht auf Schutz ihrer Sprache und Identität zuerkannt wird. Es wurde festgelegt, dass die Provinz Trient entsprechende finanzielle Reserven aufbringen muss, die den Erfordernissen der kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der ladinischen, fersentalerischen und zimbrischen Bevölkerungsgruppen angemessen sind. Soweit die Grundsatzzerklärung, die wesentlich ist, aber dann doch mit widersprüchlichen Interessen kollidierte. Wenn es um »Geld« geht, hat immer der Größere und Stärkere die Oberhand, während die Kleineren die Reste erhalten, wenn es welche gibt.

Die »internationale Verankerung « unseres Schutzes wurde durch eine Einladung bestätigt, die ich als Koordinator des »Einheitskomitees der historischen deutschen Sprachinseln in Italien« vom österreichischen Außenministerium erhielt: eine Einladung zur Teilnahme an der Zeremonie zum 10. Jahrestag der Streitbeilegung Österreich-Italien, am 10.6.2002. Als der Klubobmann der ÖVP Andreas Khol – nun Nationalratspräsident – bei der Sitzung des Nationalrats in Wien von den deutschen Sprachinseln des Trentino sprach und sich mit einem Gruß an die anwesenden Bürgermeister von Lusérn richtete, klatschten alle Sektionen Beifall, zum Zeichen der Sympathie und der Bestätigung des Interesses an unseren deutschen Sprachgemeinschaften.

In den letzten Jahren konnten dank der Änderung des Regionalgesetzes 10/88, der Genehmigung des Landesgesetzes 4/1999 und des gesamtstaatlichen Gesetzes 482/99 zahlreiche Projekte eingeleitet werden, die der Aufwertung unserer Sprache und Identität dienen (Nachrichtenblatt der Gemeinde, Radiosendungen, Internet [www.luserna.org](http://www.luserna.org), Spielothek, Ortsnamensgebung, Kurse, Hinweistafeln usw.).

Abschließend sei Folgendes gesagt: Unsere Situation ist schwierig, doch der Pessimismus der Vernunft wird durch den Optimismus des Willens übertroffen. Den guten Willen sehen wir nicht nur in der Gemeindeverwaltung, sondern auch bei Privatleuten: Dieses Jahr entstanden zum Beispiel zwei kleine Betriebe; derzeit sind vier Gemeindebaustellen offen und doppelt so viele private (8 Wohnungen werden geschaffen bzw. umgebaut). Vor hundertzwanzig Jahren behaupteten manche, die deutschen Sprachinseln des Trentino wären bereits erloschen, doch bin ich heute fest überzeugt, dass unsere Gemeinschaft in ebenso vielen Jahren immer noch bestehen wird.

Sicher müssen alle – öffentliche Verwaltung und Bürger – ihren Teil dazu beitragen!





**Plodn: Gesamtansicht der Ortschaft**

**(Foto DANIELI)**

# PLODN-SAPPADA

## *Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Belluno*

### **GESCHICHTE VON PLODN-SAPPADA**

Der Ursprung von Sappada-Plodn liegt Jahrhunderte zurück. Er fällt in eine Zeit, aus der keine Urkunden erhalten sind, weshalb eine genaue Rekonstruktion und Datierung des Prozesses, der zur ersten Besiedlung führte, nicht möglich ist.

Der sagenhafte Charakter der mündlichen Überlieferung ist nachgewiesen, laut welcher eine Gruppe von Familien um das 10. Jh. wegen der Unterdrückung durch die Heimfels aus Villgraten bei Sillian flohen. Historische Forschungen haben auch gezeigt, dass es die Urkunde von 1078, die von mehreren Historikern des 19. und 20. Jh. erwähnt und für verloren angesehen wurde und die noch heute in vielen Veröffentlichungen touristischer und populärwissenschaftlicher Art als »erste Urkunde« von Sappada-Plodn erwähnt wird, nie gegeben hat. Sie ist auf ein historiographisches Missverständnis zurückzuführen, das bei der Weitergabe von Informationen zwischen J. Bergmann und G. Ciani hinsichtlich der Belehnung der Patriarchen von Aquileia mit dem betroffenen Gebiet entstanden ist – ein Irrtum, der dann durch G. Fabbiani gefestigt wurde.

Ebenfalls auszuschließen ist die späte Datierung der Mundartforscherin M. Hornung, die aufgrund von Hinweisen zur linguistischen Sedimentation einiger Merkmale des Dialekts von Plodn den Ursprung von Sappada-Plodn um 1270 ansetzte und dabei auch als Herkunftsgebiet die Gegend von Heimfels annahm. Dieser Datierung widerspricht die unmissverständliche Aussage der ersten, ausführlichen Urkunde von 1296 (die allererste, knapp ein Jahr vorher verfasste, ist bloß ein kurzer Hinweis auf den Nachlass zweier Denare von Aquileia *in ecclesia de Sapata* durch einen gewissen *Henricus Fantulutus de Comelians*). Mit der Urkunde belehnte der Patriarch von Aquileia Raimondo della Torre die Bevölkerung von Sappada-Plodn für immer mit den Berghöfen und besiedelten Ländereien, erhöhte jedoch die bis dahin eingehobene Steuer gegenüber der Summe, die »von alters her zu entrichten üblich war«. Wenn demnach im Jahr 1296 ausdrücklich Bezug auf den Gebrauch »von alters her« genommen wird, kann die erste Besiedlung der Gemeinschaft nicht erst 1270 stattgefunden haben, das heißt nicht einmal dreißig Jahre vorher.

Eine gleichzeitige Untersuchung der Bevölkerungsbewegung in der betroffenen Gegend im Hochmittelalter würde eher für eine Zurückdatierung der ersten Besiedlung von Sappada-Plodn sprechen. Am Übergang vom 8. zum 9. Jh. setzten sich die Diözesen von Aquileia und Salzburg (ab 798 Metropolitanstadt) auf zwei Fronten für die Bekehrung der Alpenvölker ein: Als 796 Pippin zur endgültigen Unterwerfung der Awaren eine Expedition nach Pannonien leitete, unterstützte die Kirche von Aquileia mit dem Patriarchen Paolino das Bekehrungswerk durch Entsendung von ausgebildeten Geistlichen und durch Missionsmethoden, die sich gemäß dem Wunsch des Patriarchen durch die erforderliche Menschlichkeit und Toleranz auszeichneten. Zur Bestimmung der jeweiligen Zuständigkeitsbereiche wählte Karl d. Große 811 die Drau als Grenze zwischen den beiden Metropolitanregionen. Soweit dies von der Diözese Salzburg abhing, schritt die

Bekehrung der Kärntner Slowenen gemeinsam mit ihrer Germanisierung voran. Es ist möglich, dass eine Gruppe dieses Stammes in einer unbestimmten Zeit der darauf folgenden Jahrhunderte die Senke von Sappada-Plodn besiedelte. Dies würde durch einige slawische Klangkomponenten von Ortsnamen der Gegend bestätigt, vor allem der Täler unmittelbar nördlich von Sappada-Plodn, so wie durch manche Vokabel des Dialekts von Sappada-Plodn, in dem paläoslawische Wurzeln zu erkennen sind.

In der untersuchten Zeit zwischen dem 8. und 10. Jh. könnten sich ursprünglich saisonbedingte Unterstände in den Außentälern des Cadore, die mit der Weidewirtschaft und auch mit dem Bergbau zusammenhingen, allmählich in feste Wohn- und Siedlungsgebiete verwandelt haben. Vor allem in Sappada-Plodn zeugen manche Ortsnamen von der Bedeutung des Bergbaus in dem Gebiet, das unmittelbar nördlich an die derzeitige Siedlung grenzt und zwischen dem Monte Ferro, den Laghi d'Olbe und dem Vallone Rio della Miniera liegt.

Beim Ortsnamen *Sappada* scheint es offenkundig, dass er vom Dialektausdruck *Žepod'n* stammt, dem Namen des heutigen Wohnortes Cima Sappada, der ersten Ortschaft, auf die man stößt, wenn man vom Val Degano aufsteigt; sie könnte für die gesamte Wohnsiedlung des Tales gestanden haben, da die ersten und damit die ältesten Kontakte mit der Kärntner Seite erfolgten. Der Ursprung des Wortes könnte auch *zum poden* sein, was auf die Lage des Ortes »am Talboden« hinweisen würde. Der Name könnte auch den Dialektausdruck *Plod'n* in sich bergen, der im Lokaldialekt *Sappada* entspricht und seinerseits wieder auf den Gewässernamen *Plavis* rückführbar ist: Dieser stammt von der indoeuropäischen Wurzel *plou* (fließen) ab, von der sich viele Wörter ableiten, die mit dem Fließen von Wasser verbunden sind. Möglich ist ebenfalls, dass die ursprüngliche Siedlung in Cima Sappada entstanden ist: wegen der günstigen Lage unmittelbar an der Talmündung des Val Sesis, das die ersten Siedler durchschritten haben könnten, um das Tal von Sappada zu erreichen, wegen des sanft verlaufenden, überschaubaren Geländes, das sich besonders für eine erste Besiedlung eignete, und schließlich auch wegen der dominierenden Lage.

Mit dem Ursprung des Ortes Sappada-Plodn könnte auch der des Ortes Sauris-Zahre, einer weiteren deutschen Sprachinsel im Süden von Sappada zusammenhängen, die von der ersten durch das Val Pesarina getrennt ist. Zwischen den beiden Orten muss seit den frühen Jahrhunderten ihrer Besiedlung eine gewisse Kommunikation geherrscht haben. Dafür spricht die Tatsache, dass *Žahre* im Dialekt von Sappada den Pass *Siera* angibt, einen tiefen Einschnitt in der Südkette der Senke von Sappada-Plodn, von wo man durch das Val Pesarina in Richtung *Žahre* – Dialektbezeichnung von Sauris – gelangt.

Am 3. April 1077 belehnte Kaiser Heinrich IV. den Patriarchen Sighard von Tengeling mit dem gesamten Friaul, Cadore inbegriffen. Ab der Zeit gehört das Gebiet um die Senke von Sappada-Plodn zur Jurisdiktion des Patriarchen von Aquileia. In den Jahrhunderten darauf wurde vielleicht, wie Mundartforscher meinen, die ursprüngliche slawisch-kärntnerische Gruppe im Zuge der Wanderbewegungen von der wesentlich stärkeren deutschen Komponente überlagert.

Im Zusammenhang mit einer Ansiedlung, die durch Zuwanderung gewachsen war, taucht die genannte Urkunde von 1296 auf – mit der Erwähnung einer »von alters her« entrichteten Steuer, die zu einer Zurückdatierung um mindestens zwei Jahrhunderte zwingt. Ihr entnehmen wir auch, dass Sappada-Plodn in jener Zeit eine geregelte administrative Einheit darstellte, die in amtlichen Belangen durch einen *Dekan* vertreten wurde.



**Plodn: Bauernhäuser**

(Foto DANIELI)

Aus weiteren Urkunden von 1308 und 1318, die von der Adelsfamilie Camin ausgestellt wurden (der die Gebiete des Cadore als Unterlehen gehörten), erfahren wir von der Beilegung von Streitfällen, die sich aufgrund von Belästigungen und Schikanen kleiner angrenzender Herrscher ergeben hatten. In einer Urkunde von 1334 wird zum ersten Mal das Eisenbergwerk von Sappada-Plodn erwähnt, um dessen Ausbeutung einige Bewohner von Caprile ansuchten, wozu sie sich an den Patriarchen Bertrand von St. Genesius wandten.

Im Jahr 1347 spricht der Patriarch Bertrand nach Wiederinbesitznahme des Cadore, das Ludwig der Brandenburger vorübergehend an sich gerissen hatte, der Bevölkerung von Sappada-Plodn den Wald der Digola zu, damals *Bosco nero* genannt (»unser Wald, der sogenannte 'Schwarze Wald', auf dem Berg von Palidola im Becken von Plodn«). Die Urkunde besagt, dass Sappada-Plodn von der Vogtschaft Carnias abhängig war: Unter dieser Landesjurisdiktion sollte es auch unter venetischer, napoleonischer und österreichischer Herrschaft bleiben – bis zur Angliederung an die Provinz Belluno im Jahr 1842.

Im Jahr 1373 erhielt die Bevölkerung von Sappada-Plodn das Nutzungsrecht eines Teiles des Waldes auf der Westseite der Terze, Eigentum der Gemeinde Lorenzago. Von der Erneuerung dieser Konzession zeugen Urkunden von 1388 und 1403.

Nach dem Fall des Patriarchenstaates gehörte Sappada-Plodn weiterhin der Vogtschaft von Carnia an, die 1420 gemeinsam mit allen Ländereien des Patriarchen, der Republik Venedig einverleibt wurde. Im Jahr 1431 wurde die Mutterkirche von Gorto in dominierender Lage bei der Siedlung Cella (Ovaro) neu errichtet; zwei Inschriften in der Kirche

erinnern an die Dedikation und den Titel *Mutterkirche des gesamten Canale (von Gorto), von Sappada und Cercivento*, ein wichtiger Beweis für die Abhängigkeit von Sappada-Plodn von dieser sehr alten Pfarrkirche, die zu seiner spirituellen Unterstützung ausersehen war. In dieser Zeit wird erstmals auch ein Geistlicher erwähnt: Im Jahr 1440 wirkt und wohnt ein gewisser Giovanni, *Pfarrer und Mönch von Alemannien*, in Sappada-Plodn. Ihm folgen weitere Geistliche, die mit der Zeit ständig hier leben, bis der Ort 1630 mit dem bodenständigen Priester Osvaldo Cottrer (1628–1642) den offiziellen Titel der Kuratie und 1791 die Rechtssatzung einer Pfarre erhält.

Nach der deutschen Invasion der Truppen Maximilians und der Cadore-Schlacht von 1508 wird Sappada-Plodn in die Errichtung von Militärstationen in Acquafredda und in Visdende involviert, bleibt aber von den nachfolgenden dramatischen Geschehnissen unberührt. Das ist sowohl auf die isolierte Stellung gegenüber den direkt betroffenen Gebieten zurückzuführen, als auch darauf, dass die venezianischen Truppen leichter begehbbare Durchzugsstrecken zwischen Friaul und Cadore wählten, wie etwa den Mauria-Pass oder die Lavardet-Scharte. Im 16. Jh. nahmen unter venezianischer Herrschaft die Ausfuhr von Holz und der Handel damit beträchtlich zu, was auch das Gebiet von Sappada-Plodn und die Wälder des Val Sesia betraf. Die Ausbeutung des Waldes führte jedoch zu einer Reihe von Streitfällen mit der Gemeinde Lorenzago hinsichtlich der Nutzung des Digola-Waldes, wie ab 1515 urkundlich belegt ist. Einzelne Episoden arteten dabei in offene Feindseligkeiten aus, wie auch noch 1580 mit Centenaro del Comelico inferiore und erneut mit Lorenzago. Im Jahr 1662 befreite die Zahlung der beträchtlichen Summe von 816 Dukaten, die Pietro Solero im Namen der gesamten Gemeinschaft leistete, Sappada-Plodn endgültig von der jährlichen Entrichtung der Steuern an die Vogtschaft Carnias.

Im Jahr 1732 kam zur Kirche S. Margherita, die seit unbestimmter Zeit bestand, jedenfalls aber seit 1295 belegt war, die Kirche Sant'Osvaldo in Cima Sappada hinzu, deren Name an die der Pfarrkirche von Sauris-Zahre erinnert. Die Kirche S. Margherita wurde 1776–1779 neu gebaut und erweitert.

In dieser Zeit plante Venedig den Ausbau der Verbindungsstraße zwischen Tirol und Friaul, unter Nutzung des Durchzugsweges durch das Val Degano und Sappada-Plodn. Die Anlegung erfolgt schließlich in den Jahren 1762–63 mit systematischen Sanierungs- und Stützbauten zwecks leichter Befahrbarkeit der Straße, die von Udine ins Pustertal, über den Canal di Gorto, Sappada-Plodn und Kreuzbergpass führt, wovon die Inschrift eines Säulenstumpfes bei Acquafredda zeugt.

Fast ein Jahrhundert lang unterlag Sappada-Plodn, gemeinsam mit dem Cadore und Carnia, der wechselnden französischen und österreichischen Herrschaft, vom Fall der Serenissima 1797 bis 1814 – Ende des Königreichs und Entstehung von Lombardo-Venetien – und bis zur Vereinigung mit dem Königreich Italien im Jahr 1866. Der Ort bleibt in dieser Geschichtsperiode bis zum 28. März 1852, als er aus der Provinz Udine gelöst und der Provinz Belluno angeschlossen wird, mit Carnia verbunden, während er in Bezug auf die Kirchenjurisdiktion der Diözese Udine, der Nachfolgerin des aufgelösten Patriarchats von Aquileia, bis heute angehört. In dieser bewegten Zeit findet im Jahr 1804 die erste Pilgerfahrt zum Heiligtum Maria Luggau im Gailtal statt, die auf ein Gelübde zum Schutz vor Viehseuchen zurückzuführen ist. Damit wird eine Tradition eingeleitet, die sich – wenngleich mit langen Unterbrechungen in Kriegszeiten oder wegen Schwierigkeiten politischer Art – bis heute erhalten hat.

Zu erwähnen ist auch, dass zu Beginn des 19. Jh., als die Bevölkerung von Sappada-Plodn zum erstenmal über tausend Einwohner zählte, in Cadore der Erdäpfelanbau eingeführt wurde, der sich schon bald bis zum oberen Piavetal erstreckte und rasch zu einem Grundsektor der lokalen Ernährung wurde.

Unter der österreichischen Herrschaft wurde 1823 die Volksschule in Sappada-Plodn, im Ortsteil Mühlbach errichtet (eine getrennte Sektion sollte 1849 entstehen), die Zeit war aber auch gekennzeichnet durch die Vertiefung eines alten Streites, der noch von den komplexen Gesellschaftsschichten herrührte, aus denen sich im Laufe der Jahrhunderte die Gemeinschaft Sappada-Plodn entwickelt hatte. Der Streit loderte aufgrund eines Rekurses vom 19. September 1826 gegen die unrechtmäßige Nutzung eines Teiles der Digola neu auf. Er zog sich unentschieden hin bis zu dem Abkommen, das am 11. Oktober 1848 durch das Bezirkskommissariat von Rigolato ratifiziert wurde: Die Digola wurde in drei Lose aufgeteilt. In demselben Jahr war Sappada-Plodn zum Teil von den aufständischen Bewegungen betroffen, die Italien ergriffen und das Cadore erreicht hatten: Die Verschwörung von rund vierzig Einwohnern von Sappada-Plodn, die den Durchzug der österreichischen Truppen zum aufständischen Cadore verhindern wollten, wurde – durch die Gefangennahme der Rebellen und ihres Anführers, Pietro Solero – im Keim erstickt.

Zu Ende des 19. Jh. und zu Beginn des 20. Jh. stellten sich die ersten alpinistischen Erfolge ein, mit denen das Aufblühen des Fremdenverkehrs verbunden war. In Sappada-Plodn entstanden die ersten Hotels. Allmählich wuchs das Interesse an der Bergwelt von Sappada. Carl Diener veröffentlichte 1890 im Rahmen der namhaften »Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins« eine ausführliche Beschreibung der von ihm als »Sappada-Gruppe«<sup>1</sup> bezeichneten Berggruppe.

In den ersten dreißig Jahren des 20. Jh. wurde Sappada von zwei Bränden heimgesucht, die 1908 den Ortsteil Bach und 1928 den Ortsteil Granvilla (Dorf) völlig zerstörten. Etwa zur selben Zeit erhielt die Ortschaft den Stromanschluss und eine erste Wasserleitung (1911).

Vom Ersten Weltkrieg war Sappada-Plodn wegen der nahen Grenze, die ständig von den Alpini gehalten wurde, direkt betroffen. An den Nachschublieferungen beteiligte sich die gesamte Bevölkerung von Ende Mai 1915 – in den drei folgenden Monaten, wegen der Frontbildung auf dem heiß umkämpften Monte Peralba mit heldenhaften Aktionen – bis Ende Oktober 1917. In der Erinnerung ist noch die Opferbereitschaft wach, mit der die Zivilbevölkerung von Sappada-Plodn für den Nachschub der Alpini sorgte, auch Frauen, Junge und Alte wirkten mit, sie zogen im Frühjahr 1916 sogar zwei 14,9-cm-Kanonen mit bloßer Körperkraft bis zu den Laghi d'Olbe. Nach der Niederlage von Caporetto wurde die Front überstürzt aufgegeben und die Bevölkerung von Sappada-Plodn zum Großteil evakuiert. Über 800 Flüchtlinge aus Sappada sammelten sich in Arezzo (Toskana), wo provisorisch das Gemeindeamt von Sappada eingerichtet wurde. Von hier konnte die Bevölkerung am 22. März 1919 wieder in ihr Tal zurückkehren.

---

1 Carl Diener, *Die Sappada-Gruppe*, in: »Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins«, XXI, 1890, S. 321–372, III, 1 Karte

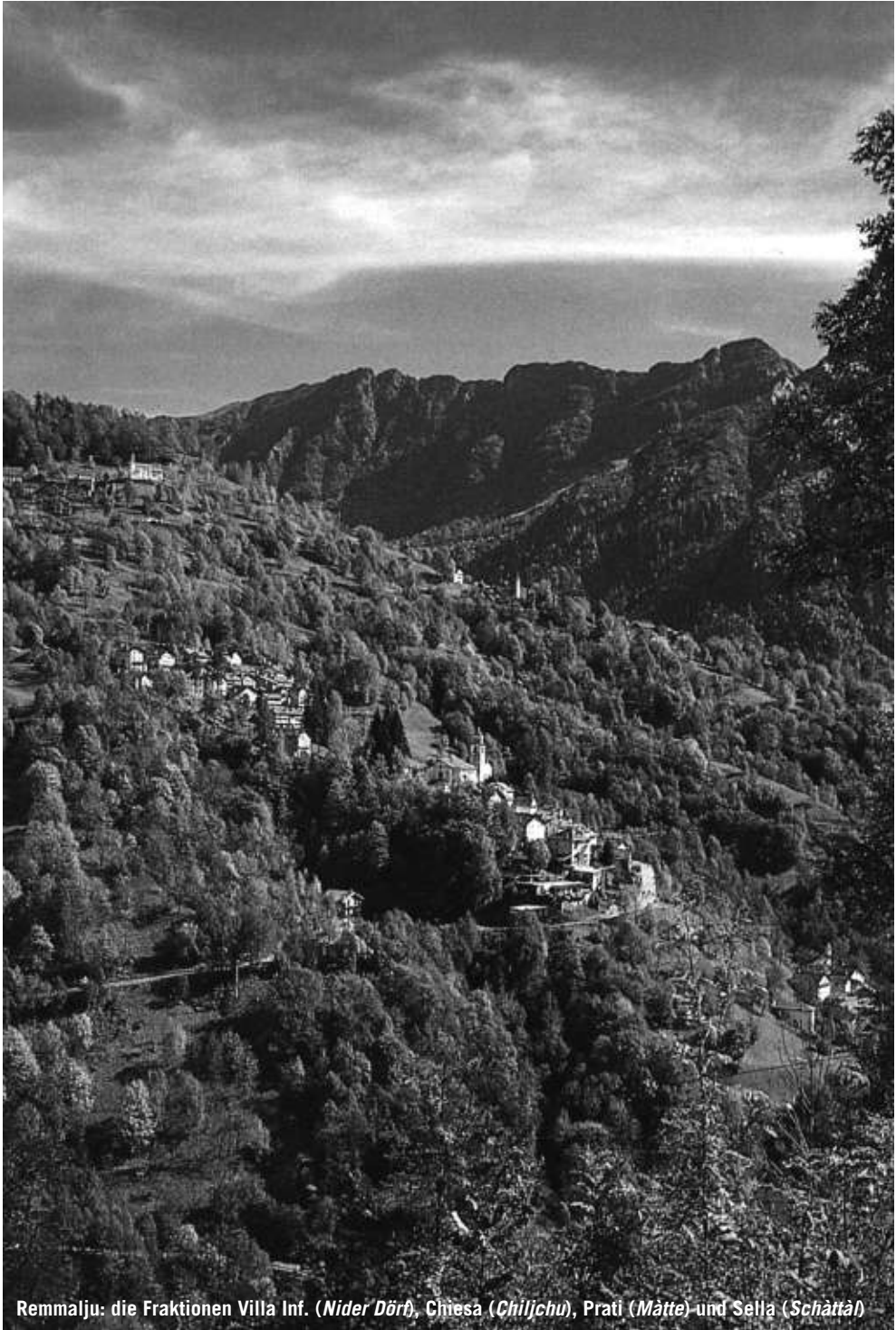
Ab 1922 wurde die neue Straße, talseitig von der alten, durch die westlichen Ortsteile gebaut, 1930 wurde sie zum östlichen Teil des Ortes hin verlängert. Der charakteristische parallele Verlauf der beiden Trassen kennzeichnete fortan das Straßennetz und wirkte sich auch auf die Verteilung der Besiedlung aus.

In den Zwanziger- und Dreißigerjahren erlebten der Fremdenverkehr im Cadore und die Bergbesteigungen einen Wiederaufschwung (damit verbunden ist die Eröffnung der Schutzhütte Fratelli De Gasperi 1925 und der Schutzhütte Pier Fortunato Calvi 1926). Diese Entwicklung gipfelte 1929 in einem wichtigen Ministerialdekret, das Sappada-Plodn zu einem Kur- und Fremdenverkehrsort erklärte (der in der Provinz nur von Belluno und Cortina d'Ampezzo übertroffen wurde), und in einem blühenden Wintertourismus in den Dreißigerjahren. Durch den Zweiten Weltkrieg wurde dieser Aufschwung wieder unterbrochen, in dem Sappada-Plodn erneut zum tragischen Schauplatz von Ereignissen im Zusammenhang mit der Rekrutierung der Bevölkerung und den Gräueln des Partisanenkrieges wurde. Hier glaubten die Deutschen, vielleicht wegen der gemeinsamen Sprache, unter den Einwohnern von Sappada-Plodn leicht Alliierte zu finden, was aber durch die Tatsachen widerlegt wurde. Am 2. Mai 1945 verließen die Deutschen Sappada-Plodn, wo am Abend ein Festgeläute einsetzte und am Sonntag darauf, am 6. Mai, das Kriegsende mit einem feierlichen *Te-Deum* begangen wurde.

In der Nachkriegszeit dehnte sich in Sappada-Plodn der Tourismus rasch aus, die Beherbergungsbetriebe vervielfachten sich und Berglifte für den Wintersport wurden gebaut. In der Zeit von den Sechziger- bis zu den Achtzigerjahren, mit einem Höhepunkt in den Siebzigerjahren, war in Sappada-Plodn die Umwandlung von der traditionellen zur touristischen Wirtschaft derart stark, dass eine Beeinträchtigung der Identität und des historischen Gutes der Lokalkultur drohte. In jenen Jahren entstanden Bemühungen – in erster Linie die Errichtung des Volkskundemuseums auf Betreiben von Giuseppe Fontana –, die die Vergeudung von Schätzen aus dem Kulturgut von Sappada-Plodn bremsen sollten. Es ist auch diesem Einsatz zu verdanken, dass Sappada in den letzten Jahren eine neue Einstellung zu seiner Identität gewonnen hat und sich wieder des Reichtums seines Sprach- und Kulturguts bewusst geworden ist.







Remmalju: die Fraktionen Villa Inf. (*Nider Dörf*), Chiesa (*Chiljchu*), Prati (*Mätte*) und Sella (*Schättà*)

# REMMALJU-RIMELLA

## *Walser Gemeinschaft in der Provinz Vercelli*

### **GEOGRAPHISCHE BESCHREIBUNG<sup>1</sup>**

Rimella liegt mit seinen zahlreichen kleinen Siedlungen in einem unwirtlichen Gebiet. Steigt man langsam und gemächlich vom Flussbett zu den Berggipfeln hinauf, erreicht man eine Hochebene, die einen herrlichen Ausblick auf den Monte Rosa und die Schweizer Berge, bis hin zur ausgedehnten Ebene der Lombardei bietet.

Die Siedler, die hier durch Jahrhunderte die ausgedehnten Weiden nutzten, die Almen bewirtschafteten und ihre soliden Häuser bauten, die sich heute noch harmonisch in die Landschaft einfügen, versuchten die ungeheueren Schwierigkeiten auf die sie hier stießen, mit Mut, Ausdauer, Einsatz und großer Erfahrung zu überwinden.

Einst erreichte man diese karge Gegend nur auf schmalen, gefährlichen Pfaden, die Rimella mit Varallo verbanden. Im 19. Jh. wurde in mehreren Abschnitten eine Strasse gebaut, die aber nicht weniger gefährlich war. Sie schlängelte sich schmal und holprig den Berg hinauf, dem Fluss Mastallone folgend. Auf engen Windungen, zwischen steil abfallenden Felswänden mit abstrakten Formen durch Regen, Eis und Schnee, verläuft die schmale Straße knapp vor Gulotto durch den engen Tunnel im Schatten des drohenden Kawal. Nach Madonna del Rumore öffnet sich die Landschaft und wir erreichen kleine Siedlungen wie Grondo, wo in den sechziger Jahren die Strasse endete. Bis hierher kam der Autobus, der die Einwohner aus den verschiedenen Siedlungen nach Varallo und wieder zurück brachte. Diese Siedlungen konnte man damals nur zu Fuß erreichen oder auf der *schtigu*, einem kühnen technischen Straßenbauwerk, das heute noch ein Wahrzeichen für die Genialität und die langjährige praktische Erfahrung der Rimeller Walser ist. Villa Inferiore und Chiesa erreicht man aber auch auf einem bequemen, malerischen Weg, der durch einen herrlichen Buchenwald führt, vorbei an der Kapelle des Hl. Markus. Von hier aus zweigten die Wege zu allen anderen Siedlungen ab, sowie Pfade über den Colle della Dorchetta in das Val d'Anzasca, oder über die Colma und das Tronatal zum Lago d'Orta, in das Ossolatal und zum Lago Maggiore. Geographisch gesehen liegt das Gebiet von Rimella auf ca. 1000 m ü.M. zwischen dem Anzasca – und dem Ossolatal im Norden, dem Monte Rosa im Westen, dem Sesia-Tal im Süd-Osten und den Seen Lago d'Orta und Lago Maggiore im Osten. Die Flüsse Landwasser und Enderwasser, die bei Madonna del Rumore zusammenfließen um sich knapp nachher in den Mastallone, einem Zufluss des Sesia zu stürzen, durchqueren das Gebiet von Rimella. Die Hochebene ist teils von steil abfallenden Bergen umschlossen, mit typischen Namen wie *Sunna-*

---

1 Wir weisen darauf hin, dass der folgende Text eine überarbeitete, erweiterte und korrigierte Form der Auflage »Per una Storia di Rimella« ist, die von der Autorin im Jahre 2000 im Auftrag der Gemeinde Rimella und des CSWR, bei welchem Fotokopien aufliegen, ausgearbeitet worden ist.

*hööru* (Sonnenhorn, 2.161m), *Altemberg* (2.390m), *Xaštal* (2.238m), *Kawal* (1.887m). Längs der Bergkämme stoßen wir auf Pässe zu den angrenzenden Tälern wie den Agaatsupass (1.184m) und den Respass (1.419m), die eine schnelle Verbindung zum Fobello-Tal ermöglichten. Das Anzascatal erreichte man durch den *Bachfurku* (1.818m – auf der Landkarte von Bauen mit *Baxfurku* gekennzeichnet), in italienischer Sprache *Dorchetta* genannt; der *Strönerfurku* (oder *Bocchetta di Campello*, 1.924m) ermöglichte die Verbindung mit *Campello Monti*, das Ende des 13. Jh. von den Rimellern gegründet wurde und bis zum 19. Jh. von Rimella abhängig war. Der Kamm *Altemberg-Capezzone*, Wasserscheide zwischen den Tälern des Landwasser und des Strona, ist auch Grenze zwischen der Provinz Vercelli, der Rimella angehört und der Provinz Verbania, der das *Stornatal* zugehört, mit Ausnahme der *Alpe Capezzone* und dem gleichnamigen *Alpensee*, die noch zur Gemeinde Rimella gehören. Hier treffen wir auf weitere *Almen*: die *Capezzone-Alm* (*Kupšu*, 845m), die *Biserosso-Alm* (*Bischerush*, 1.718m); die *Pianello Alm* (*Bedemje*, 1.801m), und andere, kleinere im östlichen Gebiet. Im Westen liegt die *Scarpiola-Alm* (1.400m), *Pianamonda* (1.797m) und die *Vegliana-Alm*, einst blühende *Almwirtschaften*, die heute mit ihren verfallenen *Sennerhütten* einen verlassenen Eindruck machen. Nur einige der genannten *Almen* sind noch bewirtschaftet; es werden *Schafe*, *Kühe* und *Ziegen* gehalten.

M. Bauen beschreibt dieses Gebiet etwa so: »Rimella und seine Umgebung haben einen wilden Aspekt, enge, felsige Schluchten und Wildbäche wechseln sich mit robusten Erlenwäldchen, mit dichten Buchen-, Tannen- und Eschenwäldern ab. Auf fast allen steil abfallenden Hochebenen stoßen wir auf kleine Siedlungen, deren Häuser sich um eine größere Kapelle scharen, denn wäre es eine richtige Kirche, so fände sie hier keinen Platz<sup>2</sup>«. In einer Urkunde aus dem Jahre 1828 steht, dass das Gefälle zwischen 40° und 50° beträgt. Im gleichen Dokument wird bemerkt: »obwohl es keine besonderen Ausblicke gibt, herrscht hier keine Monotonie. Die Abstufung der Berge, die Form der Kämme, das ansteigende und wieder abfallende Territorium, der Kontrast des Grünen mit der Kargheit der Felsen im Sommer und die weiße Schneelandschaft gegen die schwarzen Felsen im Winter, vermitteln dem Beobachter immer neue Eindrücke und Emotionen.«<sup>3</sup> Bauen teilt diese *Streusiedlungen* auf seiner Landkarte in vier Zonen: *Centro*, *S. Gottardo*, (*Ä Rund*), *S. Anna* (*Erörtu*), das Gebiet von *Capezzone*. In der ersten Zone finden wir *Grondo* (*Grund*), *Villa Inferiore* (*Niderdörf*), *Chiesa* (*Tser Xilxu*), *Prati* (*En Matte*), *Villa Superiore* (*Dörf*), *Sella* (*Šattal*); in der zweiten Zone *S. Gottardo* (*Ä Rund*) und kleinere Siedlungen wie *la Selletta* (*Šattelte*), *Wang*, *Wärch*, *Wärch di sotto*, *Bedemje*, *Emmra*, die sich alle im Tal des *Enderwasser* befinden; in der dritten Zone *S. Anna* (*Erörtu*), im nördlichen Teil von *Landwasser*, *Pianello* (*En D Äku*), *Roncaccio Inferiore* (*In du Nüidru*), *Ron-*

---

2 M. Bauen, Sprachgemischter Mundartaussdruck in Rimella (Valsesia, Piemont) Bern, Stuttgart 1978 – Das Werk erschien in italienischer Übersetzung von Dr. E. Vasina) mit dem Titel : La lingua di Rimella (Valsesia-Piemonte) tra cultura alto tedesca e utakuaba, *Borgosesia* (CSWR, 1999. Das Zitat ist auf Seite 27 der italienischen Übersetzung nachzulesen. Die nachfolgenden Zitate beziehen sich immer auf die italienische Übersetzung.

3 A.Lovatto, Notizie statistiche concernenti la comunità di Rimella: 1828, in *Remmalju*, 1999, S. 8

caccio Superiore (*In dun Oobru*), Riva (*Riiwu*), S. Antonio (*Summertsianu*), *Tsum Trog*, *Tsunengo*; zur vierten Zone gehören die Almen.

Auf diesem so beschriebenen unwirtlichen Gebiet (Lawinen- und Überschwemmungsgefahr), lebt seit 700 Jahren eine Volksgruppe die mit Intelligenz, Unternehmungsgeist, Mut und einem starken religiösen Vertrauen,<sup>4</sup> eine Kultur und eine Zivilisation aufgebaut hat, die man als einzigartig in der Geschichte des Walser Volkes im Alpenraum bezeichnen kann. Von den im Piemont angesiedelten Walsern ist es besonders dieser Volksgruppe gelungen, »ihre Traditionen und Gepflogenheiten am längsten aufrecht zu erhalten« (Sibilla). Heute ist Rimella eine Gemeinde der Provinz Vercelli, mit 140 Einwohnern (Volkszählung 2001), ständig wohnt hier nur etwa die Hälfte. Diese Zahlen sagen einiges über die Abwanderung der Menschen aus diesen und anderen Gebirgsdörfern aus.

Wenn wir uns an die Angaben von Bauen<sup>5</sup> und die kürzlich vom Gemeindeamt veröffentlichten Daten halten, so können wir einen steigenden Rhythmus in der Entwicklung der Einwohnerzahl feststellen und zwar ab 1631. Im Jahre 1831 wurde in Rimella der höchste Bevölkerungsstand mit 1175 Einwohnern erreicht, die sich auf 15 Siedlungen aufteilten, einige davon sind heute unbewohnt<sup>6</sup>. Grossen Einfluss auf diese Entwicklung hatten die Industriegesellschaft und die hohe Auswanderungsquote. Die Auswanderer richteten bei ihrer Abfahrt und Rückkehr bei der Madonna del Rumore (*Liebu Frowwa tsum Schteg*)<sup>7</sup> ein Gebet an die Heilige Jungfrau:

*Er tiéje-dech grièzu ljejs pais! Mess-wer ewéég gà.*

Sei begrüßt, meine geliebte Heimat! An diesem Tage scheiden wir

*Malme ljebuwrowa, tiog hiètu endsch Lit und end\_chàndre ussu  
wanj tiéwer erwennu.*

Gnadenvolle Jungfrau, schütze uns und unsere Lieben bis  
zu unserer Rückkehr.

*Er tiéje erwennu, heljhe Ljèbuwrowà en ents Länd*

Wir kommen wieder, oh heilige Jungfrau in das Land,

*ents Hèrz isch volts di Ljièbe Heljf.*

und das Herz ist voll von deiner Hilfe.

Zu diesem Gebet ist anzumerken, dass der Originaltext in italienisch abgefasst war und es sich hier um eine heutige Übersetzung handelt.

---

4 F. Tonella Regis, Rimella, Remmalju 1999, S. 4; M. Remogna, *Sentimento della morte e riti connessi, quali presenze del quotidiano vivere dei Rimellesi*, r, Remmalju 1997, S. 9 u.f.

5 M. Bauen, Zitiert auf S. 31

6 M. Bauen, Zitat auf Seite 31

7 F. Vercellino, Emigrazione nella comunità di rimella nel XIX secolo, in Remmalju 1991, S. 14

## **GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT**

Spricht man über die Geschichte von Rimella, so kann man nicht umhin auch jene Gelehrten zu nennen, die als erste bedeutende Ereignisse aufzeichneten und erläuterten. Ich beziehe mich auf Kanonikus Michele Manio (1865–1924), Prof. Luigi Rinoldi (1867–1955) beide aus Rimella gebürtig, und auf den Schweizer Sprachwissenschaftler Prof. Marco Bauen (1925–1993).

Kanonikus Manio veröffentlichte im Jahre 1905 den kleinen Band (35 eng bedruckt Seiten) »Worte zum Anlass der feierlichen Preisverteilung am 29. September 1905 an die Schüler der Gemeindeschule von Rimella.« Diese Arbeit wird oft zitiert, denn die »Anmerkungen und Fußnoten« enthalten zahlreiche historische Notizen über die Rimeller, die »aus den Pfarramtregistern stammen und zwar aus denjenigen, die glücklicherweise dem Brand entkamen, der Ende des 17. Jahrhunderts das gesamte Archiv der Pfarre zerstörte«, weiters aus den Memoiren des Propstes Cusa [...], aus Dokumenten, die sich im Landesarchiv und im historischen Diözesanarchiv von Novara befinden, sowie aus mündlichen Überlieferungen und aus der Tradition<sup>8</sup> ... Eine wichtige Notiz ist, »dass die in Rimella gesprochene Mundart ein sicherer Hinweis darauf ist, dass diese ihren Ursprung in der teutonischen Volksrasse hat [...] die aus der Schweiz kam und zwar aus dem Kanton Wallis, und ihr Vordringen in das Valsesia nicht lange vor dem 13. oder 12. Jh. anzunehmen ist.« Dem Autor Manio standen keine Urkunden vor dem 16. Jh. zur Verfügung, es war ihm daher nicht möglich, ein vollständiges Verzeichnis aller Rimeller, ihrer Religion und ihres Berufes anzufertigen, was erst ab dem 17. Jh. erfolgte.<sup>10</sup>

Eine solche Erhebung war aber notwendig, denn man suchte nach einer Verbindung zwischen den Ursprüngen im 12. Jh. und der Entwicklung dieser Siedlergemeinschaften im 13. Jh. sowie den neueren Erkenntnissen über die Rimeller ab dem napoleonischen Zeitalter bis in unsere Tage.«<sup>11</sup>

Der Name jedes Rimellers, der im Band des Kanonikus Manio genannt wird, ist mit einer präzisen Biographie versehen. Diese wirft Licht auf viele gesellschaftliche sowie soziale Aspekte aus dem Leben der Rimeller zwischen 1528 und 1900.

Prof. Luigi Rinoldi hat 1943 ein Buch über die »Geschichte von Rimella« geschrieben. Die Arbeit von Rinoldi bezieht sich – abgesehen von der Beschreibung des Art. 55 der Valseser Statuten – vor allem auf sprachliche Aspekte, mündliche Überlieferungen, persönliche Erinnerungen und Erlebnisse und ist ein beachtlicher Beitrag zur Geschichte von Rimella<sup>12</sup>.

Marco Bauen hat 1978 das Buch »Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella« (Valsesia, *Piemont*) veröffentlicht und wurde 1999 in italienischer Sprache herausgegeben. Es ist »das erste moderne, wissenschaftliche Werk, den Walser Siedlern von Rimella gewid-

---

8 M. Manio, Parole lette in occasione della solenne distribuzione dei premi agli alunni delle scuole comunali di Rimella, Novara, Druck Vescovile, 1905, Seite 4

9 ibd., S. 13

10 ibd., S. 20, Anm. 1

11 A. Vasina, 2 luglio – Nascita del vocabolario »TS REMMALJER TITTSCHU–ITALIANO–TITTSCHU, in Remmalju 1997, S. 8

12 Prof. Luigi Rinoldi Una prestigiosa figura di rimellese. Il Prof. Luigi Rinoldi, Remmalju, 1993, S. 22



**Remmalju: 1948, Gruppe in Tracht**

met, [...] das sich als kostbare Quelle für den Verfasser dieses Berichtes herausstellen sollte, vor allem aber für seine Schriften und Ausgaben im sprachlichen Bereich, ebenso wie für andere Schriftsteller auch, die sich mit der Kultur, der Geschichte und dem Volkstum von Rimella befassten.<sup>13</sup> Professor Zinsli von der Universität Bern hatte Bauen beauftragt, ein Buch über Rimella zu schreiben; Es sollte eine Monographie über die sprachliche Situation in Rimella werden, besonders über den Satzbau Deutsch-Rimelisch<sup>14</sup>.

Der Historiker E. Rizzi bezeichnete das Buch als einzigartiges Werk, weil gerade Rimella, diese alteingesessene Walser Siedlung, als außergewöhnliches Sprachlabor gewählt wurde. Bauen beherrschte nicht nur die beiden in Kontrast befindlichen Sprachen perfekt,

---

13 A. Vasina *Ricordo di Marco Bauen, glottologo die Walser*, in *Remmalju* 1994. S. 22

14 M. Bauen, *Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella (Valsesia, Piemont)* Bern, Stuttgart 1978 und mit der Übersetzung von E. Vasina, herausgegeben mit dem Titel *La lingua di Rimella (Valsesia, Piemont) tra cultura alto tedesca e italiana* CWR, Borgosesia, 1999, S. 20

sondern hatte auch den Rimeller Dialekt erlernt. E. Rizzi bemerkt im Vorwort zur italienischen Ausgabe, dass Bauen in 10 Jahren Arbeit, noch bevor die massive Auswanderung die Gemeinschaft dezimierte, eine Fülle von Aussagen aus dem Munde der im 19. Jahrhundert geborenen Rimeller gesammelt hatte und es ihm gelungen war, wertvolle Stücke geschriebenen Dialektes aufzufinden<sup>15</sup>.

Obwohl Bauen sein Werk hauptsächlich der Sprachanalyse widmete, übermittelt er uns im letzten Teil eine Reihe von Informationen historischen Charakters, chronologisch geordnet und in nicht datierten Details aufgezeichnet, die er vor allem aus mündlichen Überlieferungen erhalten hatte. Zu diesen glaubwürdigen Angaben wird auch die Hypothese hinzugefügt, dass Rimella bereits vor dem Jahre 1300 von den Walsern bewohnt war.

Aber wer waren diese Rimeller Walser eigentlich? Von wo kamen sie? Bei vielen Schriftstellern finden wir Hinweise dafür, dass sich auf dem harten und wilden Gebiet eine kleine, aus der Schweiz kommende Volksgruppe angesiedelt hatte, die immer zahlreicher wurde; es war jenes Hirtenvolk deutscher Abstammung, das im Laufe der tiefgreifenden wirtschaftlichen-sozialen und politischen Veränderungen, die sich um das Jahr 1000 in Europa bemerkbar machten, aus dem Wallis auswandern musste, und die Alpenkämme überschritt. Dass es sich um Alemannen handelte, war für Rinaldi eindeutig. Er machte mit der Legende, es wären zerstreute Kriegergruppen der von Caio Mario besiegten Zimbern und Teutonen gewesen, endgültig Schluss. Rinaldi kam auf diese Daten vor allem aus sprachlichen Erwägungen (im *Tittschu* gab es keine Begriffe, die sich auf Kriegswaffen bezogen); er berief sich aber auch – wie schon Manio und andere – auf den Art. 55 der Valseser Statuten, der diesen »Schweizer Alemannen die Pflicht auferlegte, jedem neuen Feudalherrn Treue zu schwören, andernfalls »sie sofort aus diesem Tal fortzuziehen hatten«.

Schwieriger hingegen ist die Frage zu beantworten, was die Walliser zur Auswanderung bewegte, weiters der Zeitpunkt ihrer ersten Ansiedlung in dem kleinen Tal des Enderwasser und des Landwasser, und die Richtung, aus welcher sie in die neuen Territorien eindringen. Der Anstoß zur Auswanderung waren sicher wirtschaftliche Gründe, das heißt die Nutzung und Aufwertung von hochgelegenen Randgebieten, die zu kirchlichen und weltlichen Feudalbesitzungen gehörten. Dazu zählten das Kapitel der Kanoniken von S. Giulio d'Orta, das Benediktinerkloster von S. Graciniano von Arona, der Grafen von Biandrate, zu deren Besitztümern die Hochalmen im Gebiet von Rimella gehörten, die früher bereits als Sommerweiden genutzt wurden.

Manio, Rinaldi und Bauen haben sich mit dem Zeitraum der Ansiedlung und der Wanderrichtung befasst, konnten aber nichts Konkretes in Erfahrung bringen. Später erst »durch einen glücklichen Zufall, der einige wertvolle Urkunden über die Gründung von Rimella aus dem Archiv des Kapitels von S. Giulio ans Tageslicht brachte, machte Rimella zu der am besten dokumentierten Ansiedlung der Walser«<sup>16</sup>. In Bosco Gurin wurde kürzlich ein noch älteres Dokument entdeckt. Heute sind wir in der Lage, die Gründung von Rimella mit dem Jahre 1255 zu datieren. Es handelt sich um eine der ältesten Walser Ansiedlungen im Alpenraum, die in verschiedenen Wanderwellen erfolgte.

---

15 E. Rizzi in M. Bauen, Zitate auf S. 6

16 E. Rizzi, *Storia dei Walser*, fondazione Monti, 1992, S. 63

Laut einer Urkunde vom 11. November 1256 in S. Giulio d'Orta hatten sich drei Männer im Vorjahr in diesem Gebiet angesiedelt und zwar auf der Alm Rondo. Es handelt sich um Giovanni, Sohn des verst. Terminen (einer der ältesten Zunamen der Rimeller Walser, *Termignone*, heute noch gebräuchlich), um Anselmo, Sohn des verst. Giovanni de Monte mit seinem Sohn Pietro und Guglielmo, Sohn des verst. Ugo de Balma, die mit anderen Siedlern im Beisein des Domkapitels eine Siedlergesellschaft zur Almnutzung gründeten. Die Gesellschaft umfasste 12 Familienanteile bei Gütergemeinschaft der Weiden, der Wälder und des Wassers. Das Kapitel gewährte den Siedlern das unkündbare Recht hier zu wohnen. Die Siedler verpflichteten sich, den Pacht, die Kosten und alle Auflagen dem Domkapitel zu entrichten und dem Dompropst Treue zu schwören.

Ortsnamen und Anthroponome wie z.B. *Pietro di Aimone Deveri*, *Guebus*, *Alemannus de Simplono* (*Sempione*) weisen mit Sicherheit auf eine Herkunft dieser ersten Siedlergemeinschaften aus dem Wallis hin und dass sie über die Alpen in das Tocetal bis an die Ufer des Lago d'Orta vordrangen, und durch das Stronatal die Hochalmen [...] an den Berghängen des Capezzone, Capio und Kawal),<sup>17</sup> erreichten.

Eine weitere Wanderwelle verfolgt laut P. Zinsli in seinem Buch »*Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont*« (1970), die Linie Macugnana-Valle Anzasca-Colma der Dorchetta (*Baxfurku*). Die Walser Siedler waren ein friedliches Volk, sie erhielten das Recht eine Wassermühle zu bauen, was den Beginn der Tätigkeit für die Zunft der Müller bedeutete, bis zu den dreißiger/vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts kennzeichnend für die wirtschaftliche Entwicklung von Rimella war. Ein Dokument aus dem Jahre 1829 weist darauf hin, »dass die Jugend sich nicht dem Krieg zu widmen habe, sondern sich der Wissenschaft und den freien Künsten hingeben solle, soweit die Mittel dafür gegeben waren«. In diesem Dokument bezieht man sich auch auf die Aussagen von Fassola, der als erster über die Geschichte des Wallis schrieb. Er schrieb den Ursprung von Rimella jenen Teutonen zu, die sich aus der römischen Schlacht, angeführt von Caio Mario retten konnten; diese Annahme wird aber verworfen und man folgt der Hypothese, dass die Rimeller ursprünglich aus dem Wallis kamen, wie dies » die Mundart beweist, die gesprochen wird, und die alten Bauten, die heute noch bestehen«<sup>18</sup>.

Weitere 15 Urkunden geben uns bis Ende des vierzehnten Jahrhunderts Auskunft über die Wanderwellen, die unsere Siedler in dieses unwirtliche Hochgebirge führten. Die schwere Arbeit und die Spannungen zwischen den Biandraten und den Kanoniken von S. Giulio, Raubzüge und Viehdiebstahl im Jahr 1260 belasteten die Siedler und wirkten sich auch auf die Land- und Weidewirtschaft aus. Zehn Jahre später lässt sich eine gewisse Stabilität feststellen. Im Jahre 1270 schließt sich eine Gruppe von Walliser Siedlern zusammen und zwar 4 Einwohner von der Alm von Rimella und 9 Einwohner aus den beiden Teilen des Almgebietes Rotondo. Sie beschließen im Beisein des Domkapitels eine Siedlergesellschaft für die Almnutzung zu gründen. Der Vertrag mit einer Dauer von 15 Jahren war auf die Erben übertragbar. Rimella wird zum ersten mal als Ansiedlung innerhalb der bereits genannten Almgebiete genannt. Das Kapitel gewährte den Siedlern das unkündbare Recht mit ihren Familien in Rimella zu wohnen, Häuser und Mühlen zu bauen, Weiden und Wälder zu nutzen. Neben der Bezahlung von 9 Imperialen am Tag

---

17 A. Vasina *Alle origini della Comunità Rimellese*, in Remmalju 1994, S 28 u. f.

18 A. Lovatto, *Notizie statistiche concernenti la comunità di Rimella: 1828*, in Remmalju 1999, S. 12



des Heiligen Martin hatten die Siedler dem Kapitel den »Zehnten« der Lämmer, Ziegen oder Schweine, der Getreideernte und der Früchte abzutreten und eine Abgabe von 20 Imperialen für die Verlängerung des fünfzehnjährigen, vererbaren Pachtvertrages zu leisten. Die Siedler von Rimella übernahmen die volle Jurisdiktion des Dompropstes, waren jedoch nicht zur Zahlung des »Gastrechtes des Kanonikus« verpflichtet<sup>19</sup>.

1314 wird Rimella zum ersten Mal als »villa – Dorf« bezeichnet. Die Siedlergemeinschaft traf in der Zwischenzeit ihre Entscheidungen in regelmäßigen Versammlungen, an denen auch die Nachbarn teilnahmen. Damit begann die Walser Gemeinschaft sich als eine selbstregierende Volksgruppe abzuzeichnen und sollte dies auch bleiben, auch wenn die Herrschaft über das Land später von den Spaniern den Savojern und von Napoleon übernommen wurde.

Einige Schriften nach 1314 berichten über die angespannte Situation zwischen Rimella und dem Domkapitel der Insel von S.Giulio sowie von der Konsulargemeinde in Rimella, die 1394 aber nur mehr verwaltungstechnische Funktionen hatte. Ende des 14. Jahrhunderts waren die wirtschaftlich-sozialen Grundzüge der Rimeller Siedlergemeinschaft sehr ausgeprägt, jedoch andere wesentliche Aspekte wie zum Beispiel Kultur und Religion wurden vernachlässigt. Der Integrationsprozess der Gemeinschaft der Walser zwischen Mittelalter und Neuzeit, ein Kapitel lokaler Geschichte, ist noch zu entdecken<sup>20</sup>. Leider haben Brände Ende des 17.Jh. die Propstei vollkommen zerstört. Auch das Gemeindehaus mit dem gesamten Archiv und Dokumenten fiel im Dezember 1697 einem Brand zum Opfer; in den Jahren 1813 und 1960 verbrannten ganze Siedlungen; 1818 verbrannte die *Tser Chilcho* (die Kirche), nur das daneben stehende Gebäude blieb erhalten. Im Jahre 1853 zerstörte ein Brand alle Häuser, ausgenommen zwei Gebäude in der Siedlung Prati.

Trotz allem erschienen immer wieder Studienbeiträge in der Zeitschrift Remmalju, die beweisen, wie viele Daten und Informationen in den Diözesanarchiven, in den Staatsarchiven und in den Kirchenarchiven erhalten sind. Auch notarielle Akte geben Auskunft über Rimella, das schon seit dem 16. Jahrhundert Notariatskanzleien hatte, wie aus Akten aus den Jahren 1396 bis 1556 hervorgeht.

Wann genau die Geschichte von Rimella begann, ist noch nicht klar. Prof. Augusto Vasina bezieht sich in seinen Artikeln zu »Angaben über die Sozialgeschichte von Rimella zwischen dem 15. und dem 16. Jahrhundert«<sup>21</sup> auf 44 notarielle Akte (Pergamente), die im Museum von Rimella unter dem Titel »Antike Dokumente von Rimella von 1396 bis 1556« aufliegen und bestätigt, dass »die Lektüre und die Abschriften dieser Dokumente [...] es ihm ermöglichten, Betrachtungen über die Entwicklung der Rimeller Gemeinschaft zwischen dem Mittelalter und der modernen Zeit anzustellen, und sie mit den verfügbaren Daten über Rimella aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu vergleichen«.

---

19 A. Vasina, Zitat mit Bezug auf »*Le pergamene di S. Giulio ,Orta e dell' Archivio di Stato di Torino* von F. Fornasari, Turin 1958

20 A. Vasina ib,

21 A. Vasina, Anmerkungen über die Rimeller Sozial-Geschichte zwischen dem 15. und dem 16. Jahrhundert, Remmalju 1998, Seite 42 und f.

Weiters: »... wie im Abstand von vielen Jahrzehnten die Bevölkerung von Rimella gewachsen ist [...] Zu den Familien, die noch den Namen ihrer Walser Vorfahren benutzen, sind Siedler aus anderen Gebieten dazugekommen. [...]. Es handelte sich um kinderreiche Familien und Grundbesitzer, um Landwirte und Hirten aber auch um Notare. Alle waren sie irgendwie untereinander verwandt und nicht selten schlossen sie sich in Konsortien zusammen. Auf namenkundlicher Basis [...] lassen sich die Familienzunahmen nicht immer linear bestimmen, wie dies bei den heute noch existierenden Familien möglich ist, wie z.B. Termignone, Ferrari, Ubezzi, e Calzino [...] Andere sind teilweise ausgestorben, zumindest in Rimella, wie Maffioletti, Fogli [...]

Außer den Ortsnamen Rimella und Rondo (oder Rotondo), die anfangs nur Almgebiete waren, kommen nun auch andere Siedlungen hinzu, die man wie schon im 13. und 14. Jh. »Dörfer« nennt. Diesen stand mindestens ein Konsul vor. Er übte sein Amt in der *villa Ecclesie* (d.h. in Chiesa), im Gemeindehaus aus. Der am öftesten in den Urkunden genannte Ort, vor allem für die Beurkundung notarieller Akte, ist *villá Ecclesie* [...], der aber auch als Zentrum des religiösen Lebens durch die Kirche S.Michele Arcangelo, den Friedhof und den Hauptplatz bedeutend war. Im Siedlungskern stehen schöne Häuser mit Bogengängen und Erkern. Hier fanden die Verhandlungen in Anwesenheit von Zeugen und Notaren statt. Im 15. Jh. waren es die Fobellinesi [...], während es sich im 16. Jh. um Rimeller handelte.«<sup>22</sup>.

Der Lage der Besitzungen (...) die Gegenstand des notariellen Aktes sind, geht immer die Formel »in territorio Rimelle« (auf dem Gebiet von Rimella) voraus, also dort wo das Gemeinderecht ausgeübt wird.

Die Lokalität Scarpoglio wird am öftesten genannt( in mindestens 12 Karten). So erhält man laut Prof. A. Vasina aus all diesen notariellen Urkunden »einen Ausschnitt aus dem Leben der Rimeller Gemeinschaft, ihrer individuellen und sozialen Gewohnheiten, und wie sie ihre Besitztümer notariell eintragen ließen.« Schließlich kann Vasina mit folgender Aussage zitiert werden: »aus vielfachen Anzeichen geht hervor, dass Rimella, unter Beibehaltung einiger der ursprünglichen germanischen Eigenschaften, im 15. und 16. Jh. große Schritte im Anpassungsprozess an die Valseser Welt gemacht hat.«

Die Walser Ausdrucksweise wird bei den Rimellern immer weniger benützt, andererseits tauchen zahlreiche Ortsnamen germanischen Ursprungs auf. Bauen<sup>23</sup> bestätigt in seinem Buch als sichere Hinweise dafür den Bau (1518–1528), ein Zeichen der wachsenden Bedeutung der Kirche »in villa Ecclesie«. Aber es wird auch berichtet über die Bestattung der Toten von Campello, die man zu Fuß auf einem gefährlichen Pfad über den Colmasspass (*Strönerfurku*, 2000 m) zur Pfarrei nach Rimella bringen musste. Dies war ein großes Problem, denn die im Winter verstorbenen Einwohner von Campello mussten im Schnee an der Nordseite des *Strönerfurku* eingefroren werden, um dann nach der Schneeschmelze in Rimella begraben werden zu können. Nach der Einweihung des neuen Friedhofes (1551) in Kappel (Campello) war dies nicht mehr notwendig. Bauen informiert, dass am 21. April desselben Jahres zum letzten Mal die »Töturaschte«, = »Obrun Balme« verwendet

---

22 A. Vasina, ib., S. 43; Silvia Pizzetta »Der Notar Emiliano Calcino aus Rimella« De Valle Suicida Nr. 1/1995, S. 275 und in Remmalju 1996, S. 13

23 Marco Bauen, Zitat. Ital. Übersetzung, S. 397

wurde. Aus derselben Quelle erfahren wir, dass am 11. September 1597 Campello von der Pfarre Rimella gelöst und an jene von Forno (Valstrona) angegliedert wurde. Campello wurde erst im Jahre 1814 eine von Rimella unabhängige Gemeinde.

Die bisher genannten Notizen aus dem 15. und 16. Jh. über Rimella – einige davon stammen aus kürzlichen Nachforschungen in den Diözesanarchiven von Novara und Varallo – zeichnen uns das Bild einer lebensbejahenden Gemeinschaft, die trotz der Kargheit des Bodens, der harten Arbeit und der schwierigen Lebensverhältnisse, mit Intelligenz, Ausdauer, Mut und Bereitschaft zum Verzicht, eine eigene Kultur aufbauen konnte. Von der Religiösität dieser Volkgruppe zeugen die zahlreichen Gotteshäuser, allen voran die Pfarrkirche,<sup>24</sup> Wohnhäuser wie das Haus Robbo (De Robo)<sup>25</sup> mit einer Gravierung »1593« auf einem hölzernen Tragpfeiler und den Namen der Besitzer und ihr Familienwappen, das bisher einzig bekannte. Überraschend ist auch die große Zahl an hier gebürtigen bedeutenden Personen. Rimella hatte im 16. Jh. 24 Notare, davon waren 13 im Dorf tätig<sup>26</sup>. Aber schon M. Manio<sup>27</sup> nennt einen aus Rimella stammenden Priester. Bis ins 18. Jahrhundert stammten immer wieder Priester, Notare aber auch Winkeladvokaten, Rechtsanwälte, Ärzte, Tierärzte, Chemiker, Apotheker, Kapitäne, Ingenieure [...], Schriftsteller, Maler, Bildhauer aus Rimella und lebten und arbeiteten dort.

Die Angaben bei Manio über jede einzelne Person sind mit kurzen, autobiographischen Notizen versehen, die auch die historische Lebensart und Weise schilderten. Vom ersten Rimeller Pfarrherrn und Probst Don Dom. Ant. Tosseri berichtet auch Bauen<sup>28</sup> vor allem in Bezug auf die Sprache. Bauen schreibt, dass der Bischof von Novara 1771 »Don Domenico Antonio Tosseri versetzt hatte (...) und zwar von Ornavasso nach Rimella, weil dieser in deutscher Sprache predigte und verbietet von diesem Moment an den Eltern der Pfarre Ornavasso auf das strikteste, ihren Kindern den deutschen Dialekt zu lehren«. Bauen fügt noch hinzu, »dass man bis 1771 in Ornavasso ausschließlich in deutscher Sprache predigte. In jenem Jahr versetzte der Bischof den letzten Priester, der noch im Beichtstuhl und auf der Kanzel Deutsch sprach, von Ornavasso nach Rimella ...«. Es scheint, dass Carlo Felice, König von Sardinien (1821–1831), die deutschen Namen und den Gebrauch der deutschen Sprache verboten hatte, was die Angaben von Zinsli »dass in Rimella die deutsche Sprache schon 1829 verboten wurde«, bestätigt. Bauen schreibt weiters, dass »am 5. Juli 1788 die neue, große Pfarrkirche nach einem Plan des Erzbischofs Don Antonio Tosseri eingeweiht worden ist«. Die Rimeller entfalteten nicht nur Kunst und Kultur, sie mussten auch täglich schaffen und mühsam arbeiten, um in der unwirtlichen Gegend Verbindungswege zu bauen.<sup>29</sup>

Die Menschen ließen sich trotz der rauen Lebensumstände nicht davon abhalten, im gemeinsamen christlichen Glauben mit der gemeinsamen Sprache in einer autonomen gut

---

24 Silvia Pizzetta – »La Cappella – Ossario di Rimella« –»Die Friedhofskapelle von Rimella« Remmalju 1994, Seite 5 »La casa a Rimella »Das Haus in Rimella«, Remmalju 1996 S. 13

25 Mario Remogna »Casa Robbo a Sella« »Haus Robbo in Sella«, Remmalju 1993, S. 13e

26 Silvia Pizzetta, De Valle Sucida (das selbstmörderische Tal, Zit 1/1995, Seite 275.

27 Michele Manio zitiert im Anhang S. 20

28 Marco Bauen, Zit., ital Übersetzung Seite 398

29 Ferruccio Vercellino, Cenni storici sul tronco di strada per Rimella, Frazione Grondo, Remmalju 1993, S. 20 – Geschichtliche Hinweise über den Strassenabschnitt nach Rimella, Fraktion Grondo

organisierten Gesellschaft zu leben, die ein besonderes Augenmerk auf Schule und Bildung hatte. Diese Situation dauerte bis knapp nach dem zweiten Weltkrieg an.

Zwei weitere Rimeller Persönlichkeiten dürfen nicht vergessen werden: der Franziskaner Padre Filippo Reale, ein großer Philosoph und Theologe, ein begabter Redner und lebhafter Polemiker vor allem gegen die Jansenisten, und Giovanni Battista Filippa, Gründer des Museums von Rimella. Dieses trägt heute noch seinen Namen und zählt zu den ersten privaten Einrichtungen Valsesias.

An Padre Reale erinnert auch die Rede zu Ehren der Heiligen Gioconda aus dem Jahre 1790, als die Reliquie der heiligen Märtyrerin, Schutzpatronin des Dorfes, in die Kirche getragen wurde. Die Ansprache wurde im gleichen Jahr veröffentlicht<sup>30</sup>, auf dessen Umschlag heißt es: vorgetragen vom Vorleser Padre Filippo aus Rimella (...) am Ende der feierlichen dreitägigen Zerimonie am 27. 28. 29. Juni, auf Kosten der frommen Rimeller Leute, in Novara und Vigevano wohnhaft ...«. Diese Anmerkung beruft sich auf das Thema der Bruderschaft und der Solidarität, die bei den Rimeller Auswanderern herrschte. Es ist hier nicht möglich, auf die moderne Geschichte von Rimella näher einzugehen. Diese kurze Zusammenfassung mit dem Thema »Confraternite«, auch mit Bezug auf Bildung und Schule muss genügen. Vor allem wird auf die Untersuchungsergebnisse von Rina Dellarole in der Zeitschrift *Remmalju*<sup>31</sup> hingewiesen, auch wenn die Arbeit von Prof. P. Sibilla<sup>32</sup> aus volkskundlicher Sicht wohl zu einer der bedeutendsten zählt.

Neue Archivforschungen unterstreichen vor allem den kulturellen Reichtum dieser noch stark bevölkerten Ortschaft. Die chronische Auswanderung<sup>33</sup> und die Verbindungsschwierigkeiten im Winter brachten große Probleme<sup>34</sup>.

Eine von Remogna<sup>35</sup> befragte Person sagte: »es waren Zeiten, wo es große Armut gab und die Leute sich über ein Stück Brot freuten«.

Vor allem im 18.Jh. wurde in diesem stark bevölkerten Rimella viel studiert und zahlreiche, gut organisierte Vereinigungen waren ebenso auf geistigem Gebiet wie in der Fürsorge tätig. Dies bezeugen die Nachforschungen von R. Dellarole Cesa sowie jene von S. Bruno über die Pastoralvisiten der Bischöfe Mons. Taverna, Mons. Balbis Bertone und Mons. Morozzo della Rocca in Rimella in den Jahren 1617, 1760 und 1821<sup>36</sup>. Aus den ein-

---

30 P. Filippo da Rimella, Orazione in onore di Santa Gioconda Martire, Milano 1790 – Rede zu Ehren der Heiligen Gioconda, Märtyrerin. (Der gedruckte Band, leider in seinem letzten Teil beschädigt, ist im Besitze von Frau Piera Rinoldi, wohnhaft in Rimella, Hotel Capio)

31 Rina Dellarole Cesa, Luoghi pii del Comune di Rimella dell'anno 1728 – Heilige Orte in der Gemeinde Rimbella von 1728, *Remmalju* 1996, Seite 33 – vergl. F. Tonella Regis – La parrocchia di Rimella nella cima della Valle – Zit. Nr. 1/1996, S. 303 und f.

32 Paolo Sibilla – I luoghi della memoria – cultura e vita quotidiana nelle testimonianze del contadino valsesiano G.B. Filippa – Die Orte der Erinnerung – Kultur und tägliches Leben nach den Zeugenaussagen des Walser Bauern G.B. Filippa 1778–1838 – ber. Zitiert in Una Comunità Walser nelle Alpi – Eine Walser Gemeinschaft in den Alpen, Werk bereits zitiert.

33 Ferruccio Vercelleino, Emigrazione della Comunità di Rimella nel XIX secolo, *Remmalju* 1991, Seite 12

34 Marco Bauen ebd. Ital. Uebersetzung S. 401, o.N. 32,33 sowie P.Sibilla Una Comunità Walser delle Alpi ebd.« 30

35 Mario Rogna, Cibo e attività agro-pastorale nella vita quotidiana di Rimella, *Remmalju*, 1994, S. 17

36 Sara Bruno, *Testimonianze rimellesi dei documenti dell' Archivio storico della Diocesi di Novara, Remmalju* 1996, S.

schlägigen Urkunden geht hervor, dass Rimella »eine verstreute Pfarre« mit »einem »guten Pfarrer« und einem »guten Volk« war, von Menschen des »teutonischen« Walser Stammes bevölkert und dass ein Teil der Männer imstande war, italienisch zu verstehen. Dies verweist wieder auf das Phänomen der Auswanderung, die in den Monaten von März bis Oktober besonders intensiv war. Die Auswanderung brachte einerseits die Männer mit dem romanischen Umfeld in Kontakt und lastete andererseits den Frauen, die nur »tittschu«, also die Sprache der ersten Walser Siedler sprachen, den Haushalt, die Kindererziehung und die Arbeiten auf Wiesen und Feldern auf.

Die vielen interessanten Informationen aus den Pastoralvisiten erzählen auch etwas über den Jahrhunderte alten Brauch in den Dörfern, den Jugendlichen durch den Kaplan oder den Lehrer, der oft auch der Pfarrer war, Literatur- und Religionsunterricht zu geben, auch wenn diese nicht unbedingt zum Priestertum<sup>37</sup> bestimmt waren. Die Rimeller waren sehr darauf bedacht, dass ihre Jugendlichen, die später fast alle auswandern mussten, ein Minimum an Bildung hatten; sie mussten schreiben, lesen und rechnen lernen, um ihr Handwerk oder eine andere qualifizierte Tätigkeit ordentlich ausüben zu können und mussten in der Lage sein, mit ihrer in der Heimat verbliebenen Familie korrespondieren zu können.

Seit Beginn des 18. Jh. bestimmte man einen Teil der Gaben und Schenkungen, die von den Auswanderer kamen, »zum Unterhalt des Kaplans«. Er verpflichtete sich dafür die Beichte abzunehmen, die Feiertagsmesse »im Morgengrauen« zu lesen und »sechs Kinder aus der genannten Gemeinschaft sechs Monate eines jeden Jahres ohne Entgelt zu unterrichten«<sup>38</sup>. Diese kostenlose Schule stand bereits 1760 auch »zahlenden« Schülern offen. Pfarrer und Kaplan hatten die Aufgabe, den Schülern eine allgemeine Grundbildung beizubringen und jenen Schülern, die für eine kirchliche Laufbahn oder für das Amt eines Notars bestimmt waren, eine tiefere, kulturelle Bildung zu vermitteln.

1617 war in Rimella die Bruderschaft von S.Spirito tätig, die »über Felder verfügte, die 10 Scheffel Roggen im Jahr hervorbrachten« und »die Priore gingen von Haus zu Haus um die großzügigen Gaben zu sammeln ...«. Der Gesamtertrag wurde dafür genutzt, am Himmelfahrtstag die Brote zu backen, die unter den einheimischen Armen, den Fremden und den so genannten »Nachbarn«, d.h. den Gemeindemitgliedern, verteilt wurden<sup>39</sup>.

Ausführlichere Angaben über diese Kongregationen finden wir in dem vom Rimeller Notar Alberto Colombo 1728 verfassten Bericht über den Stand und die Verwaltung der frommen Orte in Rimella.

Die bereits 1625 entstandene Bruderschaft des SS. Sacramento als auch die Oratorien haben ihre eigenen Verwaltungsorgane: für das SS. Sacramento einen Schatzmeister, einen Prior und andere Beamte, die alle zwei Jahre neu gewählt wurden; sie verwalteten die Güter und mussten jährlich »vor dem Kurator und den Mitbrüdern im türkisen Gewand« Rechenschaft ablegen; für die »alteingesessene Armenalmoseneinrichtung« gab es einen Kurator, der jährlich vor dem Pfarrer und dem Volk über die Verwaltung Re-

---

37 Franca Tonella, Regis, La Parrocchia di Rimella nella cima della valle, De Valle Suicida, Nr. 1/1995, S. 312

38 Sara Bruno Lok. genannt S. 32

39 Sara Bruno, ib; F. Tonella Regis, De Valle Sicida, Zit. S. 313.

chenschaft gab, sowie einen Almosensammler, für die Oratorien die Vertreter der Ville (Dörfer), die sich jährlich abwechselten und deren Abrechnungen vor allen Landbesitzern vom Kurator entgegengenommen und verabschiedet wurden. Notar Colombo schreibt auch, dass »die Almosen zu Gunsten der Oratorien verwendet werden, in denen, heute noch, jedes Jahr am Tag ihres Heiligen Patrons, während der Bittgänge sowie bei der Sakramenterteilung für die Leidenden und für so manchen Frommen Gottesdienste abgehalten werden«.

Die Oratorien, die »teils eine halbe Meile, teils eine Meile und teils zwei Meilen von der Kirche« entfernt liegen, sind verschiedenen Heiligen gewidmet.

Die Tätigkeiten der Bruderschaften und der Oratorien helfen, den Ursprung und die Art der Dorfverwaltung zu verstehen, die durch ein autonomes Entscheidungs- und Verwaltungssystem und der Wechselwirkung zwischen ziviler und kirchlicher Autorität gekennzeichnet war. Auch durch die abgeschiedene Lage Rimellas bedingt, dauerte diese Situation weit über das napoleonische Zeitalter hinaus an.

Das öffentliche Leben im Dorf wurde von den Beschlüssen bestimmt, die von der »Nachbarschaft« in den einzelnen Siedlungen in öffentlichen Versammlungen getroffen wurden. Jeder Erwachsene der Gruppe konnte an den Versammlungen teilnehmen, Außenstehende waren meist ausgeschlossen. Die Versammlungen fanden am Platz vor dem Oratorium statt und wurden durch Glockenläuten angekündigt. Jeder hatte das Recht zu sprechen, die letzten Entscheidungen trafen jedoch die Landbesitzer, die auch den Schatzmeister ernannten, der ein Jahr im Amt blieb und wiedergewählt werden konnte. Um zu vermeiden, dass die Macht zu lange in Händen einer Familie blieb, wurde ein System vorgeschrieben, laut dem die Amtsinhaber regelmäßig ausgewechselt werden mussten. Diese Gepflogenheit ist heute noch bei den wenigen verbliebenen Einwohnern der Siedlungen üblich. Wählbar waren nur männliche Bürger, welche Redlichkeit und perfekte Kenntnis der gebräuchlichen Normen und Regelungen aufweisen konnten. Diese Tradition hielt sich bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts und die öffentlichen Versammlungen fanden immer noch am Platz vor dem Oratorium oder bei Schlechtwetter und im Winter in den Innenräumen statt. Während der Zeit der landwirtschaftlichen Tätigkeiten wurden diese Versammlungen regelmäßig abgehalten, konnten aber zu dringenden Anlässen durch Glockenläuten ausgerufen werden. Die Anliegen und Forderungen waren vielfältig und führten manchmal auch zu heftigen Streitigkeiten. Man versuchte jedoch diese immer im Rahmen zu halten, denn in einer »geschlossenen Gesellschaft« wie Rimella konnte es sich niemand erlauben, von den anderen abgesondert zu werden. Die ordentlichen Entscheidungen betrafen die allgemeine Organisation des täglichen Lebens, die Wassernutzung, die Arbeitsaufteilung zur Instandhaltung der Pfade und Wege, sowie der Schneeräumung. Letztere betraf nur die so genannten »Totenwege«, d.h. jene Wege, die traditionsgemäß bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen benutzt wurden.

Die Oratorien mit einem eigenen Vermögen aus Erbschaften und Legaten von kleinen Wäldern und Grundstücken, konnten mit den Pachteinahmen kleine Instandhaltungsarbeiten des Allgemeingutes finanzieren, und den Schwächeren, den Alten und in Not befindlichen Menschen Hilfe leisten. Der jährlich von den Mitgliedern gewählte Schatzmeister war direkt für die Verwaltung des Oratoriums verantwortlich und besorgte die Buchhaltung sowie die Aufstockung der Güter und Gelder. Zur Aufstockung der finan-

ziellen Mittel trug auch der heute noch übliche Brauch bei, die anlässlich der Feierlichkeiten des Schutzpatrons in der Siedlung gesammelten Gaben nach der Messe am Kirchenplatz zu versteigern.

Eine Wirtschaft die gerade zum Überleben reichte, die Bergflucht und die schwierigen Verkehrswege bestimmten das Leben der Rimeller im 17. und 18. Jh. und waren der Hintergrund für die Geschichte im 19. Jh. und auch im zwanzigsten Jahrhundert<sup>40</sup>. Wirtschaftsgrundlage waren vor allem die Viehzucht und die Verarbeitung der Produkte, insbesondere Molkereiprodukte, die bis ins tiefe zwanzigste Jahrhundert mit immer gleich bleibender Vorgangsweise betrieben wird. Es folgte der Getreideanbau – der Roggenanbau war bis zum 19. Jahrhundert häufiger – sowie der Anbau von Hülsenfrüchten und Gemüse. Bis vor nicht allzu langer Zeit wurden auch Wiesen und Wälder bewirtschaftet. Heute sind die weitläufigen, steilen Wiesen von Wäldern überwachsen und die Bergflucht macht sich immer deutlicher bemerkbar. Die Viehzucht musste dem Anbau von Kartoffeln weichen, dadurch veränderte sich die Ernährungsweise der Bevölkerung stark. Alle anderen Lebensmittel (Mais, Salz, Reis) wurden in der Ebene gekauft, vor allem in Varallo, das damals nur auf einem sechsstündigen, oft gefährlichen Fußmarsch erreichbar war. Wie ein 1828 vom Notar Michele Cusa verfasster Bericht<sup>41</sup> bekannt gibt, bestand die Tauschware der Rimeller aus »Butter, Käse, Leder und jungen, vor wenigen Tagen geborenen Kälbern«. Aus diesem Bericht geht ebenfalls hervor, dass »die Wolle im Dorf gesponnen und zum Großteil zu einem groben Tuch verarbeitet wird, Halbwohle genannt, das zur Bekleidung vieler Menschen beider Geschlechter dient«. Cusa weist außerdem darauf hin, dass ein gutes Drittel der Männer zwischen 14 und 50 nach Novara und Vercelli auswanderte, um dort Berufe wie »Gastwirt, Koch, Kellner und Fassträger« auszuüben, während Maurer und Tischler ihrem Erwerb in Fobello und Campello nachgingen. Cusa schreibt den Bevölkerungswachstum von Rimella zu jener Zeit der Tatsache zu, dass die Auswanderung in nahe oder relativ nahe Orte stattfand. Die Jugend schien damals für weiterführende Studien sehr geeignet, denn es herrschten Sittlichkeit und »Gutigkeit«, aber es fehlten die nötigen Mittel; fast alle Einwohner beider Geschlechter konnten lesen und schreiben. Eine geordnete und solidarische Gesellschaft also – wenn man von »kleinen Diebstählen absieht, sowie manchmal waffenlosen Schlägereien, die in einem Jahrzehnt jedoch nie mehr als zwanzig waren«. Rimella verfügte damals über zwei Priester, einen Diakon, einen Notar, einen pensionierten Maler aus S.M. in Rom und bei den Handwerkern über dreißig Maurer, zwanzig Tischler, vier Schneider, zwei Weber und einen Schuster, ohne die Angestellten der fünf Mühlen des Kanton Grondo zu rechnen.

Im Jahr 1837 wurde ein erster Teil des Weges von Rimella nach Varallo ausgebaut und konnte auch als Reitweg benutzt werden. Die erste Fahrstraße wurde dem Verkehr im Abschnitt Varallo–Baraccone erst im Jahr 1866 übergeben und gegen Ende des Jahrhunderts folgte dann der Abschnitt Baraccone – Grondo, wo dann über fünfzig Jahre lang die Straße endete. Gleich nach Kriegsende wurde der Abschnitt von Grondo nach Chiesa geplant und dann sehr langsam gebaut und am 14. Juli 1869 wurde Chiesa erreicht. Von

---

40 M. Remogna, *Cibo e attività agro-pastorale nella vita quotidiana*, Remmalju, 1994, S. 17 u.f.

41 A. Lovatto, *Notizie statistiche concernenti la Comunità di Rimella 1828*, Remmalju 1999, S. 8 u. f.

hier führten Abzweigungen zu allen Siedlungen, ausgenommen nach St. Anna, das am oberen Teil des Flusslaufes des Landwasser liegt. Heute gibt es wohl eine gut ausgebauten Strasse, aber es leben fast keine Menschen mehr hier.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt die Neuzeit mit einem gut bevölkerten Rimella und man war durch die zivilen und kirchlichen Strukturen in der Lage, sich selbst zu regieren. Rimella hatte eine der schönsten Kirchen der Valsesia sowie zahlreiche weitere kirchliche Bauten, Zeugen der Religiosität der Einwohner<sup>42</sup> und verfügte über gut funktionierende Schulen und eine für die damalige Zeit außerordentliche Einrichtung, über das Museum G.P. Filippa.

Die Viehzucht und die Landwirtschaft hatten sich wieder belebt, obwohl sie zur Ernährung aller nicht ausreichte. Die Handwerkertätigkeit – in Grondo funktionierten Sägewerke und Mühlen – und der einheimische und auswärtige Handel<sup>43</sup> blühten wieder auf. Die Verkehrsverbindungen waren jedoch unangemessen und oft gefährlich, die Abwanderung in nahe und ferne Länder groß. Die Häuser und Sennereien in den Siedlungen sind ein wahres Denkmal der Baukunst und der gute Geschmack der Bevölkerung verschönert heute noch eine geologisch harte und wilde Landschaft.

Die Zeit aber ändert sich dramatisch: sie ist von Abwanderung, Schließung von Schulen<sup>44</sup> und anderen Ereignissen gekennzeichnet, die Bauten bereits in den siebziger Jahren festgestellt und beschrieben hat<sup>45</sup>.

Anlässlich der Einweihung der neuen Pfarrkirche im Jahre 1788 benutzte der Bischof von Novara, Mons. Balbi Bertone, das Wort »Basilika«. Die Kirche ist reich an wertvollen Marmor- und Holzkunstwerken sowie an Malereien. Im Jahre 1862 wurde die Kirche mit einer von den Brüdern Mentasti aus Novara gebauten Orgel ausgestattet, die vor kurzem vom unermüdlichen, ehrenwerten Pfarrer restauriert wurde.

Wir unterlassen weitere Einzelheiten über den künstlerischen Wert des Baues<sup>46</sup>, kommen aber nochmals auf die große Gläubigkeit der Rimeller zurück. Durch ihre Hilfe entstanden zwischen dem 17. und 18. Jh. zahlreiche kirchliche Bauten, Oratorien, Kapellen und Kapellchen, die sich in den Siedlungen und entlang der Gehwege befinden,<sup>47</sup> eine Art »Biblia pauperum« mit Bittschriften und Anrufen in Latein. Hier war Analphabetismus fast unbekannt, man verstand daher die Schriften, die auch im Religionsunterricht oder während der Messen erläutert wurden. Weitere Informationen über Rimella erhalten wir aus Artikeln von A. Lovato, der den Gesamttext eines 1829 vom Rimeller Notar Michele Cusa angefertigten Dokumentes wiedergibt, und jenen von M. Remogna und F. Vercellino,<sup>48</sup> die jeweils in der Zeitschrift *Remmalju* 1999, 1995 und 1994 erschienen sind. Aus dem von Roberto Lovato veröffentlichten Cusa-Dokument erfahren wir, dass es in Rimella »eine Schule gibt, in der man lesen, schreiben, die italienische Sprache, Mathema-

---

42 A. Rinoldi, handschriftliche Unterlagen.

43 Alberto Lovatto *Notizie statistiche concernenti a comunità Rimella; 1828*, Remmalju 1989, S. 8

44 Piergiorgio Vasina, *La cosa pubblica a Rimella*, Remmalju, S. 32

45 Marco Bauen *cbd* S. 29 und 31

46 C. Debiaggi, *S.Michele, la chiesa parrocchiale in Rimella*, Remmalju 1997, S. 45

47 Rita Dellarole Cesa, *La memoria e il tempo. Mastri costruttori a Rimella*, Remmalju 1997, S. 45

48 Ferruccio Verzellino, *Cenni sui documenti d'archivio relativi alla scuola elementare di Rimella*, Remmalju 1994, S. 37



tik und Latein lehrt. Diese wird von 40 Jugendlichen besucht, die zusehends Fortschritte machen und wird von Herrn Gio. Ubezzi geleitet, der glaubhaft einen Philosophiekurs besucht hat. Würde man sagen, dass die Schule von Rimella hinsichtlich der Methodik, der Leitung, der Ordnung und des augenscheinlichen Gleichgewichtes der Schule von Valsesia nicht nachsteht, wäre es keine Übertreibung«<sup>49</sup>.

Aus dem umfassenden Artikel des Remogna nur einige frei entnommene Informationen:<sup>50</sup> ... in S. Gottardo waren die Kinder »alle in einem Raum« untergebracht, sie wärmten sich mit dem von den Eltern abwechselnd geschnittenen und mittels Hucken beförderten Gemeindeholz, Teresa Cusa war eine gute Lehrerin, sie wurde dann aber die Haushälterin von Don Vasina. Weiters: »... es handelt sich um eine von der Gemeinde eingerichtete Landschule, die einen ‚echten‘ Lehrer hat, das heißt einen diplomierten [...] während zur Zeit der [...] Grosseltern der Unterricht meist von willigen, anerkannten aber nicht diplomierten Frauen gehalten wurde. Der Religionsunterricht, »dottrina« genannt, wurde vom Schneider Rinoldi und von frommen Frauen, meist Samstags, in der Kirche vor einem Altar abgehalten und vom Pfarrer dann abgeprüft«. Aus Statistiken aus dem 19. Jahrhundert und einem handgeschriebenen Heft im Museum Filippa geht hervor: »dass die Menschen beider Geschlechter fast alle lesen und schreiben können«.

Die im 18. und 19. Jahrhundert abwechselnden Besetzungen – Savoyen, das revolutionäre und das napoleonische Frankreich, weiters das Reich Sardinien und das Königreich Italien – haben die gewohnte Lebensweise der Rimeller nicht wirklich beeinflusst. Spuren dieser Zeit finden wir im Museum Rimella wieder und aus einer von Bauen veröffentlichten *tittschu*-Erzählung wird von einer Salzsteuer und einem Volksaufstand berichtet, der sich durch das »Aufhissen einer roten Mütze auf einem Stock« ausdrückte, worauf der König den Befehl gegeben haben soll, »das Dorf in Feuer und Flamme zu setzen«; der Befehl wurde gottlob nicht ausgeführt.

Die gefährlichsten Feinde Rimellas waren Feuer, Wasser und Schnee. Im 19. Jh. ereignete sich eine erschreckende Anzahl von Bränden, Überschwemmungen und Lawinstürzen. Die Brände zerstörten das Rathaus (1813) – das schon erstmals 1697 abgebrannt war – mit allen Archiven, sowie ganze Siedlungen – Chiesa im Jahre 1818 und Prati (*En Matte*) im Jahr 1853. Häuser wurden zerstört und alte Dokumente gingen in Flammen auf.

Der Fluss Landwasser drohte am 27. August 1834 die gesamte Siedlung Fraktion Grondo zu überfluten. Die Überschwemmung des Jahres 1880 hat in Molini (*Tse Mijene*) eine ganze Gruppe Walser Häuser weggeschwemmt, die später aus Stein wiedererbaut wurden; die Flut des Jahres 1900 hat eine wahrscheinlich vierhundert Jahre alte Brücke in dem so genannten Gebiet »der zwei Gewässer«, eben dort wo der Landwasser in den Mastallone mündet, zerstört.

Vom Spätherbst bis Frühlingsanfang ist die Lawinengefahr allgegenwärtig. An den Tod einer ganzen Familie durch eine Lawine vor dem Jahre 1861 in Prati erinnern zwei große und vier kleine eiserne Kreuze, die von tragischen Todesfällen zeugen. In den Jahrbüchern wird zum Beispiel an den schrecklich langen und besonders schneereichen Winter 1887/1888 erinnert. In Rimella mit damals mehr als 1000 Einwohnern wurden

---

49 Alberto Lovatto, *Notizie statistiche concernenti la Comunità di Rimella*; 1828, zit.

50 Mario Rogna, *Storie di bambini di montagna*, Remmalju, \995, S. 27

keine Opfer verzeichnet, der Ort blieb jedoch für lange Zeit von der Außenwelt abgeschnitten. 1973/74, fielen in der Siedlung S. Gottardo in der Zeit zwischen Spätherbst und Frühling über acht Meter Schnee. Solche Naturereignisse gingen an der örtlichen Wirtschaft nicht spurlos vorüber. So wird aus dem Jahre 1840 bestätigt, »die von Brunnen und Bächen nur gering bewässerte Bodenwirtschaft besteht nur aus Wäldern, Weiden, Heu und Kartoffeln. Handeln konnte man nur mit den ersparten Produkten aus der Viehwirtschaft«<sup>51</sup>.

Die bescheidene Wirtschaftslage, die trotz der neuen Verkehrsverbindung Varallo-Rimella weiter anhielt, hinderte die Rimeller nicht daran, im 19. Jh. in sogar drei Siedlungen – Chiesa, S. Gottardo und S. Antonio – Volksschulen mit vier Unterrichtsklassen einzurichten, zu denen im Jahre 1837 die fünfte Klasse hinzukam. In den Jahren 1862/63 wurde die alte, abgenutzte Orgel der Pfarrkirche, durch eine neue, von den Brüdern Mentasti gebaute, ersetzt<sup>52</sup>. Auch die Bautätigkeit, so die Erhaltung, Sanierung oder Bau von Brücken, Häusern und Kirchen, nahm zu und man zog vorwiegend Rimeller Baumeister heran.<sup>53</sup> Im 19. Jh. nahm die Auswanderung weiter zu; die Rimeller arbeiteten im Ausland als geschickte Maurer, Holzfäller, Knappen aber auch als Gastwirte und Kellerer. Mit ihren Verdiensten unterstützen sie die Familien, trugen zur Bildung der Jugend bei, zur Restaurierung und Verschönerung der Kirchen und spendeten auch für Wohltätigkeitszwecke. Zahlreiche Rimeller litten unter physischen oder psychischen Behinderungen, die wahrscheinlich teilweise auf die weit verbreitete Endogamie aber auch auf die schwere und gefährliche Arbeit zurückzuführen waren.

Das 19. Jahrhundert klang für Rimella in Bezug auf den Einwohnerstand, die Selbstregierung, die Ordnung und das Gefühl der Menschen, einer soliden Gemeinschaft anzugehören, zufriedenstellend aus.

Ein besonderes Ereignis erregte zur Jahrhundertwende noch die Gemüter: der Besuch durch Margherita von Savoyen, der Königin Italiens. Die Chronik überliefert diesen Besuch auf einem einfachen, handgeschriebenen Schulheftblatt im Museum von Rimella: Ein festliches Dorf wird beschrieben, das seine Königin bei Madonna del Rumore unter einem mit Weiden und Blumen geschmückten Bogen und einem Chor von sechzig Mädchen im schönen Trachtenkostüm empfängt. Die Königin wird dann nach Chiesa zur offiziellen Begegnung mit der Bevölkerung geleitet.

Da die Themen der Auswanderung<sup>54</sup>, der Verkehrs- und Kommunikationsverbindungen<sup>55</sup> und der Wohnhäuser<sup>56</sup> ausführlich in der Zeitschrift *Remmalju* und in den anderen schon erwähnten Werken abgehandelt werden, wird nun das Rimella des 20. Jahrhunderts, bis hin zu den letzten Jahrzehnten, mit der Geschichte oder besser gesagt mit der Chronik der heutigen Gemeinschaft von Rimella beleuchtet.

---

51 M. Remogna, *Cibo e attività agro-pastorale della vita quotidiana di Rimella*, Remmalju, 1994, S. 18

52 A. Sacchetti, *L'organo antico della Chiesa prepositurale di Rimella: una risurrezione annunciata*, Remmalju 1998, S. 5

53 vgl. R. Dellarole Cesa zit., Remmalju 1997, S. 45

54 F. Verzellino, *Emigrazione della Comunità di Rimella nel XIX secolo*, zit. Remmalju, 1991, S. 12

55 M. Bauen, ital. Übers. Zit. S. 29; P. Sibilla, *Una Comunità Walser delle Alpi*, zit. S. 30 und folgende

56 S. Pizzetta, *Le case walser di Rimella*, Remmalju 1999, S. 33

Das 20. Jahrhundert beginnt für Rimella recht gut, endet aber trotz der zahlreichen Bemühungen einer Gruppe unternehmungsbegeisterter Menschen leider ganz anders. Man versuchte vor allem den Kern der Identität dieses Volkes, Sprache und Kultur zu retten. Die Jugend stand aber diesen Anstrengungen eher gleichgültig gegenüber, sei es durch die bereits stark verbreiteten Medien, aber auch die neue Denkweise der modernen Gesellschaft lässt keinen Platz mehr für eine aktive Teilnahme an den Problemen der Gemeinschaft. Diese Entwicklung stand im krassen Gegensatz zu den Gepflogenheiten und den Jahrhunderte alten Traditionen der Walser von Rimella .

Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges blieb das Dorf weiterhin abgesondert und zwar nicht nur der Mundart wegen (*tittschu* wird noch allgemein gesprochen), sondern auch in sozialer Hinsicht: die Verwaltung wurde von den Staatsgesetzen geregelt, die Land- und Viehwirtschaft durch das bereits seit Jahrhunderten bestehende Gewohnheitsrecht . Dieses Merkmal einer »abgesonderten«, in sich geschlossenen Gemeinschaft hat dazu geführt, dass die nationalen und die weltweiten Ereignisse der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, ebenso wie die Krise der Dreißiger Jahre, auf den Lebensablauf und die Wirtschaft in Rimella keinen Einfluss hatten. Die Wirtschaftslage war aufgrund der bekannten Umstände schon äußerst kritisch und beinahe am Überlebenslimit angelangt. Man betrieb die Land- und Viehwirtschaft nach wie vor mit Techniken und Mitteln, die sich seit Jahrhunderten nicht geändert hatten. Dies zumindest bis 1944, als die Bevölkerung selbst direkt in die Kriegsereignisse verwickelt wurde. Außerdem hat »der Anbruch der Industriegesellschaft und die unverständliche Herabsetzung der Land- und Viehwirtschaft [...] Rimella zu einer Entvölkerung verdammt, die anders war als jene der vergangenen Jahrhunderte<sup>57</sup>«. Deutliche Signale waren die Schließung der blühenden Mittelschule und dann der Volksschule des Dorfes in den neunziger Jahren »aufgrund des Geburtenrückganges und der hohen Kosten«.

Heute zählt man in Rimella drei ständig ansässige Kinder, zwei im Schulalter und ein Kleinkind. Die Meldedaten der Gemeinde aus dem Jahr 1989 sind sehr deutlich: Einwohner 215, Geburten 3, Verstorbene 6<sup>58</sup>. Die Mitwirkung der Einwohner am Dorfleben ist jedoch noch sehr rege, wie die Anteilnahme von 76% der Bevölkerung an den Gemeindewahlen im Mai 1990 zeigt.

Die Eröffnung eines Hotels Anfang des 20. Jahrhunderts in Rimella ist für die »geschlossene Rimeller Gemeinschaft« Zeichen einer stärkeren Öffnung und Beziehung zur Außenwelt. In der Valsesia sah man bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Tourismus eine neue Einnahmequelle und in den schönsten Örtlichkeiten wurden zahlreiche Hotels errichtet. Im Jahr 1913 eröffnete das Rimeller Ehepaar Virginio und Maria Fontana in der Siedlung Chiesa ein komfortables Hotel. Man hatte die Absicht, dieses Hotel, das heute noch denselben Namen trägt, »zum Aushängeschild dieser Gemeinde« zu machen<sup>59</sup>.

Die Anmerkungen und Kommentare der Kunden im Gästebuch berichten über die bedeutendsten Ereignisse im Dorf bis ca. 1950, mit einer Unterbrechung in den Jahren

---

57 P. Vasina, *La cosa pubblica – Problematiche e speranze di un Comune di alta montagna*, in Remmalju, 1995, S.32

58 Dal Municipio, Remmalju 1990, S. 16

59 E. Fontana, *Album dell'Albergo Fontana*, Remmalju 1993, S. 7 und f.

1943/44. Man liest über die jungen Männer von Rimella, die am ersten Weltkrieg teilnahmen, Erinnerungen an die Gefallenen, die Einweihung der neuen Glocken im Jahre 1924. Der Faschismus wird deutlich durch das mit römischen Ziffern angeführte Datum, einige lakonische Andeutungen auf die vierziger Jahre, wie die Zeichnung eines Hakenkreuzes samt einem Likatorenbündel mit dem Motto »Usque in finem« und der Aufschrift »Vincere« und die eindeutig spätere Hinzufügung »und in der Tat ...« Fast nichts dagegen findet man über die Jahre 1943/44 außer einem Datum und einen für die Widerstandsbewegung, in die das Dorf verwickelt war, bedeutungsvollen Satz: »2/1/1944 letzter des Faschismus, Franco der Rebell«. Es ist das Datum der Besetzung des Dorfes durch die Widerstandskämpfer von Moscatelli.

Die dreißiger Jahre vergingen ohne große Erschütterungen für Rimella und auch für das Hotel, das aber in seinem Gästebuch einige Beschwerden verzeichnet, denn: »die Strasse ist steil und beschwerlich, es fehlt immer noch die Elektrizität«. In den dreißiger Jahren wurde auf Initiative des Rechtsanwaltes Giuseppe Ubezzi in Grondo ein kleines E-Werk gebaut, das das Wasser des Landwasser nutzte. Das Gemeinde-E-Werk wurde bis zum Anschluss an die regionale Elektroleitung im Jahr 1967 von der Familie Ubezzi aus Chiesa geleitet.

Andere Quellen informieren uns näher über die dreißiger Jahre und die Verwicklung Rimellas in den Krieg.

So fällt eine Reihe von Anordnungen auf, die sich auf die Schule beziehen: mit Beschluss des Podestà im Dezember 1927, wird festgelegt, dass das neue, sich im Endbau befindliche Schulhaus den »für die Heimat Gefallenen« gewidmet wird und dass an der Fassade eine Gedenktafel mit den Namen der Helden, dem Wappen der Savoia und dem Emblem des Likatorenbündels angebracht werden soll. Ein Beschluss des Podestà erteilte im März 1930 der Rimeller Einwohnerin Teresa Cusa »den Auftrag zur Volksschullehrerin« in der Siedlung S. Gottardo. Im Dezember 1937 verfügte ein weiterer Beschluss des Podestà die Einrichtung der 5. Volksschulklasse in Rimella, und dass diese Klasse mit Landkarten aller Kontinente, sowie jener Ostafrikas ausgestattet werden sollte<sup>60</sup>.

Rimella wurde während der Kriegszeit direkt in die Widerstandskämpfe der Partisanen des Moscatelli und den Nazifaschisten verwickelt. Rimella wurde zuerst von den einen und dann von den anderen besetzt und im März 1944 bombardiert, wobei glücklicherweise keine Opfer zu beklagen waren. Unter der Besetzung der Faschisten sollte das Dorf als Vergeltungsmaßnahme in Brand gesteckt werden, was jedoch dank des Eingriffes des damaligen Pfarrers Don Giuseppe Buratti vermieden werden konnte. Der tapfere Pfarrer, an den die Rimeller dankbar zurückdenken, verstarb 1949.

Die Ereignisse, die in anderen Staaten und in Italien das politische Leben dramatisch prägten – Klassenkämpfe, Parteikämpfe – fanden in Rimella wenig Echo. A. Lovato stellt fest » dass die starke Beziehung zur Kirche und die tief eingepprägten traditionellen Werte eine antiklerikale Verhaltensweise sowie politische Stellungnahmen in der Rimeller Gesellschaft nicht zuließen und jedenfalls auf eine Minderheit beschränkt waren«. Als Bestätigung dafür nennt er das Wahlergebnis des 2. Juni 1946, in dem »212 Stimmen für die Monarchie und 130 für die Republik« verzeichnet wurden. Und Lovato sagt weiter,

---

60 F. Verzellino, *Cenni sui documenti di archivio relativi alle Scuole Elementari di Rimella – Anni 1943–1947*

dass »der Hang zu katholischen Parteien in Rimella beachtlich war. 1946 erhielt die *Democrazia Cristiana* 57% der Stimmen und bei den Wahlen vom 18. April 1948 sogar 70%.<sup>61</sup>

Die sozialwirtschaftliche Situation des Dorfes bleibt weiterhin von großer Armut gekennzeichnet. Bereits 1930 geht aus einem dem Präfekt von Vercelli gesandten Bericht hervor, »wie besorgniserregend die finanzielle Situation der Gemeinde Rimella sei und dass dies vor allem daher komme, dass die laufenden Kosten mit außerordentlichen Zuwendungen finanziert werden mussten und es unmöglich war, die Einnahmen zu erhöhen«. Noch gravierender erscheint die Situation in einem Schreiben, das der Bürgermeister von Rimella an den Präfekten von Vercelli sandte, mit welchem er um Vergünstigungen für Rimella ansuchte. Der in der Zeitschrift *Remmalju* vollständig veröffentlichte Text<sup>62</sup> besagt, dass die Bevölkerung im Jahre 1922 von 965 Einwohnern auf 665 gesunken ist und die Verbindungsstrasse nach Varallo immer noch in Grondo endet und daher die Siedlungen nur über steile Wege und einige sogar, wie S. Anna und S. Gottardo, nur mit einem zweistündigen Fußmarsch erreicht werden können und dass die Schule in S. Gottardo geschlossen ist und die Kinder gezwungen sind, über schnee- und lawinengefährdete Wege bis nach Chiesa in die Schule zu gehen. Es wird außerdem darauf hingewiesen, dass sich »die Gemeindebilanz vorwiegend auf die Viehsteuer stützt, die dort oben gezwungenermaßen gravierend ist [...], das Landwirtschaftsjahr sich auf einige wenige Monate beschränkt und der Ertrag nur aus Kartoffeln und einem Heuschnitt, der nicht vor Juni getätigt wird, besteht [...] und der letzte Winter wegen des starken Schneefalles besonders schwer war wodurch Rimella über mehrere Monate von der Außenwelt abgeschnitten wurde. Man war ohne Lebensmittel da die Sepral sich weigerte, für Reservelebensmittel zu sorgen, sich die Familien – zum Teil Großfamilien mit sechs bis sieben Kindern – nur von Polenta und Reis ernähren konnten, und zu den steigenden Lebensunterhaltskosten auch die Transportkosten hinzukommen. Der Bürgermeister bittet daher um: 1. die Abschaffung der Agrareinkommensteuer; 2. die Zuwendung der Einnahmen aus der Erhöhung der Einkommensteuer; 3. die Bereitstellung eines Lagers für Lebensmittelreserven im Winter; 4. Zuwendungen in Geld oder Natur für die Großfamilien und für die alten und arbeitsunfähigen Landwirte, die nicht mehr imstande sind, eine ertragreiche Arbeit zu leisten [...]«.

Diese Aussagen des Rimeller Bürgermeisters Vasina machen klar, in welcher dramatischer Lage sich Rimella in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts befand. Trotz dieses negativen Bildes kämpften die Menschen in Rimella in einem tiefen Gefühl der Zusammengehörigkeit und mit alterproben Mitteln weiter, pflegten ihre Sprache, das *tittschu*, ebenso wie ihre Traditionen, gemeinsam und im tiefen Vertrauen auf Gott. In den Siedlungen, auf den Feldern, den Wiesen, in den Wäldern, auf den Almen und entlang dem Bach ist das Leben immer noch rege. In Grondo, im Hause des »Prestino« (wörtlich !) wird immer noch Brot gebacken und die Mühle mahlt immer noch den Mais zu Mehl mit dem das *magru* zubereitet wird.

---

61 A. Lovato, *Placò gli urti, salvò gli altri, Ricordando don Giuseppe Buratti Parroco odi Rimella dal 1942 a 1949*, *Remmalju*, 1997, S. 35

62 F. Verzellino Rimella, *Un'attesa senza fine. Considerazioni su un documento del 1946*, *Remmalju* 1995, S. 37 u. f.

In der zweiten Jahrhunderthälfte schwand all dies langsam aber stetig, von den 431 Einwohnern des Jahres 1961 verblieben 2001 nur mehr 140, es wurden neue Lebensformen und andersartige Tätigkeiten gefunden. 1960 wurde das Rathaus, in dem sich auch die Schule befand, samt allen Dokumenten durch einen Brand komplett zerstört. Der Gemeinderat stellte sofort die Geldmittel für ein neues Gebäude zur Verfügung, in dem neben der Schule auch eine Arztpraxis untergebracht werden sollte. Zur Realisierung tragen auch die bereits seit den fünfziger Jahren laufend zur Verfügung gestellten Geldmittel des Abgeordneten Giulio Pastore bei.

Im Jahr 1961 zerstörte eine Überschwemmung die Brücke der Madonna del Rumore, die in kürzester Zeit wieder errichtet wurde. Im August desselben Jahres wurde in Rimella der Verkehrsverein gegründet. Seele dieser Initiative war Rechtsanwalt Luigi Ottone, der diesen Verein als unbedingt notwendig für das Wiederaufleben und die Entwicklung des Dorfes sah. Um den Berg zu retten, meinte er, müsse man ihn lebensnah gestalten »mit all jenen Infrastrukturen, die das Leben etwas erleichtern, ohne jedoch den Berg zu zerstören oder dessen Originalität und Umwelt zu beeinträchtigen.«<sup>63</sup>.

Das Problem der Infrastrukturen war umfassend: die Brücke der Madonna del Rumore musste neu gebaut werden; die Fahrstraße von Grondo nach Chiesa über Villa Inferiore hinaus verlängert werden; die Wasserleitung, die Stromleitung (der Anschluss von Rimella an das regionale Netz wird erst 1967 erfolgen), die Telefonleitung waren weitere Probleme und der Tourismus musste neuen Aufschwung erhalten. Der Verkehrsverein schrieb sich in den Tourismusverband der Provinz ein, um die dringend notwendigen Beiträge zu erhalten. Außerdem begann Rechtsanwalt Ottone als Vertreter des Verkehrsvereins, in Zusammenarbeit mit dem Gemeinderat und mit Hilfe des Abg. Pastore, die Probleme von Rimella dem Ministerium für Öffentliche Arbeiten sowie der Präfektur, dem Landhaus, dem Bauamt von Vercelli, dem Rat der Valsesia und dem Konsortium der Bergbonifizierung zu unterbreiten. Neben diesen Initiativen muss auch das große Walser Treffen erwähnt werden, das am 15. September 1964 in Rimella stattfand, an dem Delegationen aller Walser Gemeinschaften aus der Schweiz, Vorarlberg, Lichtenstein und dem Piemont teilnahmen. Neben vielen anderen Initiativen im Bereich des Gesundheitswesens, der Aufwertung der verschiedenen Traditionen und des wunderschönen Rimeller Trachtenkostüms, wurde im Jahr 1961 in Rimella neben der Volksschule auch eine Mittelschule eröffnet. Vorerst wurde der Unterricht nur mittels Fernsehunterricht übertragen, später wurde die Mittelschule ordentliche Außenstelle der Mittelschule von Varallo, in der die Jugendlichen nach dem dreijährigen Schulkurs ihre Schlussprüfung ablegten. In diesen Jahren verstärkte sich auch das Interesse der Schweizer Sprachforscher für das Rimeller *tittschu* und Prof. M. Bauen beginnt (1965) seine langjährige Forschungsarbeit über diese Sprache. 1969 wird das moderne und brandsicher gebaute Gemeindehaus fertig gestellt. Im Gebäude werden auch die Schule, das Postamt und eine Arztpraxis untergebracht.

Im März 1971 wurde Rimella durch einen ungewöhnlich starken Schneefall von der Außenwelt abgeschnitten. Strom und Telefon fielen aus. Im darauf folgenden Jahr wiederholte sich dieses Phänomen. Zwischen März und April fielen über drei Meter

---

63 E. Bovio, Avv. Luigi Ottone – Pro Loco di Rimella, Remmalju 2002, S. 23

Schnee, die das Dorf für eineinhalb Monate total isolierten. Telefon und Strom waren unterbrochen und drei Wochen lang war jegliche Kommunikation mit S. Gottardo unmöglich. Zu jener Zeit war Don Angelo Fortina Pfarrer und er dachte, wie wertvoll jetzt eine Funkverbindung wäre. Er war auch über die andauernde Abwanderung der Jugend, nachdem sie die Volljährigkeit erreicht hatten, sehr besorgt. Die jungen Menschen suchten auswärts als Maurer, Kellner oder Köche Arbeit und Don Angelo Fortina war immer mehr davon überzeugt, dass man Arbeit an Ort und Stelle schaffen musste<sup>64</sup>.

Im Juli 1976 wurde die Genossenschaft Mettjene Chilco GmbH gegründet, die sich mit der Anfertigung von elektronischen Verdrahtungen für Chemiker- und Apothekenwaagen u.ä. für die Firma Gibertini aus Novate Milanese befasste. Die kleine Fabrik gab in ihren besten Zeiten bis zu 20 jungen Leuten Arbeit, heute beschäftigt sie nur mehr 10 Personen. Nach den schwierigen Anfängen in den Räumlichkeiten der Propstei von Rimella hat die Fabrik heute ihren Sitz in einem neuen, 1979 eingeweihten Gebäude. Obwohl dadurch weder die Abwanderung der Jugend aus dem Dorf noch die Schließung der Schule in den neunziger Jahren verhindert werden konnte, kann man sagen, dass dieses Unternehmen einen gewissen Fortschritt brachte. Neue Initiativen entstanden, wie das jüngst unterzeichnete Abkommen zwischen der Gemeinde und der Landwasser GmbH zur Stromgewinnung durch die Nutzung der zwei Rimeller Bäche und eine gewisse Aufwertung des Tourismus machte sich bemerkbar. Die Viehzucht, einstiger Kern der Dorfwirtschaft, schwand immer mehr und beschränkt sich heute in der Sommersaison auf drei Almen, die ausschließlich von Frauen geführt werden. Dort werden aber immer noch hervorragende Butter, Käse und Quark hergestellt.

Das Ende des 20. Jahrhunderts ist von Abwanderung, der Schließung der Schulen und anderen Ereignissen gekennzeichnet, die Bauen bereits in den siebziger Jahren festgestellt und beschrieben hat.

Die Zukunft von Rimella scheint im Tourismus zu liegen. Die Aufwertung der reichen Walser Kultur, die fast unberührte Umgebung, eine heile Natur, scheinen gute Voraussetzung dafür zu sein. Die Gemeinde hat in diesem Sinne bereits verschiedene Initiativen unternommen, die das Naturschutzgebiet Alta Valsesia betreffen; eine Abteilung für Völkerkunde im hiesigen Museum ist auch geplant.

Eine neue Tourismusbewegung macht sich in der Ortschaft bemerkbar. Es siedeln sich hier Menschen aus der Ebene an, aber auch aus dem Ausland. Meist handelt es sich um Rimeller, die einst ausgewandert sind und nun in ihre Heimat zurückkehren. Aber auch Personen aus dem Ausland, die einfach von dieser Gegend begeistert sind und nun Häuser und Sennen von den Einheimischen aufkaufen und renovieren. Diese »Neuen«, die zwar nicht ständig hier wohnen, werden in die Verwaltungsstruktur des Dorfes mit einbezogen und nehmen auch am öffentlichen Leben teil. Es handelt sich sozusagen um eine moderne Art der Wiederbesiedlung. Aber auch die Gemeinde selbst hat zu dieser neuen Tendenz beigetragen. Die Erweiterung und Modernisierung der öffentlichen Infrastrukturen wie Wasserleitung, Kanalisation, Beleuchtung und Straßennetz und der Nutzung der Gewässer dazu beigetragen. Die gemeinsame Verwaltung des Val Mastallone mit der Comunità Montana und die durch Region, Provinz und Comunità Montana

---

64 A. Fortina, Mettjene Chilcho srl im Rimella, Remmalju 1992, S. 20

selbst angeregten Initiativen zur Erhaltung der einzelnen Kompensorien sind weitere, bemerkenswerte Schritte. In diesem Zusammenhang wurden auch alle Sicherungsarbeiten der Verbindungsstrasse Varallo-Rimella durchgeführt. Die kleine Gemeinde hat erkannt, dass die Sicherheit der Verkehrsverbindungen eine weitere, wichtige Voraussetzung für die Entwicklung des Fremdenverkehrs ist.

Die Gemeinde Rimella befindet sich heute in einer kritischen Situation, die sich laut Prof. Rinoldi bereits Mitte des 20. Jahrhunderts abzeichnete. In einer Welt, die sich der massiven Industrialisierung öffnete, hätte man die Viehzucht und die Landwirtschaft in den Berggebieten besonders fördern müssen. Da dies jedoch nicht der Fall war, zogen die Einwohner in die Ebene, in die nahen Industriestädte. Wie bekannt, zermürt ein ständiges Hin und Her vom weit entlegenen Wohnort zum Arbeitsplatz auch das beste Familienleben, daher trachten die Familien sich am Arbeitsort zu vereinen.

Eine Wende in diesem langsamen Abwanderungsprozess schien sich mit der Gründung des Walser Studienzentrums, das vor ca. 15 Jahren entstand, in Rimella abzuzeichnen. Man versuchte, in den Einwohnern den Stolz auf die eigene Sprache und Identität wieder zu wecken, veranstaltete Treffen, die als Mittelpunkt die Sprache und die Geschichte der Gemeinschaft hatten. Leider sind trotzdem nur wenige Einwohner verblieben und das Dorf lebt nur – außer an den Wochenenden – zu manchen großen Kirchen- oder Zivilfeierlichkeiten wieder auf. Die bis Mitte des vorigen Jahrhunderts florierenden Schulen sind geschlossen. Die Kinder müssen mit großer Mühe, besonders in den Wintermonaten, in das 9 km entfernte Dorf gebracht werden; die Jugendlichen reizt das Stadtleben und sie sind wenig daran interessiert und auch motiviert, die Traditionen beizubehalten, die Sprache und die eigene Geschichte zu kultivieren und das Aussehen ihres Heimatdorfes zu pflegen.

Heute gibt es hier keine Wirtschaftskrise, die Rimeller sind ausgezeichnete Maurer, verdienen gut und außerdem gibt es die Möglichkeit im Ort selbst bei den Renovierungsarbeiten der Häuser und der Instandhaltung des Verkehrsnetzes zu arbeiten. Die Einwohnerzahl beträgt derzeit 120, aber ständig ansässig sind nur mehr 60. Aber die Gemeinde verfügt nach wie vor über geringe, finanzielle Mittel.

## ***BRAUCHTUM***

Zahlreiche Traditionen haben im Laufe der Zeit das Leben der Rimeller Einwohner gekennzeichnet. Einige der alten Bräuche sind durch die weltweiten Veränderungen, die auch Rimella stark beeinflusst haben, für immer verloren gegangen, andere dagegen konnten aufrecht erhalten werden und kennzeichnen bei bestimmten Ereignissen das Dorfleben.

Leben und Tod werden den Rimeller Bürgern seit Jahrhunderten vom Glockenläuten angekündigt; dieses bestimmte vor der Zeit der Massen-Medien den täglichen Lebensablauf dieser kleinen Siedlung. Die Glocken wurden auf Initiative des damaligen Pfarrers Don Severino Vasina und mit Beiträgen aller Rimeller, auch jener die in die Schweiz oder nach Frankreich ausgewandert waren, von der Firma R. Mazzola aus Valduggia umgeschmolzen und 1923 eingeweiht.

Die 5 Glocken, die jeweils 800, 600, 410, 350 und 240 kg wiegen, mussten vom 980 m hohen Grondo zu Fuß bis nach Chiesa ( 1200 m) gebracht werden. Auf jeder Glocke waren



der Name, das Gewicht, der Ton, die Namen der Paten und die der Kriegsgefallenen, denen die Glocke gewidmet war eingraviert. Dies galt auch für die Glocke des Oratoriums in S.Gottardo (149 kg) und für die von S.Antonio (64 kg), die zur gleichen Zeit auf Kosten der Landbesitzer der beiden Siedlungen umgeschmolzen wurden. Aus einem Dokument von G. Strambo<sup>65</sup> wissen wir, dass die große Glocke *Kampanun* hieß und dass das Gewicht, der Ton (e), der Name der Glockenpaten sowie die Widmung an die Kriegsgefallenen in Libyen (1911) und an die im Ersten Weltkrieg Gefallenen eingraviert waren.

Der *Kampanun* kündigte mit einem ununterbrochenen Läuten einen Brand, das Verschwinden eines Menschen und den Tod des Dorfpfarrers an. *D'Mettesstle* war der Name der zweiten Glocke, den beiden Heiligen Gioconda und Luigi gewidmet. Sie kündigte die Mittagszeit mit zuzüglich drei Anschlägen des *Kampanun* (*bot*) an sowie auch den Beginn der Festtagsmesse, das morgendliche und das abendliche Ave Maria, den Tod eines Menschen, in *tittschu agonia* genannt. In diesem Fall wurden die Glocken sehr langsam, dreimal alle 5 Minuten mit je 30 Anschlägen geläutet und mit einem *bot* des *Kampanun* beendet: ein *bot* für den Tod eines Mannes, zwei für den einer Frau und drei für ein Mitglied der Bruderschaft des SS. Sacramento.

Die dritte Glocke, *z'nuwa* genannt, kündigt die Messe an den Arbeitstagen an. Die vierte, *z'toeta*, kündigt den Tod eines Menschen am Tag vor dem Begräbnis nach dem Mittagsläuten an, sie wird dreimal mit je 100 Anschlägen geläutet. Auf Anfrage der Familie und für die Rimeller, die außerhalb des Dorfes begraben werden, kann sie auch am Sonntag, der dem Begräbnis folgt, nach dem Mittagläuten geläutet werden. Die kleinste der Glocken, die *z'passa*, wird ausschließlich zur Ankündigung des Todes eines Mitgliedes der Bruderschaft des SS Sacramento geläutet.

Der Tod eines Kindes bis zum Schulalter wurde um 16.00 Uhr mit dem abwechselnden Läuten der *Mettelste* und der *Toeta* angekündigt. Auch das Ritual der letzten Ölung wurde zuerst mit dem *bot* des *Kampanun* dann mit dem Geläute der *z'nuwa* und anschließend mit dem Geläute aller Glocken kundgetan. Die Frauen, die hinter dem Pfarrer gingen, trugen einen dunkelblauen Schleier.

Der Samstag und der Vorabend (*virabu*) jeden Feiertages wurden zuerst vom Läuten der zweiten Glocke, mit dem *bot* des *Kampanun*, dann vom Langläuten der dritten Glocke angekündigt.

Die 33 *Kampanun*ansschläge erinnerten jeden Freitag um 15.00 Uhr an die Jahre und den Tod Christi erinnerten sowie folgenden drei Anschläge für die für die drei Agoniestunden. Auch der Messebeginn und die wichtigsten Momente der Liturgie wurden nacheinander von den ersten drei Glocken angekündigt. Der *Kampanun* läutete zur Auferstehung. Zu den Traditionen des Glockenläutens gehört auch der Klang der *Strambu* lan die das Gebet des Rosenkranzes vor dem Ave Maria ankündigt. Die Glocke wurde nach der Familie Strambo getauft, die der Kirche ein Vermächtnis als Fürbitte für ihre Seelen hinterließ.

---

65 G. Strambo, Le campane di Rimella – D'Remmalju Klocke, Remalju 1990, S. 6–7. Wir weisen an diesem Punkt darauf hin, dass die Rechtschreibung der *tittschu* Namen gegenüber jener des genannten Artikels, die der Unsicherheit der *tittschu* Niederschrift zur Zeit der Artikelveröffentlichung zuzuschreiben ist, abgeändert erscheint.



**Remmalju: Mädchen in Tracht**

Diese Ankündigungen durch Glockengeläute zeigen uns wie stark der Glaube in diesen Menschen ist, der sich in der festen Bindung zwischen den Mitgliedern der Gemeinde widerspiegelt und bis in den Tod dauert. Alle Rituale, wie die Prozession zum Friedhof, die Pflege der Gräber, die Wachen mit Rosenkranzgebeten im Haus des Verstorbenen am Vorabend des Begräbnisses und die Gedenkgottesdienste sind Ausdruck einer tiefen Religiosität.

Die Tradition, nach dem Beerdigungsgottesdienst Brot oder Salz an die Armen zu verteilen, wurde von den Verwandten des Verstorbenen immer respektiert. Heute sind es Zucker, Reis und Teigwaren die verteilt werden, manchmal als symbolische Geste auch Brot.

Andere Traditionen die mit Taufe, Verlobung und Heirat zusammenhingen, aber heute kaum mehr gebräuchlich, werden in den Werken von Prof. Sibilla sowie in den Artikeln von Dr. Remogna im »Remmalju« erwähnt, so auch die Tradition des Brotaustausches am Himmelfahrtstag, an dem die Rimeller in das nahe gelegene Fobello gehen um das Freundschaftsbrot entgegenzunehmen und dann zu Pfingsten die Einwohner von Fobello nach Rimella kommen um dasselbe Geschenk auszutauschen. Ebenso zu erwähnen ist das Fest der Heiligen Gioconda, das jedes Jahr am 15. August mit großer Feierlichkeit begangen wird. Die »Alten« erzählen, dass diese Tradition bis ans Ende des 18. Jahrhunderts bestand und es scheint, als habe die Heilige selbst den Willen zum Ausdruck gebracht, in Rimella angebetet zu werden. Als die wunderschöne Urne, die einst die

sterbliche Hülle des Heiligen Agabio und nun jene der Heiligen Gioconda enthielt, von Varallo herauf getragen wurde und die Träger, die aus Fobello stammten, an der Straßengabelung den Weg in Richtung Fobello einschlugen, wurde die Urne so schwer, dass sie nicht weiter getragen werden konnte bevor sie nicht den Weg in Richtung Rimella einschlugen. Traditionsgemäß wird die Urne alle 25 Jahre in feierlichem Umzug von der Pfarrkirche in die verschiedenen Siedlungen gebracht.

Im Jahre 2001 brachte man die Urne in der Nacht zum 12. August von Chiesa bis nach S. Gottardo. Alle Einwohner und zahlreiche Touristen (man zählte über 700 Personen) nahmen an dem Festzug teil. In S. Gottardo wurde die Urne zur Anbetung aufgestellt um dann am Abend des darauf folgenden Sonntags in die Pfarrkirche zur feierlichen Messe und dem Dankes-Tedeum zurückgebracht zu werden. Es war für Rimella ein sehr eindrucksvolles Ereignis: die Nacht war klar, der Himmel von unzähligen Sternen erleuchtet, die Ortsteile Prati, Sella und Villa Superiore in denen die Urne unter Weiden und Blumen geschmückten Bögen für die ritualen Gebete anhielt, hell beleuchtet. Außer den Lichtern der einzelnen Siedlungen bildeten die brennenden Kerzen in der schwarzen Nacht eine Lichterschlange bis S. Gottardo, das ebenfalls in hellem Licht erstrahlte und auf den Almen der umliegenden Berge brannten hohe Feuer. Die große Teilnahme der Rimeller an der Feier ihrer Schutzpatronin zeigt, wie sehr gewisse Traditionen auch heute noch in den Herzen der Menschen verankert sind. Als Dank hat Pfarrer Don Giuseppe Vanzan am Ende des Gottesdienstes die traditionelle Dankesformel benutzt: *Vrattus Gott vòr àlla di, Ljebuschile, vòr welz z' maischta mànglut z« dinu(n)tire, under und titschun vòrt, »Gott vergilt das erhaltene Geschenk und das Gute gehe zu Gunsten all Deiner Verstorbenen, vor allem jener die es am meisten benötigen, hundert und tausendmal vervielfacht«.*

Mit dem Alltagsleben hing auch anderes Brauchtum zusammen, so der Almauf- und Abtrieb, der jeweils am 24. Juni zu St. Johannes und am 29. September zu St. Michael stattfand. Der Zyklus der landwirtschaftlichen Arbeiten fing für die Rimeller in der Regel am 25. April zum Hl. Markus an und wurde mit einer Messe in der gleichnamigen Kapelle gefeiert.

Uralte Bräuche regelten das Verhalten der Rimeller in den verschiedenen Jahreszeiten, auch die Viehzucht und die Landwirtschaft unterstanden bestimmten althergebrachten Regeln. Die Auswanderer waren abgereist und wer blieb machte sich daran, alle Vorbereitungen für den Viehauftrieb auf die Alm zu treffen, Vorbereitungen, die mindestens 2 Wochen vor dem Johannistag begannen. Wichtig war das Almenfest, das traditionsgemäß am Tag vor dem Almatrieb stattfand. In der Nähe der Almen wurden große Lagerfeuer entfacht und die Atmosphäre war von ungewöhnlicher Freude geprägt, wenn die Kinder mit Gesang, Tanz und besonderen Speisen das Feuer mit trockenen Ästen, Alpenrosenbüscheln und was immer auffindbar war, anfachten.

Zu den Rimeller Traditionen gehört auch der Fasching, dessen Ursprung sich zwar in grauer Vorzeit verliert und heute noch, wenn auch auf andere Weise, seine ganze Leben-

---

66 M. Bauen, ebd. S. 344

67 Archivio sonoro 2001 (Rim – GE 1.1.B)

digkeit bewahrt hat. Ohne auf Bauen zurückzugreifen, der bereits in seinem Buch die Erinnerung der Menschen an eine Karnevalsnacht<sup>66</sup> beschreibt, wird nachfolgend der Inhalt einer Tonaufnahme für das Tonarchiv wiedergegeben<sup>67</sup>. Die befragte Person, die es vorzog beim Gespräch »ihr italienisch« zu benutzen, erzählte dass sich alle »ein bisschen amüsieren« wollten. Der Urgroßvater hatte erzählt, »dass sie sich einmal aus Spaß alle am Platz in Chiesa trafen. Jemand brachte das Butterfass, natürlich mit Sahne gefüllt, und alle anderen hatten auch etwas mitgebracht. Sie haben Sahne geschlagen, die Polente gekocht und am Platz getanzt, vielleicht hatten sie auch ein paar Würste dabei, alle lachten und scherzten, es ging ihnen besser als heute, sie verstanden sich besser als heute. Jetzt dagegen [...] ist alles anders«. In dieser Beschreibung fehlen die Einzelheiten, die sich jedoch bei Bauen finden, der von der Maskierung spricht: »... man verkleidete sich als Bräutigam, als Braut, als Teufel« und dass sich der Umzug in den am höchsten gelegenen Siedlungen bildete und dann von Ortsteil zu Ortsteil, flankiert von Menschen jeden Alters, »teils Alte, teils Junge«, bis Grondo herunter kam. Wer nichts anderes besaß, verkleidete sich, indem er einfach einen Sack überzog; das Vergnügen war jedenfalls groß.

Das Fest zieht viele Einheimische und Touristen an; man verteilt typische Speisen wie die *paniccia*. Gesang, Musik und Tanz animieren das Fest, das nicht nur zu einem Anziehungspunkt, sondern auch zu einer guten Einnahmequelle für Rimella geworden ist.

Erhalten blieben für die Rimeller vor allem jene Bräuche, die mit Geburt und Tod zusammenhängen. Nicht nur die heute sehr selten Neugeborenen, sondern auch jene der Ausgewanderten, die zu diesem Anlass in das Heimatdorf zurückkehren, werden in der Pfarrkirche mit einer berührenden Zeremonie nach uralten Bräuchen getauft. Mit ihrer malerischen Tracht bekleidet, bringen sie den Täufling zur Kirche. Der Umzug wird von der Patin eröffnet, die die geschmückte Rimeller Wiege trägt, die sie hoch über ihren Kopf hält. Der Pfarrer erwartet die Prozession am Kirchentor. Mit der Taufzeremonie tritt ein neuer Christ in die Rimeller Gemeinschaft ein.

Der stark empfundene Totenkult drückt sich auch in der Totenwache im Haus des Verstorbenen aus, wo sich die Einwohner versammeln um den Rosenkranz zu beten. An den Begräbnissen nehmen viele Menschen teil, man pflegt die Gräber liebevoll und hält Gedenkmessen für die Verstorbenen, der die Verteilung von Salz, Zucker, Brot oder Teigwaren folgt. In alten Zeiten wurde am Ende der Rosenkranztotenwache manchmal eine Münze ausgeteilt.

Ein anderer bemerkenswerter Brauch ist die »Versteigerung«, die nach dem Gottesdienst am Tag der Feier des Heiligen, dem die Kirche oder das Oratorium gewidmet ist, abgehalten wird. Es handelt sich um die Versteigerung der Gaben der Gläubigen, deren Erlös der Kirche oder dem Oratorium zukommt. Jede Siedlung, aber auch jede Alm hat ihr eigenes Fest, an dem auch die Nachbarn teilnehmen. Auch Touristen kommen gerne zu diesen attraktiven Festen. Große Anteilnahme erfährt auch das Brotfest (Himmelfahrt). Sehr wichtig ist auch der 15. August, Tag an dem die Feiern zum Himmelfahrtstag und die der Schutzpatronin S. Gioconda, zusammenfallen. Andere Traditionen hängen mit der Viehzucht zusammen, die heute nur mehr von Frauen betrieben wird und eigentlich keine Zukunft hat. Nur noch drei Familien besitzen Viehbestände. Diesen Familien wird im Sommer der kleine Viehbestand anvertraut, der noch im Dorf besteht.

Beachtlich ist die Teilnahme der Rimeller an den Walser Treffen, wo sich die Jugendlichen mit originellen Darstellungen zu übertreffen versuchen.

## DIE SPRACHGEMEINSCHAFT

Die Sprache von Rimella, das *Tittschu*, wird von den Gelehrten zur Alpin-Alemannischen Gruppe gezählt<sup>68</sup>. Es handelt sich um in Italien gesprochene deutsche Mundarten, die teilweise stark von den Dialekten der alemannischen Siedler abweichen, die sich ab der Mitte des 13. Jahrhunderts, vom Wallis kommend, um den Monte Rosa niederließen und zwar in der Region Piemont in Bosco Gurin, Formazza, Ornavasso, Rimella, Rima, Rimasco und Alagna, in der Region Valle d'Aosta in Issime und Gressoney. Bis vor kurzer Zeit war das *Tittschu* die normale Umgangssprache sowohl in der Familie als auch in der Gesellschaft. Alle offiziellen Dokumente der Gemeinschaft wurden auf italienisch abgefasst, der Schulunterricht und die Messe in der Kirche erfolgten ebenfalls in italienischer Sprache. In den 70er Jahren stellte Bauen fest, dass die Rimeller ausnahmslos Deutsch sprachen und dass: »die Kinder der ersten Klasse am Schulanfang nicht im Stande waren ein Wort italienisch zu sprechen«<sup>69</sup>. Zehn Jahre vorher hatte er persönlich dieses Volk studiert, ihre Sprache erlernt und mit ihnen auf den Sommeralmen und in den Siedlungen gelebt, um auch die wahre Geschichte des Dorfes zu erfahren, die, wie er sagte »auf den Lippen der Menschen geschrieben stand«. Über die Sprache von Rimella gibt es nichts Schriftliches, abgesehen von den kurzen Notizen, die von Schweizer Forschern Anfang des 19. Jh. im Laufe von Kurzbesuchen in Rimella aufgezeichnet wurden. Es gab weiters Versuche, christliche Texte niederzuschreiben, etwa die Parabel des verlorenen Sohnes, die zehn Gebote und das Vaterunser sowie einige Gedichte, wo sich italienische und *tittschu* Strophen<sup>70</sup> abwechselten.

Die schriftliche Aufzeichnung des ursprünglichen Rimeller Dialektes führte zu einer weitläufigen Debatte, als man in Rimella vor dem Problem stand, welche Schreibart für das *Remmaljertittschu*-Italienisch-*Tittschu* Wörterbuch anzuwendenden sei. Der Druck und die Herausgabe dieses Wörterbuches waren bereits 1990 vom Walsertudienzentrum geplant worden. In einer Rezension schreibt S. Dal Negro auf der italienischen Zeitschrift für Dialektkunde: »[...] für den Grundaufbau der Arbeit wurde das Rimellerdialekt-Wörterbuch von M.Bauen herangezogen [...] das treffendste Ergebnis dieser Zusammenarbeit liegt in der glücklichen Auswahl der angewandten Schreibweise und zwar der so genannten einheitlichen Schrift, ein vereinfachtes System das mit wenigen Abweichungen für die Niederschrift aller alemannischen Dialekte verwendet wird«<sup>71</sup>. Rimella wurde als Sprachinsel, die einen wertvollen Wortschatz mit uralten Elementen bewahrt, bereits Anfang des 19. Jahrhunderts zu einem Objekt großen Interesses für viele Schweizer Sprachforscher. In jüngster Zeit interessieren sich auch italienische Sprachforscher (Fazzini, Dal Negro, Di Paolo) für Rimella.

---

68 M.Bauen, *Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella ; Il dialetto tittschu di Rimella*, in Remmalju 1992, S.2; S.Dal Negro und T.Molinelli *Comunicare nella Torre di Babele*, Carrocci, Rom 2002, S. 27; M.C. Di Paolo, *Un'indagine sul Remmaljertittschu: il lessico delle attività lavorative domestiche*, Band und Druck P.C. 2002

69 M.Bauen, *ib.*, S.40

70 M.Bauen *ib.* S. 367,382, 383

71 D.Vasina und C. Buccelloni *Ts Remmaljertittschu – Vocabolario Italiano-Titschu*, Rimella C.S.W. 1995, 279 Seiten, in Remmalju 1998 S.3



Remmalju: S. Gottardo (z' Rund) im Sommer

Die Liste der Schweizer Sprachforcher ist lang. Die ersten Untersuchungen gehen bis auf das Jahr 1834 zurück als M. Schottky zweimal Rimella besuchte und Mundartausdrücke und Ortsnamen aufschreibt, wobei er bemerkt dass: »hier ein sehr primitiver deutscher Dialekt gesprochen wird«<sup>72</sup>.

Im Juni 1958 führte eine Studentengruppe der Berner Universität unter der Leitung von Professor Zinsli eine Reihe von Aufnahmen und Untersuchungen des Brauchtums und der Ortsnamen durch. Zuletzt begann Professor Bauen<sup>73</sup> im Sommer 1965 im Auftrag von Professor Zinsli in Rimella mit seinen ersten systematischen Untersuchungen des *Tittschu* im Zusammenhang mit dem geographischen Umfeld und der Geschichte des Dorfes.

---

72 M.Bauen cbd. S.411

73 M.Bauen ib. S.412

Die sehr gut dokumentierte Sprachanalyse betrifft die Phonetik, die Morphologie, den Wortschatz und die einzelnen Eigenheiten des Satzbaues in Bezug auf den italienischen Satzbau, der Zusammensetzung und der Vermischungen des Satzbaues. Die weitläufige Studie stellt den Rimmeler Dialekt »als eine buntgemischte Zusammensetzung deutscher und italienischer Satzteile« dar. Der Autor zeigt sich überrascht »vom deutlichen und starken italienischen Einfluss sowie dem Überwiegen des deutschen Wortschatzes wie auch der zahlreichen Sprachbesonderheiten die immer noch als Walserdeutsch erkennbar sind«. Insbesondere »ist die Morphologie immer noch ausnahmslos deutsch und eng mit dem deutschen Wortschatz verbunden [...]. Der Satzbau dagegen ist der Bereich, in dem sich der italienische Einfluss massiv auswirkte wodurch dieser eine überwiegende Bedeutung zur Beurteilung der Mundart annimmt«<sup>74</sup>. Wenn die Phonetik der ursprünglichen deutschen Walsersprache, so Bauen, zu einer guten Hälfte italienisch ist, so »bedient sich diese in den 70er Jahren einer noch nicht vermischten, von der bodenständigen Bevölkerung gesprochenen Sprache mit einem deutschen Wortschatz und mit intakter deutscher Morphologie, die sich jedoch an eine stark romanisierte Satzbildung anlehnt und das Rimeller Deutsch bezüglich einiger Satzzusammensetzungen bereits die Schwelle zum Übergang ins Italienische erreicht hat«.

Paradoxerweise und im Gegensatz zu anderweitigen Beobachtungen, ereignete sich die Umstellung der Satzbildung vor dem Wortschatzwechsel. Bauen stellte außerdem fest, dass sich das Rimeller Deutsch nicht nur »in gefährlicher Nähe des Übergangsmomentes zum Italienischen« befand sondern auch, »sollte man nicht bald den andauernden Bevölkerungsrückgang einschränken und Rimella durch wirtschaftliche und soziale Maßnahmen wieder beleben, mit dem Verlust der Sprache und der Zersplitterung der Gesellschaft gerechnet werden müsse«. Er beendete dann seine Überlegungen mit einem bitteren Ton: »am Ende wird es kein *Remmaljertittschu* mehr geben«.<sup>75</sup>

Jüngste Studien scheinen viele Anmerkungen des Schweizer Forschers zu bestätigen. S. Dal Negro bezieht sich auf eine im Jahre 1900 bei allen Walsergemeinschaften südlich der Alpen durchgeführte Volkszählung, die sich auf die Sprache bezog. Daraus ging hervor, dass »die Bevölkerung von Rimella sowohl vom volkskundlichen als auch vom sprachlichen Gesichtspunkt eine der kompaktesten ist, da auf eine Einwohnerzahl von 1007 Menschen 1005 (99,8%) deutschfreundlich sind« wogegen sich in Alagna, zur gleichen Zeit, der Prozentsatz auf 69,9% und in Issime auf 56,2% belief. Derzeit sind Informationen von Di Paolo (1999) bekannt, der im Jahr 1996 noch 90 Walserdialekt sprechende Menschen nachweist (56,6% der 158 Gesamteinwohner), als auch über die Untersuchungen von Giocosa (2000), aus dessen Studie hervorgeht, dass alle in Betracht gezogenen Menschen italienisch können und benutzen, fast alle die Piemonteser Mundart sprechen während eine kleinere Gruppe auch deutschfreundlich ist oder zumindest eine passive Kenntnis des deutschen Dialektes besitzt.<sup>76</sup>

Viele Brände haben die Gemeindearchive und im 17. Jahrhundert auch die Pfarrarchive zerstört. Somit ist so gut wie keine Dokumentation vorhanden außer wenn man von den

---

74 M.Bauen, ib, S.295

75 M.Bauen, ib, S.298 und folgende

76 S.Dal Negro e P. Mulinelli cbd. SS.32.33

von M. Bauen als *sichere und genaue und glaubwürdige Angaben bezüglich der Predigten und dem Religionsunterricht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dem wahrscheinlichen Verbot seitens des Königs von Sardinien Carlo Felice die deutsche Sprache und deutsche Namen zu benutzen*<sup>77</sup> absieht. Vom sprachlichen Gesichtspunkt ist auch die Information bezüglich der Italienisierung der Familiennamen, die auf das 14. Jahrhundert<sup>78</sup> zurückzuführen sei, von Bedeutung.

Da in Rimella sowohl die Volksschule als auch die Mittelschule seit den neunziger Jahren geschlossen sind, wird natürlich weder *die* Sprache noch *in der* Sprache unterrichtet. In den noch bestehenden Volksschulen wird ab Jänner 1991 durch das Walser Studienzentrum von Rimella ein *Tittschu*-Sprachkurs abgehalten und ein Abend-*Tittschukurs*, an dem die nicht mehr schulpflichtige Jugend teilnimmt. Weiters gibt es eine Initiative, um den Einwohnern die Sprache näher zu bringen und deren Gebrauch zu unterstützen. Das Walser Studienzentrum beauftragte Frau H. Bauen und Prof. D. Vasina, den Einheimischen in einem Kurs zu erklären, wie man einen *Tittschutext* schreibt und liest. Im Jahr 2002 folgte dann auf Anregung der Gemeinde ein Kurs über die Sprache, die Geschichte und das kürzlich fertig gestellte Tonarchiv; beides wurde vom Walser Studienzentrum organisiert.

Seit langer Zeit werden in der Kirche während der Gottesdienste keine deutschen Lieder mehr gesungen und keine deutschen Gebete gesprochen. Trotzdem wurde auf ausdrückliche Bitte von Frau H. Bauen das Vater Unser auf *Tittschu* in der Weihnachtsnacht des Jahres 2002 erstmals wieder aufgenommen und eine sprachinteressierte Gruppe hat sich vorgenommen, die Initiative weiterzuführen. Bedeutsam ist es auch, dass am Ende des Gottesdienstes zur 25-jährigen Feier zu Ehren der Hl. Gioconda, der Pfarrer sich bei den Anwesenden mit der bereits erwähnten traditionellen *Tittschu*formel »*Vrattus Got ...*« bedankte.

## **RECHTSVORSCHRIFTEN UND DEREN DURCHFÜHRUNG**

Die Rechtsvorschrift zum Schutz des geschichtlichen, sprachlichen und kulturellen Vermögens von Rimella bezieht sich auf folgende Gesetze:

- Regionalgesetz vom 20. Juni 1979 Nr. 30. Das Gesetz anerkennt im Piemont 4 Sprachminderheiten: die Piemonteser, die Provenzalen, die Franco-Provenzalen und die Walser. Somit zählte die Region Piemont zur ersten Regionen mit Normalstatut mit einer Rechtsvorschrift zum Schutz der Sprachminderheiten.
- Regionalgesetz vom 10. April 1990 Nr. 26 und folgender Änderungen zum »Schutz, Aufwertung und Förderung der Kenntnis der ursprünglichen Sprachen im Piemont«
- Staatsgesetz vom 15. Dezember 1999, Nr. 482: »Bestimmungen zum Schutz der Sprachminderheiten«. Dieses Gesetz setzt einen Wendepunkt in der Anerkennung der Sprachminderheiten sowohl europaweit als auch auf nationaler Ebene.

---

77 M.Bauen cbd.S.398, nn. 8 und 15; aber auch P.Zinsli *Walser Volkstum ...*, zit. S.269

78 P.Sibilla, *Una Comunità Walser delle Alpi*, zit. S.93



Rimella ist von einem starken Einwohnerrückgang betroffen und die Aufwertung der noch verbliebenen Kultur, Traditionen und Sprache und die Anwendung der genannten Gesetze kann nur durch folgende Einrichtungen gewährleistet werden:

- Kultur (durch das Museum, den Schutz der Sprache, der Geschichte, und der Rimeller Kultur)
- Schutz und die Aufwertung der Rimeller Kunstschatze (Pfarrkirche, Oratorien, Wiederinstandsetzung der historischen Gebäude)
- Naturschutz (Park, alte Fußwege, Biotop)
- Initiativen zur Förderung des Fremdenverkehrs

## **KULTURLEBEN**

Dieses kleine Volk, das noch bis vor wenigen Jahrzehnten mit dem Überleben kämpfte und die Einwohnerzahl durch die ständigen Abwanderungen auf ein historisches Minimum sank, hat sich heute durch die zahlreichen Initiativen und Förderungsmassnahmen auch in kultureller Hinsicht wieder erholt. Seine ganze Geschichte ist von bedeutenden Persönlichkeiten geprägt worden, die sich alle für die Erhaltung und die Bereicherung der Kunst- und Kulturschatze von Rimella eingesetzt haben.

Heute sind für das Kulturleben das Institut des Museums G.B. Filippa, und verschiedene Vereine, wie auch das Walser Studienzentrum, von größter Bedeutung. Die Instandhaltung, Restaurierung und Aufwertung der Kirchengüter des Dorfes ist der intensiven Tätigkeit des unermüdlichen Pfarrers Don Giuseppe Vanzan zu verdanken.

Das Museum ist ein alteingesessenes Institut, das ein Rimeller Einwohner, G.B. Filippa, Anfang des 19. Jahrhunderts als Privatsammlung gegründet hatte und das ursprünglich den Namen »Kuriostätenkabinett und seltene Gegenstände« trug. Im Jahre 1836 schenkte Filippa seine Sammlung der Gemeinde Rimella, die sie in Chiesa unterbrachte. In Sella, wo sich das Museum früher befand, wurde mit dem Beitrag der Region ein Gebäude angekauft, in dem das neue Öko-Museum und das Walser Studienzentrum untergebracht werden sollen.

Befassen wir uns jetzt mit dem Entstehen dieses Kulturinstitutes. Der Gründer, Giobatta Filippa, der im Jahr 1770 in Sella geboren wurde, wanderte Ende des Jahrhunderts aus, eben wie viele seiner Landsleute. Nachdem er dem napoleonischen Heer gedient und in Spanien gekämpft hatte, wurde er 1812 »aus im Dienst erlittener Krankheit« aus dem Heer entlassen. Er zog sich in seinen Geburtsort zurück und widmete seine Kräfte, seine Intelligenz und seinen praktischen Sinn der Erneuerung des Oratoriums von S. Quirico della Sella. Er wurde dort zum Schatzmeister ernannt, ordnete die Münzensammlung, errichtete eine Bibliothek und sammelte seltene Dinge. Er wollte damit den Rimellern ein wenig von der »weiten Welt« zeigen und ihr Interesse und ihre Neugierde wecken. Ein großer Teil dieser Gegenstände bestand aus Geschenken von Einwohnern die aus Arbeitsgründen in verschiedene nordamerikanische<sup>79</sup> Staaten ausgewandert waren. Derzeit befindet sich die Sammlung in den Räumlichkeiten eines alten Hauses, das sich so-

---

79 A.Del Secco, *Guida alla visita del Museo Gio. Batta Filippa di Rimella*, Remmalju 1993 S. 3

wohl in der Nähe der Kirche als auch der Gemeinde befindet. »Es handelt sich – so Professor A. Vasina – um ein Erbe [...] das für die Gemeinde zweifellos bedeutungsvoll ist und für die Bevölkerung Ansporn sein soll, dieses zu schützen und aufzuwerten, neu zu ordnen und die Fundstücke zu klassifizieren.«<sup>80</sup> Bei einem Museumsbesuch lässt sich die Geschichte Rimellas bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen.

In den letzten Jahrzehnten wurden in den Räumlichkeiten des Museums auch Kunstausstellungen veranstaltet oder 1995 die von der Gesellschaft für die Kultur der Valsesia organisierte große Ausstellung über die Pastoralbesuche in Rimella seit dem 16. Jahrhundert. In den letzten zehn Jahren wurde außerdem von der Gemeinde jährlich eine gut besuchte Fotoausstellung über die Landschaft, das Leben und die Bräuche in Rimella im Laufe der Jahrhunderte organisiert.

Mit dem Walser Studienzentrum von Rimella wird auch das Kulturleben des Dorfes seit ca. 15 Jahren bereichert. Im Jänner 1996 wurde das Studienzentrum von dreizehn Gründungsmitgliedern mit einem neuen Statut als Kulturgesellschaft »ohne Gewinn« umgetauft.<sup>81</sup>

Das Walser Studienzentrum steht unter dem Motto:

*Er haie(n)entracht d asschu under ts chime,  
und hawwer noch gbunnut e bljeschpu.  
Esch hêtschech àrkit, und mu schinetsch  
Wé(n)e schtérnu  
Wé läng? En ts hüüsch isch mi ljeksch wet ...*

Wir haben die Asche der Feuerstelle aufgelockert  
Und haben noch Glut gefunden.  
Sie hat sich erholt und nun glänzt sie  
wie ein Stern.  
Wie lange noch ? Im Haus ist nur noch wenig Holz ...

Trotz »des wenigen verbliebenen Holzes« verdankt man dem Walser Studienzentrum von Rimella quantitativ aber vor allem qualitativ immer bedeutendere Beiträge. Diese beziehen sich nicht nur auf die Kenntnis und die Verbreitung des Rimeller *Tittschu* sondern auch auf Kontakte mit anderen Walser Gemeinschaften und einen lebhaften Austausch mit Sprachgemeinschaften. Die Zusammenarbeit mit der Gemeinde, der Pfarre, dem Verkehrsverein und anderen Verbänden ist für diese Initiativen besonders wertvoll. Dem Walser Studienzentrum sind folgende Tätigkeiten zu verdanken:

– die ersten Anregungen zu Gunsten der Sprache, die mit Großzügigkeit und Leidenschaft von Professor Dino Vasina belebt wurden, dem wir auch die zahlreichen Übersetzungen ins *Tittschu* verdanken, die in den ersten Ausgaben der Zeitschrift *Remmalju* dokumentiert sind;

---

80 A. Vasina, *Il Museo Filippa di Rimella*, Remmalju 1990, S. 17

81 Siehe Remmalju 1996, S. 2

- die Zeitschrift *Remmalju*, die seit 1990 mit immer geschätzterer Grafik und Inhaltsqualität kontinuierlich herausgegeben wird;
- das 1995 herausgegebene und von Professor Dino Vasina ausgearbeitete Wörterbuch: »*Ts Remmaljertittschu/Italiano – Tittschu*«;
- die Veröffentlichung des Buches von M. Bauen, das von Dr. Eugenio Vasina in Zusammenarbeit von Professor Dino Vasina vom Deutschen ins Italienische übersetzt wurde sowie auch weiterer *Tittschutexte* die, sich von allen anderen unterscheidend, von M. Bauen weder ins Deutsche noch ins Italienische noch ins Deutsch-Italienische gemeinsam übersetzt wurden. Professor Vasina verdankt man auch die Niederschrift des *Tittschu* anhand der letzten von Professor M. Bauen auferlegten Regeln;
- die Videokassetten über Rimella;
- die Vervielfältigung der Tonbänder mit Aufnahmen von Gesprächen, Geschichtserzählungen und von M. Bauen selbst getätigten Interviews, die im Laufe seiner langjährigen Untersuchungstätigkeit über das Rimeller *Tittschu* zustande kamen und die nach seinem Tod von der Familie der Gemeinschaft von Rimella geschenkt wurden. Diese Tonbänder stellen das erste Tonarchiv des Rimeller *Tittschu* dar, wie es in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gesprochen wurde;
- die derzeitige Ausarbeitung einer gegliederten und ausführlichen Geschichte über Rimella, mit der das Walser Studienzentrum eine Forschergruppe beauftragt hat, die von Professor Augusto Vasina, der den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der Universität Bologna inne hat, geleitet wird. Eine baldige Herausgabe ist zu erwarten.

Das Studienzentrum befasst sich außerdem mit Veröffentlichungen über Rimella in der Presse und im lokalen Fernsehen, im Internet mit einer Webseite, mit jährlichen Veranstaltung der Alpaa in Varallo und der Teilnahme an den internationalen Walsertreffen. Das Kulturleben wird in seiner Gesamtheit auch von den anderen örtlichen Vereinen unterstützt: von dem im Jahr 1949 gegründete nationalen Verein der Alpini (A.N.A.); vom Faschingskomitee, das eine Jahrhunderte alte Dorfradition am Leben hält, und vom Verkehrsverein. Diesem ist seit seiner Gründung eine intensive auch kulturelle Erneuerungsarbeit zu verdanken, wie die Einführung der Mittelschule im Jahr 1961 und die wirtschaftlichen und sozialen Förderungen<sup>82</sup>.

Das Bild der kulturellen Tätigkeiten kann nicht abgeschlossen werden ohne die weitreichende, unermüdliche, oft mit persönlichem Einsatz durchgeführte Arbeit des verdienstreichen Pfarrer Don Giuseppe Vanzan für die Restaurierung, Instandhaltung und Verschönerung der Pfarrkirche und der zahlreichen kirchlichen Gebäude zu würdigen. Insbesondere muss auf die bereits erwähnte Restaurierung der Orgel aus dem neunzehnten Jahrhundert hingewiesen werden, die mit dem Beitrag der Region und den Spenden aller Rimeller ermöglicht wurde. Mit einem Konzert von Maestro Alberto Brunelli wurde im Juli 1999 die Übersetzung des Buches von M. Bauen gefeiert und eine Gedenktafel zu Ehren von G.B. Filippa enthüllt. Die Musik von Frescobaldi, Bellini, Perosi und anderen großen Komponisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts beendete glanzvoll einen für das Kulturleben des Dorfes ereignisreichen Tag.

---

82 E.Bovio, ebd., *Remmalju* 2002, S. 23

Das Walser Studienzentrum ist auch verantwortlich für:

- a) die Organisation von Lehrgängen über die Sprache und die Geschichte von Rimella;
- b) die Ausarbeitung seitens einer Forschergruppe unter der Führung von Professor Augusto Vasina der Universität Bologna einer »Geschichte von Rimella« dessen Veröffentlichung für das Jahr 2003 vorgesehen ist und aus 450 Seiten mit reichhaltiger und auf den letzten Stand gebrachter Bibliographie bestehen wird;
- c) die starke Unterstützungsarbeit zu Gunsten der Gemeinde und des örtlichen Verkehrsvereins;
- d) die Herstellung eines Tonarchivs der Sprache von Rimella;
- e) die Verbindungen und der Kulturaustausch mit anderen Walsergemeinschaften auf internationaler Ebene;
- f) die Zusammenarbeit mit der Alpaa zum Gelingen der Walsertreffen;
- g) die Gründung eines Archivs zur Aufbewahrung aller Veröffentlichungen über Rimella sowie die gesamte Bibliographie, die der Schweizer Sprachforscher und Wissenschaftler M.Bauen bereits seit den 60er Jahren für seine Untersuchungen und die Veröffentlichung seines 1978 erschienenen Buches über die Sprache von Rimella nutzte.

Das *Tittschu* ist eine einzigartige Sprache, das heute noch durch seine eigenartige Mischung aus altdeutschem Wortschatz und italienischer Satzzusammenstellung tiefgreifenden Nachforschungen unterzogen wird.



**Sieben Gemeinden (Siben Kameun)-Sette Comuni: das Dorf Roana-Robaan**

# SIEBEN GEMEINDEN (Siben Kameun)- SETTE COMUNI

## *Zimbrische Gemeinschaft in der Provinz Vicenza*

### **DIE ZIMBERN DER »SIEBEN GEMEINDEN«**

»Cimbria« nannte der humanistische Dichter Ferreto dei Ferreti im 14. Jh. die Stadt Vicenza. Cimbria – dieser Mythos zieht sich seit jenem fernen 100 v. Chr. durch die Jahrhunderte, als der römische Feldherr Gaius Marius die Zimbern und Teutonen besiegte, die aus deutschen Landen auf der Suche nach Boden und Sonne in den Süden gekommen waren. Sie kamen – in Gruppen von Familien und ganzen Stämmen – aus Deutschland, der genaue Ursprung lag etwa in Obersachsen, von wo die alten, von den römischen Historikern erwähnten Zimbern losgezogen waren. Auf diesen Straßen, die seit vielen Jahrhunderten zahlreiche Völker, oft unter blutigen Auseinandersetzungen, doch stets mit intensiver Durchdringung, begangen hatten, wurde ein Großteil der europäischen Kultur gewoben. Nicht mehr Zimbern, auch nicht Goten und Langobarden, vielleicht viel später Alemannen, aber sicher ließen Bayern sich rund 1000 Jahre später auf der Suche nach Boden und Sonne in verschiedenen italienischen Regionen nieder

Auch wenn die Bezeichnung Cimbria nicht ganz die kulturelle und volkliche Identität von Vicenza bedeutet haben kann, muss sie doch etwas mehr als ein mythologischer Bezug und eine poetische Idee gewesen sein. Graf Francesco Caldogno, Inspektor an den Grenzen der Republik Venedig im 16. Jh. und Verfasser eines Berichts über die Vicentiner Voralpen, schrieb, dass » diese Menschen der Sieben Gemeinden sprechen so wie alle anderen der Vicentiner Berge auch die italienische Sprache. Vor nicht allzu vielen Jahrzehnten hat ein Teil von ihnen, der nahe der Stadt wohnt, die eigene ursprüngliche Sprache – die dem Gotischen ähnlich war – verloren«. Zu Beginn des 16. Jh. wurde also die Sprache, die man Zimbrisch nennt, bis in das Gebiet von Vicenza gebraucht. Der gotische Stil, der in Kirchen und Palästen des 13. und 14. Jh. tiefe Spuren hinterlassen hat, war in Vicenza sicher etwas mehr als ein Baustil. Ortsnamen, Traditionen, religiöse Gebräuche, verschiedene Elemente weisen heute noch auf diese germanischen Wurzeln im gesamten Raum von Vicenza hin: der Name der Monti Berici, die Feier der Madonna am 8. September, ein gewisses raues, starkes Temperament, das nicht nur für die vicentini-sche Bergbevölkerung charakteristisch ist. Viele Züge deuten auf ein germanisches kulturelles Erbe hin, das unbewusst weitergegeben wurde, auch wenn es im Laufe der Zeit durch verschiedene kulturelle Einwirkungen abgeschwächt wurde, wie etwa die Verbreitung des christlichen Glaubens, die Venetisierung durch Venedig, die vom italienischen Staat forcierte Nationalisierung. Trotz der Wandlungen und vor allem trotz der Vermassung und der Gleichschaltung, die mit der modernen Wirtschaft einhergegangen sind, sind im Berggebiet von Vicenza die Bezüge auf die germanische und die sogenannte zimbrische Kultur noch lebendig.

Es liegen zahlreiche zimbrische Ortsnamen vor, eine breite Palette von Wörtern zur Bezeichnung von Stätten, in denen einst reges Leben und Treiben herrschte und die größ-

tenteils bereits verlassen wurden oder diesem Schicksal entgegen blicken. Wie einmal bemerkt wurde, sind »die Ortsnamen, die fest mit der physischen Realität verbunden und quasi in den Boden und in die gesellschaftliche Landschaft eingeprägt sind, das Element, das den Veränderungen des linguistischen Erbes am hartnäckigsten widersteht«. So finden wir noch heute von Altissimo bis Recoaro, vom Tretto di Schio bis Tonezza und vor allem auf der Hochebene der Sieben Gemeinden, von Rotzo bis Enego, eine Gesamtheit zimbrischer Namen vor, die auf geografische Besonderheiten, Arbeiten und historische Ereignisse, Gebilde der Fantasie und der Volksmythologie hinweisen. Im gesamten vicentinischen Berggebiet sind Wörter verbreitet wie *tal, ebene, loch, bise* (Wiese), *spitz, laita* (Leite), *gruba, linta* (Platz der Linden), *lerch* (Platz der Lärchen) ... In Lusiana stoßen wir auf die *contrada Soster* (Straße der Schuster), in Enego auf die *contrada Stoner* (Straße der Steinmetze), in Gallio auf die *contrada Stellar* (Straße der Ställe; davon leitet sich auch der Familienname Stella ab), in Roana auf das *Tanzerloch*, die *coolgruba* (Kohlengrube), den *kaltaprunno* (kalter Brunnen), den *oxabeck* (Straße der Ochsen), das *rossabegale* (den Rösserweg) ... In Asiago finden wir den *Kabarlaba* (die Haferlache), den *prunno* (den Quellenplatz), den *rasta* (Platz zum Rasten) vor ... Diese Wörter werden von allen, auch von vielen Touristen gebraucht, ohne dass die Bedeutung bekannt ist. Sie sind wie Fossilien, alte Formen der Sprache und Kultur, Spuren einer Jahrhunderte alten Vergangenheit, die nicht ganz gelöscht wurde, in der Bezüge auf den Ursprung und die Geschichte der sogenannten zimbrischen Volksgruppen auftauchen. Die Sprache, die heute noch von wenigen älteren Menschen in Roana und Mezzaselva lebendig erhalten wird, ist das einzige Dokument, das uns hilft, das zimbrische Phänomen zu deuten, das trotz der Forschungsarbeiten und Studien, die im historischen und linguistischen Bereich in den letzten Jahrhunderten angestellt wurden, noch nicht klar ist.

Einige Experten bringen die zimbrischen Volksgruppen mit den langobardischen Wanderzügen, die das Gebiet von Vicenza so nachhaltig beeinflusst haben, in Verbindung. Man denke an die Basilika »San Felice e Fortunato« in Vicenza, die in der Langobardenzeit im 9. und 10. Jh. zu einem Zentrum des wirtschaftlichen und kulturellen, nicht nur religiösen Lebens geworden war. Das Hügelland mit dem Ort Fara Vicentina ist übersät mit Erinnerungen an die Siedlerzeit und das Leben der Langobarden. Familien und Gruppen dieses germanischen Volkes sollen in die Berge geflüchtet sein und in der Einsamkeit ihre Merkmale und Kultur bewahrt haben. Auf der Hochebene der Sieben Gemeinden herrscht noch das Gemeinschaftsrecht vor, ein auf kollektives Eigentum bezogenes Rechtsverhältnis zwischen den Einwohnern und dem Kommunalgebiet, dem die Historiker langobardischen Ursprung zuschreiben.

Andere Wissenschaftler meinen, dass sich die zimbrische Tradition von der bayrischen Kolonisation ableite, die im 13. und 14. Jh. im Raum der Marca Veronese erfolgte, als sich Familien und Gruppen aus Bayern hier in den Vicentinischen und Veroneser Bergen zwischen Etsch und Brenta auf der Suche nach Land niederließen, das sie im Gefolge von Bischöfen und Grafen roden, bebauen und besiedeln konnten. Eine Urkunde, die in einem Benediktinerkloster in Bayern gefunden wurde, besagt, dass Familien » in tempore famis«, zur Zeit einer Hungersnot, gezwungen waren, aus Deutschland in die Venetischen Berge Alconi zu flüchten. Die beiden Auslegungen könnten in Verbindung miteinander auf verschiedene, stete Zuwanderungen germanischer Volksgruppen hinweisen, die sich vom 8. bis 15. Jh. in den Vicentiner Bergen niederließen. Aus einer linguistischen Analyse geht hervor, dass Schichten bayrischer Sprache mit Elementen anderer deut-

scher Dialekte und mit Merkmalen der altdeutschen Sprache vermischt wurden. Ein nicht zu vernachlässigendes historisches Detail ist die Tatsache, dass die Pfarren der Vicentiner Berge (wie die Hochebene der Sieben Gemeinden) zwar bis zum 15. Jh. den Diözesen Vicenza und Padua angehörten, doch von deutschen Geistlichen und Mönchen geführt wurden, was sicher auf Erfordernisse der sprachlichen Kommunikation zurückzuführen ist. Ein stark alpiner Einschlag ist auch in den Märchen und Sagen zu erkennen, die im Berg- und Hügelgebiet bis in die jüngere Zeit verbreitet waren, bevor das Fernsehen und die Massenkultur das ungeheure, im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden gesammelte Gut der Erinnerung und der Vorstellungswelt des Volkes löschten. Erzählungen von Menschenfressern und Hexen, von roten Hornsträuchern und *Seleghen Baiblen* (seligen Weiblein), von sprechenden Bäumen und Tieren waren durchdrungen von Angst und Faszination und lehnten sich an einen Animismus an, der eng mit der Natur der Bergwelt verbunden war. Ein Historiker des letzten Jahrhunderts bemerkte: »Aus der Seele unserer Völker konnte viel Aberglaube nicht ausgemerzt werden, der ständig durch Besonderheiten der Umgebung und durch eine urwüchsige, blühende Fantasie genährt wird ... Man glaubte, Geister zu sehen und zu hören, die für das Gute und das Böse standen, von denen jeder einen Namen, eine Gestalt, eine individuelle Macht hatte«. Die Sonne – in zimbrischer Sprache *de sunna* – wurde wie eine gütige Gottheit gesehen – man rief sie am Ende des langen, harten Winters an: »*Aussar sunna, mutar bon pitokken*« – »Komm heraus, oh Sonne, Mutter der Armen.« Der Mond – *dar mano* – galt als kosmische Kraft, die den Rhythmus der Generationen und der Zeit bestimmte.

**Sieben Gemeinden (Siben Kameun)-Sette Comuni: Die Ortschaft Asiago-Sleghe und die Hochebene**





Gewitter und Donner waren gefürchtet wie Drohungen des Teufels, *des toibel*. In vielen Ausdrücken und Gebräuchen konnte man den Widerhall der nordischen heidnischen Religiosität erkennen, die sich auf Kulte stützte wie die Verehrung der Mutter Gottes in Prea, der Erdmutter, Thor, dem Gott des Donners und der Blitze, Wotan, dem größten Gott in den altgermanischen Religionen. Manche Zeugnisse zeigten eine Vermischung von Zügen des heidnischen Naturalismus mit Elementen des christlichen Glaubens, wie die Sage von einem Holzfäller, der eines Tages in die Berge ging, um Holz zu hacken, als er plötzlich die Stimme einer Fichte hörte, die ihn bat, zur Erlösung ihrer Seele drei Messen lesen zu lassen. Andere Erzählungen handeln von Hexen und Ungeheuern, die auf dem Monte Portule durch die Segnung von Bischöfen und Mönchen in die Flucht geschlagen wurden.

Der Reiz des Schrecklichen und Düsternen war stärker in den Geschichten ausgeprägt, die in den *löchar* handelten, den Karsthöhlen, wie sie zahlreich im Gebiet der Sieben Gemeinden anzutreffen sind: Es sind Märchen von tanzenden Hexen (wir haben bereits das *tanzerloch* bei Camporovere erwähnt), von Kindern, die verschluckt wurden und verschwanden (*giacominarloch* bei Cesura), von geheimnisvollen Stimmen, die hie und da zu vernehmen sind (*covolo del vento* bei Enego). Neben der Sprache und der Sagenwelt verbanden auch viele Sitten und Gebräuche die zimbrischen Volksgruppen mit der Kultur jenseits der Alpen – Arbeit auf den Feldern, in den Wäldern, in den Häusern, Rituale in Verbindung mit Festen und Jahreszeiten. Um nur einige Beispiele zu nennen, die zum Teil noch erhalten sind: Das Dreikönigsfest wurde *Draikaisertak* genannt und von Liedern und Gebräuchen begleitet, die in Bayern verbreitet sind. Der Fasching, *Fassong* auf Zimbrisch, wurde mit Masken und Tänzen ausgiebig und hemmungslos gefeiert, wie es auch in manchen deutschen Regionen Sitte ist. Die Schneeschmelze als Frühlingsbote wurde mit lautem Schellengeläute in den Straßen und mit dem Lied empfangen: »*Scella, scella a marzo, garibet de Kapucen, aussar de rajkken*« (klinge, klinge März, zu Ende ist das Kraut, heraus mit der Zichorie). Noch heute findet in Recoaro am letzten Sonntag im Februar ein großes Volksfest mit einem Umzug von Karren und Folkloregruppen statt, die alle um das Frühlingssthema kreisen. Bereits im 18. Jh. bemerkte Dal Pozzo: »In dieser Berginsel herrscht der kuriose, auch in Tirol gepflegte Gebrauch, in den drei letzten Februartagen den Monat März anzurufen, damit er rasch komme. Alle Jungen der Nachbarschaft versammeln sich am Abend und beginnen bei Einbruch der Dämmerung mit Schellen, Glocken, Töpfen und anderen Geräten, die Lärm erzeugen, einen schrecklichen Wirbel zu schlagen; nachdem sie sich ungeordnet auf eine Erhöhung begeben haben, von wo sie weithin zu hören sind, entzündeten sie dort große Feuer und rufen abwechselnd: »März, komm doch, März«. Von eigener nordischer Ausstrahlung waren die Riten der Osterwoche, die auch in naturalistischer Art erlebt wurden, wie etwa am Karfreitag, dem *Vraitertak*, an dem keine Feldarbeit getan wurde, »um den Herrn nicht zu schlagen, der heute für die ganze Welt gestorben ist«.

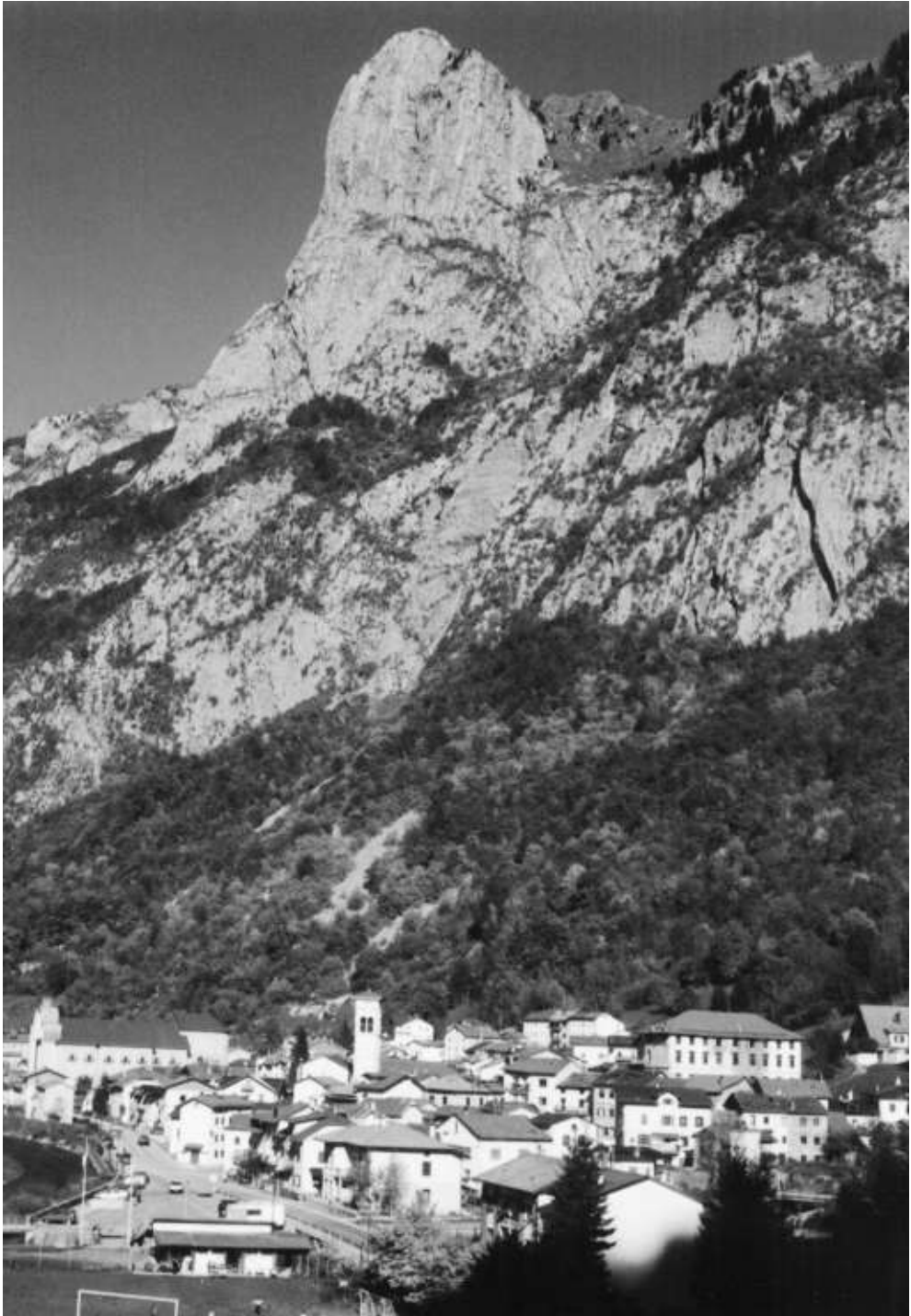
Von großer Bedeutung waren auch andere Frühlingsfeste in Verbindung mit den christlichen Anlässen Himmelfahrt und Pfingsten. Asiago feiert immer noch am Vortag des Himmelfahrtsfestes, inmitten prachtvoll erblühter Wiesen und Wälder, den schönsten Tag des Jahres, den Tag des großen Bittgangs, an dem die gesamte Ortsgemeinschaft in einer langen Prozession einen Weg über 30 km zurücklegt, um die feste Bindung zum Boden zu bekunden. Mit großer Begeisterung wurden auch die Nächte des Hl. Johannes begangen, die heute vergessen, doch von Historikern gut belegt sind. Es waren die

Nächte der Sommersonnenwende, die den Weihnachtsnächten der Wintersonnenwende entsprachen. Man entzündete große Feuer (Feuer als Fest, sakrales Zeichen des Lichtes, der Wärme, des Lebens) und nahm nach den Feiern der Nacht, entsprechend einer Sitte langobardischen bzw. heidnischen Ursprungs, Reinigungen mit dem Tau vor.

Stark und obskur war die Beziehung zu den Verstorbenen. In der *Halghe nacht bon totem*, der heiligen Nacht der Toten, »durfte man das Haus nicht verlassen, da sonst die Toten gekommen wären, einen zu holen«, wie eine alte Frau von Roana berichtete. Man glaubte, in dieser Nacht würden die Seelen zurückkehren, um ihre Häuser zu besuchen.

Das große Winterfest schlechthin, das wie im germanischen Kulturkreis intensiv begangen wurde, war Weihnachten, auch als das Fest der Sonne, denn die Tage verlängern sich wieder. Mit großer Anteilnahme beteiligte man sich an Gebräuchen, Ritualen, Gesängen, wie um Kraft zu schöpfen und die Solidarität zu stärken, um die Mühen des Daseins bewältigen zu können. In dieses Fest mit einbezogen wurde auch das Vieh, das um Mitternacht eine Futterration erhielt, gemäß einem Brauch, der in den Sieben Gemeinden nach wie vor gepflegt wird. Ein altes Lied erzählt noch heute die Geschichte von »*unsar libe Got*«, unserem lieben Gott, der auf die Erde gekommen war, »*zo stenan hortan hia*«, um für immer bei uns zu bleiben.

Dieses reiche Brauchtum ist zum Großteil verschwunden, wie auch die Verwendung der zimbrischen Sprache mit den umwälzenden Veränderungen unserer Zeit stetig zurückgeht. Um die Erinnerungen wieder aufzufrischen und die Beziehung zu einer so speziellen Tradition zu retten, wurde in Roana das Zimbrische Kulturinstitut gegründet, das nach dem ersten Geschichtspfleger der Sieben Gemeinden, Agostino Dal Pozzo, benannt ist. In Verbindung mit den Zimbern der Veroneser und Trentiner Berge und in Zusammenarbeit mit italienischen und ausländischen Experten, vor allem Deutschen und Österreichern, ist man bemüht, diese wertvolle Komponente der Geschichte und Kultur zu erfassen und bekannt zu machen. Dieses Gut hat in den Bergen zwischen der Etsch und der Brenta überlebt, die durch die Jahrhunderte hindurch nicht Venetien vom Norden getrennt haben, sondern vielmehr eine Brücke, ein Ort der Begegnung und der Kommunikation zwischen der italienischen und deutschen Kultur waren. Insbesondere wurden ein Vokabular der zimbrischen Sprache veröffentlicht, ein Sprachkurs abgehalten, zimbrische Märchen gesammelt. Es erfolgten Studien zu Ortsnamen, zur Geschichte und Folklore, es wurden zimbrische Gesänge gesammelt und zwei Audiokassetten und eine CD mit Liedern herausgegeben. In den Schulen wurden auf verschiedener Ebene Lehrvorhaben zur zimbrischen Kultur und Sprache durchgeführt und auch erfolgreich Fortbildungstreffen für Lehrer veranstaltet. In der Liturgie sind die Messfeiern mit Gesängen und Gebeten in zimbrischer Sprache sehr beliebt. In den Sieben Gemeinden und in verschiedenen anderen Regionen finden Treffen und Tagungen zur zimbrischen Kultur und Sprache statt. Ein wirksames Mittel der Information und Kommunikation ist die Internet-Homepage, die mit den Webseiten der verschiedenen zimbrischen Gemeinschaften vernetzt ist.



**Tischlbong: Gesamtansicht**

# TISCHLBONG-TIMAU

## *Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Udine*

### **EINFÜHRUNG**

Timau-Tischlbong-Tamau liegt 832 m ü.d.M. im Valle del Bût, im Gebiet Carnia (Region Friaul-Julisch Venetien), am Fuße der majestätischen Erhebung Creta di Timau und des Gamsspitz. Tischlbong ist ein typisches Straßendorf.

Durch den gesamten Ort zieht sich die Staatsstraße 52 *bis*, die zum nahe gelegenen Plöckenpass – der Grenze zwischen Italien und Österreich – führt. Die Durchzugsstrecke ist vor allem im Sommer, wenn Touristen aus dem Norden kommen, stark befahren.

Einst befand sich der Wohnort Tischlbong weiter im Talinneren, auf einem Plateau, wo heute einsam das Gebeinhaus steht. In dieser Lage war der Ort jedoch weit stärker der Gefahr von Überschwemmungen ausgesetzt, wie jener berüchtigten von 1729, die die Verlagerung des Wohnortes an die heutige Stelle zur Folge hatte.

Der Ort dehnt sich ca. eineinhalb Kilometer entlang zweier paralleler Straßen aus. Eine davon, die ursprüngliche, verläuft eingezwängt zwischen den älteren Häusern auf einer gewissen Höhe über dem Talgrund; die andere wurde als Durchgangsstraße in unmittelbarer Nähe des Flusses angelegt, doch mit unregelmäßig angeordneten Häusern, die auf beiden Seiten entstanden. Seitlich dieser Straße wurde ein weiter Raum erschlossen, in dessen Norden der größtmäßig eher unproportionierte neue Kirchenbau steht, und der die Funktion eines Dorfkentrums erhalten hat. Hier befinden sich das Haus der Jugend, das Museum des Ersten Weltkriegs, der Kulturverein und die Kurverwaltung. Der Ort Tischlbong setzt sich auf fünf Ortsteilen zusammen: *Braida, Pauarn, Scholeit, Rana, Soga*.

Die Einwohnerzahl betrug am 23. August 2004 auf 432.

Die den Ort um über tausend Meter überragende Creta di Timau weist große Risse in der Wand auf, der Felsen wird stellenweise von einem dichten Vegetationsgürtel verdeckt.

Der hervorstechendste Berg ist der sogenannte Gamsspitz (Pizzo del Camoscio). An klaren Tagen wird der Blick weiter nach Norden gelenkt, wo sich die Kämme der Cjanevate abzeichnen, und mehr im Westen, steht der Gipfel des Cogliàns, der mit seinen 2780 Metern die höchste Spitze der Karnischen Alpen ist.

Die Wasserläufe des Valle di Timau gehören zum Einzugsgebiet des Flusses Bût, der sich einst durch eine Folge von Schnellen auszeichnete. Sie wurden mittlerweile zum Großteil durch beeindruckende Verbauungen ersetzt, die die Kraft des Wassers bremsen, so dass der Fluss abschnittsweise fast eben dahinfließt (Gebiet Laghetti).

Typisch ist der »Fontanon«, d.h. eine Quelle, die an der Basis des Gamsspitz aus der Felswand tritt und nach einem Fall von etwa hundert Metern den Hauptfluss erreicht.

In der Vergangenheit trieb das Wasser des Fontanon eine Mühle und ein Sägewerk an. Heute speist es die Wasserleitung des Valle del Bût und das Wasserkraftwerk der Stromgenossenschaft S.E.C.A.B.

## **GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT**

Durch die Jahrhunderte hindurch zeugte die altdeutsche Sprache der dreisprachigen Gemeinschaft Tischlbong-Tamau-Timau vom Ursprung einer Bevölkerung, die sich zu Beginn des zweiten Jahrtausends in der Nähe der Kreuzungsstelle des Fontanon mit der sehr alten Verbindungsstraße niederließ, die aus dem Raum Carnia über den Plöckenpass nach Norikum führte. Was die geografische Lage und die Herkunft der Bewohner anbelangt, vermengen sich historische Hinweise mit Sagen und Erzählungen: Zu den sicheren Angaben zum Ursprung von Tischlbong kommen Geschichten des Volkes hinzu, die um einen heidnischen Tempel kreisen, der dem Flussgott Timavus geweiht war.

Laut mündlicher Überlieferung erfolgten zwei Besiedlungen dieses Gebietes durch Bergleute aus den Kärntner Gailtal und vom Weißensee: die erste um das Jahr Tausend, die andere gegen Ende des 13. Jh. Die Ortsnamenforschung zeigt, dass die Bildung der Namen mit dem Stamm *-wang* nach dem Jahr 1100 nicht mehr bedeutsam war. Das bekräftigt den Bericht von der Gründung der ersten Gemeinschaft von Tischlbong (zu Deutsch Tischlwang), die aber im Anschluss an ein Erdbeben oder eine Seuche verschwunden ist. Für das Jahr 1284 kommt uns wieder die mündliche Überlieferung zu Hilfe, die von einer zweiten Besiedlung und von der Existenz der kleinen Kirche Sankt Gertrude berichtet. In diesem Fall wird die Erzählung des Volkes durch die Verwandtschaft zwischen der deutschen Sprache von Tischlbong und den Kärntner Dialekten gestützt; ein Vergleich des heutigen Tischlbongerischen mit der Kärntner Variante des Mittelhochdeutschen bestätigt, dass die Einwohner von Tischlbong Ende des 14. Jh. von Österreich weggezogen sind.

Eine der heiligen Gertrude geweihte Kirche wird schon in einer Urkunde von 1327 erwähnt. In diesem Jahr vermacht Giovanni di Cazuton von Sutrio der Kirche Sankt Gertrude von Tischlbong ein Legat. Die Kirche wird 1335 in der testamentarischen Verfügung des Propstes von San Pietro Manno de' Capponi und im Jahr 1450 im Testament von Leonardo Bruni von Paluzza erneut erwähnt. Da dieser anlässlich des sechsten Jubeljahres, das von Nikolaus V. ausgerufen worden war, die Stätte der Apostel Peter und Paul besuchen wollte und fürchtete, testamentlos zu sterben, gab er seinen letzten Willen bekannt und ordnete dabei an, ... *dass sein Jahrestag alljährlich durch zwölf Geistliche gefeiert werden soll, von denen jedem ein Entgelt von zwanzig Soldi zusteht. Er vermacht der Kirche S. Maria di Paluzza jährlich drei Lire von Soldi für den Kauf zweier Wachsstöcke, die auf den Altar der Hl. Maria zu stellen sind; der Kirche S. Daniele hinterlässt er hingegen jährlich vierzig Soldi, außerdem ordnet er verschiedene Legate in Öl-Maßen für zahlreiche Kirchen, darunter die von S. Gertrude von Tischlbong an.*

Von 1342 und 1375 stammen die ersten schriftlichen Urkunden, die den Namen Timau in der deutschen Form Teschilbang und Teschelwanch enthalten. Die Varianten Tamau, Thomau, Themau tauchen hingegen in Urkunden von 1366, 1371 und 1382 auf, die von der Investitur der Savorgnan zeugen, und 1392 in einer Konzession des Patriarchen von Aquileia, Johann von Mähren.

Zahlreich sind die Notarakte und Verträge, die den Abbau und die Verarbeitung von Erzen der Berge von Timau von 1485 bis 1578, besonders in den Ortschaften Pal Piccolo, Pal Grande, Promosio und Creta belegen. Auf diese Zeit gehen auch viele Urkunden zurück, die von der Kirche der Hl. Gertrude berichten und einige der ersten Familiennamen enthalten, wie Prener, Unfer, Mentil und Primus. Die Jahre des Bergbaus brachten



Tischlbong 1876

weitere Arbeitskräfte aus Kärnten und aus nahe gelegenen Orten. Für Tischlbong war es eine Zeit der Bevölkerungszunahme und der wirtschaftlichen Entwicklung: Damals bestanden fünf Gasthöfe, die auch den vielen karnischen Krämern, *cramârs*, die mit ihren Waren über den Plöckenpass in österreichische und deutsche Länder zogen, Erfrischung boten.

Ab Ende des 15. Jh. häufen sich die Notizen über die Kirche der Hl. Gertrude, sie wird auch anlässlich der Pastoralbesuche von 1566 und 1602 erwähnt. Beim letzteren ist auch von einem sie umgebenden Friedhof und von einem Kreuzifix, das nach Aussage des Notars Broili die Jahreszahl 1527 trug, die Rede. Die Lage der Kirche nahe dem Zusammenlauf des Fontanon mit dem Bût brachte zahlreiche Probleme für das Gebäude, das bei den Überschwemmungen von 1577, 1714 und 1719 beschädigt wurde.

Im 17. Jh. mehrten sich die Versammlungen der *vicinia* (Zusammenschluss benachbarter Dörfer), worüber zahlreiche notarielle Urkunden vorliegen, wie die von 1676, mit der die Gemeinde Tischlbong ihre Satzung erneuert, oder die von 1669, mit der die Gemeinde Steuerermäßigungen von Venedig fordert, um die durch »zügellose Bäche« bewirkten Überschwemmungsschäden ausgleichen zu können. Dieses Schreiben ist das erste von vielen, die die verheerende hydrogeologische Situation des Gebietes belegen. Infol-

ge der Überschwemmung von 1714 waren neunzehn Familien gezwungen, ihre Häuser zu verlassen und in die angrenzenden Dörfer oder auch in Gebiete jenseits der Grenze zu ziehen. Im Jahr 1719 riß die Überschwemmung Grundstücke fort und bewirkte den Einsturz der Friedhofsmauer; in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts rissen die Fluten hingegen das Gotteshaus nieder. Am 28. und 29. Oktober 1729 wurde Tischlbong nach heftigen Regenfällen unter Schotter und Steinen begraben, die sich von den Hängen des Lavareit gelöst hatten und durch den Dambruch bei der Masareit-Klause talwärts geschoben worden waren. Die Urkunden jener Zeit berichten, dass nur die »ehrwürdige Kirche des Allerheiligsten Kreuzes« von der Zerstörung verschont geblieben ist und dass die Einwohner dann begannen, das Dorf in eine sicherere Lage, etwa eine Meile von den Resten des alten Dorfes entfernt, zu verlegen.

Die Tischlbonger bauten ihre Häuser in der heutigen Lage wieder auf und errichteten 1732 auch die Kirche der Heiligen Gertrude neu.

Die alte Kirche lag zwanzig Jahre lang im Schotter des Wildbachs Bût verfallen da, bis sie 1765 wieder für Gottesdienste geöffnet wurde. Dies war der Überlieferung zufolge darauf zurückzuführen, dass den Gläubigen durch das im Kirchhof angesammelte Wasser zahlreiche Gnaden zuteil wurden. Ab dieser Zeit wird das Gotteshaus als Ehrwürdige Kirche des Allerheiligsten Kreuzes erwähnt.

Hundert Jahre später jedoch mussten die Tischlbonger erneut Überschwemmungsschäden hinnehmen, die dieses Mal der Rio Seleit angerichtet hatte. Wiederholte Felsabgänge von höheren Hängen hatten auch mehrere Menschenleben gefordert. So entstand in den ersten Jahren des Lombardisch-Venetischen Reiches ein großartiger Plan, um »den Einwohnern das Leben zu retten«: die Verlegung von Tischlbong in die Zone Aip, die jedoch trotz Erstellung eines detaillierten Projekts nie erfolgte.

1797 brachte mit Abkommen von Campoformido endgültig das Ende der Republik Venedig und den Übergang – einschließlich des Carnia-Gebietes – an Österreich. Im Jahr 1805 eroberten die Franzosen erneut Friaul, worauf auch bei uns das napoleonische Steuer- und Verwaltungssystem eingeführt wurde, mit dem die Auflösung aller Konsortien der angestammten Bewohner und des »Gemeinschaftsgutes« einherging, das zu Gemeindeeigentum wurde. In dieser Zeit wurde die Gemeinde Tischlbong durch Präfekturerlass an Paluzza angeschlossen. Nach dem Fall Napoleons und dem Wiener Kongress wurde 1815 unter direkter österreichischer Herrschaft das Lombardisch-Venetische Reich gegründet, dem auch das Gebiet Carnia angehörte, das 1866 nach dem dritten Unabhängigkeitskrieg zum Königreich Italien kam. Der Verkauf der Gemeindegüter, die in Carnia seit Jahrhunderten Gemeinschaftsgut der Dörfer und somit Quelle des Unterhalts und der Unterstützung der ärmeren Familien waren, zwang viele Carnier zur Abwanderung, um anderswo die zur Erhaltung ihrer Familien erforderliche Arbeit zu suchen. Es handelte sich zumeist um Saisonarbeit, doch nach der Einigung Italiens wurde die Auswanderung definitiv, da die Bestimmungsorte der Emigranten unter anderem Brasilien, Australien, Argentinien, die Vereinigten Staaten oder auch andere europäische Länder (Belgien, Luxemburg, Frankreich, Österreich, Deutschland) waren, in welche die Carnier bis zu den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts zogen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs brachte die weltweit verstreuten Auswanderer wieder nach Hause zurück. Die Carnier mussten für ein Reich kämpfen, das fünfzig Jahre vorher noch nicht bestanden hatte und das nicht ihres war. In diesen Jahren fanden in den Bergen über Tischlbong lange, blutige Kämpfe statt, in deren Verlauf Österreich-Ungarn versuchte,

die italienischen Verteidigungslinien zu durchbrechen, um in Friaul einzudringen. Im Gebiet um den Plöckenpass waren tausende Opfer zu beklagen, vor allem unter den Bergtruppen, die sich zum Großteil aus Carniern und Kärntnern zusammensetzten. Viele von ihnen sahen sich gezwungen, gegen Arbeitskameraden, Verwandte und Freunde, die sie auf den Kärntner Baustellen gewonnen hatten, zu kämpfen. Die Älteren von Tischlbong erinnern sich noch lebhaft an dramatische Ereignisse des Zweiten Weltkriegs, an das Blutopfer zahlreicher Jugendlicher im Russlandfeldzug, das Gemetzel von Promosio, die ungeheuerlichen Massaker im Valle del Bût und im gesamten Raum Carnia, die kosakisch-kaukasische Besetzung mit dem tragischen Rückzug im Schnee über Tischlbong und den Plöckenpass.

Die verheerende Wirtschaftslage der Nachkriegszeit zwang die Tischlbonger wieder, verschiedene europäische Länder aufzusuchen, in die sie sich bereits nach Ende des Ersten Weltkriegs in der Hoffnung auf Arbeit begeben hatten. Die ständige Beschäftigungslosigkeit, die damit verbundene Auswanderung und das Desinteresse der zuständigen Institutionen gegenüber der Entwicklung des Berggebietes führten zur Abwanderung aus unserem Tal, zur Aufgabe der Schafzucht, der Landwirtschaft und des Handwerks. Dabei war Ende des zweiten Jahrtausends auch eine Rückkehr der Arbeitskräfte nach Österreich zu verzeichnen, von wo unsere Vorfahren vor fast tausend Jahren fortgezogen waren, um sich eine bessere Existenz zu schaffen.

## ***DIE KARNISCHEN TRÄGERINNEN IM ERSTEN WELTKRIEG***

Die Trägerinnen, für die General Lequio, Kommandant des Sektors »Carnia«, Worte größter Wertschätzung und höchsten Lobes fand, waren für die Frontkämpfer eine unterstützende Kraft.

Sie trugen eine eigene rote Armbinde mit der Nummer der Abteilung, der sie angehörten, und waren für den Nachschub bis zur vordersten Linie zuständig, wobei sie Lasten von dreißig, vierzig und mehr Kilo beförderten. Ihr Alter schwankte zwischen fünfzehn und sechzig Jahren, im Notfall wurden ihnen auch Kinder und alte Menschen zur Seite gestellt. Bei besonderer Dringlichkeit wurden sie zu jeder Tages- und Nachtzeit gerufen. Ihr Lohn belief sich auf eine Lira und fünfzig Centesimi pro Gang, was rund 6.000 Lire des Jahres 2000 entsprach. Drei von ihnen wurden verwundet: Maria Muser Olivotto, Maria Silverio Matiz aus Tischlbong und Rosalia Primus aus Cleulis. Eine wurde tödlich getroffen: Maria Plozner Mentil. Maria Plozner, eine außergewöhnliche Frau, war wegen ihrer Güte und Selbstlosigkeit überall beliebt. Man kann sagen, sie war die Seele und treibende Kraft der Trägerinnen. Immer, in allen Situationen, stand sie in vorderster Linie. Während der Bombenangriffe der österreichischen Artillerie und wenn die Geschosse piffen, war sie es, die den Gefährtinnen Mut einflößte, wenn sie verständlicherweise in Panik gerieten.

Diese Frau, eine beispielhafte und mutige Mutter, wurde am 15. Februar 1916 in Malpasso di Promosio, oberhalb von Tischlbong, schwerst verwundet. Ein österreichischer Scharfschütze, der dreihundert Meter entfernt aufgestellt war, schoss auf sie, während sie sich gemeinsam mit ihrer besten Freundin Rosalia von Cleulis eine kurze Rast gönnte, nachdem sie aus dem Rückentragkorb schwere Munitionslast abgeladen hatte. In derselben Nacht noch verstarb sie im Feldlazarett von Paluzza, wo ihr ein Onkel – in Abwe-



senheit des Gatten, der im Karst kämpfte – Beistand leistete. Sie war erst zweiunddreißig Jahre alt.

Das Begräbnis erfolgte mit militärischen Ehren im Beisein der Trägergefährtinnen und der Verwandten.

Sie wurde im Friedhof von Paluzza begraben, wo sie bis zum 3. Juni 1934 ruhte, dann wurde sie feierlich in den Kriegerfriedhof von Tischlbong überführt und von hier 1937 in das lokale Gebeinhaus, wo sie neben den sterblichen Resten von 1763 Soldaten ruht, die auf der darüber liegenden Front gefallen waren.

Sie hinterließ vier Kinder in zartem Alter: die größte Tochter war 10 Jahre alt, die kleinste erst sechs Monate. Im Jahr 1997 ehrte sie der Präsident der Republik »MOTU PROPRIO« mit der goldenen Tapferkeitsmedaille, zum Gedenken an die heldenhafte Maria Plozner Mentil, der ideellen Vertreterin aller Trägerinnen.

## **GEBRÄUCHE IM JAHRESZYKLUS**

Die Verehrung der Madonna und der Heiligen, die man anrief, um die Gesundheit der Menschen und des Viehs und eine gute Ernte zu erbitten, führte dazu, dass entlang der Bergwege zahlreiche Bildstöcke, Kruzifixe und Votivkapelle entstanden, die dem Wanderer tröstlich sind und bei Ausflügen zu einer Rast einladen.

An Festtagen unterbrach man die Beschäftigung, um der Messe und den religiösen Veranstaltungen beizuwohnen. An Wochentagen betete man vor den Votivbildern längs der Straßen ein Vaterunser. Zahlreiche Sitten haben somit religiösen Ursprung.

### **Tischlbong: Faschingsmasken**



Die Zeugnisse christlichen Glaubens, heidnischer Riten und die enge Beziehung des Talbewohners zur Natur zeigen sich in alten Sitten und Gebräuchen ... und wenn die Nacht einbricht, ist es Zeit für Unterhaltung bei Akkordeonmusik.

Auch die nahrhafte lokale Küche geht auf älteste Essgewohnheiten zurück. Den Feldern, dem Gemüsegarten, dem höher gelegenen Wald und der Alm wurden einfache, unverfälschte und charakteristische Produkte abgewonnen, die zumeist dem eigenen Gebrauch dienten.

## SGHENAAR

1. Jänner – *bincn*: Die Kinder ziehen alleine oder in kleinen Gruppen von Haus zu Haus, um allen Ortsbewohnern Glück zum neuen Jahr zu wünschen, wofür sie Zuckerln, ein Stück Schokolade und in jüngerer Zeit auch einige Münzen erhalten. Einst ging man *bincn*, bevor die Glocken zu Mittag läuteten.

5. Jänner – *is bosar baichn*: Jede Familie begibt sich zur Nachmittagsandacht mit einem Behälter, in den sie das vom Pfarrer geweihte Salzwasser füllt.

6. Jänner – *chemant da drai ckiniga*: Die Achtzehnjährigen gehen als Hl. Drei Könige verkleidet zum Sternsingen von Haus zu Haus und wünschen mit einem einfachen Lied alles Gute zum neuen Jahr. Die Geldspenden werden für Feiern zur Volljährigkeit verwendet.

*Miar bincn enck oln  
a glickligis hailigis nois joar.  
Hiaz unt in ola da zaitn  
dar Schtearn scholt baitar laichtn.  
Miar bincn enck  
a ckuckl voula chindar,  
a paitl voula gelt  
unt vil lust in da belt.*

Am Nachmittag folgt *da chindar baichn*: Andacht zur Segnung der Kinder.

## FEVRAAR

2. Februar – *da cherzn neman*: zu Lichtmess werden in der Kirche geweihte Kerzen verteilt, die neben dem Weihwassergefäß aufzubewahren sind.

3. Februar – *in hols baichn*: Blasiussegen gegen Halsübel.

... Februar – *vastar pfinsti* – *leistar tog van vosching*:

In den Straßen des Ortes kann man dem *maschkar min klouk* begegnen: einer furchterregenden, wilden Gestalt, deren Gesicht, *zicht*, und Hände, *henta*, mit Russ, *ruas*, geschwärzt sind. Sie trägt ein Arbeitshemd, *pfat*, über Bundhosen aus Schnürsamt, *housn a la schport*, dicke Wollstutzen, *bulana schtimpfa*, und an den Füßen Holzschuhe oder grobe Schuhe mit Eisenbeschlägen, *zoukl min grifas*. Das Besondere an der Gestalt ist, dass auf ihrem Rücken eine oder mehrere Glocken, *kloukn*, mit Stricken zum Heubinden, *schtricka* befestigt sind (wie sie die Kühe auf der Alm tragen), die auf falschen Höckern, *pikl*, hin und her baumeln. Charakteristisch ist der hüpfende Gang, der rhythmische Klänge bewirkt. Niemand vermag den erzeugten Lärm zu beenden, allein der *maschkar* entscheidet, wann dies zu geschehen hat. Um den Leib oder die Brust hat er Schweinsschwarten – *krodias*, Würste, *birschtlan*, Schweinsohren, *oarn van vocka*, mit einer Schnur befestigt, an der er von Zeit zu Zeit nagt. Die Hutkrempe ist mit Tannenzweigen geschmückt – *tasn*.

Wenn es dunkel wird, kann man dem *jutali* begegnen. Er trägt einen Hut, *huat*, der durch ein breites, buntes Tuch, *pferbats zeitl*, bedeckt ist, das sein ganzes Gesicht verhüllt, ein Hemd, *baisis blusl*, und einen Kittel, *baisn chitl*, die beide weiß sind. Um die Taille ist eine Binde geschlungen, an der viele bunte Bänder, *pferbata pentar*, flattern. An den Füßen trägt er weiße Strümpfe, *baisa schtimpfa*, und *schkarpets* (Schuhe, die ganz aus Leinen gefertigt sind), an den Händen weiße Handschuhe, *baisa hencach*. Ein Merkmal dieser Maske ist das leise Auftreten, das gut zur weißen Farbe des Gewands passt. Sie bewegt sich mit einer kleinen Gruppe, geht auf Zehenspitzen, betritt die Häuser, lässt die unmaskierten Musikspieler ein und beginnt dann zu Akkordeonklängen zu tanzen. Drei Tänze sind erlaubt: Wenn sie sich weiter aufhalten will, muss sie sich durch Lüften des Schleiers zu erkennen geben. Am letzten Faschingstag ist es Brauch, eine Stroh- und Blätterpuppe zu verbrennen, die den König Karneval darstellt, während unter allgemeinem Schreien und Klagen folgende Worte ausgerufen werden: *Vosching, vosching, amboi hostunsten varlosn?*, was bedeutet, dass die Zeit der Heiterkeit vorbei ist und die Fastenzeit beginnt.

... *oschn tog*: In der Kirche erhält man das Aschenkreuz auf die Stirne gezeichnet.

## MERZ

... *Via Krucis*: Jeden Freitag in der Fastenzeit wird im Gebeinhaus von Tischlbong (Kirche des *Allerheiligsten Kreuzes – Oltn Got – Crist Vieri*) die Kreuzwegandacht gefeiert, unter großer Anteilnahme der Gläubigen, die von den nahen Pfarren eine Wallfahrt hierher unternehmen: jeden Freitag ist die Reihe an einer anderen Pfarre.

18. März – *da schaiba sghlon*: Traditionsgemäß versammeln sich am Vorabend des Josephtags die Jugendlichen des Ortes auf einer Anhöhe über der Siedlung zum Werfen der *schaiba* oder *schaima*: brennende Holzscheiben.

Das Werfen erfolgt nach einem genauen Ritual: Die ersten Scheiben werden zu Ehren des heiligen Joseph, der Madonna und der heiligen Gertrude, Schutzpatronin des Ortes, geworfen, mit den anderen werden Namen neugebildeter Paare in Verbindung gebracht. Aus der Richtung, die die Scheibe während des Flugs nimmt, lassen sich Rückschlüsse auf die Zukunft des Paares ziehen; wenn die Scheibe brennend das Flussbett erreicht, hat die Beziehung des Paares Bestand, wenn sie hingegen während des Flugs erlischt, bedeutet dies, dass die beiden nicht lange beisammen bleiben. Das letzte Werfen wurde 1996 veranstaltet, danach war wegen der Trockenheit des Bodens das Entzünden von Feuer nicht mehr ratsam. Einst beteiligten sich viele an dieser Veranstaltung, um etwas über die neuen Paare zu erfahren, die sich unter den Einwohnern oder zwischen diesen und Ortsfremden gebildet hatten.

## APRIL

1. April – *in avriil gian*: Achtung vor den Aprilscherzen der Freunde!

... *Polm Sunti*: Beginn der Osterwoche. In Häusern und Ställen werden geweihte Olivenzweige aufgehängt.

Die Ankündigung der Andachten erfolgt in der Karwoche durch die *krasghulas*, Ratschen.

... *paicht pfinsti*: Religiöse Zeremonie der Fußwaschung.

... *choar vrait*: Abendprozession zum Gebeinhaus.

... *taf sonsti*: Segnung des Feuers und des Wachsstocks und Kochen der *schultar*.

...*Oastar toog*: Während der ersten Messe Segnung der Speisen für das Ostermahl: *schul-tar, pinca, salam, zoutna ailan, ailan va cikolata*.

25. April – *min chraiz par Unchircha*: Die Pfarre der Hl. Gertrude unternimmt die Wallfahrt zur Kirche des Gekreuzigten/Gebeinhaus.

## MAI

3. Mai – *chimpt is chraiz va Paluc unt va Trep*: Wallfahrt zur Kirche des Gekreuzigten/Gebeinhaus der Pfarren Paluzza und Treppo Carnico.

... Mai – *rogazions par Unchircha*: Bittgang zur Kirche des Gekreuzigten/Gebeinhaus.

... Mai – *rogazions avn Vraitouf*: Bittgang zum Friedhof.

... Mai – *rogazions pan Jegarastlan*: Bittgang zur kleinen Kirche Jegarastl, oberhalb des Ortes.

Auf den verschiedenen Wegen wird durch Gebete und durch den Segen des Priesters Schutz vor Naturkatastrophen, Kriegen, Erdbeben erfleht.

... Mai – *Schenscha toog*: Am Himmelfahrtstag Wallfahrt zur Mutterkirche San Pietro in Carnia für den alljährlichen Kreuzeskuss. Jedes Jahr kommt eine andere Gruppe von Familien zusammen, um ein auf einem Stab befestigtes Kreuz mit bunten Bändern zu schmücken. Frühmorgens bewegt sich eine kleine Schar von Gläubigen der Pfarre bis zu San Pietro (ca. 15 km) zu Fuß, während der Großteil mit dem Auto dorthin fährt. Die Gläubigen aus allen Orten des Tales, die mit den Kreuzen der Pfarren eintreffen, warten auf dem Plateau unter der Kirche, bis sie aufgerufen werden, um das Stabkreuz der Mutterkirche von San Pietro zu küssen. Die Rückkehr in den Ort erfolgt am Abend; die Begegnung des nach San Pietro getragenen Kreuzes mit jenem aus der Kirche der hl. Gertrude erfolgt in der Ortschaft Casali Sega, wonach der Umzug bis zur Kirche fortgesetzt wird.

31. Mai – *rosghari petn par Muatar Gotis van chlopf in Oubarlont min schual chindar*: der letzte Rosenkranz des Monats Mai wird in der Ortschaft Oubarlont im Beisein der Volksschüler gebetet, die ihre kleinen Fürbitten vorlesen.

## SGHUIN

13. Juni – *min chraiz af Trep*: Wallfahrt nach Treppo zur Antonius-Feier.

15. Juni – *chimpt is chraiz va Curcwoint*: Pilgerfahrt der Pfarre Cercivento zur Kirche des Gekreuzigten/Gebeinhaus

... Juni – *onlein da. Mainalan min chlepaman eistar virn Korpus Domini*: Für die Fronleichnamsprozession werden die Kapellen und Bildstöcke entlang der Dorfstraßen mit Zweigen des Goldregenstrauchs geschmückt.

24. Juni – *da roasn baichn*: Am Festtag des hl. Johannes werden die Blumen gesegnet (wilder Spargel, Margariten, Hollerblüten ...); jede Familie bewahrt den Strauß in einem Winkel der Dachkammer auf und verbrennt für gewöhnlich einen Teil davon im Fall reichlicher Regenfälle.

## LUI

Erster Samstag im Juli – *chimpt is chraiz va Kulina*: Wallfahrt der Pfarre Collina – Forni Avoltri zur Kirche des Gekreuzigten/Gebeinhaus.

... Juli – *dal alm baichn*: Im Laufe des Monats werden die Almhütten der Gegend gesegnet. Einst bot dies Gelegenheit für einen erholsamen Ausflug in die Berge, der Pfarrer

wurde dabei vom Mesner und einer großen Schar Kinder begleitet, die auch eine Schlüssel Milch, Käse und Polenta vorgesetzt erhielten. In letzter Zeit werden diese Touren angesichts des Alters des Pfarrers und des Fehlens von Kindern nicht mehr zu Fuß, sondern mit Fahrzeugen der Forstwache unternommen.

Dritter Samstag im Juli – *chimpt is chraiz va Diviana*: Wallfahrt der Pfarre Givigliana – Forni Avoltri – zur Kirche des Gekreuzigten/Gebeinhaus.

## AVOSCHT

15. August – *Madona d'avoscht*: Das Mariä-Himmelfahrts-Fest wird in der Ortschaft feierlich begangen. Neben der Messe und der Prozession mit der Madonnenstatue finden zahlreiche Veranstaltungen lokaler Verbände statt, wie Folkloreabende, Tanzabende, Glückstöpfe für Wohltätigkeitszwecke ...

16. August – *min chraiz af Paluc*: Wallfahrt der Pfarre der hl. Gertrude nach Paluzza.

## SETEMBAR

8. September – *groasar sunti van hirtn*: Einst fiel der Almatrieb mit dem Hirtenfest zusammen. An diesem Tag wurden Vereinbarungen für das Jahr darauf getroffen, die Hirten verpflichteten sich durch Handschlag und handelten den Lohn aus.

Durch die Straßen zogen lärmende, geordnete Schaf- und Rinderherden, die gehorsam ihren Hirten folgten. Nun werden sie hingegen mit Lastwägen zu Tal befördert, die sie direkt vor den Ställen absetzen.

Man kann nur noch der verspäteten Rückkehr mancher Tiere beiwohnen, die nach dem Weiden auf der Alm eine Zeit auf den Sommerhöfen außerhalb des Ortes verbracht haben.

... September – *heipt on da schual*: Der Beginn des neuen Schuljahres ist mit großer Aufregung verbunden.

## OTOBAR

Erster Sonntag im Oktober – *Roasnchronz*: Wallfahrt der Pfarre der hl. Gertrude nach Köttschach zum *Roasnchronz*. Einige Mitglieder der Pfarre legen den Weg zu Fuß zurück, wobei sie zeitig am Morgen losziehen, eine zweite, größere Gruppe fährt mit dem Autobus. Bei der Feier erfolgt die Danksagung für die ertragreiche Feldernte; bei der Prozession werden Körbe mitgetragen, die reich mit Früchten des Gemüsegartens und der Felder gefüllt sind.

Am Ende der Messe erhält jeder Teilnehmer ein Bündel Kornähren, Hafer ..., das bis zum folgenden Jahr neben dem Weihwasserkrüglein aufbewahrt wird.

... Oktober – *anian toog cnochz za rosghari*: Jeden Abend wird der Rosenkranz gebetet.

## NOVEMBAR

1. November – *geat abeck da fiakkola*: Frühmorgens wird im Gebeinhaus die Messe gefeiert, anschließend die »Fackel der Bruderschaft« entzündet und gesegnet: Am vierten November wird sie zum Friedhof von Redipuglia gebracht, wobei ihr Licht den am Weg liegenden Gefallenendenkmälern weitergegeben wird.

4. November – *meis par Unchircha*: Messe im Gebeinhaus

16. November – *doarf Sunti*: Hochamt zu Ehren der Schutzpatronin Gertrude, wird nun am Sonntag davor oder danach gefeiert.

Neben den Andachten, der Frühmesse und der Prozession mit der Heiligenstatue am Nachmittag werden in jeder Familie die *chropfn* gebacken, ein typisches Gericht für große Anlässe, das die Frauen mit erfahrenen Händen und Geduld zubereiten (charakteristische Form!).

... November – *heipt on da Venta*: Der Advent beginnt.

... November – *oschteichn in vocka*: Schlachtung und Verarbeitung der Schweine.

## DICEMBAR

5. Dezember – *chimpl dar San Nikolò*: Jedes Jahr kommt in der Nacht vom 5. Dezember zur Freude der Großen und Kleinen der Heilige Nikolaus. Besonders malerisch ist das Bild des Heiligen, der würdevoll über den Berghang herabschreitet und dabei einen Schlitten voller Geschenke zieht. Begleitet wird er von den Jugendlichen des Ortes, die ihm auf dem letzten Stück Weg mit Fackeln leuchten.

15. – 23. Dezember – *Missus Est*.

25. Dezember – *Bainacht toog*.

31. Dezember – *leistn toog van joar*.

## KULINARISCHE EINFLÜSSE AUS DEM RAUM JENSEITS DER ALPEN

Die bodenständige Küche von Carnia und auch von Tischlbong ist das wertvolle Erbe ältester Sitten der Speisenzubereitung eines Bergvolks, das, zumeist für den eigenen Bedarf, den Feldern, dem Gemüsegarten, doch auch dem Wald und der Alm unverfälschte Produkte abgewann.

Diese Küche umfasst Speisen, deren Zutaten und Machart bisweilen höchst einfach, doch immer charakteristisch sind, dann wieder Gerichte mit erlesenen Zutaten und überraschenden Kombinationen von Gewürzen und Aromen.

In fernen Zeiten wurde der Nahrungsmittelbedarf hier oben zumeist durch Nebenprodukte der Viehzucht und durch die Erzeugnisse einer relativ armen Landwirtschaft gedeckt, die nicht empfänglich war für Neuerungen bei der Nutzung der natürlichen Eignung des Bodens und die sich gegen jede gewinnbringende Spezialisierung des Anbaus sträubte.

In erster Linie handelte es sich um:

- *plenta* – Polenta-Arten, die vor der Zubereitung mit Mais aus verschiedenen, ärmeren Getreidearten hergestellt wurden.
- *meschta* – eine Art Brei aus Maismehl, ähnlich dem alten *sìf*, doch ein wenig dicker, im Wasser gekocht; man aß ihn mit kalter Milch übergossen.
- *migneschtra* – schmackhafte Suppen, vorwiegend flüssig und immer schön warm, um dem rauen Klima besser standzuhalten; nach und nach durch sehr einfache Zutaten angereichert, bis phantasievolle Gerichte entstanden, die im Geschmack ausgewogen sind und ganz bestimmte gastronomische Merkmale aufweisen.
- *necklan* – gnòcs, Klöße, bescheidene Speisen, für die oft Reste genutzt wurden; zunächst auf der Basis von altbackenem Brot, dann von Kartoffeln, Gries oder Mehl, in verschiedensten Größen, immer kräftig und angenehm im Geschmack, traditionsgemäß nur durch ganz einfache lokale Produkte angereichert, wie Räuchertopfen (*ckrauchta schouta* – *scuète fumade*), zerlassene Butter (*sghmolz* – *ont*), Wurst (*salàm*), Kräuter (*greisarach* –

jerbuzzis), Kolostralmilch (*kaloschtara* – *calostri*), Mangold (*bledes*), Kürbis (*kavoca* – *ca-voce*).

Zu den Delikatessen, die Feinschmecker zu würdigen wissen, gehört auch der *frico*, der nach einem Volksglauben des Gebietes Carnia alle Düfte der Bergweiden in sich vereint: Es ist ein einfacher, frittierter Käse, in kleine Scheiben geschnitten, zu dem auch Kartoffel, Zwiebel, Äpfel gereicht werden.

Außerdem ist heute in Tischlbong, das im 13. Jh. von Bergleuten aus dem Gailtal besiedelt wurde, noch der Einfluss der Kärntner Gewohnheiten in der Küche erkennbar, obwohl die Jahrhunderte lange, harte Isolierung notgedrungen eine allmähliche Anpassung an die kargen Maßstäbe der lokalen bäuerlichen Küche mit sich gebracht hat, womit die Verarmung der Speisen und der Verlust einiger der wertvollsten ursprünglichen Merkmale der Gerichte einherging.

Man denke bloß an:

- *da Farvalan*, ein höchst einfaches Gericht ohne weitere Zugaben zur Geschmacksverbesserung, das sich für alte Menschen und Kinder eignet. Aus Weizenmehl und kaltem Wasser wird eine körnige Verbindung geschaffen, die anschließend einem kochenden Wasser-Milchgemisch beigemischt wird; bei langsamem Rühren wird der Teig cremig und es formen sich kleine Klümpchen. Erinnert stark an die Kärntner Wasserfarvalan, deren Teig aber oft mit Ei aufgebessert wird;

- das charakteristische *varhackara*, d.h. eine Speckschwarte vom Schwein mit wenig Fleisch, gesalzen, gepfeffert und zum Trocknen aufgehängt. Es wird dann fein zerhackt, eventuell mit Knoblauch vermengt und in der *piera* aufbewahrt. Das *Varhackara* – das traditionsgemäß vor allem in der Gegend von St. Ruprecht in Kärnten zubereitet wird – ergibt eine wohlschmeckende Vorspeise oder Zwischenmahlzeit, wenn es roh auf eine Scheibe Brot oder Toast gestrichen wird, eine erlesene Würze für frisches Gemüse oder Minestrone oder dient auch zur Zubereitung eines originellen *frico*: Dafür wird es in einer kleinen Pfanne geröstet; danach entfernt man die Fleischstückchen, fügt Käse und Zwiebel hinzu und lässt alles knusprig braten;

- *da chropfn*, oder *cjalzòns* sind halbmondförmig und charakteristisch aufgebläht; mit der typischen Kräuselung der Ränder erinnern sie an Kärntner Kasnudeln, sind aber kleiner. Die *chropfn* der Ortschaft Tischlbong zeichnen sich durch Minzegeschmack aus;

- *is pluatburscht*, d. i. die von den Kärntner Bergleuten eingeführte Blutwurst. Nun wird sie nicht mehr zubereitet. Ähnelt dem karnischen *boldòn* des 16. Jh., den man erhält, wenn man »... das Schweinsblut zum Kochen bringt, ein wenig Milch, Mehl, Gewürznelke und Pfeffer hinzufügt. Man lässt das Gemisch kochen, bis es sich zu verdicken beginnt. In der Zwischenzeit werden die Därme gewaschen, mit dem Blut gefüllt, geschlossen und gekocht. Wenn sie abgekühlt sind, werden sie in Scheiben geschnitten und in Schmalz geröstet gegessen ...«;

- *in bildinkaffe*, ein ganz besonderes Getränk, das kein Kaffee ist, sondern ein grober Ersatz dafür. Nach einer alten, von Österreich übernommenen Gewohnheit wurde zu dem Zweck eine Art Ackerbohne verwendet, die in Tischlbong an den Rändern vieler Gemüsegärten wuchs. Die den Bohnen sehr ähnlichen Schoten, die grau und etwas rundlich waren, wurden in der Sonne getrocknet und dann geröstet, wobei man auf gleichmäßige Hitze achtete. Die durch das Rösten schwarz gewordenen Schoten wurden zermahlen, wodurch man ein – bisweilen sehr feines – Pulver erhielt, das man in einem kleinen Behälter mit Wasser vermengte. Das Ergebnis war eine tiefschwarze, sehr bittere und star-

ke Flüssigkeit, die man gezuckert und »... so warm man es nur ertragen konnte« trank. Dieser »Kaffee« war auch angezeigt als Verdauungstrunk oder gegen Bauchschmerzen und ergab jedenfalls ein »... ausgezeichnetes Mittel gegen die Schwere mancher Speisen ...«.

Ein weiterer, ebenfalls stark verbreiteter Ersatz war ein *kaffee min piachlan*, d.h. aus Buchensamen, d.h. Buheckern.

- Die *Schultar*

Die zweifellos bekannteste, aus Kärnten stammende Spezialität, die seit Jahrhunderten in der Küche von Tischlbong ihren Platz hat, sodass sie nun als bodenständig angesehen wird, ist die *Schultar*. Die Zubereitung, deren Geheimnis im Kreis der Familie sorgsam gehütet wird, erfolgt noch durchwegs in handwerklicher Form. Es handelt sich um die Schweinsschulter, die nach der Schlachtung gut gewürzt aufbewahrt, gesalzt, geräuchert und von Dezember bis März zur Reifung aufgehängt wird. Am Ostersonntag wird sie in der Messe geweiht und dann, in Gesellschaft von Verwandten und Freunden, mit süßem Fladen aufgetischt.

## DIE SPRACHGEMEINSCHAFT

Unabhängig von der Debatte darüber, ob in der Gegend von Tischlbong eine frühe Siedlung neulateinischer Sprachprägung bestanden hatte oder nicht, kann man mit Sicherheit anführen, dass im Laufe der Jahrhunderte die historische Identität der Tischlbonger an die lokale Sprache geknüpft wurde, die zu den Kärntner Varianten der südbayerischen Dialekte gehört. Diese auf das Ende des 13. Jh. zurückreichende Sprache war bis zu den Fünfzigerjahren das Mittel der Kommunikation und der zwischenmenschlichen Beziehungen, das die Mitglieder der Gemeinschaft bevorzugt benutzten, wobei sie aber nicht unempfindlich blieben gegenüber den Einwirkungen des umliegenden romanischen Sprachraumes. Später verringerte der Einfluss des Friaulischen und mehr noch des Italienischen das Prestige und damit auch die Anwendung des Tischlbongerischen. Nur die ältere Bevölkerung und ein (nicht unerheblicher) Teil der Erwachsenen beherrscht alle drei Sprachen gut, während unter den Jugendlichen die Zahl derer abgenommen



Tischlbong: Votivbild aus dem Jahre 1754



hat, die fließend Tischlbongerisch sprechen. Die Einrichtung des Kulturvereins, wie auch des Chores und der Trachtengruppe zeugt von dem Wunsch, eine Sprache und Kultur, die die Geschichte der Gemeinschaft von Tischlbong so einzigartig machen, vor der Vergessenheit zu bewahren.

## **DER URSPRUNG**

Das Tischlbongerische gehört zu den Kärntner Varianten der südbayrischer Dialekte. Es ist schwer, den Zeitpunkt genau zu bestimmen, an dem die Siedler ihre Heimatgebiete verließen, um sich an der Stelle niederzulassen, wo nun Tischlbong liegt. Das Fehlen von Urkunden zur Bestätigung der Besiedlungsperiode kann beim aktuellen Stand der Forschung durch einige Überlegungen linguistischer und philologischer Art wettgemacht werden. Einen ersten Hinweis bietet eine sprachliche Erscheinung, die ein greifbarer Beweis für die Verwandtschaft zwischen dem Tischlbongerischen und den anderen Kärntner Dialekten ist: die Erscheinung der Kärntner Dehnung. Ihr Zustandekommen umfasst folgende Phasen:

- Verlängerung des kurzen Vokals
- Schwächung der starken Affrikata, die dem Vokal folgt (z.B. eejsn, treejfn).

Die Kärntner Dehnung entwickelte sich um 1300. Wenn im Tischlbongerischen die Vollziehung der ersten und der zweiten Phase erkennbar wäre, wäre demnach der Zeitpunkt der Auswanderung mit 1300 oder einer späteren Zeit anzusetzen. Die Sprache von Tischlbong zeigt hingegen, dass der Prozess im ersten Stadium Halt gemacht hat, d.h. bei der einfachen Verlängerung des kurzen Vokals. Das bedeutet, dass die Abwanderung auf eine Zeit vor 1300 zu datieren ist, als der Prozess, den die anderen Kärntner Dialekte erfuhren, noch nicht abgeschlossen war.

Angesichts des Ursprungsgebietes der Siedler läge es auf der Hand, das Tischlbongerische in die Gruppe der germanischen Sprachen aufzunehmen. In vielen Fällen jedoch entziehen sich Sprachen jeder Art Kennzeichnung und Beschreibung nach einem System fester Regeln und Normen. Sprachen sind das Mittel, durch das Menschen miteinander kommunizieren, wodurch sie wieder die Kontinuität der Sprache sichern. Sie sind somit in einen historisch-sozialen Kontext eingebunden, der naturgemäß konstanten Änderungen unterliegt. Demnach passen die Mitglieder einer Gemeinschaft ihr sprachliches Mittel neu auftretenden Erfordernissen an.

## **BESCHREIBUNG DER KONTAKTSITUATION**

Das Siedlungsgebiet weist Bezüge zu einem linguistischen Bereich romanischen Musters auf, in dessen Rahmen sich die Tischlbonger heute immer noch bewegen. Aus diesem Grund wurde das Tischlbongerische als Minderheitensprache zweiten Ranges eingestuft. Daneben steht das Friaulische in der karnischen Variante, das den Status einer Minderheitensprache ersten Ranges hat, da es im Verhältnis zum Tischlbongerischen von einer größeren Anzahl von Personen gesprochen wird, ohne aber wirkliches Gewicht und Prestige im sozialen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bereich zu haben. In diesen Sektoren dominiert fast ausschließlich das Italienische, verstanden als offizielle Sprache des italienischen Staates. Das Tischlbongerische, das Friaulische und das Italienische bilden deshalb das verbale Repertoire der Gemeinschaft von Tischlbong, d.h. das Miteinander der Sprachvarianten, die die Bewohner aktiv und/oder passiv beherrschen.

In der Phase der Wanderung und Besiedlung boten sich den Siedlern günstige Bedingungen für die Erarbeitung einer eigenen Sprache, die zwar unabhängig vom germanischen Muster war, aber einen direkteren Einfluss des romanischen Umfeldes spürte. Einige konservativere sprachliche Elemente wurden beibehalten, andere verdanken ihr Überleben ähnlichen, in den romanischen Sprachen vorhandenen Strukturen, wieder andere weisen innovative Merkmale, vor allem im lexikalen Bereich auf. Die wesentliche strukturelle Distanz zwischen der germanischen und den romanischen Sprachen wurde aufgehoben, im Laufe der Jahrhunderte flossen ununterbrochen Lehnwörter in die Tischlbonger Sprache ein und es wurden lexikale und strukturelle Elemente übernommen. Diese Kontamination und Interferenz kennzeichnet die normale Entwicklung einer Gemeinschaft, in der mehrere Sprachvarianten in Kontakt treten. Unter historisch-diachronischem Gesichtspunkt könnte man für den Zeitpunkt der Besiedlung einen Zustand relativer Einsprachigkeit annehmen, von dem man zu einer Situation der Mehrsprachigkeit gelangte, die sich später zur Pluriglossie entwickelte. In einer von Pluriglossie charakterisierten Gemeinschaft überlappen sich die allgemein genutzten oder von den Sprechern auch nur verstandenen Sprachen je nach Gewicht und Prestige im wirtschaftlichen und sozialen Bereich. Die Pluriglossie ergibt sich mit dem Auftreten von Kommunikationserfordernissen wirtschaftlicher und psychologischer Art. Die Rolle der Sprache war denn auch für Tischlbong eng verbunden mit Handelskontakten zur Außenwelt und mit dem Bedürfnis, sich von der Friaulisch sprechenden Gemeinschaft akzeptiert zu fühlen, die bis zu den Sechzigerjahren ein höheres Prestige besaß. Nach dem Friaulischen dominierte die italienische Sprache wegen der Verbreitung durch die Kommunikationsmittel und wegen der feinmaschigeren Alphabetisierung. Diese Situation wurde in jüngerer Zeit weiter verstärkt durch die Globalisierung, die den jungen Generationen Zugang zu neuen Erfahrungsbereichen ermöglicht. Die Jugendlichen sind es denn auch, die die lokale Sprache nicht beherrschen. Sie sind entweder zweisprachig, d.h. sie sprechen Italienisch und Friaulisch, oder gebrauchen ausschließlich das Italienische in den Kontakten zu den anderen, verstehen aber Friaulisch. Wenige sprechen fließend Tischlbongerisch. Derzeit beherrschen demnach nur die Erwachsenen – wenn auch nicht alle – und die älteren Menschen alle drei Sprachen.

## **DAS FRIAULISCHE**

Da Tischlbong ein Ortsteil von Paluzza ist und sich die Tischlbonger an die Ämter der Hauptgemeinde wenden müssen, um zum Beispiel Dokumente anzufordern, ist das Friaulische stark verbreitet. Die von den Einheimischen gesprochene Variante nähert sich dem Friaulischen von Paluzza, wenn auch die Präsenz von Friaulischsprechenden, die aus anderen Orten sowohl Carnias als auch Friauls kommen, eine stärkere Diversifizierung der Sprachsituation bewirkt. Um genauer zu sein, weist die Variante von Paluzza die Endung -e bei weiblichen Substantiven der Einzahl und -es in der Mehrzahl auf. Man muss hier unterscheiden zwischen dem Friaulischen als kodifizierte Sprache, die mit Friaulischsprechenden gebraucht wird, und dem Friaulischen als Variante, die Teil des verbalen Repertoires der Tischlbonger Gemeinschaft ist und von der eventuell weibliche Ausdrücke übernommen werden. In diesem Fall ergibt sich nach dem Grundsatz der Analogie die Endung -a im Singular und -as im Plural, was sich sowohl bei älteren als auch jüngeren Lehnwörtern zeigt. Der Gebrauch des Friaulischen ist ebenfalls bei Schülern der ersten und zweiten Oberschulstufe zu erkennen, wie auch bei jüngeren

Schulkindern, da die Klassen Knaben und Mädchen von Cleulis, wo Friaulisch gesprochen wird, und von Tischlbong umfassen. Sehr interessant ist, dass Knaben, deren Väter und Mütter beide aus Tischlbong stammen, auch Friaulisch sprechen, während sich bei den Mädchen der Gebrauch fast ausschließlich auf die beschränkt, deren Mutter Friaulisch spricht. Dieses Verhalten könnte das Erbe einer Vergangenheit sein, in der nur die Männer, nicht die Frauen, Beziehungen zu den benachbarten Gemeinschaften unterhielten. Noch heute betrachten demnach die Mädchen das Friaulische als Sprache der Männer. Hinter der Ablehnung des Friaulischen steckt vermutlich auch eine negative Haltung gegenüber einer Sprache, die, wie das Tischlbongerische, nicht die Möglichkeit bietet, in der Gesellschaft »zu zählen«, noch dazu wenn es sich um eine Frau handelt.

### **DER WECHSEL MEHRERER SPRACHEN UND REGISTER**

Bei oberflächlicher Betrachtung der Situation könnte man die Präsenz der Minderheitensprachen in einer Gesellschaft, die auf andere Kodizes und Ausdrucksmodule gerichtet ist, wie sie zum Beispiel das Englische bietet, als überflüssig ansehen. Wenn wir uns aber von dieser pessimistischen Haltung lösen, können wir das gleichzeitige Vorliegen mehrerer Kodizes nutzen, um der Minderheitensprache Kontinuität zu sichern, wenngleich dies mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die Möglichkeit des Einsatzes mehrerer Kodizes bewirkt eine Vielfalt von Registern und vermeidet Engpässe, die wegen des Fehlens von »authentischen« Tischlbonger Wörtern oder Ausdrücken auftreten würden. demnach liegt hier ein *Code Switching* vor – ein Fachausdruck, der das Wechseln zwischen mehreren Sprachen bedeutet: Es kann sich auf ein einziges Wort, auf eine Wortfolge oder auf ein ganzes Kommunikationsfragment beziehen.

Den Kontakt zwischen den drei Sprachvarianten hat es stets gegeben, wobei die Sprecher im Laufe der Jahrhunderte eine ständige Anpassung des Materials romanischen Ursprungs an phonetische und morphologische Strukturen der lokalen Sprache vorgenommen haben. Man denke bloß an die gewöhnliche Frage: *Bivil joarn hosta?* (im Italienischen: *Quanti anni hai?*) – Wie alt bist du? Und doch sträubt sich kein Sprecher gegen eine solche Distanz zum Deutschen bzw. gegen den Berührungspunkt mit dem romanischen sprachlichen Umfeld. Derzeit ist eine Schrumpfung der kreativen Sprachbeherrschung zu erkennen, angesichts des massiven und unkontrollierbaren Andrangs neuer technischer, bürokratischer u.a. Ausdrücke. Die Gesprächsthemen haben sich erweitert und reichen über jene der Vergangenheit hinaus, bei denen es um Aktivitäten wie Holzfällen und Heumahd ging, die nicht mehr mit den neuen Berufen konkurrieren können. Die Mitglieder aller Minderheitengruppen kämpfen demnach an zwei Fronten: Auf der einen Seite sind sie sich der Notwendigkeit bewusst, das ihnen von den Vorfahren vererbte lexikalische Gut so rasch wie möglich zurückzugewinnen, auf der anderen Seite wissen sie, dass sie zur Erhaltung ihrer Sprache die erfolgten Änderungen anerkennen und akzeptieren müssen. Diese Anstrengung zeigt sich verstärkt in der jetzigen Phase, die so reich an Neuheiten und Möglichkeiten der schriftlichen Verwendung von Sprachen ist, die früher fast ausschließlich mündlich weitergegeben wurden. Davon zeugen die zahlreichen Veröffentlichungen des Kulturvereins in Tischlbonger Sprache.

### **DIE SPRACHSITUATION IM JAHR 2003**

Wir verfügen über keine aktuellen wissenschaftlichen Daten zum Kenntnisstand des Tischlbongerischen und des Friaulischen in Tischlbong. Wir nehmen jedoch an, dass die

Sprachbeherrschung bei den Erwachsenen nicht stark von jener abweicht, die gemeinsam mit Prof. Francescato im Jahr 1990 erhoben wurden.

Die Zahl der Erwachsenen, die Tischlbongerisch sprechen, ist sehr hoch, d.h. rund 70% der Einwohner verfügen über aktive Sprachkenntnisse, womit die Fähigkeit des Verstehens und Sprechens gemeint ist.

Der Prozentsatz steigt bis 87%, wenn wir die Zahl jener hinzurechnen, die nur über passive Kenntnisse verfügen, d.h. über die bloße Fähigkeit des Verstehens. Während die auf die Erwachsenen bezogenen Daten der Untersuchung ermutigend sind, können wir das nicht in Bezug auf die Kinder und Jugendlichen unter zwanzig Jahren behaupten. In diesem Fall liegt der Prozentsatz stark unter 50. Bloß 49% verfügen über aktive Kenntnisse, 26% über passive und 25% beherrschen die Sprache nicht.

## **LEHRERFAHRUNGEN IM KINDERGARTEN VON TISCHLBONG-CLEULIS**

Im Jänner des Schuljahres 1992/1993 übersiedelte der Kindergarten von Tischlbong – Cleulis aus Tischlbong (Siedlung der Gemeinde Paluzza) nach Muses (Ortschaft der Gemeinde Paluzza), wo er im Gebäude der Volksschule untergebracht wurde.

So wie die Volksschule wird auch der Kindergarten von Kindern aus Cleulis besucht, die neben dem Italienischen auch das karnische Friaulisch sprechen, und von Kindern aus der deutschen Sprachinsel Tischlbong, die neben dem Italienischen und dem karnischen Friaulisch auch Tischlbongerisch sprechen.

Im Zuge der Aufwertung der lokalen Sprachen und Kulturen der Sprachinseln von Tischlbong und Zahre bemühte man sich um kontinuierliche Erstellung von Jahreslehrplänen, wobei als Thema die Umwelt, verstanden sowohl als Raum, wie auch als sozialer Bereich, im Mittelpunkt stand.

Es wurden verschiedene Unterlagen geschaffen, die die durchgeführte Tätigkeit belegen:

- 1 Plakate und Hefte zu verschiedenen Themen (Bäume, Früchte, Herbarium ...);
- 2 Kehrreime, Spiele und Lieder, Tänze;
- 3 Informationen zur Lebensweise von einst, übernommen von Ortsbewohnern, in Tischlbongerisch und karnischem Friaulisch (Wiederentdeckung lokalen Brauchtums).

Ab dem Schuljahr 2000/2001 ermöglichte die finanziellen Unterstützung der Gemeinde Paluzza und der Provinz Udine (Regionalgesetz 15/96), die dreisprachige Zeitschrift »*Tutti insieme – ducj insieme – ola zoma*« (»Alle zusammen«) herauszugeben. Sie dokumentiert den Bildungs- und Unterrichtsverlauf, d.h. die Initiativen, Spiele und Diskussionen, durch die sich die Arbeit unseres Kindergartens auszeichnet.

Im selben Schuljahr schloss sich der Schulsprengel (Istituto Comprensivo) von Paluzza, dem die Schule angehört, einem System vernetzter Schulen an (Sprengel von Paluzza, von Ampezzo, von Tarcento, von San Pietro al Natisone, von San Pietro di Cadore, Mittelschule von Cividale, Schuldirektionen von Cividale, von Gemona del Friuli, von Moggio, von Tarvisio, Schuldirektion für zweisprachigen Unterricht von San Pietro al Natisone). Dieser Zusammenschluss ermöglichte durch das Projekt Sentieri die Intensivierung verschiedener Aktivitäten, auch dank der Finanzierung von Projekten, die die freie Mitwirkung von Experten und eine Zusammenarbeit unter Schulen vorsehen. Im Schuljahr 2001/2002 bot das »*Festa sul Ponte di Pontebba*« die Gelegenheit, die am Projekt beteiligten Kinder und Lehrer kennen zu lernen, und zwar bei der Zusammensetzung

eines großen Puzzles, das den Ort Pontebba darstellt, der mit seiner Brücke ein Symbol für Frieden und Eintracht unter den Völkern ist. Im Jahr darauf beteiligten wir uns, ebenfalls in Pontebba, an der Aufführung des Theaterstücks »La Sjandrine« mit Dialogen in Italienisch, karnischem Friaulisch und Tischlbongerisch.

In den Jahren 2001/2002 und 2003 befassten sich die Kinder unter der Leitung des Instrumentalexpernten Giulio Venier mit Kreistänzen, Volkstänzen und Volksliedern.

Für das laufende Schuljahr wurde die Expertin Ilia Primus, Leiterin der Trachtengruppe »Is guldana pearl« engagiert, die das Thema der Tänze näher behandeln wird.

### Schulische Organisation

Die Lehrtätigkeit erfolgt in drei Werkräumen. Die Kinder werden in den Stunden, in denen die Lehrer gemeinsam anwesend sind, in Altersgruppen unterteilt, die wöchentlich den Werkraum wechseln. Da es sich um einen Kindergarten handelt, in dem der Tag nicht streng durch Stundenpläne geregelt ist, bieten sich zahlreiche Möglichkeiten für Aktivitäten.

### Art der Aktivitäten

Beteiligte Lehrer:

2 Lehrer karnisch-friaulischer Muttersprache

1 Lehrer tischlbongerischer Muttersprache

Zahl der beteiligten Kinder:

die Beteiligung erfolgt auf freiwilliger Basis.

## **LEHRERFAHRUNGEN IN DER GANZTAGS-VOLKSSCHULE VON TISCHLBONG-CLEULIS**

Seit 1979 besuchen die schulpflichtigen Kinder von Tischlbong die Volksschule, in die auch die Kinder von Cleulis (eine ca. 3 km von Tischlbong entfernte Siedlung) gehen, die nicht Tischlbongerisch, sondern karnisches Friaulisch sprechen.

Mit der Einführung der Ganztagschule und einer gewissen Stabilität des Lehrkörpers, die regelmäßigen Unterricht sicherte, konnten die Aktivitäten einer kulturellen und linguistischen Aufwertung begonnen werden.

Seit dem Schuljahr 1982/83 erfolgte die Arbeit ausschließlich auf Betreiben und dank des guten Willens der Lehrkräfte. Die Aktivitäten wurden in die Lehrstunden der Geschichte, Geografie, Wissenschaft und Sprache eingebunden, ohne formelle Festlegung im Rahmen eines speziellen Projekts.

Die Aktivitäten wurden in Verbindung mit dem normalerweise unterrichteten Lehrstoff durchgeführt, wobei volkskundliche und wissenschaftliche lokale Aspekte behandelt wurden und die ersten Transkriptionen in den Sprachvarianten erfolgten. Die relevantesten Ergebnisse wurden in mehreren Ausgaben der dreisprachigen Schülerzeitschrift »*Tutti insieme*« zusammengefasst.

Besonders interessant ist der Bericht über Ereignisse des Lokalgeschehens, die die Schüler in der ihnen geläufigsten Sprache schilderten.

Zu jenem Zeitpunkt achtete man nicht auf Grammatikregeln, um den spontanen Charakter der Erzählungen nicht zu beeinträchtigen.

Die Schüler wurden außerdem im Laufe des Jahres mehrmals zu Theatervorführungen mit verschiedenen Schwerpunkten angeregt.

Mit dem Schuljahr 1992/93 begann das erste Projekt zur Aufwertung der lokalen Sprachen und Kulturen der Sprachinseln von Tischlbong/Timau und Zahre/Sauris. An diesem Lehrvorhaben wirkten die Universität Udine und die Universitäten von Graz und Wien mit, die sich seit Jahren für die soziolinguistische Forschung in den beiden Gemeinschaften einsetzen.

Zur Krönung sämtlicher Studien und Aktualisierungstätigkeit erfolgte ein Besuch bei den deutschsprachigen Gemeinschaften von Zahre/Sauris und Plodn/Sappada.

Den Abschluss des kulturellen Lehrvorhabens bildete die Zusammenstellung (durch die Universität Udine) eines Kinderbuches »*Relè e la felicità*«, das vom Italienischen als Ausgangssprache in Friaulisch, Tischlbongerisch, Zahrerisch, Slowenisch, Resisch, Okzitanisch, Englisch und Deutsch übersetzt und durch Lichtbilder bereichert wurde. Am Ende des Schuljahres 1994/95 wurde es als Theaterstück aufgeführt, wobei die drei Sprachen Italienisch, karnisches Friaulisch und Tischlbongerisch verwendet wurden.

Im Schuljahr 1993/94 fand das Seminar »Beiträge für eine Kultur des Landesschutzes« statt. Im Juni 1997 begab sich auf Einladung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften die ganze Schule, gemeinsam mit einigen Eltern, auf Besuch nach Wien. Besonders bedeutungsvoll war dabei die Begegnung mit den Professorinnen Hornung und Geyer, wie auch der Besuch des Sprachinselmuseums, das Zeugnisse der verschiedenen österreichischen Siedlungen hütet (Tischlbong, Plodn, Zahre, ...).

In der Lehrperiode von 1996 bis 1998 wurden Kalender herausgegeben, die eine Zusammenfassung der anthropologisch-linguistischen Forschungsarbeit waren.

Eine eigene Arbeit war die Schaffung einer Art Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel mit topologischer Ansiedlung in den Orten Tischlbong und Cleulis, in das die Wohnungen der Schüler und die Gebäude, die von Bedeutung für den Zusammenhalt der Gemeinschaft sind, eingeflochten wurden: Kirche, Schule, Sportplätze ...

Beim zweiten Kalender war die Arbeit in Bezug auf das Lokargebiet feinmaschiger, mit der Wiederentdeckung besonderer Winkel und Handwerkserzeugnisse. Die letzte Arbeit, der Bericht einer Wienreise, wurde als einzige in vier Sprachen geschaffen: Italienisch, Tischlbongerisch, Karnisch, Deutsch.

Im Laufe des Schuljahres 1997/98 entstand ein Dia-Tape: Es diente zur Beteiligung an einem Wettbewerb, den der Ritterverband der Republik jährlich ausschreibt.

Der Inhalt war Teil eines umfassenderen Lehrprojekts, das auf die Bewusstmachung eines reichen, anregenden Kulturgutes abzielte.

An der Arbeit wurden Schüler, Lehrer und vor allem einige Bewohner der Orte Tischlbong und Cleulis beteiligt, die Träger von Erinnerungen und Geschichten sind und diese dank ihrer erzählerischen Begabung bei der Wiedergabe entsprechend ausschmückten.

Sehr erfreulich war die Wiederentdeckung einer nennenswerten Anzahl lokaler Sagen, was im Schuljahr 1998/99, dank der Mitwirkung von Familienangehörigen, Bekannten und lokalen Kulturverbänden, zur Publikation »*Realtà e fantasia: nasce la leggenda*« geführt hat.

Diese Arbeit war als didaktische Übung, unter Berücksichtigung des transversalen Charakters der Beiträge, im Hinblick auf ein komplexeres Bildungsvorhaben sehr mühevoll. Durch den Beitrag der Experten und lokalen Wissensträger wird auch der Weg der lin-

guistischen Übertragung eines nur mündlich überlieferten Kodex auf die schriftliche Ebene erschlossen.

Im Schuljahr 1999/2000 begannen unter der Führung von Ilia Primus, Leiterin der Folkloregruppe »*Is guldana pearl*«, Vorhaben zur Aufwertung und Wiederentdeckung der lokalen Volkstänze.

Im Schuljahr 2000/2001 erfolgte die Arbeit der Sprachforschung und -vertiefung als logische Fortsetzung einer didaktischen Methode, die in unserer Schule bereits gefestigt ist. Unter den verschiedenen möglichen Arbeiten erschien uns die Schaffung eines einfachen dreisprachigen Wörterbuchs mit Bildtafeln am anregendsten für die Schüler, da der streng wissenschaftliche Aspekt des terminologischen Sammelns mit einem kreativeren, bildbezogenen verbunden wurde.

Ausgangspunkt war die Wahl der Stichworte für die Bildtafeln, wobei die repräsentativen Aspekte des kindlichen Alltags den roten Faden bildeten.

Es tauchen die Themen Familie, Blumen, Pilze, Stall und viele andere auf, die zwar nicht notwendigerweise logisch verbunden sind, aber alle um die Erlebnisse des Schülers kreisen. Auf die graphische Phase folgte die rein sprachliche Suche nach Ausdrücken, die jede Bildtafel kennzeichnen. Bei dieser Suche, die im Familienverband erfolgte, wurden die Schüler notwendigerweise in die Gruppen von Tischlbong und Cleulis untergliedert. Das Sammeln der Wörter, die schriftlich auf eigenen Rastern wiedergegeben wurden, deren Layout mit Hilfe des Computers erfolgte, ergab einen Moment der Konfrontation, Analyse und Auswahl jener Ausdrücke, die am besten der lokalen Sprachtradition entsprachen.

Um jeder Tafel höheres kulturelles Gewicht zu verleihen, wurde sie durch eine Sammlung von Redensarten, Sprichwörtern, Untersuchungen, einfachen Rezepten, Gebeten, Geschichten aus dem Leben von einst u.a. bereichert.

Jedes Wort wurde dann in den drei Sprachformen, unter Berücksichtigung der geltenden Grammatikregeln angeführt; die Schüler wurden nicht mit Grammatikregeln belastet, um die bereits umfangreiche Arbeit nicht noch mühsamer zu gestalten.

Im Schuljahr 2001/2002 erfolgte eine umfangreiche Forschungsarbeit zu den Faschingsbräuchen in den beiden Orten Cleulis und Tischlbong. Die detaillierte Untersuchung beschränkte sich nicht nur auf die Kostüme, sondern ging auch auf die mündliche Überlieferung und auf Kulinarisches ein und bot sogar volkstümliche Erklärungen zur Wortbildung und zur Entstehung und Entwicklung von Verhaltensmustern religiösen oder nicht religiösen Ursprungs.

Die Ergebnisse der Befragungen wurden gesammelt und zu einer Dokumentation mit Bildern und Übersetzungen verarbeitet. Ein produktives Element war auch die Schaffung der lokalen Faschingsmasken in »Lebensgröße«, wobei Kleider, Schuhe und Zubehör streng nach den von den Kindern eingeholten Informationen zusammengestellt wurden. Bei der Arbeit unserer Schule ergaben sich Möglichkeiten des Austausches und der kulturellen Konfrontation mit der Schule von Tarvis, die auf Besuch gekommen war: So konnten Elemente und Muster hervorgehoben werden, die in unseren Grenzgemeinschaften parallel auftreten.

Viel Aufmerksamkeit wurde auch dem Entwurf und Ausbau von Ergänzungen (Kreuzworträtsel, Wortspiele, Ratespiele u.a.) zu den Wörterbuch-Bildtafeln gewidmet.

Die Arbeit forderte intensiven Einsatz, da für viele Schüler die Verwendung der Sprache in spielerischer Form ungewohnt war.

Zum Abschluss des Schuljahres beteiligten sich die Schüler an einer Theateraufführung, die Aspekte der Untersuchungen aufgriff, die in den letzten zwei Jahren zu Themen der Landschaft, Kultur, Kultur, Sprache und Sitten durchgeführt worden war. Anhand der Untersuchungsergebnisse hatte die Gemeinde Paluzza gem. Regionalgesetz 4/99 das »Dreisprachige Wörterbuch« herausgegeben.

Der rote Faden des Stücks war der Alltag im Dorf vor etwa fünfzig Jahren; ausgehend von der Familie und ihren Werten erfolgte dann ein Übergang zum rustikalen Bereich der Alm.

Im Text vermengten sich die Worte unserer drei Sprachen, aber nicht irrtümlich, sondern gewollt, um Vokabeln und Ausdrücke wieder aufzugreifen, die zuvor in das Wörterbuch eingeflossen waren.

Im Laufe dieses Schuljahres schloss sich der Schulsprengel (Istituto Comprensivo) von Paluzza, zu dem die Schule von Tischlbong – Cleulis gehört, einem Schulnetz an (Sprengel von Paluzza, Sprengel von Ampezzo, Sprengel von Tarcento, Sprengel von San Pietro al Natisone, Sprengel von San Pietro di Cadore, Mittelschule von Cividale, Schuldirektion von Gemona del Friuli, Schuldirektion von Moggio, Schuldirektion für zweisprachigen Unterricht von San Pietro al Natisone, Schuldirektion von Tarvisio). Dieses Schulnetz ermöglichte durch das Projekt »Sentieri«, die Sprachforschung zu vertiefen und weiter in den kulturellen Bereich einzudringen. Höhepunkt der Arbeit war eine Wanderausstellung zum Titel »Alpine Ritualmasken am Treffpunkt dreier Kulturen«.

Die Ausstellung wurde nach ihrer Eröffnung in Malborghetto nach San Pietro al Natisone, dann nach Ampezzo, kürzlich nach Resia und nach Cleulis gebracht, worauf sie im Februar 2003 in Tolmezzo endete.

Im Schuljahr 2002/2003 war es dank der Finanzierungen durch die Provinz laut Regionalgesetz 15/96 möglich, einen Text zum Thema Fasching und Masken und zur schriftlichen Kodifikation des Friaulischen – in der lokalen Variante – und des Tischlbongerischen zu schaffen.

Seit dem Schuljahr zuvor waren die Schüler mit der Entdeckung von Schreibregeln sowohl des Tischlbongerischen, als auch des Friaulischen beschäftigt. Die Regeln wurden dabei für das Friaulische von der O.L.F., für das Tischlbongerische vom Kulturverein »G. Unfer« vorgegeben.

Für das Friaulische suchten die Schüler nach Wörtern, Sprüchen, Redensweisen, lokalen Ausdrücken, deren Laute nach und nach analysiert wurden.

Später wurde das gesammelte Material den Mitschülern gezeigt und in eigene Karteien aufgenommen. Für die Sprache von Tischlbong erfolgten Recherchen zu den Arbeiten, die die Schule zuvor zusammengestellt hatte.

Beide Arbeiten werden in den Heften »*Par no dismenteâ e di chê strade imparâ*«, »*Tischlbongarisch schraim*« und durch die dazugehörenden Texte belegt.

Die Initiativen zur Wiederentdeckung der Volkstänze wurden im Rahmen des Projekts »Sentieri« unter Mitwirkung der Folkloregruppe *Is guldana pearl* fortgesetzt. Am 30. Mai beteiligte sich die Schule an der Schlussveranstaltung von Tolmezzo, wo ein guter Erfolg erzielt wurde, sowohl wegen der gekonnten Vorführung der Tänze als auch wegen der Sorgfalt bei der Anfertigung der Trachten und der Nachahmung der Frisuren. Bei der Forschungsarbeit, die das ganze Schuljahr dauerte, galt die Aufmerksamkeit den lokalen Trachten. Die gesammelten Ergebnisse der Befragungen wurden zu einer Dokumentation mit Fotografien und Übersetzungen zusammengefasst.



Im Laufe der Jahre wurden einige lokale Volkslieder in Friaulischer Sprache und im Tischlbonger Dialekt neu aufgegriffen.

Man suchte bewusst nach Werken lokaler Autoren oder wählte Klassiker der friaulischen Volkslieder, wobei Lieder bevorzugt wurden, die bereits zur karnischen und Tischlbonger Kultur gehörten.

Bei verschiedenen Anlässen verwendete man Volksweisen, deren Texte den besonderen Erfordernissen angepasst wurden, wie für Schulfeste, Ausflüge, Schüleraufführungen ... Oft war der Wortlaut auch das Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit, an der die Kinder des zweiten Zyklus begeistert teilnahmen.

Diese Versuche, die auch für die italienische Sprache erfolgten, wirkten motivierend für die Annäherung an den Chorgesang und machten die Schüler mit einem musikalischen Gut bekannt, das uns auszeichnet.

Ein Projekt, das sich inhaltlich von den anderen unterschied, obwohl es die lokale friaulische Sprache als Träger beibehielt, wurde in den Schuljahren 2000/2001 bis 2003/2004 mit Schülern im Rahmen eines Lehrversuchs durchgeführt, der im Auftrag der Universität Udine – Fakultät der Bildungswissenschaften – erfolgte. Ziel der Initiative war die Feststellung, ob der Gebrauch der Muttersprache das Lernen erleichtert oder nicht.

#### Projekt »A scuele cun ... – In da schual mit ...«

Besonderen Einsatz leisten die Lehrer bei der Schaffung eines Lehrbehelfs für die Schüler der ersten und zweiten Klasse, wobei der im Schuljahr 2002/2003 begonnene Lehrplan fortgeführt wurde. Der Unterricht gliedert sich in Lehreinheiten zu einer ersten Alphabetisierung in karnischer und Tischlbonger Sprache, mit Italienisch als Trägersprache.

Die gesamte, vernetzte Arbeit ist durch einen interessanten Leitfaden mit realen und imaginären Elementen für die Kinder motivierend. Die Schüler werden zur volkskundlichen-wissenschaftlichen Forschung angeleitet, wobei der Wortschatz und die Sprachstrukturen der lokalen Sprachen vorgestellt und vertieft werden.

Sämtliches Material wurde zusammengefasst und in persönlichen Heften festgehalten. Die auf die Schrift bezogenen Arbeiten des Schuljahrs 2002/2003 sollen durch ein Glossar ergänzt werden, um das Verständnis von veralteten Ausdrücken der friaulischen und Tischlbonger Sprache zu erleichtern. Dank Finanzierungen, die laut Regionalgesetz 15/96 und Staatsgesetz 482/99 angefordert wurden, sollen die Texte gedruckt und die multimedialen CDs dupliziert werden. Die Ergebnisse dienen auch als Material für die Teilnahme an Wettbewerben, die von Kulturanstalten ausgeschrieben werden.

#### Schulische Organisation

Stundenplan des Sprach- und Heimatkundeunterrichts:

Montag Nachmittag:

Einsatz der Minderheitensprachen als Träger der volkskundlichen und wissenschaftlichen Arbeit und der Ausdrucksübungen

Dienstag Nachmittag März–Juni (insgesamt 22 Stunden):

Zusammenfassung des gesammelten Materials und Eingabe in den Computer

Freitag Nachmittag:

– 1. und 2. Klasse: Bestimmung der friaulischen und tischlbongerischen Vokabel aus den Heften »*Par no dismenteâ e di chê strade imparâ*«, »*Tischlbongarisch schraim*«, Suche nach ihrer Bedeutung und Übersetzung in die italienische Sprache;

– 3., 4. und 5. Klasse: Erfindung von Geschichten zur Einführung in die Themen, die dank des Lehrbehelfs behandelt wurden, und ihre Übersetzung in Friaulisch und Tischlbongesch.

#### Beteiligte Lehrer

4 Lehrer karnisch-friaulischer Muttersprache (1 Lehrer mit Ausbildung an der Universität Udine)

1 Lehrer tischlbongischer Muttersprache (mit Ausbildung für Karnisch-Friaulisch an der Universität Udine)

#### Beteiligte Schüler

Die Beteiligung erfolgt auf freiwilliger Basis.

## **DAS KULTURELLE LEBEN**

Vermittler des Sprach- und Kulturgutes der deutschsprachigen Gemeinschaft von Tischlbong/Timau sind:

- die Trachtengruppe »*Is güldana pèarl*«, die sich seit zwanzig Jahren mit lokalen und karnischen Volksliedern und -tänzen befasst und sich darum bemüht, die Trachtenkleider originalgetreu nachzuschneiden. Sie fördert regelmäßige Treffen von Folkloregruppen und veranstaltet die »*Sumarnocht*« in Zusammenarbeit mit der Kultur- und Folkloregruppe »*Da jutalan*«, die die Veröffentlichungen in Tischlbongesch besorgt.
- der Chor »*Teresina Unfer*«, mit einem Repertoire von Liedern in Tischlbongesch, Friaulisch und Italienisch, hat vor kurzem sein 35-jähriges Bestehen gefeiert.
- die Vereinigung »*Amici delle Alpi Carniche*«, die das Museum des Ersten Weltkriegs verwaltet, das in einem der Säle zahlreiche Gegenstände und Zeugnisse aus dem Alltag der Bevölkerung in der Zeit des Weltkriegs verwahrt, legt besonderes Augenmerk auf die Sprache der Beschriftungen.
- der Kurverein Tischlbong-Cleulis, der mit den verschiedenen Vereinigungen zusammenarbeitet und sich speziell mit der Ziegen-Messe, der regionalen Schau der Ziegenprodukte und dem Mariä-Himmelfahrts-Fest von Tischlbong befasst.
- der Kulturverein »*Giorgetto Unfer*«, der sich seit Ende der Siebzigerjahre für den Schutz der Sprache von Tischlbong einsetzt und als erster Schreibregeln für die Sprache aufgestellt hat. Er schafft und veröffentlicht zahlreiche Werke historisch-linguistischer Art, führt Studien und Forschungsarbeiten durch, arbeitet mit Universitäten, Studenten und Forschungskräften zusammen.

## **DAS FERNSEHEN**

Der Fernsehapparat ist in unseren Wohnungen allzeit eingeschaltet. Eine nur wenig verbreitete Sprache in alle Wohnungen zu bringen, ist ausgesprochen wichtig und fördert ihr Prestige.

Das Fernsehen ist zweifellos das Massenmedium mit dem größten Publikum, das vor allem nachhaltigen Einfluss auf die Kinder hat. Im Lokalbereich ist die Fernsehstation Tele Alto Bût tätig. Im Jahr 2000 wurde, nach sporadischen TV-Versuchen der früheren Jahre,

dank des Regionalgesetzes 4/99 zwei Monate lang eine wöchentliche Nachrichtensendung geboten. Die Nachrichtensendung, die ca. eine Stunde dauerte und ganz in Tischlbongerisch gehalten war, stand montags um 19.15 Uhr – als Wiederholung um 22.15 Uhr – und dienstags um 12.15 Uhr auf dem Programm.

*Telezaiting*, so hieß die Sendung, war eine schwieriges Unterfangen. Es musste eine Stunde Nachrichten auf Tischlbongerisch, möglichst ohne Entlehnungen aus dem Friaulischen und dem Italienischen, zusammengestellt werden. Im Laufe der zwei Monate dauernden intensiven Arbeit wurde auch eine neue, journalistische Tischlbonger Sprache erarbeitet; die Redakteure berieten sich unentwegt, um neue Wörter zu schaffen, die dann den Zusehern geboten wurden. Die Aufgabe gelang zur völligen Zufriedenheit, wobei wir uns selbst und unserer Bevölkerung bewiesen, dass die altdeutsche Sprache für Fernsehnachrichten eingesetzt werden kann.

*Telezaiting* behandelte die Ereignisse von Tischlbong und den Nachbarorten und wechselte dabei vom Tagesgeschehen zu Kulturveranstaltungen und Sportbewerben oder brachte Meldungen nationaler und internationaler Tragweite, wie Probleme des Rinderwahns, die Sperrung der Kraftwerks von Tschernobyl oder den Jahrestag der Ermordung von J. Lennon.

Die Nachrichtensendung lief acht Mal. Um sie sorgfältig vorzubereiten, waren 265 Stunden im Studio erforderlich – ohne Berücksichtigung der Zeit, die die Redakteure zu Hause aufwenden mussten.

Die Bewohner der Nachbarorte verstanden zwar die Kommentare der Nachrichtensendung nicht, versuchten aber, den Inhalt der Meldungen anhand der Bilder zu erfassen. Wir sind der Ansicht, dass dies ein grundlegendes Mittel ist, um eine Sprache am Leben zu erhalten – ein Mittel, das die Betreiber zu einer täglichen Auseinandersetzung mit der Sprachentwicklung und die Fernsehzuseher zum Empfang von Meldungen in den lokalen Sprachen zwingt. Man hat sozusagen einen virtuellen Großvater im Hause, der sich in altem Deutsch ausdrückt.

## INTERNET

Die Internetseite [www.taicinvriaul.org](http://www.taicinvriaul.org) wird vom Kulturverein G. Unfer von Tischlbong-Timau (UD) im Auftrag der Gemeinde Paluzza verwaltet und gemäß Regionalgesetz 4/99 finanziert. Es kann Einsicht in einzelne Seiten genommen werden, in denen linguistische, historische, demographische Aspekte behandelt werden und die Kultur- und Sportereignisse, Publikationen und naturalistische und künstlerische Schwerpunkte aufgezeigt werden. Es werden Gruppen und Kulturvereine angeführt, die sich für die Aufwertung der Minderheitensprachen einsetzen, wie auch Gruppen und Sport- und Freizeitverbände, die in verschiedenen Bereichen inner- und außerhalb der Gemeinschaft wirken.

Ein wesentlicher Teil der Webseite, die Tischlbong betrifft, gilt dem Kontakt mit den Auswanderern – es ist die Wochenseite der news – *nojarickait* mit den Ereignissen von Tischlbong, den Neuheiten der Webseite und der Presseschau – *da zaitinga schraimpt*. Hier findet der Internetsurfer rasch zu den wichtigsten Nachrichten der größeren friaulischen und kärntnerischen Tageszeitungen, die Ereignisse von Tischlbong und den angrenzenden Gemeinden betreffen.

Sehr interessant ist auch die Newsletter, die den Mitgliedern regelmäßig Informationen über die Webseite bietet und sie über das Geschehen der Gegend auf dem Laufenden hält.

## **DIE HEFTE DER TISCHLBONGER KULTUR**

432 Tischlbonger sind aus freier Entscheidung oder aus Gründen der Notwendigkeit hier geblieben, um das dritte Millennium anzugehen. Trotz allem bewahrt sich Tischlbong in seiner Stille das älteste, wichtigste Dokument: seine Kultur, seine Sprache, die durch die Jahrhunderte hindurch bis in unsere Zeit erhalten geblieben ist.

Die Tischlbonger selbst sind sich oft dieses Kulturgutes nicht bewusst, doch glücklicherweise findet es wegen der sprachlichen Besonderheit und der bewegten Geschichte großes Interesse in wissenschaftlichen Kreisen. Eine stattliche Anzahl soziolinguistischer, historischer und auf die Ortsnamen bezogener Arbeiten wurde geschrieben, darunter sieben Doktorarbeiten und zahlreiche Veröffentlichungen.

Die Recherchen zu diesen Werken haben zur Entdeckung von Hunderten historischer Urkunden und Notariatsakten geführt, die im Laufe der Jahre gesammelt und geordnet wurden. Aus dieser ungeheuren Fülle von Unterlagen soll ein Buch entstehen, das die Geschichte unseres Ortes ausführlich schildert. Um diesen Schatz nicht in Archiven verstauben zu lassen, werden einstweilen die »Tischlbongara Piachlan« – Hefte der Tischlbonger Kultur herausgegeben.

Ein weiterer Grund, der zur Veröffentlichung der Hefte geführt hat, ist das Italienisch-Tischlbongerische Wörterbuch, eine heraustrennbare Beilage. Sie wurde eingeführt, um die Bevölkerung in die sprachlich-kulturelle Arbeit einzubeziehen.

Oft haben wir uns die Frage gestellt, welche Schätze uns wohl zur Verfügung stünden, wenn manche Tischlbonger in den vergangenen Jahrhunderten in ihrer Muttersprache Geschichten festgehalten oder Notizen zu ihrer Zeit geschrieben hätten ... Wir wollen nun vermeiden, dass sich in einigen Jahrzehnten unsere Nachkommen dieselbe Frage stellen. Das ist das Ziel der »Tischlbongara Piachlan«: den kommenden Generationen Sprache und Kultur weiterzugeben und zu schützen und verbreiten, was wir von unseren Vorfahren als kostbares Gut übernommen haben.

Viele Freunde der lokalen Sprache und Kultur haben sich deshalb Hals über Kopf in diese neue Arbeit gestürzt und bieten in diesen Heften ihren Beitrag, vor allem auf Tischlbongerisch. Ergänzungen und Vorschläge sind uns dabei jederzeit willkommen. Die »Hefte der Tischlbonger Kultur« sollen nicht nur Dokumentation sein, sondern auch Hoffnung und Engagement wecken, damit all das, was wir heute der lebendigen Unterhaltung mit der Bevölkerung entnehmen können, nicht eines Tages kaltes Denkmal einer toten Sprache sei.

## **TISCHLBONGER WÖRTERBUCH – BARTARPUACH VA TISCHLBONG**

Die Zusammenstellung eines Wörterbuchs ist ein wichtiges Element im Leben einer Gemeinschaft wie jener von Tischlbong. Auf der einen Seite erfolgt die Festlegung der Standardschreibung, auf der anderen die Sammlung eines Wortschatzes, der Gefahr läuft, auf wenige Vokabeln zu schrumpfen und zu verschwinden.

Der große Umfang des Bandes zeugt vom intensiven Einsatz von Frau Dr. Inge Geyer. Dr. Anna Gasser unterstützte sie beim Sammeln der 7408 Lemmata, die im Wörterbuch enthalten sind, das mit dem Beitrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und des Vereins der Sprachinselfreunde von Wien, wie auch des Kulturvereins »G. Unfer« zusammengestellt wurde. Wie auf der vierten Umschlagseite zu lesen steht, wurde die Arbeit mit Hilfe der Gemeinschaft entworfen und, als Nachschlagewerk und Bereicherung, den Einwohnern gewidmet. Die Gliederung des Wörterbuchs ermöglicht eine

rasche, leichte Einsichtnahme, ohne dass der wissenschaftliche Wert der lexikographischen Studie geschmälert wird. Von jedem Lemma wird die Transkription in das internationale phonetische Alphabet, die Wortgeschichte und der Gebrauch in idiomatischen Wendungen geboten.

Dank zweier *Verzeichnisse* – Italienisch/Tischlbongerisch und Deutsch/Tischlbongerisch – kann das Werk auch von Personen benutzt werden, die nicht Tischlbongerisch sprechen.

### **DREISPRACHIGE ZEITSCHRIFT »ASOU GEATS ...«**

Die dreisprachige Zeitschrift »ASOU GEATS ...«, herausgegeben vom Kulturverein »G. Unfer« von Tischlbong, entstand 1984 nach einer Idee von Mauro Unfer. Die Zeitung gliedert sich in drei Abschnitte: Die ersten Seiten weisen Artikel in Tischlbongerisch auf, worauf der italienische und der karnisch-friaulische Teil folgen.

»ASOU GEATS ...« erscheint dreimal im Jahr: Ostern, Mariä-Himmelfahrt, Weihnachten. Von jeder Nummer druckt die Tipografia Cortolezzis von Paluzza 550 Exemplare, die folgendermaßen verteilt werden: Italien 320; Österreich 52; Schweiz 33; Frankreich 12; Luxemburg 6; Deutschland 3; USA 2; Argentinien 2; Australien 2; Arabien 1.

Von 1984 bis 1986 war Mauro Unfer Chefredakteur der Zeitung, von 1989 bis 1990 Fabrizio Mentil, von 1992 bis heute Laura Plozner.

### **VERSCHIEDENE VERÖFFENTLICHUNGEN**

In diesen Jahren wurde auch das erste ausschließlich in Tischlbongerisch geschriebene Buch herausgegeben, »*Vrusl, varcknepfta bartar va 'na olta reida*« (Brösel, verknüpfte Wörter einer alten Sprache); seit 1997 erscheint der Tischlbonger Kalender »*Dar Schain. Chalendar va Tischlbong – Calendario timavese*«, ganz in der altdeutschen Sprache von Tischlbong.

Jüngste Publikationen:

*Ruote grosse e cervello fino* – eine Sammlung von Radrouten

Timau – Tischlbong, Sauris – Zahre, ein Heft mit Informationen über Kulinarisches, Sagen, Gebräuche der deutschen Sprachinseln von Tischlbong und Zahre

Broschüren der Trachtengruppen

Die Tischlbongerische Grammatik

Die Voraussetzungen für einen langen Bestand der alten Sprache von Tischlbong sind optimal. Das zeigt das bisher Gesammelte und die intensive kulturelle Arbeit, die in den letzten Jahren zur Veröffentlichung von Zeitschriften und Studien- und Forschungsarbeiten und zum Entstehen des Kulturvereins »G. Unfer«, der Trachtengruppen »*Is güldana pearl*« und »*Da jutalan*« und des Chores »*Teresina Unfer*« ... geführt hat.

Wozu dienen aber all die Vorhaben und Vereinigungen, wenn der Mensch nicht in die Lage versetzt wird, auf seinem Boden zu leben und in seinem Heimatort zu arbeiten? Wenn der Verfall der Umwelt und die Bergflucht fortschreiten wie bisher, werden nicht nur Sprache und Kultur abhanden kommen, sondern in wenigen Jahren wird von unseren Ortschaften nichts mehr übrig sein als ungepflegte Wiesen und Wälder, verschlossene Häuser und Ställe, verriegelte Tore ... und eine Menge Studien und Wörterbücher ...

## BIBLIOGRAFIE

- Arboit A. *Memorie della Carnia* – A. Forni Editore 1976
- Baragiola A. *La casa villereccia delle colonie tedesche del gruppo carnico di Sappada, Sauris e Timau con raffronti delle zone contermini italiana ed austriaca, Carnia, Cadore, Zoldano, Agordino, Carintia e Tirolo*, Chiasso, s.e., 1915
- Battisti C. *La parlata tedesca*, in G. Marinelli, *Guida della Carnia e del Canal del Ferro*, Tolmezzo, S.A.F. 1926
- Baum W. *Deutsche Sprachinseln in Friaul*, Klagenfurt, Karinthia, 1980
- Cantarutti N. *Il drago del Fontanon di Timau* – Enciclopedia monografica del Friuli – Venezia – Giulia, Bd. 3, 3. Teil, Udine 1980 S. 1379-81
- Corgnali G.B. *Curiosità toponomastiche nel territorio di Paluzza* – »Ce fastu«, periodico della Società filologica friulana, 12. Jahrgang, Nr. 7/10 1936
- Del Bon G. *Paluzza e la sua Chiesa*. Tipografia Cortolezzis, Paluzza – 2003
- Denison N. *Spunti teorici e pratici dalle ricerche sul plurilinguismo con particolare riferimento a Sauris*, in L. Spinozzi Monai (Hg.), *Aspetti metodologici e teorici nello studio del plurilinguismo nei territori dell'Alpe – Adria*, Udine, Aviani, 1990, S. 168-178
- Di Lena E. *L'Ottocento nel Comune di Paluzza* – Tipografia Cortolezzis, Paluzza – 2001
- Egger E. *Die Felsinschriften der Plöckenalpe* – »Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie«, 63, S. 24-25
- Fazzini Giovannucci E. *Die alemannischen Dialekte im westlichen Norditalien*, Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, Neue Folge Nr. 28, Steiner Verlag, Wiesbaden 1978
- Francescato G. *Friulano e germanico – Friulano e slavo*, in: Ce Fastu? 36 (1960), Nr. 1-6, S. 39-46
- Francescato G. *Il linguaggio infantile. Strutturazione e apprendimento* – Einaudi, Torino 1979
- Francescato G. *Le parlate friulane degli alloglotti bilingui del Friuli*, Auszug aus den »Atti dell'accademia di Udine« (1957-60), Serie VII, Bd. I, Udine 1961
- Francescato G. *Sull'indagine sociolinguistica delle situazioni bilingui in Italia e in particolare in Friuli in Bilinguismo e Diglossia in Italia*, Pisa 1973, S. 83-90
- Hornung M. – Kogler S. *Die altösterreichischen Sprachinseln* – Verein der Sprachinselfreunde -Wien 1992
- Hornung M. *Zwei alte Liebeslieder aus der deutschen Sprachinsel Zahre in Friaul, im Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes*, k.m. Klier – L. Nowak – L. Schmidt (Hg.), Bd. XII, Wien, herausgegeben vom Österreichischen Volksliedwerk im Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht, 1963
- Hornung M. *Isole linguistiche tedesche derivate da insediamenti austriaci in Carnia ed in Carniola*, in »Almanacco Culturale della Carnia«, VI (1991), S. 33-47
- Klebel E. *Friaul, Geschichte* Nachträge in: Handwörterbuch für Grenz- und Ausländerdeutschum
- Kranzmayer E. *Historische Lautgeographie des gesamtbayrischen Dialektraumes* (H. Bohlau-Komm.verl. d. Österr. Akademie der Wissenschaften), Wien 1956
- Marchetti G. *Malinconie toponomastiche* – »Sot la nape« 14. Jahrgang, Nr. 3 (1962) S. 3-8
- Marinelli G. *Appunti per un glossario delle colonie tedesche di Sauris, Sappada e Timau*, Udine, D. del Bianco, 1900
- Marinelli G. *Guida della Carnia e del Canal del Ferro*, Tolmezzo, 1924/25; neue Ausg. M. Gortani
- Paschini P. *Notizie storiche della Carnia da Venzone a Monte Croce e Camporosso*, Udine – Tolmezzo, Aquileia, 1960

- Pellegrini G. B. *Presentazione*, in *Atlante storico – linguistico – etnografico – friulano*, Padova-Udine, Bd. I, 1972
- Pellegrini G.B. *Introduzione all'Atlante Storico Linguistico Friulano (ASLEF)*, Doretti, Udine 1972
- Sticotti P. *Le rocce iscritte di Monte Croce in Carnia* in: »Archeografo Triestino«, XXXI, 1906
- Wurzer B. *Die deutschen Sprachinseln in Oberitalien – Bozen* 1977
- Wutte M. *Bladen, Tischelwang und Zahre* in: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Breslau 1933 Bd.1, S. 478-479

# ZAHRE-SAURIS

## **Deutschsprachige Gemeinschaft in der Provinz Udine**

### **EINFÜHRUNG**

Im Jahr 1871 beschrieb Angelo Arboit das Gebiet von Zahre/Sauris folgendermaßen: »Es gibt keine bergigere Stätte als diese im Karn und auch keine, die weiter von menschlichen Gemeinschaften entfernt wäre. Ob man nun von Sappada, Mione, Ampezzo oder Forni ausgeht, zwischen denen Zahre liegt, benötigt man nicht weniger als vier Stunden, um es zu erreichen«<sup>1</sup>. Diese Worte fassen zusammen, wie die Gegend in der zweiten Hälfte des 19. Jh. einem von auswärts kommenden Besucher erscheinen musste.

Das Sauris-Tal liegt im westlichen Teil der Karnischen Alpen in einer Senke, die sich in Längsrichtung entlang dem Oberlauf des Wildbachs Lumiei erstreckt<sup>2</sup>. Im Osten grenzt es an die Region Venetien – die Provinz Belluno, genauer an die Gemeinde Vigo di Cadore, die über den Razzo-Sattel (1724 m) erreichbar ist. Im Süden trennt es ein Bergkamm – zwischen dem Monte Tinisa (2100 m) und dem Monte Bivera (*Veisperkhowl*, 2474 m) – vom oberen Tagliamento-Tal und von den Gemeinden Forni di Sopra, Forni di Sotto und Ampezzo. Mit dieser letzten Ortschaft ist das Sauris-Tal durch den Pass des Monte Pura (*Perkh*) und die Schlucht des Lumiei (*Lunte*) verbunden. Im Westen wird es vom Canale di Gorto abgegrenzt, während sich, als Grenze zur Gemeinde Ovaro und dem Val Pesarina, in Richtung N-NW ein weiterer Bergkamm vom Monte Col Gentile (2075 m) bis zum Pezzocucco (1914 m) zieht.

Das Tal liegt über 1000 m hoch; die Wasserscheide, die es umgibt, verläuft im Verhältnis zu den durchschnittlichen Erhebungen Friauls auf großer Höhe und fällt nie unter die 1428 m des Pura-Passes ab.



**Zahre: Blick auf die Unterzahre;  
im Hintergrund der Kirchturm von S.Osvaldo**

1 A. Arboit, *Memorie della Carnia*, Bologna, Forni, 1871, S. 224.

2 Für eine zusammenfassende Beschreibung der geomorphologischen und klimatischen Aspekte des Gebietes von Zahre/Sauris s. S. Zilli, *Il paesaggio della conca di Sauris*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre. Una comunità delle Alpi Carniche*, Udine, Forum Editrice Universitaria Udinese, 1998, S. 19–27, auf den hier weitgehend Bezug genommen wird.



Die zahlreichen Wasserläufe (neben den Wildbächen Lumiei, Poch, Plotten, Novarza mit ihren Zuflüssen) durchdringen bloß zum Teil den Boden der Senke, der vorwiegend aus dolomitischem und bituminösem Kalkstein besteht und oft von Moränengeröll und Schuttschichten bedeckt ist. Wenn wir einige Zonen ausschließen, die – besonders in Richtung Razzo-Pass und Cadore – Erosionserscheinungen unterliegen, weist die Landschaft sanfte Züge auf, wobei sich weite Baum- und Weidezonen abwechseln; dies gilt vor allem für die Sonnenseite, wo sowohl ständige als auch vorübergehende menschliche Siedlungen entstanden sind und wo sich der Großteil der Almen ausbreitet. Auf dieser Hangseite dominieren die Weiden, während der Waldgürtel an manchen Stellen unter 1500 m liegt, während auf der Südseite die obere Baumgrenze über 1700 m erreicht. Eines der Elemente, die heute die Landschaft von Zahre/Sauris kennzeichnen, ist der See. Dieser Stausee entstand durch den Damm, der zwischen 1941 und 1948 im ersten Abschnitt der Lumiei-Schlucht gebaut wurde. Mit einer Fläche von über 1,6 km<sup>2</sup> bedeckt er den gesamten Talboden.

Das Gebiet der Senke wird nur zum Teil von der Gemeinde Zahre/Sauris verwaltet, während der Rest auf sieben angrenzende Gemeinden aufgeteilt ist. Die ansässige Bevölkerung erreicht knapp über 400 Einwohner. Zahre besteht aus drei Hauptorten. *Dörf/Sauris di Sotto*, wo die Gemeinde ihren Sitz hat, liegt auf 1214 m Höhe am westlichen Rand eines ausgedehnten Schwemmlandes, das einst als Ackerland diente, vor einer bescheidenen Erhebung, und wird von der Kirche S. Osvaldo überragt. Weiter im Westen erstreckt sich auf einer Reihe von Terrassen am Südhang des *Monte Morgenleit Plozn/Sauris di Sopra*, das mit seinen 1400 m die höchstgelegene ständige Siedlung der Region Friaul-Julisch Venetien ist. Auf 1236 m breitet sich in der Talsenke, die der Rio *Plottenpoch* bildet, der östlichste Ort der Senke, *Lateis (Latais)*, aus. Er entstand als vorübergehende Siedlung von Sennhütten, die sich später in ständige Unterkünfte verwandelten. Der Charakter der Streusiedlung zeugt noch von der ursprünglichen Bestimmung. Zu diesen drei Weilern, in denen etwa 95% der Bevölkerung wohnen, kommen die beiden Ortschaften Velt (1270 m) und La Maina (*Ame Lataise*, 1020 m) hinzu. Dieser letztgenannte Ort, der sich anfänglich am Talboden befand, wurde nach dem Bau des Staudammes in erhöhter Lage wieder errichtet.

## **GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT**

Das obere Lumiei-Tal war der Bevölkerung der angrenzenden Täler schon weit vor dem 13. Jh., der Zeit der Besiedlung durch deutschsprachige Bevölkerungsgruppen, bekannt. Das beweist die Tatsache, dass zu jener Zeit die Wälder und Weiden der Senke bereits den umliegenden Dörfern zugewiesen waren (was erklärt, warum die Gemeinde Zahre/Sauris bloß einen Teil des Gebietes der Senke verwaltet). Die frühe Erschließung ist auch aus den Ortsnamen ersichtlich<sup>3</sup>. Auf Italienisch und Friaulisch heißt die Ortschaft *Sauris*, auf Deutsch die *Zahre*, im Dialekt von Zahre *de Zahre*. In den älteren Urkunden

---

3 N. Denison, *Elementi di toponomastica su Sauris/Zahre*, in D. Cozzi – D. Isabella (Hg.), *Sauris/Zahre. Una comunità delle Alpi Carniche*, Udine, Forum Editrice Universitaria Udinese, 1999, S. 187–199.

scheinen die romanischen Formen *Sauras*, *Saures*, *Saurya* und die deutsche Form *Zeer* auf. Von den beiden Formen *Saurya* und *Zahre* ist die erste die ältere, während die deutsche Form als »Entlehnung mit Ersetzung des Konsonanten am Wortbeginn und darauffolgender Schaffung der bayrischen Monophthongierung von [-au-] zu [-a:-] anzusehen ist, die demnach zur Zeit der Besiedlung noch nicht abgeschlossen war«<sup>5</sup>.

Wann und wie erfolgte nun die Besiedlung?

In der kollektiven Vorstellung der Bewohner von Zahre/Sauris leben noch einige Sagen, die mit leichten Abweichungen von zwei deutschen Soldaten berichten, welche aus ihrer Heimat geflohen waren und in diesem verborgenen, wilden Tal Schutz gesucht hatten. Anfänglich lebten sie von der Jagd, dann begannen sie unter großer Mühe und tausend Schwierigkeiten mit der Rodung des Waldes, um Ackerland zu schaffen<sup>6</sup>. Der Geistliche von Zahre/Sauris Luigi Lucchini führte an, dass die beiden Deutschen geflohen waren, »man weiß nicht recht aus welchem Teil Deutschlands (vermutlich aus Kärnten oder Tirol), um sich der harten Last des Militärdienstes zu entziehen«; er verband diese Jahrhunderte alte Überlieferung mit der Erinnerung an eine Prozession, die die Bevölkerung von Zahre/Sauris alljährlich in die Kärntner Ortschaft Heiligenblut (Sagritz) unternahm, wo sich eine berühmte Wallfahrtskirche befindet<sup>7</sup>. Nach einer der Varianten der Gründungssage sollen die beiden Gründer in der Ortschaft *Raitrn* (bei *Dörf/Sauris di Sotto*) angekommen sein und dort die erste Hütte errichtet haben; wenige Jahre später soll einer der beiden weggezogen sein und seine Wohnstatt in der Ortschaft *Rikelan* (nahe bei *Plozn/Sauris di Sopra*) errichtet haben. Eine weitere Version besagt, dass es sich um drei Flüchtlinge handelte, die zuerst die Berge von Sappada erreicht hatten; da sie sich jedoch dort nicht sicher fühlten, setzten sie ihre Reise bis zum Lumiei-Tal fort, das sie eben wegen seines wilden Charakters wählten. Bei dieser Fassung soll sich die dritte Person am Ort namens *Taitce gorte* (deutscher Garten) in der Zone von Lateis angesiedelt haben.

Wenn wir von den faszinierenden, blumigen Beschreibungen der Sagen auf den Boden der Geschichte übergehen, müssen wir anerkennen, dass die ältesten Urkunden (die unter anderem nur auszugsweise oder als Hinweise aus zweiter Hand bekannt sind), nicht

---

4 *Ebd.*, S. 187. Auf S. 192 analysiert Denison die Form *Zeer*, die in einer Urkunde von 1500 auftaucht. Es soll sich um den Versuch der Wiedereinführung einer vermutlich älteren Form des Ausdrucks *Zahre* handeln; dazu hat vielleicht auch die nach wie vor verbreitete Volksetymologie geführt, die den Ausdruck von den *Zähren* (im Dialekt von Zahre *zehre*, Träne) ableitet, die im Laufe der Besiedlung vergossen wurden.

5 *Ebd.* Der Name *Zahre* sowie der Name *Zarz*, dt. Dialekt [tsa:re], unter dem der Ort Sorica auch bekannt ist (eine frühere deutsche Sprachinsel in Slowenien, etwa gleichen Alters wie Zahre), könnte sich von dem vorromanischen und vorslowenischen Gewässernamen *savira* 'der (Wasser-)Lauf' ableiten (E. Kranzmayer – P. Lessiak, *Wörterbuch der deutschen Sprachinselmundart von Zarz/Sorica und Deutsch-Rut/Rut in Jugoslawien*, Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten, 1983, unter dem Stichwort *Zarz*).

6 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni ed avvenimenti fino ai giorni nostri di Sauris*, Sauris, Circolo Culturale Saurano »F. Schneider«, 1992, S. 8–13, 94–95. Die von Schneider gebotene Version entspricht im Wesentlichen den heute noch gängigen Versionen.

7 L. Lucchini, *Memorie del santuario di S. Osualdo in Sauris Arcidiocesi di Udine*, Udine, Tipografia del Patronato, 1880, S. 18; ders., *Saggio di dialettologia sauriana*, Udine, Tipografia del Patronato, 1882, S. 13–14.

viel zum Ursprung und zur frühen Entwicklung der Gemeinschaft von Zahre/Sauris sagen. Die erste, verloren gegangene Urkunde, die auf sein Bestehen hinweist, geht auf 1280 zurück<sup>8</sup>. In dieser Akte gibt Awardo, Sohn von Raypreto von Socchieve an, dass er von der Kirche von Aquileia, neben anderen Gründen und Besitzungen, eine *aira* von Habichten und eine andere von Sperbern als Lehen »*in contrata de Sauris*« übernommen hat. In einer anderen, ebenfalls verloren gegangenen Urkunde von 1306 wird zum ersten Mal die Ortschaft *Plozn/Sauris di Sopra* erwähnt: Ein gewisser Nicolò, Sohn von Adraboreto von Zahre/Sauris, wurde vom Patriarchen von Aquileia mit einem Widum »*in villa de Plazas, in loco qui dicitur Sauras*« belehnt<sup>9</sup>. Von 1318 stammt die erste noch bestehende Urkunde, die ebenfalls eine Belehnung mit einem Grundstück von Zahre/Sauris betrifft<sup>10</sup>.

Diese knappen Daten passen zum Bild Friauls der Zeit vom 13. bis 15. Jh., als die weltliche und religiöse Macht in Händen der Patriarchen von Aquileia lagen, die ihr weites Gebiet durch ein dichtes Netz kirchlicher und weltlicher Feudalherren, zumeist deutscher Volkszugehörigkeit und Sprache, verwalteten<sup>11</sup>. Es ist demnach verständlich, dass die Kirche von Aquileia als Lehen einen Teil des Gebietes von Zahre/Sauris den Herren von Socchieve zuwies, die im Bezirk herrschten, zu dem das Lumiei-Tal geographisch gehörte. Es ist auch offenkundig, dass zu dem Zeitpunkt das Gebiet bewohnt war, wenn dort jemand Raubvögel für die Jagd züchtete. Noch beweiskräftiger ist in diesem Sinn die Urkunde von 1306, die das Vorliegen einer *Villa* bescheinigt. Zu den juristisch-administrativen Akten kamen im Laufe der Zeit die kirchlichen Unterlagen hinzu. Leider zerstörte ein Brand 1758 das Pfarrarchiv. Eine gewisse Zahl erhalten gebliebener Urkunden ermöglicht eine Rekonstruktion der frühen Phasen der religiösen Geschichte der Gemeinschaft, die, wie wir sehen werden, eng mit der Frage des Ursprungs verbunden ist. Eine Bulle von 1328 gewährte den Gläubigen, die zu bestimmten liturgischen Anlässen die beiden Kirchen S. Osvaldo und S. Lorenzo besuchten, vierzig Tage Ablass<sup>12</sup>. In einer zweiten Urkunde vom 22. Juli 1344, die noch im Pfarrarchiv von Zahre/Sauris verwahrt ist, bestätigt Giovanni, Bischof von Parenzo und Patriarchalvikar, der Kirche S. Lorenzo die vierzig Tage Ablass<sup>13</sup>.

Diese Patriarchalzugeständnisse zielten auf die Schaffung eines Pfarrbenefiziums ab, das der Gemeinschaft, die einige Monate im Jahr von der Außenwelt abgeschnitten war, die Erhaltung eines Kuraten und die Pflege der beiden Gotteshäuser gestattete, obwohl sie formal der Pfarrkirche von Castoia (Socchieve) unterstand. So gewährte 1354 der Patri-

---

8 J. Bianchi, *Thesaurus Ecclesiae Aquilejensis*, Civitas Utini (Udine), typographia archiepiscopali Trombetti-Murero, 1847, S. 35, Nr. 34; P. Paschini, *Notizie storiche della Carnia da Venzone a Monte Croce e Camporosso*, 3. Ausg., Udine-Tolmezzo, Libreria Editrice »Aquileia«, 1971, S. 43, Fußnote3.

9 J. Bianchi, *Thesaurus...*, a.a.O., S. 338, Nr. 1154.

10 S. Dall'Oglio, 1318, agosto 17 *Civitate Austria (Cividale)*. »*Matusso di Moimacco, abitante a Spilimbergo, riceve in feudo da Folchero di Savorgnan la villa di Sauris*«, in »De Zahre reidet«, Nr. 60, 1991.

11 Die starke Präsenz des deutschen Adels ist auf die ununterbrochene Folge von Patriarchen germanischer Abstammung zwischen dem 11. und Mitte des 13. Jh. zurückzuführen.

12 G. Della Stua, *Vita di S. Osvaldo re di Nortumberland e martire colla storia del suo culto*, Udine, Antonio del Pedro, 1769, S. 81. Der Abt Della Stua gab einen Auszug der Bulle wieder, deren Original er im Archiv der Kirche S. Osvaldo gesehen hatte. Heute besteht das Original nicht mehr.

13 Pfarrarchiv von Zahre/Sauris, *Fondo membranaceo*, Pergament Nr. 82.

arch Nicolò »zwei Teile des Zehnten der Villa von Sauris dem ehrwürdigen Geistlichen Tommaso von Contergnaco, Pfarrer der Kirche von Sauris, für seinen Unterhalt«<sup>14</sup>. Der nachfolgende Patriarch, Ludovico Della Torre, bestimmte 1364 den gesamten Zehnten für die Erhaltung eines Kuraten in den Kirchen S. Lorenzo und S. Osvaldo. Dieses Zugeständnis wurde 1376 durch den Patriarchen Marquard von Randeck für die Erhaltung eines Geistlichen in der Pfarrkirche von Zahre/Sauris bestätigt.

Die Anerkennung der besonderen Erfordernisse und Merkmale der Pfarrkirche wird noch offenkundiger durch eine Urkunde von 1470, mit der das Patronatsrecht des Volkes bei der Wahl des Kuraten durch die Familienoberhäupter bestätigt wurde – ein Recht, das bis zu den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts wahrgenommen wurde<sup>15</sup>.

Die Bulle von 1328 bestätigt, dass bereits damals zwei Gotteshäuser in *Dörf/Sauris di Sotto* und *Plozn/Sauris di Sopra*, die den Heiligen Oswald und Laurentius geweiht waren, bestanden. Während die Verehrung des Hl. Laurentius – Diakon der römischen Kirche und Märtyrer im 3. Jh. – in Italien seit der Antike gut belegt ist, ist es angezeigt, kurz bei der Gestalt des Hl. Oswald und bei den Geschehnissen zu verweilen, auf die sich seine Verehrung stützt, da sie eng mit der Frage des Ursprungs und der Geschichte von Zahre/Sauris verbunden sind.

Der erste, der über das Leben von Oswald schrieb, war Hochwürden Beda in der *Historia ecclesiastica gentis Anglorum*<sup>16</sup>. Nach Bedas Angaben war Oswald zwischen 633 und 643 König von Northumberland, einer Region im Norden Englands. Mit der Unterstützung durch den Bischof Aidan bekehrte er Northumberland und Wessex und heiratete die Tochter des Königs von Wessex. Er wurde von seinem Volk vor allem wegen seiner Tugend der Bescheidenheit und Großzügigkeit sehr verehrt. Es heißt, dass er einst bei einem Bankett einen Silberteller zerschlagen ließ, um die Stücke den Armen zu schenken; dies trug ihm die Prophezeiung des Bischofs Aidan ein, dem zufolge seine rechte Hand für immer unverwest bleiben würde. Oswald starb in der Schlacht von Maserfield am 5. August 643 durch die Hand des heidnischen Königs Penda. Sein zerstückelter Körper wurde ein Jahr danach von seinem Bruder gefunden, der den Kopf in Lindisfarne, die Hände und Arme in Bamborough begraben ließ. Die Verehrung des Hl. Oswald verbreitete sich rasch, genährt durch die Nachricht (wie Beda berichtet), dass durch die Fürbitte des Heiligen das Kloster von Selsey in Sussex vor einer Pestseuche verschont geblieben wäre. Bei den späteren Chronisten bereicherte sich die Oswald-Legende um wundersame Elemente und Einzelheiten, die darauf abzielten, sein adeliges Geschlecht und seinen hochstehenden Charakter zu betonen. Er nahm die idealen Züge eines mittelalterlichen, schönen und tapferen Ritters an, der bereit war, sich bis zum Tod für die Rettung seines Volkes und für den Glauben aufzuopfern.

---

14 Diese und die beiden folgenden Urkunden von 1364 und 1376 sind als Auszug bekannt, Della Stua, *Vita di S. Osvaldo...*, a.a.O., S. 81.

15 Pfarrarchiv von Zahre/Sauris, *Fondo membranaceo*, Pergament Nr. 83.

16 Zum Leben des Hl. Oswald und zur Geschichte der Reliquie und des Heiligtums von Dörf/Sauris di Sotto s. L. Lucchini, *Memorie...*, a.a.O., und A. Tilatti, *La parrocchia di Sauris: le chiese, gli uomini, i santi*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre ...*, a.a.O., S. 63–90.



**Zahre: Der Zahrer Kirchenchor in der Kirche S. Osvaldo (1960)**

Im 15. Jh. verbreitete sich im deutschen Raum ein Ritterepos, das sich aus Quellen aus dem 13. Jh. ableitete. Es wird darin die Geschichte Oswalds erzählt, der in die Tochter eines heidnischen Königs verliebt ist. Um sie heiraten zu können, entführt er sie, wobei ihn bei dem Unternehmen ein sprechender Rabe unterstützt, der dem Mädchen Oswalds Botschaften und den Verlobungsring bringt. In dem Epos wird auch die Großzügigkeit des Helden betont. Diese Fassung der Sage hat zur Darstellungsweise des Heiligen beigetragen, dessen Bild in Zahre/Sauris und in fast ganz Norditalien folgende Elemente aufweist: Rüstung und Schwert (die an sein Heldentum in der Schlacht und beim Martyrium erinnern), einen purpurnen Mantel, Krone und Szepter (Königssymbole) und einen auf der linken Hand sitzenden Raben, der im Schnabel einen Goldring trägt. Auf dieselbe Sage ist die Beliebtheit des

Heiligen im Süden Deutschlands, vor allem in der Alpengegend zurückzuführen. In Zahre/Sauris wird seit urdenklichen Zeiten eine Reliquie des Hl. Oswald, der Überlieferung nach ein Daumen, verwahrt. Es ist nicht bekannt, ob sie sich unter den *multas reliquias et sanctitates* befand, die der Bischof Nicolò in den Kirchen von Zahre bei ihrer Weihe im Jahr 1361 fand<sup>17</sup>. Fest steht, dass der Ruf, den die Wallfahrtskirche S. Osvaldo in den vergangenen Jahrhunderten genoss, auf das Vorliegen der Reliquie zurückzuführen ist. Über die Umstände, unter denen sie nach Zahre gelangt ist, haben Gelehrte des 18. Jh. ausgiebig diskutiert<sup>18</sup>. 1750 schrieb Mons. Carlo Camuccio: »vor vielen Jahrhun-

17 Die Bulle von 1361 wurde 1515 übertragen. Diese Urkunde ist im Pfarrarchiv von Zahre/Sauris verwahrt, *Fondo membranaceo*, Pergament Nr. 85.

18 Für eine Zusammenfassung der Hypothesen zur Herkunft der Reliquie und im Allgemeinen zum Problem des Ursprungs der Gemeinschaft s. G. Brunettin, *Illazioni su un'origine*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre ...*, a.a.O., S. 43–61.

dernten ließ Gott von einem deutschen Jäger einen Fingerknochen des Hl. Märtyrers Oswald in die Kirche der Villa Sauris, in den höchsten Bergen von Carnia, Diözese von Aquileia im venetischen Staat gelegen, bringen<sup>19</sup>. Die Erzählung stimmt mit den lokalen Gründungssagen überein, in denen sie vielleicht sogar ihren Ausgang findet. Einige Zeit später bot der Abt Della Stua eine andere Version der Geschehnisse, die er nach eigener Aussage mündlicher Überlieferung entnommen hatte: Die Reliquie soll ein karnischer Soldat gebracht haben, der bei der Schlacht von Maserfeld gekämpft und nach dem Tod des heiligen Königs einen Finger abgeschnitten hat, um ihn als Erinnerung mitzunehmen<sup>20</sup>. So taucht wieder die Gestalt des Soldaten auf, nun nicht mehr ein deutscher, sondern karnischer, der also der keltischen Bevölkerung angehörte, die Friaul vor der römischen Invasion bewohnte<sup>21</sup>. Dem Della Stua schloss sich Niccolò Grassi an, der in einer historischen Operette über Karn in Anlehnung an die Reliquie von Zahre/Sauris den Ursprung der deutschen Sprache dieser Gemeinschaft auf die alten Zimbern zurückführte, die die Niederlage gegen die Römer gezwungen hatte, in den Alpentälern Zuflucht zu suchen<sup>22</sup>.

Der Übergang Friauls von der Republik Venedig auf die Habsburger, der durch den Vertrag von Campoformido (1797) sanktioniert wurde, erregte wegen der Sprachinseln germanischen Ursprungs in der Region das Interesse der akademischen deutschsprachigen Welt. So befassten sich mit Zahre/Sauris und seiner Sprache Josef Bergmann, Dr. Lotz, Carl von Czoernig, die allesamt für den Ursprung und die Kultur einen deutschen Ausgangspunkt annahmen. Bergmann betrachtete die Bewohner von Sauris als Überbleibsel einer altdeutschen Bevölkerung in Friaul. Dr. Lotz, der unter dem Pseudonym Mupperg schrieb, schlug 1876 für die Sprache von Sauris eine Ableitung vom Gotischen oder Langobardischen vor. Zur Untersuchung von Muppergs Theorie begab sich Baron von Czoernig 1880 eigens von Triest nach Zahre/Sauris; er erkannte in der lokalen Sprache eine franko-bayrische Wurzel und unterstrich die Ähnlichkeit mit der Gottschee-Sprache, einer deutschen Sprachinsel von Krain<sup>23</sup>.

Einem Forscher von Zahre/Sauris verdanken wir jedoch die erste gründliche linguistische Untersuchung, die sich auch für die historische Rekonstruktion als sehr wertvoll erwies. Im *Saggio di dialettologia sauriana* (1882) bezeichnete der Priester Luigi Lucchini die Dialekte der Kärntner Täler von Möll und Lesach als die Sprachformen, die jenen des Dialekts von Zahre/Sauris am nächsten standen<sup>24</sup>. In demselben Werk sprach er, wie be-

---

19 L. Lucchini, *Memorie...*, a.a.O., Anhang, Nr. 2, S. 49.

20 G. Della Stua, *Vita di S. Oswaldo...*, a.a.O., S. 60.

21 Giordano Brunettin weist mit Recht darauf hin, dass in der Zeit, in der Della Stua schrieb (zweite Hälfte des 18. Jh.), die »Venetisierung« des Gebietes deutscher Kultur und Sprache im oberen Piavetal und vor allem in den Bergzonen, die von der Auswanderung Tiroler und Kärntner Gruppen betroffen waren, bereits abgeschlossen war. Zu dem Zweck war intensiv die Ansiedlung von Familienverbänden aus Gebieten gefördert worden, die lange der venezianischen Republik in den Alpenbezirken unterstanden hatten, in welchen sich die Serenissima das für ihr Arsenal nötige Holz beschaffte.

22 N. Grassi, *Notizie storiche della provincia della Carnia*, Udine, Fratelli Gallici, 1782, S. 173–174.

23 Die verschiedenen Hypothesen der deutschen Sprachforscher sind zusammengefasst in L. Lucchini, *Saggio...*, a.a.O., S. 7–11 und in Brunettin, *Illazioni...*, a.a.O., S. 50, 59–60, Fußnoten 49–50.

24 L. Lucchini, *Saggio...*, a.a.O., S. 13–14: »Sicher nähert sich der Dialekt von Zahre stark den Dialekten des Möll- und des Lesachtals. Mir genügte eine kurze Durchsicht des *Kärntischen Wörterbuchs* von Le-

reits erwähnt, von der zu seiner Zeit »noch frischen« Tradition, der zufolge einst die Bevölkerung von Zahre/Sauris alljährlich in einer Prozession nach Heiligenblut (Sagriz) in Kärnten zog – ein Brauch, dessen Ursprung nicht rekonstruiert werden konnte, von dem aber manche annahmen, »sie könnte eine Beziehung zum Ursprung von Zahre haben«. Nach Anerkennung der Zugehörigkeit der deutschen Sprachformen von Karn zum hochdeutschen Zweig identifizierte auch der Geograph Giovanni Marinelli aufgrund des Dialekts, der Sagen und Gebräuche, als Ursprungsgebiet der Gemeinschaft von Zahre einige Täler Tirols oder des oberen Kärntens (Pustertal, oberes Drautal), von denen die ersten Siedler im Hochmittelalter, vielleicht mit der Unterstützung durch einen der deutschen Patriarchen der damaligen Epoche, weggezogen wären<sup>25</sup>. Diese letzte Hypothese wurde in jüngerer Zeit von Nimis und von Toller wieder aufgegriffen, der die Gründung von Zahre/Sauris unter die Wanderbewegungen einordnete, »die die Patriarchen, welche die ihnen unterworfenen Länder durch Gründung zahlreicher deutscher und slawischer Kolonien neu bevölkern wollten, angeordnet hatten«<sup>26</sup>.

Im Laufe des 20. Jh. wurde die Frage des Ursprungs mit relativer Sicherheit durch Sprachwissenschaftler geklärt, die beim Weiterbeschreiten des von Pater Lucchini vorgezeichneten Weges die Daten verwendeten, die aus ihren Studien über die Entwicklung des Dialekts von Zahre/Sauris hervorgegangen waren, und somit die kargen Zeugnisse des Archivs ergänzten.

Zu verschiedenen Zeiten gelangten Giovanni Lorenzoni, Maria Hornung und Norman Denison zu grundsätzlich übereinstimmenden Ergebnissen hinsichtlich der Stationierung von Siedlern im oberen Lumiei-Tal, die aus einem Gebiet zwischen dem Pustertal, dem Lesachtal und dem Oberdrautal, genauer aus dem westlichen Teil des Lesachtals, nahe der alten Tiroler-Kärntner Grenze stammten<sup>27</sup>. Zur Erhärtung dieser These wies Lo-

---

xer, um zu sehen, dass viele Formen und viele Redensarten, die ich ganz unserem Dialekt zuschrieb, auch in den Mundarten anderer Täler, vor allem des Möll- und Lesachtals vorliegen. Ich glaube deshalb, dass unserer Volkssprache, verglichen mit den verschiedenen deutschen Dialekten und vor allem jenen Kärntens, die Hinweise zu entnehmen sind, die wir vergeblich in verlorenen Ukunden suchen; da die Sprachen, wengleich sie sich allmählich verändern, dennoch ein Aussehen beibehalten, das die Zeit, mag es sich auch um neun Jahrhunderte – das ungefähre Alter von Zahre – handeln, nicht ganz löschen kann«. Lucchini bot aber keine Elemente zur Belegung der Datierung.

25 G. Marinelli, *Guida della Carnia*, Tolmezzo, G.B. Ciani, 1906, S. 15–16, 384–385.

26 G.P. Nimis, *I centri storici di Sauris. Ricerca di identità e ipotesi di sopravvivenza per una comunità emarginata della Carnia*, Venezia, Marsilio, 1977, S. 24; M. Toller, *Sauris. Storia civile e tradizioni*, Udine, Arti Grafiche Friulane, 1963, S. 10. Diese Auslegung wird durch die Analyse erhärtet, die Pier Paolo Viazzo zum Besiedlungsprozess der oberen Alpentäler, vor allem des östlichen Abschnitts, im Spätmittelalter bietet – eine Besiedlung, die durch Mitglieder der Landaristokratie und durch Klöster zwecks intensiverer Nutzung ihrer Besitzungen in den Randgebieten des Hochgebirges gefördert wurde (P.P. Viazzo, *Comunità alpine. Ambiente, popolazione, struttura sociale nelle Alpi dal XVI secolo ad oggi*, 2. durchgesehene und erweiterte Ausg., Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, San Michele all'Adige/Carocci, Roma, 2001, S. 148–149).

27 G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris oasi tedesca in Friuli*, Auszug aus dem »Bollettino della Società Filologica Friulana«, Jahrgang XIII, Nr. 3, 4, 6, Udine, Istituto delle Edizioni Accademiche, 1938, S. 10–19; M. Hornung, *Isole linguistiche tedesche derivate da insediamenti austriaci in Carnia e in Carniola*, in »Almanacco culturale della Carnia«, Nr. 6, 1991, S. 33–47. Nach Hornungs Ansicht ist die Gründung von Zahre »eine gut berechnete Versetzung von Menschen auf Anordnung der Grafen von Görz, in deren Händen auch dort die Macht lag« (S. 40). Norman Denison veröffentlichte zahlreiche Arti-

renzoni auch auf die starke Verehrung des Hl. Laurentius und des Hl. Oswald in den Orten St. Lorenzen und Kartitsch hin. Besonders aufschlussreich sind die Hinweise von Denison auf die Koseform im Dialekt von Zahre/Sauris *khla kartitschar* (kleiner Kartitscher) für »Knabe« und auf den Übernamen einer Familie von Dörf/Sauris di Sotto, *Tilgar*, nach der eine Rinne mit lockerem Boden in unmittelbarer Nähe des Ortes benannt wurde (*tilgar lie*). Denison weist darauf hin, dass die Bewohner von Tilliach heute noch »Tilgar« heißen und sieht darin die Bestätigung, dass die Bewohner von Sauris zumindest teilweise aus dem Gebiet von Kartitsch und Tilliach stammen. Die Besiedlung datiert Lorenzoni auf die erste Hälfte des 13. Jh., während Hornung sie auf ca. 1250 zurückführt; Denison erachtet es für möglich, dass die Zuwanderung einige Jahrzehnte gedauert hat (etwa zwischen 1250 und 1280).

Schließlich seien die letzten beiden Hypothesen zur Gründung der Gemeinschaft von Sauris angeführt, die sich zwar nicht auf konkrete Elemente stützen, aber doch einen gewissen Reiz haben.

Giordano Brunettin fügte die Besiedlung der Senke in das politisch-wirtschaftliche Bild des Raumes, der um die Mitte des 13. Jh. Friaul, Kärnten und Tirol umfasste<sup>28</sup>. Von 1218 bis 1251 war der Patriarch von Aquileia (in der damaligen Zeit die höchste kirchliche und politische Würde Friauls) Berthold von Andechs aus der Familie der Herzöge von Merania; diese waren Eigentümer weiter Besitzungen in Deutschland und Krain, Marchesi von Istrien und verschwägert mit den Grafen von Görz, die große Zonen des westlichen Kärntens und das gesamte Pustertal beherrschten und deren Nachkommen auch in Tirol regieren sollten. Kurz, zur Hälfte des 13. Jh. bildete sich jenseits der Alpen eine weite Herrschaft durch blutsverwandte Häuser, mit der Möglichkeit neuer wirtschaftlicher Vorhaben, wie Viehzucht und Landwirtschaft in höheren Lagen durch die großen Benediktinerklöster, die mit den herrschenden Häusern verbunden waren. Das Kloster Weingarten bei Ravensburg hatte im Laufe des 12. und 13. Jh. ausgedehnte Ländereien im westlichen Kärnten und in Tirol erworben. Laut Überlieferung wurde eine Reliquie des Hl. Oswald eben in dieses Kloster überführt, das in seinen Ländereien die Verbreitung von Kapellen, Kirchen und Dörfern mit dem Namen des englischen Heiligen gefördert haben soll. In Tirol wirkten die Gründe von Weingarten anziehend für die Herren der Grafschaft, was heftige Streitigkeiten zur Folge hatte. Möglicherweise führten die Konflikte auch in Kärnten zu Übergriffen und Gewalttaten in den Besitzungen des Klosters. Eben dieser Umstand könnte eine Gruppe von Bauern der Abtei, die im Lesachtal wohnten, dazu bewogen haben, in einem entfernten Tal des Patriarchats von Aquileia Zuflucht und friedlichere und günstigere Lebensbedingungen zu suchen. Zum Schutz der Siedler könnte die Abtei von Moggio, ein mächtiges Klosterzentrum am Fuße der friaulischen Alpen, eingegriffen haben. Brunettin schließt eine weitere Variante dieser Hy-

---

kel und Aufsätze über die Sprache von Zahre; im Zusammenhang mit diesem Thema sei hier zitiert: *Sauris: la questione delle origini*, in *Atti del convegno »Timau, Sauris, Sappada, isole alloglotte da salvare«*, Centro Studi di Timau, 30.–31. Juli 1982, und *Spunti teorici e pratici dalle ricerche sul plurilinguismo con particolare riferimento a Sauris*, in *Aspetti metodologici e teorici nello studio del plurilinguismo nei territori dell'Alpe-Adria*, Berichte der internationalen Tagung, Udine, 12.–14. Oktober 1989, 1990 erschienen bei Aviani Editore, S. 169–177.

28 G. Brunettin, *Illazioni...*, a.a.O., S. 55–56.



pothese nicht aus: Die Gründung einer neuen Gemeinschaft könnte im Zusammenhang mit der allgemeinen, in Deutschland im 12.–13. Jh. verzeichneten Tendenz zur Besiedlung von Außengebieten des Reichs, die frei von juristischen und administrativen Bindungen waren, gesehen werden<sup>29</sup>.

Auf den Klosterbereich bezog sich auch Stefano Dall'Oglio, um die Präsenz der Reliquie des Hl. Oswald in Zahre/Sauris und im Allgemeinen auf dem europäischen Kontinent zu erklären<sup>30</sup>. Zuvor hatten wir die Bedeutung des Bischofs Aidan bei der Bekehrung von Northumberland, der englischen Region erwähnt, in der Oswald Herrscher war. Aidan gründete das Kloster von Lindisfarne (nicht weit von der Nordküste Northumberlands entfernt), dessen *scriptorium* einige der reichsten Miniaturkodizes der Zeit hervorbrachte. Im 8. Jh. zogen die irischen und schottischen Mönche auf das europäische Festland, wo sie Klöster gründeten und dabei ihre Schriften, Gedankengut und religiösen Sitten verbreiteten. Diesen Mönchen könnte es zu verdanken sein, dass die Reliquien ihrer Heiligen nach Mitteleuropa gelangten, unter denen aus historischen, religiösen und kulturellen Gründen Oswald eine besondere Stellung einnahm. Dall'Oglio griff auch auf die Hypothese des Marinelli zurück, dem zufolge die Ansiedlung von Bauernfamilien deutschen Ursprungs in den Bergen Karns und Sloweniens durch die Patriarchen von Aquileia gefördert wurde. Während einer dieser »erzwungenen Auswanderungen« wären sowohl die frühen Einwohner von Zahre/Sauris, als auch die Reliquie in das obere Lumiei-Tal gelangt.

Die frühen historischen Urkunden und die Hinweise, die aus den Gründungssagen zu entnehmen sind, lassen die Annahme zu, dass die Senke von Zahre/Sauris in den frühen Anfängen von wenigen Familienverbänden bewohnt war. Nach Lorenzoni sind von sechs deutschen Familiennamen, die ab 1758 in den Pfarrregistern aufscheinen (dem Jahr des Brandes, der das Pfarrarchiv mit allen früheren Registern vernichtete) nur drei auf die Siedlungsperiode rückführbar<sup>31</sup>.

Diese ersten Familien gründeten die beiden Ortschaften *Dörf* (Sauris di Sotto) und *Plozn* (Sauris di Sopra) und widmeten sich der Viehzucht, der Landwirtschaft und der Jagd<sup>32</sup>. Die Landschaft von Zahre/Sauris mit weiten Weiden auf den Anhöhen und mit Wiesen

---

29 *Ebd.*, S. 61, Fußnote 91.

30 S. Dall'Oglio, *San Osvaldo: Riflessioni sulla presenza a Sauris della Reliquia; ipotesi sulla sua presenza a Sauris, anche in rapporto alle origini del Paese*, in »De Zahre reidet«, Nr. 59, 1990.

31 G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris...*, a.a.O., S. 6. Lorenzoni bemerkte, dass der Zuname Bolf erst ab 1762–1786 belegt ist, weshalb es sich um eine in jüngerer Zeit eingewanderte Familie handelte. Die Tolar kämen aus Tirol, da der Name des ersten der Familie (Sebastiano) den Zusatz *tirolensis* führte (1777). Der Name Miniger leite sich vom lateinischen Eigennamen Dominicus ab. Die ersten drei Familien, die sich in Zahre niederließen, sollten demnach die Plotzer, die Schneider und die Trojer gewesen sein – alles Zunamen, die in Zahre immer noch vertreten sind und auch im Lesachtal vorkommen. Der Name Tolar überlebt als *hausnome*, der Name Bolf (Wolf) als Übername einer Familie. Diesbezüglich ist zu bemerken, dass er in einer Urkunde von 1602 aufscheint und demnach weniger jung ist als von Lorenzoni angenommen.

32 *Dörf* = Dorf; *Plozn* = Lichtung (im Wald). Nach Denison besagt der Ortsname *Dörf*, dass die ursprüngliche Siedlung *Dörf*, also ein »Dorf« im eigentlichen Sinn war (N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, a.a.O., S. 188.

und Feldern um die Ortschaften, die dem Wald mühsam abgerungen wurden, weist auf Jahrhunderte alte Methoden der Weide- und Ackerbaukultur hin. Neben den Erzeugnissen aus der Viehzucht war das Einkommen der Gemeinschaft auf den Anbau weniger Getreide- und Gemüsesorten beschränkt, die sich für das Klima und die Höhe eigneten (Buchweizen, Roggen, Hafer, Gerste, Saubohnen, Kopfkohl)<sup>33</sup>. Zur Beschaffung des nicht vor Ort erhältlichen Rohmaterials (vor allem Salz, das für die Konservierung der Nahrungsmittel unerlässlich war) nutzte man den Tauschhandel mit den nahe gelegenen Gemeinschaften.

Man kann sich leicht vorstellen, dass die frühen Siedler die dichten Wälder des Tales nutzten, um die ersten Gebäude zu errichten (Häuser, Ställe und Scheunen, Kirchen oder Kapellen), und sich dabei nach den Bautechniken und nach der Bauweise ihres Herkunftslandes richteten. Noch heute ist die Ähnlichkeit zwischen den Gebäuden von Zahre/Sauris und jenen des Lesachtals oder des Gailtals offenkundig, vor allem was die Sennhütten (*anschichtn*) und die Heuschuppen betrifft, die außerhalb der unmittelbaren Ortsbereiche über die Wiesen verstreut liegen und demnach weniger den Änderungen unterworfen sind, die dem Wunsch nach Anpassung an die Bauweise der nahe gelegenen Täler entstammen.

In politisch-administrativer Sicht folgt die Geschichte von Zahre/Sauris den Geschehnissen um einen Großteil Friauls, das von den Patriarchen von Aquileia im 13. und 14. Jh. regiert wurde, 1420 unter die Herrschaft der venezianischen Republik gelangte, 1797 mit dem Frieden von Campoformido an Österreich ging, unter dessen Oberhoheit es (abgesehen von einer kurzen Unterbrechung durch die französische Herrschaft zwischen 1805 und 1814) bis 1866 blieb, als es dem Königreich Italien angeschlossen wurde. Im Rahmen Karns hingegen befand sich die Gemeinschaft von Zahre/Sauris im Spätmittelalter und in der Neuzeit in einer besonderen Situation. Ausgenommen Forni di Sopra und Forni di Sotto (die dem mächtigen Herrscherhaus der Savorgnan unterstanden) war der Rest im Karn administrativ in vier Bezirke (Socchieve, S. Pietro, Gorto, Tolmezzo) und in die Terra von Tolmezzo, die größte und zahlenmäßig stärkste Gemeinschaft und Sitz des Burgvogts, unterteilt. Wengleich in geografischer Hinsicht die *villa* von Zahre/Sauris dem Becken des oberen Tagliamento und demnach dem Bezirk Socchieve angehörte, hing sie direkt von der *Terra* von Tolmezzo ab, gemeinsam mit den *ville* von Sappada, Forni Avoltri, Timau und Cleulis, die ebenfalls in Grenzgebieten oder in der Nähe der wichtigsten Pässe lagen<sup>34</sup>. In Anbetracht der ungünstigen Lage und des geringen Feldertrags wurden die Einwohner von Zahre/Sauris außerdem 1392 von der Steu-

---

33 D. Cozzi, *Za mitme Abröle Pfluekh auf Stöle... Coltivare e allevare a Sauris*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 157–184; D. Isabella, *Il sistema alimentare saurano tra quotidianità e festività*, in D. Cozzi – D. Isabella (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 55–90. Unter den typischen Pflanzungen von Zahre seien auch die von Flachs und Hanf genannt, die gemeinsam mit der Wolle der Bevölkerung völlige Autonomie bei der Stoffherzeugung sicherten.

34 G. Marinelli, *Guida...*, a.a.O.; P. Paschini, *Notizie storiche della Carnia...*, a.a.O.; F. Bianco, *Carnia XVII–XIX. Organizzazione comunitaria e strutture economiche nel sistema alpino*, Pordenone, Biblioteca dell'Immagine, 2000, S. 16; C. Puppini, *Tolmezzo. Storia e cronache di una città murata e della Contrada di Cargna. Dalle origini al XVII secolo*, Udine, CO.EL., 1996, S. 86.

er befreit<sup>35</sup>. Diese Rücksicht gegenüber der Gemeinschaft hielt unter der venezianischen Herrschaft an, wie es auch der allgemeinen von Venedig verfolgten Politik einer Achtung der Autonomie und der Vorrechte Karns entsprach.

Vielleicht trafen im Laufe des 16. Jh. oder bereits früher einige Familien von *Dörf/Sauris di Sotto* und *Plozn/Sauris di Sopra* die Entscheidung, sich ständig in den beiden östlichsten Ortschaften des Tales, *Lateis/Latais* und *La Maina/Ame Lataise* niederzulassen, die bis zu der Zeit saisonbedingt zum Stallen genutzt wurden<sup>36</sup>. Am 6. Dezember 1500 erhielten ein gewisser Leonardo Ladeyser und seine Gattin Kungundis von Rom eine Indulgenz-Bulle für die Kirchen S. Lorenzo und S. Osvaldo<sup>37</sup>. Nach Denison ist *Ladeyser* die graphische Umschrift von *Lataisar*, Einwohner von *Latais*<sup>38</sup>. In den Unterlagen des Pastoralbesuchs von 1602 scheint jedenfalls auf, dass in *Plozn/Sauris di Sopra* sechzehn *Herde* (Familienverbände), in *Dörf/Sauris di Sotto* dreißig, in *Lateis* fünf und in *Stua* drei vorlagen<sup>39</sup>.

Im Laufe des 16. Jh. boten die intensive Ausbeutung der Wälder des Lumiei-Tales auf der einen und die Verbreitung des Rufes des Oswald-Heiligtums auf der anderen Seite der Gemeinschaft von *Zahre/Sauris* Gelegenheit zu häufigen Kontakten mit der Außenwelt. Im Gebiet von *Zahre* dehnten sich zwei Wälder aus, die *banditi* (der Republik Venedig zur Nutzung ihres Arsenalts vorbehalten) waren. Die anderen Wälder – Eigentum der Gemeinschaft – wurden zum Teil von den lokalen Familien genutzt, zum Teil an Händler des Ortes oder an Fremde verpachtet. In jedem Fall war die Nutzung des Waldes für *Zahre/Sauris*, wie für alle anderen Gemeinschaften Karns, eine Quelle des Ertrags und des Wirtschaftsaufkommens (Holzfäller, Sägewerker, Arbeiter des Damm- und Kanalbaus für die Flößerei, Wagner). In *Zahre/Sauris* soll im 16. Jh. das erste Sägewerk Karns errichtet worden sein<sup>40</sup>. Die große Nachfrage an Arbeitskräften musste neue Einwanderer in das Tal locken, wie das Vorliegen neuer Familiennamen romanischen Ursprungs in den Urkunden und Pfarrbüchern zeigt (*Petris*, *Polentarutti*, *Colle*, *Somvilla*, *Lucchini*, *Domini*).

---

35 P. Paschini, *Notizie storiche della Carnia...*, a.a.O., S. 91–92.

36 Der Ortsname *Latais* wurde verschieden ausgelegt. Nach der letzten, überzeugendsten Hypothese leitet er sich von einem Wort keltischen Ursprungs ab, das bereits im Lateinischen aufscheint, *tegia* (mit dem eingebundenen romanischen Artikel *la-* von *illa*), dessen ursprüngliche Bedeutung »Hütte«, »Haus« war. In der Alpengegend sowohl romanischer, als auch deutscher Sprache nahm der Ausdruck die Bedeutungen von »Scheune«, »Stall mit Scheune«, »Käserei« an, die zu einer saisonbedingt bewohnten Ortschaft passen. Das Lexem *Latais* liegt auch den Formulierungen zur Angabe der anderen Ortschaft, *La Maina (ame Lataise, afn d’Latais)*, zugrunde (N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, a.a.O., S. 192–195). Die italienische Benennung des letztgenannten Ortes ist auf den im Jahr 1830 erfolgten Bau einer Kapelle (*maina*) zurückzuführen. Vor dieser Zeit war der Ort nach seiner *stua* benannt (künstliche Sperre aus Stämmen, Steinen, Erde), die längs des Wildbachs Lumiei zu Zwecken der Holzflößerei errichtet worden war.

37 M. Plozzer (Hg.), *Storia della chiesa di S. Lorenzo M. in Sauris di Sopra*, Beilage zu »De Zahre reidet«, August 1985, S. 61.

38 N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, a.a.O., S. 192–193.

39 M. Plozzer (Hg.), *Storia della chiesa di S. Lorenzo...*, a.a.O., S. 63–64.

40 G. Marinelli, *Guida della Carnia e del Canal del Ferro. Nuova edizione a cura di Michele Gortani*, Tolmezzo, Stabilimento Tipografico »Carnia«, 1924–25, S. 222; M. Toller, *Sauris...*, a.a.O., S. 15.

Nach den eingangs erwähnten Pfarrdokumenten standen den beiden Kirchen von *Dörf/Sauris di Sotto* und *Plozn/Sauris di Sopra* dieselben Rechte zu, und es scheint keinerlei Vorherrschaft der einen über die andere auf. Die Pfarre war eine einzige, geführt durch einen einzigen Geistlichen, der sich mit der Seelsorge für die gesamte Gemeinschaft befasste. Ab dem 16. Jh. und durch das 17. und 18. Jh. hindurch wurde das Heiligtum S. Osvaldo dank des Rufes der Reliquie, die als wundertätig galt, zu einer der bekanntesten Stätten des Glaubens Friauls, Ziel von Pilgerzügen nicht nur aus näher gelegenen Ortschaften, sondern auch aus den venetischen Städten, besonders Venedig. Die Besucher statteten die Kirche reich mit Silberwaren und Paramenten aus und leisteten auch Spenden von beträchtlicher Höhe, die es den Einwohnern von *Dörf/Sauris di Sotto* gestatteten, einen neuen Geistlichen zum Vorteil des Ortes und der Besucher der Wallfahrtsstätte zu erhalten. Deshalb ersuchte die Gemeinschaft von *Dörf*, unterstützt von Lateis und den Weilern, 1637 erfolgreich um einen Kaplan an, der das gesamte Jahr hindurch dort wohnte. Die Errichtung der Kaplanspründe von S. Osvaldo war der erste Schritt eines langen, erbitterten Streits zwischen den beiden größeren Gemeinschaften, der 1809 in der Verlegung der Pfarre von S. Lorenzo nach S. Osvaldo gipfelte<sup>41</sup>.

Trotz des Verlustes des Pfarrarchivs durch den Brand von 1758 liefern zahlreiche Urkunden, die vor allem in den Archiven von Udine verwahrt sind, nützliche Daten zur Rekonstruktion der Geschichte der Gesellschaft und Wirtschaft der Gemeinschaft vom 17. bis zum 19. Jh. Es ist zum Beispiel ersichtlich, dass die Geburten und Vertragsabschlüsse auf einige Monate oder Perioden des Jahres konzentriert waren<sup>42</sup>. Dies hängt vermutlich mit der saisonbedingten Abwanderung zusammen. Wie in ganz Karn war es auch in Zahre/Sauris üblich, dass die Männer fortzogen, um das magere Einkommen der Familien aufzubessern. So geschah es, dass sowohl manche Jugendliche, als auch Erwachsene im Herbst wegzogen und im späten Frühjahr oder Sommer zurückkehrten, um die Familienangehörigen in der für die Feldarbeit wichtigsten Zeit zu unterstützen. Im Jahr 1629 war zum Beispiel die Zahl der Personen, die von Zahre/Sauris fehlten, gering: 9 von 231 Einwohnern<sup>43</sup>. Fünfzig Jahre später befanden sich 25 Männer von Zahre »in Giermania«, darunter drei Brüder, »alle klein, die fortgezogen waren, um Dienste zu versehen«<sup>44</sup>. In dieser Zeit ist die Bindung zur deutschsprachigen Welt stark, was die Gewohnheit erklärt, die Kinder »zum Dienst« in österreichische Gebiete zu schicken.

Vielleicht zog schon im 17. Jh. mancher Weber von Zahre/Sauris weg; vor allem im Laufe des 18. Jh. jedoch mehren sich die Hinweise auf Weber von Zahre, die in der Ebene Friauls und Venetiens arbeiteten<sup>45</sup>. Im Napoleonischen Fragebogen steht zu lesen, dass

---

41 Zur Geschichte der Pfarrkirche von Zahre und der Wallfahrtskirche S. Osvaldo s. A. Tilatti, *La parrocchia di Sauris...*, a.a.O., S. 63–90.

42 A. Fornasin, *La vita economica a Sauris tra Seicento e Settecento*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 97–98.

43 Ebd., S. 97.

44 C. Lorenzini, *L'inchiesta del 1679 nella trascrizione di Giovanni Gortani*, in G. Ferigo – A. Fornasin (Hg.), *Cramars. Emigrazione, mobilità, mestieri ambulanti dalla Carnia in Età Moderna*, Udine, Arti Grafiche Friulane, 1997, S. 471.

45 G.P. Gri, *Berkn, tessere*, in D. Cozzi – D. Isabella (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 12–13. Zum Unterschied von vielen Orten des nördlichen Karns, in denen die männliche Bevölkerung auf den kleinen Wan-

»sie im Oktober und November fortzuziehen beginnen und bis Juni wegbleiben. Sie beginnen im Alter von ca. 12 Jahren und machen bis zum Alter von ca. 50 Jahren weiter und widmen sich dem Gewerbe der Schneiderei und der Weberei«<sup>46</sup>.

Einige dieser Abwanderer wurden in anderen Orten sesshaft. Dieser Umstand ergab, gemeinsam mit anderen Faktoren, wie eine relativ niedrige Geburtenzahl und ein hohes Alter bei der Eheschließung, zumindest bis Mitte des 19. Jh. einen niedrigen Bevölkerungszuwachs, was im Einklang mit der allgemeinen Tendenz des Alpenraumes stand<sup>47</sup>. Bis 1830 war eine wesentliche Stabilität der Einwohnerzahl zu verzeichnen, die um 500 schwankte.

Die Lage änderte sich um Mitte des Jahrhunderts und zeigte in der zweiten Hälfte einen sprunghaften Anstieg. Im Jahr 1881 lebten in Zahre/Sauris 797 Einwohner, die 1901 auf 844 stiegen. Zu den Ursachen der Bevölkerungszunahme zählten die Einführung des Kartoffelanbaus, die Reduzierung der Sterblichkeitsrate vor allem unter den Kindern und der progressive Anstieg der mit Viehzucht und Almwirtschaft verbundenen Tätigkeiten.

Die Verschiebung innerhalb der Weide- und Feldwirtschaft zugunsten der Viehzucht und Milchverarbeitung brachte schwerwiegende Folgen für die lokale Wirtschaft<sup>48</sup>. Die Bevölkerung von Zahre/Sauris wurde zunehmend vom Außenmarkt abhängig; in dem Zusammenhang erinnert der lokale Schriftsteller Fulgenzio Schneider daran, dass »Menschen in langen Reihen, wie Prozessionen, knapp nach Mitternacht von Zahre mit entzündeten Lichtern zur Erhellung des schwer zu überwindenden Berges Pura loszogen«, ungeachtet der Kälte und des Schnees, »da die Notwendigkeit sie zwang, jeglicher Gefahr zu begegnen, um sich ein wenig Getreide zu beschaffen und speziell auch um die Händler von Ampezzo zufrieden zu stellen, die anmaßend auf die Butterlieferung warteten«<sup>49</sup>.

Von demselben Schriftsteller erfahren wir, dass in den letzten Jahrzehnten des 19. Jh. wegen der Industrialisierung die Männer von Zahre nicht mehr in die Ebene zogen, um als Weber zu arbeiten, sondern andere Ziele der Abwanderung wählten, zum Beispiel »Deutschland und Schweiz im Jahr 1888, wo sie in neun Monaten im Jahr, bis zum Ausbruch des Krieges im Jahr 1915, hintereinander schöne Saisonen erleben konnten«<sup>50</sup>. In den ersten 20 Jahren des 20. Jh. hielten sich die Auswanderer von Sauris, oft in Begleitung der Familien, in Österreich im Raum der Sägewerke von Kärnten, vor allem in Feldkirchen, und in der deutschen Schweiz auf<sup>51</sup>. Einige Familien zogen hingegen bereits ab Ende des 19. Jh. nach Argentinien, in erster Linie in die Region Chaco, wo zahlreiche

---

derhandel mit Gewürzen, Arzneimitteln, Kurz- und Wirkwaren und anderem spezialisiert war, den sie in den Ländern nördlich der Alpen betrieb, zeichneten sich Zahre und die Dörfer im unteren Abschnitt des Karns durch Berufe aus, die mit dem weiten Bereich der Stofferzeugung verbunden waren.

46 Napoleonischer Fragebogen von 1807, Gemeindearchiv von Zahre.

47 E. Navarra, *La comunità di Sauris tra Settecento e Ottocento*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 105–109.

48 D. Cozzi, *Za mitme Abröle...*, a.a.O., S. 161–162.

49 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, a.a.O., S. 62–63.

50 *Ebd.*, S. 66.

51 Die Angaben stammen aus F. Micelli, *Sauris: identità ed emigrazione*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 279–291, der eine eingehende Analyse der Wanderbewegungen bietet.

Gruppen friaulischer Bauern Städte und Ortschaften gegründet hatten. Diese letzten Emigrationen, die endgültig waren, mussten als demographischer Regler wirken, wenn im Jahrzehnt 1901–1911 als Gegenteil zum allgemeinen Bild der friaulischen Berge die Bevölkerung von Zahre/Sauris einen Rückgang erlebte.

Der Erste Weltkrieg berührte die Gemeinschaft nur am Rande, forderte aber doch einen Tribut an Opfern (sechszwanzig Gefallene)<sup>52</sup>. Die Zeitchronik berichtet von der Ankunft des Generals Clemente Lequio mit einer Schar von Pionieren im Jahr 1916. Während der Besetzung von 1917–1918 kam auch eine Truppe von K.u.K.-Soldaten in das Tal, die Lebensmittel, Tiere und Futter erbeuteten und sakrale Bronzestücke und Kupferteile des Kirchturms der Kirche S. Osvaldo forttrugen.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. entwickelten sich Körperschaften und eine beachtliche Verbesserung der Wegbarkeit und der Kommunikationsmöglichkeiten<sup>53</sup>. Im Jahr 1905 wurde die Telegrafenerbindung mit Ampezzo geschaffen. Bereits 1898 entstand eine genossenschaftliche Molkerei in *Plozn*/Sauris di Sopra, der 1907 die von *Dörf*/Sauris di Sotto folgte. Im Jahr darauf wurde eine Konsumgenossenschaft gegründet, die dann 1920 offiziell zur heute noch bestehenden »Unione Cooperativa di Consumo« wurde<sup>54</sup>. 1918 wurde die von General Lequio angelegte Militärstraße nach Ampezzo über den Monte Pura fertiggestellt.

In der kollektiven Erinnerung der Bevölkerung von Zahre/Sauris ist das Ende der sogenannten »Isolierung« und der Eintritt in die Moderne am meisten durch den Bau der Straße des Bûs gekennzeichnet, die Zahre mit Ampezzo über die Schlucht des Wildbachs Lumiei/Lunte verband. Bereits im Laufe des 19. Jh. wand sich ein steiler Weg durch die Schlucht; Ende des Jahrhunderts verbreitete sich dann die Idee, eine Fahrstraße zu bauen, um ein Passieren des Pura-Passes zu vermeiden. Erst im 20. Jh. jedoch sollten die Arbeiten begonnen werden, die unter wechselnden Fährnissen von 1919 bis 1934 anhielten<sup>55</sup>. Außergewöhnlich war der Bau der Brücke über den Lumiei, eine Anlage aus Stahlbeton, deren einziger Brückenbogen hundert Meter lang und über dem Flussbett 105 m hoch war.

In den Jahren 1936 bis 1939 wurde durch die Pioniertruppen auch die Straße zum Cadorè über die Hochebene von Razzo fertiggestellt.

Die relative Verbesserung der Lebensqualität reichte nicht aus, um die Auswanderung aufzuhalten, die zum Teil nach Argentinien, aber auch nach Frankreich, vor allem Montauban in Aquitanien tendierte. Im Laufe eines Jahrzehnts (1921–1931) sank die Bevölkerung von 834 auf 750 Einwohner: dieser Bevölkerungsrückgang lag spürbar unter dem Durchschnitt des friaulischen Berggebietes (–9,0% gegenüber –12,8%), wie auch das Wachstum der Bevölkerung zwischen 1871 und 1931 (+0,8% gegenüber +19,9%) beträchtlich niedriger war.

---

52 Bezüglich der Ereignisse des Ersten Weltkriegs in Zahre: F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, a.a.O., S. 166–195; M. Toller, *Sauris...*, a.a.O., S. 23–24.

53 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, a.a.O., S. 63–65; M. Toller, *Sauris...*, a.a.O., S. 23.

54 M. Plozzer (Hg.), 1920–1970. *50 anni a servizio della Comunità Saurana*, Sauris, Unione Cooperativa di Consumo, 1983.

55 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, a.a.O., S. 74–93; M. Toller, *Sauris...*, a.a.O., S. 24–28.

Interessanter als die Zahlen ist die Analyse der von den Auswanderern getroffenen Entscheidungen. Die Abreise großer Familiengruppen sowohl nach Frankreich als auch nach Argentinien war durch das Angebot landwirtschaftlicher Arbeit auf eigenem Boden bedingt. Während die Auswanderer in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg beschlossen hatten, als Holzfäller und Sägewerker in Österreich und in der Schweiz zu arbeiten, wählten sie in der Zeit zwischen den beiden Kriegen die Bauernarbeit. So zeigte sich die grundlegende Bindung an die Lebensweise, die sie im Heimatort gepflegt hatten<sup>56</sup>.

Auch der Zweite Weltkrieg betraf Zahre/Sauris nur am Rande, obgleich rund dreißig Todesopfer (Soldaten und Zivilbevölkerung) zu beklagen waren. Die grausamsten Ereignisse trugen sich 1944, vor allem in Verbindung mit den Zusammenstößen und Repressalien zwischen deutschen Truppen und karnischen Partisanen zu<sup>57</sup>. Im Dezember jenes Jahres und in den frühen Monaten 1945 stiegen Kosakenscharen und russische Truppen, die dem deutschen Heer angegliedert waren, mehrmals bis Zahre/Sauris auf, um Nahrung und Futtermittel zu suchen.

Zwischen 1941 und 1948 war die Senke von Zahre/Sauris Schauplatz eines großartigen Werks: der Bau der Wasserkraftanlage des Lumiei mit dem eindrucksvollen Staudamm, der damals mit seinen 136 m Höhe der höchste Italiens und einer der größten der Welt war. Trotz der Kriegsereignisse und der logistischen Schwierigkeiten zeigten die Arbeiten einen regelmäßigen Verlauf, abgesehen von einer Unterbrechung in der Zeit der deutschen Besetzung. Da wegen des Einsatzes an der Front vor Ort nur wenige lokale Arbeitskräfte aufzutreiben waren, wurden zwischen Frühjahr und Herbst 1943 300 neuseeländische Kriegsgefangene zur Arbeit herangezogen. Einundzwanzig Arbeiter kamen bei den Bauarbeiten ums Leben. Die Häuser der Ortschaft La Maina am Talboden, der mit dem Staubecken gefüllt wurde, entstanden weiter oben am Berg neu.

In der Nachkriegszeit setzte wieder eine Auswanderung in Richtung Italien, vor allem nach Friaul ein. Diese Tendenz hatte bereits die Zeit knapp vor dem Krieg gekennzeichnet, als das Verbot einer Auswanderung ins Ausland die internen Wanderbewegungen gefördert hatte<sup>57</sup>. In der Zeit 1945–1976 wanderten rund 740 Personen von Zahre/Sauris aus. Zwischen 1951 und 1971 sank die Bevölkerung um 25%.

Diese massive Auswanderung, die für das gesamte friaulische Berggebiet galt, zeigte deutlich die Krise der traditionellen Lebensmodelle und den Bruch des internen wirtschaftlichen Gleichgewichts. Zum Bevölkerungsschwund kamen die drastische Reduzierung der Stücke Vieh, die Verringerung des Prozentsatzes von Beschäftigten in der Landwirtschaft und in der Viehzucht, die ständig abnehmende Ausbeutung der Weiden und der Almeinrichtungen hinzu<sup>58</sup>.

---

56 F. Micelli, *Sauris: identità...*, a.a.O., S. 285–286.

57 F. Micelli, *Sauris: identità...*, a.a.O., S. 287–288. Nach 1945 setzte die Abwanderung ins Ausland wieder ein, wenngleich in geringerem Ausmaß. Relativ viele Personen (15) zogen in der Zeit 1964–1976 in die Schweiz.

58 S. Zilli, *Il declino dell' allevamento in quota nella montagna friulana: il caso Sauris*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 189–203. Die Stückzahl der Rinder sank von 429 des Jahres 1970, verteilt auf 76 Agrarbetriebe, auf 151 des Jahres 1982, verteilt auf 27 Betriebe.

Im Jahr 1976 wurde Friaul von einem katastrophalen Erdbeben heimgesucht, dessen Folgen im Gebiet von Zahre/Sauris relativ beschränkt waren. Paradoxerweise bedeutete dieses Ereignis für den friaulischen Boden den Beginn eines Aufstiegs sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Art. In der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre und zu Beginn der Achtzigerjahre zeigte die Bevölkerung von Zahre Anzeichen eines Erwachens durch die Bildung von Gruppen und Vereinigungen zur Aufwertung der lokalen Sprache und Kultur (der Chor »Zahre«, die kulturelle Vereinigung »Circolo Culturale Saurano Fulgenzio Schneider«) durch Initiativen für die Wiedergewinnung der bodenständigen Bauweise und der traditionellen Handwerksberufe (Holzverarbeitung, Weberei) und durch die Intensivierung bereits bestehender Aktivitäten (Verarbeitung von Schweinefleisch, Fremdenverkehr). Bezeichnend ist in diesem Sinne das Jahr 1980, in dem mit Tagungen und Veranstaltungen das siebenhundertjährige Bestehen des Ortsnamens »Sauris« gefeiert wurde. Die Gemeindeverwaltung leitete das »Sauris-Projekt« der integrierten Entwicklung in die Wege, dessen Schwerpunkt ein Tourismus mit geringen Auswirkungen auf die Umwelt und mit innovativen Lösungen unter Berücksichtigung der Landschaft und Merkmale der Gemeinschaft war<sup>59</sup>.

Im Jahr 1983 nutzte die Gemeinde ein eigenes Regionalgesetz (L.R. 2/83) zum Schutz der traditionellen Aspekte der historischen Ortszentren von *Plozn/Sauris di Sopra* und *Dörf/Sauris di Sotto*. Die umfangreichen Finanzierungen gestatteten die Restaurierung eines großen Teiles der Häuser und den Neubau primärer urbanistischer Anlagen und verschiedener öffentlicher Einrichtungen.

In den letzten zwanzig Jahren scheinen die getroffenen Maßnahmen vorübergehend die Gefahr einer Auslöschung der Gemeinschaft gebannt zu haben. Neben dem Fremdenverkehr wurden kompatible Wirtschaftsaktivitäten gestärkt oder eingeleitet (Handwerk, Wohnbau, Lebensmittelprodukte), die das Verbleiben der Einwohner sichern<sup>60</sup>.

Am Horizont zeichnen sich neue Aufgaben ab, wie die Entwicklung von einem »stationären« zu einem »Durchzugstourismus« oder die Suche nach Lösungen für einen Wiederaufschwung des Wintertourismus, der sich wegen Schneemangels und wegen des Fehlens attraktiver Sporteinrichtungen in einer Krise befindet.

Seit geraumer Zeit sind die Landwirtschaft und die Viehzucht stark rückläufig, was auch unvermeidbare Folgen für die Umwelt mit sich bringt.

Die größte Aufgabe ist jedoch in Verbindung mit der Beibehaltung der Identität und der kulturellen und sprachlichen Eigenart der Gemeinschaft zu sehen.

---

59 Beispielgebend ist in diesem Sinne der Plan des *albergo diffuso* (»Streuhotel«), der darin besteht, einige Gebäude der historischen Ortszentren zu restaurieren und darin Zimmer und Apartments zu schaffen. Diese werden einheitlich verwaltet und aufgrund spezieller Vereinbarungen mit Einrichtungen wie Restaurantbetrieben, Portierlogen, Geschäften ausgestattet. Das Ziel ist ein Angebot von qualifizierten und völlig autonomen Unterbringungseinrichtungen, die sich jedoch in das lokale Ambiente fügen.

60 Ein eigenes Kapitel ist die Lebensqualität. Trotz bedeutender Verbesserungen im Bereich der Wegbarkeit bestehen nach wie vor Schwierigkeiten bei der Nutzung einiger Dienste (Gesundheitseinrichtungen, Mittelschulen, Kultur- und Unterhaltungsangebot) in den Orten Tolmezzo und Udine. Für die vorhandenen Betriebe besteht die Gefahr der Schließung oder einer beträchtlichen Reduzierung (Kindergarten und Volksschule, Krankenkassenarzt, Postamt).



## DAS BRAUCHTUM

Die vor allem im Laufe des 20. Jh. erfolgten Umwandlungen zeigten starke Auswirkungen auf die verschiedenen Aspekte der materiellen und symbolischen Kultur der Gemeinschaft von Zahre/Sauris. Die hier gebotene Beschreibung alter Bräuche bezieht sich auf eine Zeit, die etwa der ersten Hälfte des 20. Jh. entspricht. Einige der Traditionen sind bereits verloren gegangen, andere haben überlebt oder wurden wieder aufgegriffen, was oft unter Anpassung an die veränderten Gegebenheiten der heutigen Zeit erfolgte.

Die Ereignisse und die wichtigsten Etappen im Leben der Einzelnen und Familien wurden von der Bevölkerung von Zahre/Sauris in einfacher, nüchterner Weise erlebt, wie es dem Gemüt dieser Menschen entsprach, die sich auf einen starken Glauben stützten. Die tief religiöse Gesinnung zeigte sich bei den liturgischen Festlichkeiten, doch auch bei der Ausübung des Glaubens im Alltag und in den Familien (die Gebete, der abendliche Rosenkranz, das Kreuzzeichen beim Angelus-Läuten), sowie bei einer Reihe kleinerer Rituale, um Glück zu erbitten und Unheil fern zu halten, was heute leicht als Aberglaube bezeichnet wird, doch einst Quelle der Stärke und des Haltes angesichts der Unsicherheiten und Schwierigkeiten des Alltags waren<sup>61</sup>.

Auch die besondere Aufmerksamkeit für Frau und Kind zählt dazu, das Kind soll in der Zeit der Schwangerschaft und des Stillens vor negativen Einflüssen und Gefahren geschützt werden (zum Beispiel legte man Pölsterchen mit geweihten Gegenständen in die Wiege oder in die Windeln: einen Olivenzweig, Weihrauch, Wachs, Wasser). Die Taufe erfolgte wenige Tage nach der Geburt; die Kinder der Weiler wurden mit dem Rückentragkorb bis zur Hauptkirche gebracht. Die Eltern des ersten Kindes, das nach dem Dreikönigsfest oder nach Ostern zur Welt kam (bei diesen Anlässen wurde das Wasser im Taufbecken erneuert) boten dem Geistlichen ein Lamm dar. Vierzig Tage nach der Geburt musste sich die Wöchnerin zur Reinigung in die Kirche begeben; zuvor war es ihr untersagt, sich über die Grenze des von der Traufe rinnenden Regenwassers hinaus vom Haus zu entfernen.

In der frühen Kindheit wurden die Knaben und Mädchen im Wesentlichen gleich behandelt, bis auf die Ernährung: Dem Brei der männlichen Kleinkinder wurde ein Stückchen Butter beigemischt, um die Lenden zu stärken und einem Leistenbruch vorzubeugen. Auch die Kleidung war für Knaben und Mädchen gleich, und beide beteiligten sich an den Bettelgesängen der Kinder in der Weihnachtszeit.

Im Schulalter und in der Jugend wurde die Unterscheidung nach Geschlechtern stärker betont. Nur die Knaben durften in der Karwoche »ratschen« gehen oder die Sternsinger begleiten. Im Alter von 13–14 Jahren mussten die Heranwachsenden zur Aufnahme in den Kreis der Jugendlichen »die Taufe bezahlen« (*zola de tafe*) und ein kleines Fest veranstalten. Die Entwicklungsjahre wurden mit der Rekrutierungsfeier abgeschlossen. Nach der Musterung zogen die Burschen des entsprechenden Jahrgangs mit den Mädchen glei-

---

61 Zum Verhältnis zwischen Religion und Magie, zu den Schutz- und Abwehrritualen, zum Gebrauch von Amuletten und zur Vorstellungswelt der Bevölkerung von Zahre s. D. Isabella, *La parola e la scrittura: orizzonti simbolici*, in D. Cozzi – D. Isabella (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 93–120. Die religiösen Gebräuche wurden zusammengefasst in L. Protto – D. Isabella, *Pete vur ins/Prega per noi. La devozione popolare a Sauris*, Heft 2, Zahre-Sauris, Centro Etnografico, 2001.



Zahre: »Schöne Masken« (scheana schembln) beim Zährer Fasching

chen Alters im Festkleid, mit Hüten voller Papierblumen und bunter Bänder, in Begleitung von Musikanten durch den Ort und die Gasthäuser.

Diese und andere Feste waren wichtige Anlässe für geselliges Beisammensein, in dessen Verlauf die Burschen den Mädchen den Hof machten und sich neue Paare bildeten<sup>62</sup>. Die Ehe wurde, angefangen von der Kleidung, auf bescheidene Art geschlossen. Die Braut trug die Tracht von Zahre oder ein Kostüm in den Farben Braun, Grün, Grau oder Schwarz. Oft waren Gewand und Zubehör geliehen, um die Kosten gering zu halten. Am Vorabend fanden sich die Freundinnen der Braut unter ihrem Fenster ein, um ein Glück verheißendes Ständchen zu singen. Wenn die Brautleute aus verschiedenen Ortsteilen waren, fand nach der Trauung das Ritual des Tischleins (*tischle*) statt: Die Burschen des Ortsteiles, dem mit dieser Hochzeit ein Mädchen »verloren ging«, stellten dem Bräutigam einen kleinen Tisch mit Spirituosen und anderen Getränken auf, die der Bräutigam zahlen musste. Ebenso widerfuhr es einem jungen Fremden, der ein Mädchen des Ortes heiratete. Das Ritual des Tischleins geht heute für gewöhnlich mit dem Stammschneiden einher oder wird durch dieses ersetzt. Die Familie der Brautleute bot dann den Verwandten und Freunden ein Mahl mit Weißbrot, Fleisch, Süßwaren und Gerichten, die im Alltag selten auf den Tisch kamen. Der Tag wurde mit Gesang und Tanz abgeschlossen.

Das letzte Ereignis im Leben, bei dem die gesamte Gemeinschaft einbezogen wurde, war der Tod. Am Abend fand im Haus des Verstorbenen die Totenwache statt, an der sich neben den Verwandten ein oder zwei Mitglieder jeder Familie des Ortes beteiligten. Es wurde mehrmals, auch die ganze Nacht hindurch, der vollständige Rosenkranz gebetet, um die Seele bei ihrem Übergang zu begleiten.

Am Tag der Beerdigung wurde der Sarg auf der Schulter vom Haus zur Kirche und von dort zum Friedhof getragen<sup>63</sup>. Träger waren sechs Personen, je nach dem Geschlecht des Verstorbenen Männer oder Frauen. Diese Aufgabe kam für gewöhnlich den Patenkindern zu, wenn der Verstorbene mittleren Alters oder alt war, den Altersgenossen, wenn er jung war. Kindersärge wurden bis zum Friedhof offen gelassen; der Taufpate trug den Deckel, die Taufpatin den Sarg, in dem neben der kleinen Leiche Blumen angeordnet waren. Die Grabkränze wurden von Hand gebunden: Die Knaben sammelten Tannenzweige und setzten sie in Ringform zusammen, die Mädchen schmückten sie mit bunten Blumen aus Seidenpapier. Auf dem Friedhof zogen am Ende der Beerdigung alle Anwesenden am Grab vorbei, um den Sarg mit Weihwasser zu besprengen.

In der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig finden immer noch die Bettelumzüge von Kindern und Erwachsenen statt. Die ersteren machen bei zwei Anlässen den Rundgang durch das Dorf, wobei sie Kehrreime singen (*Pistelea* am Tag der unschuldigen Kinder, *'s naje jehr* am ersten Tag des Jahres) und von jeder Familie Essensgaben erhalten.

---

62 Die Studien von Elisabetta Navarra zur demographischen Entwicklung der Gemeinschaft von Zahre im 18.–19. Jh. zeigen bis 1858 einen Prozentsatz von endogamen Ehen, der immer über 90 liegt (E. Navarra, *La comunità di Sauris...*, a.a.O., S. 115).

63 Da die Bewohner von Lateis und La Maina keinen eigenen Friedhof hatten, brachten sie die Toten nach Dorf zur Begräbnisfeier und Bestattung. Der Sarg wurde mit einem Fuhrwerk transportiert (wenn Schnee lag, mit einem Schlitten), dem ein Kind vorausging; dieses trug um den Hals ein schwarzes Bändchen mit einem kleinen Kreuz, in der Hand ein Öllicht. Den Abschluss bildeten die Verwandten und Freunde.

Der Tag und die Abwicklung des Sternsingens sind von Weiler zu Weiler verschieden. Bei Einbruch der Dämmerung zieht eine Gruppe Jugendlicher und Erwachsener mit einem bunten, beleuchteten Stern, der an einem Stock befestigt ist, durch die Ortsteile. Bis zu Beginn des 20. Jh. war das Ritual den männlichen Sängern vorbehalten, von denen drei als Heilige Drei Könige verkleidet wurden, während sich heute sowohl Männer als auch Frauen beteiligen<sup>64</sup>. Sie singen alte Weihnachtslieder (die *Stearnliedlan*) auf Altdeutsch, Italienisch und Lateinisch.

Der Fasching (*der voschankh*) begann offiziell, sobald der Geistliche mit dem Segnen der Häuser fertig war<sup>65</sup>. Für gewöhnlich zog man sich am Donnerstag, Samstag und Sonntag Faschingskostüme an. Die typischen Karnevalsfeiern von Zahre haben viel mit jenen anderer Zonen des Alpenraumes gemeinsam. Charakteristisch ist zum Beispiel die Unterscheidung in schöne Perchten (*de schean schembln*) und hässliche Perchten (*de scheintan schembln*). Die ersteren trugen Festkleider und zeigten in ihren Bewegungen Grazie und Harmonie. Die anderen trugen schäbige, geflickte Kleider und benahmen sich grob und plump. Die Perchten traten immer paarweise auf. Wer als Mann gekleidet war, trug eine Holzmaske oder hatte das Gesicht mit Ruß unkenntlich gemacht (vor allem die hässlichen Perchten); die Frauengestalten trugen über dem Gesicht einen Schleier oder ein Stück weißen Stoffes, der auf dem Kopf mit einer *kapelina*, einem mit Papierblumen, Perlen und langen Bändern verzierten Kartonzylinder befestigt war.

Erst gegen Mitte des 20. Jh. kamen zu den hässlichen und schönen Perchten die *riké* hinzu, die an Masken slawisch-alpiner Art erinnern. Sie trugen Hosen oder Röcklein von weißer oder heller Farbe und weiße Hemden mit applizierten Papierblumen. Höchst bunt war auch die Kopfbedeckung, ähnlich der *kapelina* der schönen Perchten, doch noch auffallender mit Blumen und Bändern geschmückt. Die *riké* zogen mit Musikinstrumenten oder lärmenden Gegenständen umher und sangen Kehrreime.

Die alten hölzernen Masken von Zahre/Sauris, die heute im Museo delle Arti e Tradizioni Popolari di Tolmezzo (Museum für Volkskunst und Volkskunde in Tolmezzo) verwahrt sind, heben sich von den Masken anderer Ortschaften Friauls durch einen weniger auffallenden, ernsteren Ausdruck, durch regelmäßige Züge und zarte Farben ab, auch wenn es nicht an grotesken Masken mangelt.

Das Ritual der Kostümierung war einfach und wiederholte sich unverändert. Gegen Abend zog dreimal der *rölar* durch die Straßen der Ortschaften und machte darauf aufmerksam, dass es Zeit zum Ankleiden war: »*Haint geaman schembl!*« (Heute Abend treiben wir uns als Perchten um!). Der *rölar*, der in Fetzen gekleidet war und das Gesicht mit einer Maske oder einer dicken Schichte *rues* (Ruß) bedeckt hatte, trug einen Gürtel um die Taille, an der die *röln*, bronzene Bällchen hingen, in denen eine Kugel eingeschlossen war, die bei Bewegung einen dumpfen Klang erzeugte. Damit sollten die Masken verständigt, doch auch die Kinder erschreckt werden, die von der abendlichen Kostümierung und vom anschließenden nächtlichen Ball ausgeschlossen waren.

---

64 M. Toller, *Sauris...*, a.a.O., S. 37–38.

65 Die Angaben zum Karneval von Zahre stammen aus N. Petris, *Il carnevale saurano*, in D. Cozzi – D. Isabella (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 121–128; Ferrante Schneider, *Der zahrar voschankh*, in »De Zahre reidet«, Nr. 64, 1992.

Die Masken versammelten sich an einem vereinbarten Platz und begannen, in Begleitung von einem oder zwei Spielern und vom *kheirar* von Haus zu Haus zu ziehen. Je nach den Ortschaften und den Perioden fiel der *kheirar* bisweilen mit dem *rölar* zusammen oder konnten zwei verschiedene Männer oder Burschen die Rollen übernehmen. Die Ausdrücke *kheirar* und *rölar* geben nicht so sehr eine Art Maske, als vielmehr eine Aufgabe an. Der *kheirar* trug dunkle Kleidung, grobe hölzerne Stallschuhe, eine Maske mit strengem Ausdruck und vor allem einen großen Reisigbesen, von dem der Name herrührte. *Kheirn*, d.h. Kehren, war die Hauptaufgabe dieser Gestalt. Wenn die Masken vor einem Haus angelangt waren, schlug er mit dem Besenstiel gegen den Eingang, trat in die Küche, kehrte den Boden mit weit ausholenden Kreisbewegungen, ließ die Spieler und dann das erste Maskenpaar eintreten, das einige Runden tanzte und sich wieder entfernte. Der *kheirar* fegte erneut den Boden und ließ das zweite Paar eintreten und so weiter, zuerst die schönen, dann die hässlichen Masken, bis zum letzten Paar. Nun begab sich die Gruppe zum nächsten Haus und wiederholte das Ritual. Am Ende versammelte sich die Gruppe in einem Raum, der groß genug war, um alle Paare aufzunehmen. Hier fand der eigentliche Tanz statt, der mehrere Stunden lang dauerte.

Die vom *rölar* und vom *kheirar* ausgeführten Bewegungen haben eine klare symbolische Bedeutung: Der Klang der Schellen soll die negativen Kräfte und die bösen Geister entfernen. Auch das Besen-Ritual ist mit der Notwendigkeit verbunden, das Alte, Hässliche wegzukehren, um dem Neuen, Schönen, der Wiederkehr des Frühlings und dem neuen Leben Platz zu machen.

Trotz ständiger Wiederholung der gleichen Handlungen war dennoch immer Raum für neue Einfälle und Maskierungen. In alter Zeit legten alle am drittletzten Sonntag gute Kleidung an, da es der Sonntag der Herrschaften, der Wohlhabenden (*hearnsuntach*) war. Am vorletzten Sonntag der Bauern (*pauarsuntach*) machten die Masken mit den entsprechenden Geräten die Feldarbeiten nach. Am letzten Sonntag, dem der Bettler (*petlarsuntach*), zogen drei Jugendliche durch den Ort und sammelten Lebensmittel (Mehl, Eier, Schmalz, Butter, Topfen), mit denen am Abend ein Klößchen-Mahl für die Masken zubereitet wurde. Am Faschingsdonnerstag (*vastignpfinzntokh*) wurden in den Gaststätten oder in Häusern Parodien auf die verschiedenen Berufe vorgetragen (Scherenschleifer, Zahnarzt, Wanderhändler) und Personen des Ortes karikiert.

Ab den Sechzigerjahren des 20. Jh. passten sich die Faschingfeiern immer mehr der von auswärts gebrachten Mode an, bis sie schließlich völlig ihre besonderen Merkmale verloren. Im Jahr 1992 ging der Fremdenverkehrsverein an die Wiedereinführung des traditionellen Faschings, wobei er von der Volksschule unterstützt wurde, die zu diesem Thema Recherchen anstellte. Zwei lokale Handwerker schufen verschiedene Holzmasken: Sie bildeten Originalmodelle nach, die in Tolmezzo verwahrt werden, oder inspirierten sich an ihnen. So wird heute der Fasching von Zahre/Sauris mit einigen Änderungen, die den gewandelten Erfordernissen der Bevölkerung und der Entwicklung des Fremdenverkehrs entsprechen, doch im Wesentlichen getreu den traditionellen Ritualen wieder dargeboten. Allerdings ist der spontane Charakter und die sorglose Heiterkeit verloren gegangen, von denen die Älteren unter der Bevölkerung berichten.

In der Karwoche ziehen die Kinder mit ihren lärmenden Ratschen, deren Rattern den Glockenklang ersetzt, durch die Straßen, während in den Kirchen in gedämpftem Ton an das Leiden und den Tod Christi erinnert wird. Unter den Feiern des Triduumms ist die Prozession, die am Karfreitag in *Plozn/Sauris di Sopra* stattfindet, besonders eindrucksvoll: Ein

großes Kreuz mit den Symbolen der Passion wird unter dem Lärm der Ratschen und beim Schein der am Straßenrand entzündeten Feuer und Lichter durch den Ort getragen. Jeder Ortsteil hat seine eigenen religiösen Festtage. Am tiefsten empfunden werden die der Schutzpatrone (Hl. Oswald in *Dörf/Sauris di Sotto*, Hl. Laurentius in *Plozn/Sauris di Sopra*, Hl. Dreifaltigkeit in Lateis, Hl. Joseph in La Maina) und die Marienfeste. Es findet eine Prozession mit der Statue des gefeierten Heiligen und gegebenenfalls der Reliquie statt. Bei diesen und anderen Feierlichkeiten erfolgen in der Kirche einige Segensrituale: des Wassers, des Salzes und des Obstes am Dreikönigstag, des Brotes zu Ostern, des Blumenstraußes und der Heilkräuter (*baipusch*) bei Mariä Geburt. Im Allgemeinen werden die religiösen Feste weniger feierlich und mit weniger Anteilnahme als früher begangen, doch gelten sie nach wie vor als fester Bezugspunkt für die Identität der Gemeinschaft. In den letzten Jahren wurden einige Gebräuche, wie etwa das Mahl der Senner im Pfarrhaus am Tag des Hl. Oswald (5. August) wieder eingeführt; an diesem Festtag begaben sich die Almhüter nach *Dörf/Sauris di Sotto*, um dem Geistlichen Gaben in Form von Käse (*quartese*) zu bringen und wurden zum Mittagessen eingeladen. Eng mit dem Identitätsbewusstsein der Gemeinschaft ist auch die traditionelle Pilgerfahrt zur österreichischen Wallfahrtsstätte Maria Luggau im Lesachtal verbunden. Die Pilger von Zahre/Sauris begaben sich in kleinen Gruppen dorthin, wozu sie eine Wanderung von vier Tagen auf sich nahmen und sowohl bei der Hin- als auch der Rückreise in Sappada Halt machten. Der Ursprung dieses Brauches ist nicht bekannt. Vielleicht leitet er sich von einem Gelübde ab, das die Gemeinschaft getan hatte, oder hing mit der Art von Wundern zusammen, deretwegen dieses Heiligtum bekannt war. Bis heute wird von der Pilgerreise einer Familie von *Plozn/Sauris di Sopra* berichtet, die ein totes Kind in einem Rückentragkorb zum Wallfahrtsort brachte, wo es auf wundersame Weise »von den Toten erwachte«, so dass es gerade rechtzeitig getauft werden konnte.<sup>66</sup> Der mit dem Ersten Weltkrieg abhanden gekommene Brauch wurde in jüngeren Jahren wieder aufgefrischt. Wie früher bringt diese Pilgerreise die Bevölkerung von Zahre/Sauris in ihr Ursprungsland und ist gleichzeitig Gelegenheit für ein Zusammentreffen mit der anderen deutschsprachigen Gemeinschaft von Sappada.

## **DIE SPRACHGEMEINSCHAFT**

Der Dialekt von Zahre/Sauris ist der südbayrischen Gruppe des Altdeutschen zuzuordnen. Er weist demnach starke Ähnlichkeiten mit dem Tiroler und dem Kärntner Dialekt auf, die demselben Stamm angehören.

Wie bereits erwähnt, machte sich ab dem 19. Jh. erhebliches Interesse für den Dialekt von Zahre/Sauris bei italienischen und ausländischen Sprachforschern bemerkbar, deren Studien es gestatteten, aufgrund eines Vergleichs mit den Dialekten der nahe gelegenen österreichischen Täler und der Analyse der phonetischen und morphologischen Erschei-

---

66 Im Buch der Wunder der Madonna von Luggau ist diese Begebenheit oder eine ähnliche angeführt, von der die Familie di Nicolò di Peter (Petris) von Plozn 1637 berichtet hatte (W. Baum, *Deutsche Sprachinseln in Friaul*, Klagenfurt, Carinthia Verlag, 1980, S. 37).

nungen das Herkunftsgebiet der ersten Siedler und die Zeit der Besiedlung zu bestimmen<sup>67</sup>. Der Dialekt von Zahre ist zur Erhärtung und Ergänzung der historischen Quellen von Bedeutung, doch auch da er den Sprachwissenschaftlern die Möglichkeit bietet, die Entwicklung der deutschen Sprache zu rekonstruieren und zahlreiche linguistische Fragen eingehend zu erörtern<sup>68</sup>.

Eines der Merkmale des Dialekts von Sauris ist gewiss der Reichtum an Diphthongen durch die Diphthongierung der langen Vokale des Hochdeutschen, wie sie den deutschen Sprachinseln des Triveneto gemeinsam ist. Wie Lorenzoni feststellte, zeigt sich im Dialekt von Zahre/Sauris die Diphthongierung des mittelhochdeutschen  $\hat{e} > \acute{e}a$  und des mhd.  $\hat{o} > \acute{o}a$ , eine Erscheinung, die auf die Mitte des 9. Jh. rückführbar ist, und die Entwicklung  $\hat{i} > \acute{a}i$  und  $\hat{u} > \acute{á}u$ , die zwischen dem 11. und 12. Jh. stattfand (13. Jh. für die Gebiete diesseits des Brenners)<sup>69</sup>. So haben wir zum Beispiel: mhd.  $\acute{E}WIC > \acute{e}abik$  (ewig),  $\acute{M}\acute{E}R > \acute{m}éar$  (mehr); mhd.  $\acute{N}\acute{O}T > \acute{n}óat$  (Not),  $\acute{H}\acute{O}CH > \acute{h}óach$  (hoch),  $\acute{R}\acute{O}T > \acute{r}óat$  (rot); mhd.  $\acute{L}\acute{I}T\acute{E} > \acute{l}áite$  (Leite),  $\acute{S}\acute{I}T\acute{E} > \acute{s}áite$  (Seite); mhd.  $\acute{H}\acute{U}Z > \acute{h}áus$  (Haus),  $\acute{K}\acute{L}\acute{U}BEN > \acute{k}hláubm$  (klauben).

Deutlich zeigt sich auch die Entwicklung des mhd.  $a$  zu  $o$ , wie etwa beim mhd.  $\acute{A}LT > \acute{o}lt$  (alt),  $\acute{H}AR > \acute{h}or$  (Lein),  $\acute{W}ANT > \acute{w}ont$  (Wand).

Die Entwicklung von  $e$  und  $\acute{e}$  des Mhd. zu  $ei$  als lange oder gezogene Silbe, eine relativ weit zurückliegende Erscheinung, hat zum mhd.  $\acute{E}BEN > \acute{e}ibm$  (eben),  $\acute{E}CKE > \acute{é}ikhe$  (Ecke),  $\acute{B}\acute{R}\acute{E}T > \acute{pr}éit$  (Brett) geführt.

Außerdem enthält der Dialekt von Zahre/Sauris die Diphthonge  $\acute{ú}e$  (abgeleitet vom mhd.  $uo$ ),  $\acute{a}i$  (vom mhd.  $iu$ ) und  $\acute{ó}u$  (aus der Verlängerung des Vokals  $o$ ): mhd.  $\acute{G}UOT > \acute{g}úet$  (gut),  $\acute{B}LUOME > \acute{pl}úeme$  (Blume),  $\acute{K}RIUZE > \acute{k}hráits$  (Kruzifix),  $\acute{N}UWE > \acute{n}áie$  (neu),  $\acute{B}IUNTE > \acute{p}áinte$  (umzäuntes Grundstück),  $\acute{T}OR > \acute{t}our$  (Tor),  $\acute{G}LOCKE > \acute{k}loukhe$  (Glocke),  $\acute{L}OCH > \acute{l}ouch$  (Loch).

Nicht vorhanden sind hingegen Spuren des Übergangs vom Umlaut- $e$  zu  $a$ , der im bayrischen Gebiet um die letzten zwanzig Jahre des 13. Jh. erfolgte. Da sich im Dialekt von Sauris das Umlaut- $e$  erhalten hat, ist es laut Lorenzoni offenkundig, dass die deutschen Siedler ihr Ursprungsland vor Ende des 13. Jh. verließen.

Charakteristisch ist die Trübung der Vokale  $i$  vor  $r$  und  $o$  vor  $r$  und  $l$ :  $\acute{k}hurche$  für Kirche,  $\acute{h}urte$  für Hirte,  $\acute{b}urt$  für Wirt,  $\acute{ó}rt$  für Ort,  $\acute{b}órt$  für Wort,  $\acute{d}órf$  für Dorf,  $\acute{b}ól$  für Wohl,  $\acute{b}ólke$  für Wolke,  $\acute{h}ólz$  für Holz.

---

67 Neben den genannten Forschern ist auch Battisti zu nennen, dem zufolge sich die deutschen Sprachinseln Friauls »in relativ junger Zeit [Abschnitt des Mittelalters] von jener Art Bayrisch des Alpengebietes abgeleitet haben, das östlich von Olang im Pustertal gesprochen wird, d.h. vom modernen Kärntnerischen« (C. Battisti, *La parlata tedesca*, in G. Marinelli, *Guida della Carnia e del Canal del Ferro. Nuova edizione...*, a.a.O., S. 87). Eine Untersuchung der linguistischen Erscheinungen des Dialekts von Zahre bieten: L. Lucchini, *Saggio...*, a.a.O., S. 15–18, G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris...*, a.a.O., S. 12–21, N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, a.a.O. Aufschlussreich, wenngleich nicht vollständig, ist auch Ferrante Schneider, *Dialetto saurano. Fonologia e grafia, cenni di grammatica, sostantivi ed altro*, Sauris-Zahre, Gemeinde, 2000.

68 Norman Denison bezeichnete Zahre als »ein Sprachlaboratorium, ein wahres Paradies für den Sprachwissenschaftler«, der in Zahre, wie in den anderen Sprachinseln, Anregungen für die Untersuchung von Fragen der Mehrsprachigkeit und ..., Kontakten unter Sprachen, Sprachkompetenz usw. findet (N. Denison, *Spunti teorici e pratici...*, a.a.O., S. 169).

69 G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris...*, a.a.O., S. 12–13.



Zahre: Kirchweihfest von S. Osvaldo, 2000

Hinzuweisen ist noch auf die bayrische Monophthongierung von *au* zu *ou*, wie beim mhd. LOUFEN (über *laufen*) > *läfn*, doch auch beim rom. *Sauras* o *Saures* > *Zäre*, was beweist, dass zur Zeit der Besiedlung die Erscheinung noch nicht abgeschlossen war.

Die konsonantische Ersetzung *s* > *z(ts)* am Wortanfang ist auch in anderen romanischen Lehnwörtern zu erkennen, wie z.B. dem rom. *secchia* (vom Lat. *situla*) > *zigl*.

Was die Konsonanten anbelangt, ist als weitere bedeutende Erscheinung die Entwicklung des bilabialen *b* zu *w* (ital. *v*) zu nennen, die im bayrischen Alpenraum seit dem 13. Jh. belegt ist. Im Dialekt von Sauris hat diese Entwicklung bei der Phase *b* Halt gemacht: mhd. WINKEL > *binkhl* (Winkel), WALT > *bolt* (Wald), WAZZER > *bossler* (Wasser), WANT > *bont* (Wand).

Das *p* des Mhd. hat sich am Wortanfang erhalten: *pame* für Baum, *prueder* für Bruder, *peisar* für besser.

Erhalten ist auch noch das *v* des mhd.: *vues* für Fuß, *vride* für Friede, *vrogn* für fragen.

Ebenso interessant und reich an Anregungen und Überlegungen ist die Untersuchung des Wortschatzes. Dank des Vorliegens bestimmter Wörter und Ausdrücke, die in der zweiten Hälfte des 13. Jh. in das Süddeutsche eingegangen sind (*pis* »bis«, *begn* »wegen«,



zome »zusammen«), können wir die Gründung der Gemeinschaft auf die Zeit zwischen 1250 und 1280 datieren<sup>70</sup>. Auch die Form *voschankh*, Fasching, ist ein wichtiger Hinweis für die Datierung der Ansiedlung. Sie geht dem Ausdruck »Fasenacht« voraus, der zum Beispiel in Sappada in der Form *vosenocht* vorliegt<sup>71</sup>.

Schwer auszulegen ist hingegen das Vorhandensein von Wörtern wie *agnleiser* (Augen-gläser), *ure* (Uhr), *stunde* (Stunde), *piksn* (Büchse), *khugl* (Kugel). Diese Ausdrücke waren in der ersten Hälfte des 13. Jh. unbekannt, da sie sich auf Dinge bezogen, die nicht vor dem 14. Jh. erfunden werden sollten. Es ist deshalb möglich, dass sie nach Ankunft der ersten Siedler eingeführt wurden oder dass die Besiedlung, die gleich nach 1250 begann, bis 1300 und noch länger anhielt<sup>72</sup>.

Sicher ist, wie Denison anführt, dass »ab ca. 1350 die Benennungen materieller Neuheiten für gewöhnlich nicht mehr aus dem Ursprungsland stammen, sondern, mit wenigen Ausnahmen, aus dem neulateinischen Sprachraum«<sup>73</sup>.

Diese Überlegung führt uns zur Entwicklung des Dialekts von Zahre/Sauris. Die Notwendigkeit, soziale und wirtschaftliche Beziehungen zu den benachbarten Gemeinschaften und zu den überterritorialen Institutionen zu unterhalten, veranlasste die Bevölkerung von Zahre von Beginn an zum Erlernen anderer Sprachen, wodurch sich eine Situation der Mehrsprachigkeit ergab. Obwohl es bis zum 19. Jh. vorkam, dass manche nur den Dialekt von Zahre sprachen (vor allem Frauen), konnten und gebrauchten andere häufig drei Sprachen: die von Zahre für die Kommunikation in der Familie und im Ort, das Friaulische (vor allem in der karnischen Variante) für die Kontakte zu den benachbarten Orten und jenen des Tieflandes, das Italienische für den Amtsverkehr und die schriftlichen Mitteilungen im Allgemeinen.

Die Entfernung vom Mutterland und die teilweise Isolierung machten es sehr schwer, aus dem Sprachschatz der drei Heimatgebiete zu schöpfen (wo sich in der Zwischenzeit das Deutsche selbständig entwickelte), um über Neologismen zur Bezeichnung neuer Gegenstände, Arbeitstechniken, Begriffe zu verfügen. So wurden Ausdrücke von den benachbarten Gemeinschaften entlehnt. Diese Durchlässigkeit beschränkte sich nicht nur auf den Wortschatz, sondern auf alle Ebenen der Sprachstruktur (Morphologie und Syntax). Bis zum Ende des 19. Jh. muss jedenfalls die Kluft zwischen dem Dialekt von Zahre und der jenseits der Alpen verbreiteten deutschen Sprache beschränkt gewesen sein, was auch dem Vorliegen von Religionsbüchern in deutscher Sprache und dem Bestehen einer »Deutschschule« (vielleicht ein Abendkurs) zu verdanken war. Dem Sprachforscher Josef Bergmann, der 1849 meinte, die Bevölkerung von Zahre spreche einen stark korruptierten Dialekt, der mit italienischen Wörtern und unverständlichen Ausdrücken vermischt war, und der diesem Dialekt ein rasches völliges Verschwinden prophezeite, antwortete 1882 Pater Luigi Lucchini folgendes: »Es ist nicht zu leugnen, dass unser Di-

---

70 N. Denison, *Spunti teorici e pratici...*, a.a.O., S. 171–172.

71 N. Denison, *Friuli: laboratorio (socio)linguistico*, in G. Fornasir – G.P. Gri (Hg.), *La cultura popolare in Friuli »Lo sguardo da fuori«*, Tagungsberichte, Udine, Palazzo Mantica, 21–XI–1992, Udine, Accademia di Scienze, Lettere e Arti, 1992, S. 52.

72 N. Denison, *Spunti teorici e pratici...*, a.a.O., S. 172.

73 *Ebd.*

alekt, der von allen Seiten, vom Karn und vom Cadore beeinflusst wird, abgeschwächt und verderbt worden ist, da er zum Schaden seiner Reinheit viele Ausdrücke übernahm, die ihm nach und nach aufgedrängt wurden; was jedoch den Bestand anbelangt, steht er sicher nicht vor dem Erlöschen, wie Bergmann anführt. Wir wissen im Gegenteil, dass der Dialekt in manchen Häusern, die dem Handel mit Fremden ferner stehen, von jenen Frauen, vor allem alter Prägung, die höchstens zwei oder dreimal das Becken von Zahre verlassen haben, in relativ bewundernswerter Reinheit gesprochen wird; und so glauben wir, dass er im Familienkreis von den Enkeln noch in zwei, drei Jahrhunderten gesprochen werden wird«<sup>74</sup>.

In soziologischer Hinsicht ließen jedenfalls die Situation der Volks- und Sprachinsel und das Bewusstsein des Andersseins ein Minderwertigkeitsgefühl unter der Bevölkerung aufkommen, das im Laufes des 20. Jh. zunahm, als die Verbesserung der Wegbarkeit die Kontakte zur Außenwelt erleichterte und intensivierete. Die benachteiligte Stellung und die Scham wurden durch die Haltung der Einwohner der angrenzenden Ortschaften noch verstärkt, die oft über die Bewohner von Zahre/Sauris spotteten und sie als *crautins* (Krautesser und – wegen des Gleichklangs mit *cretini* – Dummköpfe) bezeichneten. Im Sprachsystem von Zahre wurde demnach der deutsche Dialekt zu einem weniger angesehenen Kode, der sich nur für die eng mit dem Ortsgeschehen verbundenen Beziehungen eignete und nicht mehr als *Sprache* galt<sup>75</sup>.

Zu dieser inneren »Abschwächung« kamen noch das Drängen und der Druck seitens der Institutionen, vor allem der Schule. Während bis zu den Fünfzigerjahren der Großteil der Kinder im Vorschulalter den Dialekt von Zahre gebrauchte und Italienisch bloß in der Schule sprach, verlangte man ab den Sechzigerjahren von den Eltern, ihre Kinder nicht mehr den Dialekt von Zahre zu lehren, um das Erlernen der offiziellen Sprache nicht zu beeinträchtigen.

In den letzten Jahrzehnten trugen der vermehrte Schulbesuch, die starke Verbreitung der Informationsmittel, die Intensivierung der Beziehungen zu Personen außerhalb der Gemeinschaft, der erhöhte Prozentsatz auswärtiger Ehen zur drastischen Reduzierung der Kenntnisse und der Verwendung des lokalen Idioms bei.

Es liegen keine offiziellen Schätzungen über die derzeitige Verbreitung des Dialekts von Sauris vor. Nach einer kürzlich verfassten Doktorarbeit beträgt der Anteil jener, die ihn sprechen, 70%<sup>76</sup>. Dreizehn Prozent der Einwohner verfügt über passive Sprachkennt-

---

74 L. Lucchini, *Saggio...*, a.a.O., S. 11–12.

75 »Für die Bewohner der kleineren Orte ist es ein elementares Bedürfnis, sich dem Sprachverhalten von angeseheneren und einflussreicheren Orten anpassen zu können, was nicht nur wirtschaftliche, sondern auch psychologische Gründe hat [...]. In der Vorstellung vieler Einwohner von Zahre hatte ihre Mundart nicht den Stellenwert einer Sprache, sondern den eines Provinzidioms. Dem zufolge hatten sie keine strukturelle Ganzheit zu verteidigen. Außerdem wäre eine solche Verteidigung gegen das Eindringen von Sprachsubstanz und/oder Sprachstrukturen des Friaulischen und Italienischen bedeutungslos im Hinblick auf die Kommunikation gewesen, da all jene, die den Dialekt von Zahre verstanden, auch Friaulisch und Italienisch verstanden« (N. Denison, *Ana vier börtlan in Tsarars*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (Hg.), *Sauris/Zahre...*, a.a.O., S. 36–37).

76 F. Cattarin, *Saurano e timavese: tradizione, integrazione, innovazione*, Doktorarbeit, Fakultät für Fremdsprachen und Literatur, Universität Udine, a.a. 1999/2000.

nisse, 17% über keinerlei Kenntnisse<sup>77</sup>. Der Prozentsatz der Sprachkundigen ist bei den älteren Altersklassen (fast 100% bei den vor 1929 Geborenen) höher. Mit abnehmendem Alter erhöhen sich im Allgemeinen die passiven Kenntnisse gegenüber den aktiven. Bei der jüngeren Generation zeigt sich überdies ein verstärktes Zurückgreifen auf Entlehnungen und eine deutliche Tendenz, den Dialekt unter Anwendung der italienischen Syntax zu sprechen.

Die Sprache von Zahre wird im Familienkreis, in öffentlichen Lokalen, in Geschäften, am Arbeitsplatz gebraucht. Die Verwendung scheint nicht so sehr vom Ort, von der Situation oder vom Prestige abzuhängen, als vielmehr von der Fähigkeit der Gesprächspartner, die lokale Sprache zu verstehen und zu sprechen. In der Öffentlichkeit kommt es oft vor, dass die Anwesenheit von Personen mit passiven Kenntnissen oder ohne Kenntnisse zum Gebrauch eines allen verständlichen Sprachkodes veranlasst. Zu Hause überwiegt die Gewohnheit. Zum Beispiel sprechen die Großeltern untereinander und mit ihren Kindern im Dialekt von Zahre, während sie sich mit den Enkeln auf Italienisch unterhalten.

Eine starke Verbreitung des Dialekts von Zahre ist noch bei den Ortsnamen zu erkennen. Leider sind viele bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jh. belegten Namen verloren gegangen, vor allem jene in Verbindung mit verschwundenen Berufen oder mit wenig besuchten Orten. Die bekannteren werden jedoch immer noch allgemein gebraucht, auch wenn manche sie benutzen, ohne ihre Bedeutung zu kennen. Die Ortstafeln weisen unter dem italienischen Namen der Ortschaft in kleinerer Schrift auch den Namen im Dialekt von Zahre auf. Dann sind die *hausnomen* zu nennen, die einen einzelnen Wohnsitz oder Gruppen von Wohnsitzen bezeichnen und sich von der Lage des Gebäudes (z.B. *Poudnar, Gruebar*), vom Handwerk oder vom Namen eines früheren Bewohners (*Maurar, Schuestar, Sefn*) ableiten. Diese Namen gingen für gewöhnlich mit dem Eigennamen einher, wurden anstelle des Zunamens gebraucht und gestatteten die sofortige, eindeutige Bestimmung der Personen, vor allem im Fall von Namensgleichheit. Die *hausnomen* werden in dieser Funktion nur noch von den Älteren verwendet; mehrere Familien haben jedoch in den letzten Jahren neben dem Hauseingang eine Holztafel mit dem eingeritzten Namen des Hauses angebracht. Die Gemeindeverwaltung erarbeitet derzeit ein detailliertes Projekt der Wiedergewinnung und Aufwertung dieser »Mikro-Ortsnamen« innerhalb der Ortschaften.

Der Dialekt von Zahre/Sauris überlebt einigermmaßen auch noch im Kirchenbereich. Der Gebrauch der lokalen Sprache, doch auch von Standarddeutsch in der Liturgie, im Religionsunterricht, bei religiösen Bräuchen in der Familie ist für die Vergangenheit reichlich belegt. Erwähnenswert sind für die früheren Jahrhunderte die Ansuchen der Pfarre-

---

77 Um ein vollständiges Bild der Sprachkundigen zu erhalten, müsste man die Untersuchung auf die von Zahre abgewanderten Personen erstrecken, zumindest auf jene, die in der Region ansässig sind (nach dem Modell der Sprachzählung, die die Provinz Trient für das Jahr 2001 durchgeführt hat). Viele von ihnen kehren oft in die Heimatgemeinde zurück, wo sie Gelegenheit haben, mit Verwandten und Freunden den Dialekt von Zahre zu sprechen. Auch in den Familien, in denen beide Ehepartner aus Zahre stammen, wird häufig dieser Dialekt genutzt.

meinde um Priester, die der lokalen Sprache mächtig waren, und die Anwesenheit einiger Priester von Sappada (wenngleich dies weniger häufig vorkam als das Wirken von Priestern aus Zahre in Sappada).

Um die Mitte des 19. Jh. übersetzte Mons. Giorgio Plozzer den Katechismus in den Dialekt von Zahre. Solange es Pfarrer gab, die sich im lokalen Dialekt äußern konnten, erfolgten die Predigten und Beichten im Dialekt von Sauris. Eine Reihe von Kreuzwegbildern mit deutschen Inschriften in der Kirche S. Lorenzo von *Plozn*/Sauris di Sopra und ein recht reichhaltiges Repertoire von Gebeten im Dialekt von Zahre lässt annehmen, dass auch bei den paraliturgischen Äußerungen des Glaubens die lokale Sprache bevorzugt wurde.

In den letzten Jahrzehnten lebten dank zweier sensibler und der lokalen Kultur gegenüber aufgeschlossener Priester gesprochene und vertonte Texte des religiösen Gutes von Zahre, darunter die Sternsingerlieder und einige Gebete, wieder auf. Seit einem Jahr wird bei der Sonntagsmesse das Vaterunser im Dialekt von Sauris gebetet (Übersetzung von Ferrante Schneider). Einigen Sprachwissenschaftlern und lokalen Kulturfreunden ist außerdem die Übersetzung von Abschnitten der Heiligen Schrift und der »*Zahrar Messe*« (Messe von Zahre) zu verdanken, die der Chor »Zahre« zum ersten Mal im Jahr 2000 aufgeführt hat.

Im Jahr 1990 wurde auf Betreiben des Lehrers Ferrante Schneider der Dialekt von Zahre in der Schule von Zahre in Form von Freifächern für die Volksschulkinder eingeführt. Der Lehrer Schneider fertigte Übersetzungen von Märchen und vertonten Kinderreimen an und stellte ein Heft mit graphisch-phonematischen Elementen zusammen<sup>78</sup>. Schneiders Arbeit setzte in den letzten Jahren die Lehrerin Novella Petris fort. Im Schuljahr 1996/97 wurde der Unterricht des Dialekts und im Dialekt von Zahre aufgrund des Versuchsprojekts (Gesetz 297/94, Art. 278) »Aufwertung und Schutz des Kultur- und Sprachgutes der fremdsprachigen Insel von Zahre/Sauris, Udine« verpflichtend eingeführt.

Derzeit wird die Sprache und Kultur von Zahre/Sauris im Kindergarten (fünf Kinder) und in der Volksschule (vierzehn Kinder) unterrichtet (8 Wochenstunden). Gelegentlich werden Personen des Ortes als »Experten« für die Übersetzungen herangezogen. Als sehr nützlich erwies sich die Unterstützung der Universität Udine (Lehrstuhl für Didaktik der modernen Sprachen), in Zusammenarbeit mit welcher das Buch »*Der Relé unt de glikhlikhat*« (viersprachiger Text: Italienisch, Friaulisch, Dialekt von Zahre und von Tischlbong/Timau) und die Videokassette »*Bielscrivint*« entstanden sind. Da der Lehrer über keine fertigen Lehrmittel verfügte, musste er im Laufe der Jahre selbst das Material sammeln, das er für seine Arbeit benötigte. Diese Unterlagen fließen in ein Lesebuch für die Volksschule ein, das demnächst erscheinen wird.

Trotz der Begeisterung und des Einsatzes von Lehrern und Kindern erscheinen die Ergebnisse begrenzt, da keine Kontinuität über die Volksschule hinaus gesichert ist und der Dialekt im Familienkreis nur in geringem Maße erlernt wird.

---

78 Ein Teil dieser Unterlagen wurde in Ferrante Schneider, *Dialetto saurano...*, a.a.O., aufgenommen.

## **BESTIMMUNGEN UND IHRE DURCHFÜHRUNG**

Die deutschsprachigen Gemeinschaften von Friaul-Julisch Venetien genießen aufgrund des Gesetzes 4 vom 15. Februar 1999 den besonderen Schutz der Region. Das Gesetz sieht die Finanzierung von Projekten zur Erhaltung und Aufwertung der lokalen Kultur und Sprache vor.

Dank diesem Gesetz war es möglich, eine Reihe von Vorhaben durchzuführen: die Veröffentlichung von Studien und Forschungsarbeiten über den Dialekt von Zahre und die lokale Kultur; die CD-Aufzeichnung der »Zahrar Meisse« und die Publikation ihrer Partitur; die Abhaltung von themenbezogenen Ausstellungen im Centro etnografico (Ethnographisches Zentrum) von Plozn/Sauris di Sopra und die Zusammenstellung einer Videokassette zu Lehrzwecken über die Holzverarbeitung (»Bie d'ont 's hölz gorbatet«); die Untersuchung und Katalogisierung der Paramente und der sakralen Gegenstände der Kirche S. Osvaldo, die im Centro storiografico (Historiografisches Zentrum) von Dörf/Sauris di Sotto zu sehen sind, und die Bereitstellung (in demselben Zentrum) von multimedialen Material über den Ursprung, die Geschichte und die Sprache der Gemeinschaft.

In den ersten Jahren der Anwendung wurden mit dem Regionalgesetz 4/99 nur die von den Gemeindeverwaltungen eingereichten Projekte finanziert; ab 2003 haben auch andere lokale Körperschaften und Verbände Zugang zu den Subventionen.

## **KULTURELLES LEBEN**

In den letzten Jahrzehnten haben der Wunsch nach sozialer und kultureller Anerkennung und das Streben nach Würdigung des Brauchtums und der Werte, die in der Geschichte der Gemeinschaft verwurzelt sind, zu zahlreichen Aktivitäten Einzelner oder von Vereinigungen des Ortes geführt.

Es war bereits von der Rolle der lokalen Kirche beim Wiederaufgreifen einiger religiöser Bräuche die Rede. Das Pfarrblatt »De Zahre reidet« (die Zahre spricht) veröffentlicht seit über dreißig Jahren in jeder Nummer Beispiele von Dichtung und Prosa im Dialekt von Zahre, Arbeiten der Kinder der lokalen Volksschule, Artikel und Informationen zur Geschichte und zu den religiösen und anderen Bräuchen der Gemeinschaft.

Im Pfarrbereich entstand 1975 der gemischte Chor »Zahre«, der von Beginn an das Ziel verfolgte, bodenständiges musikalisches Gut – sowohl das religiöse (altdeutsche Weihnachtslieder), als auch das weltliche (Balladen und Liebeslieder im Dialekt von Zahre) – wiederzuentdecken und aufzuwerten. Das sofort von Kulturvereinigungen und -pflegern jenseits der Alpen bewiesene Interesse ermöglichte es der Gruppe, mehrmals in Österreich und Deutschland aufzutreten und sowohl in Italien als auch im Ausland Fahnenträger der Kultur und Identität von Zahre zu werden. Im Laufe der Jahre wurde das Repertoire um friaulische Villanellen, Stücke sakraler Musik und italienischer und ausländischer Volksmusik, Originalkompositionen zeitgenössischer, vor allem friaulischer Musiker erweitert. Der Einsatz für die lokale Musiktradition blieb jedoch der Schwerpunkt der Aktivität, wie das Projekt »Zahrar Meisse« beweist, das anlässlich des Heiligen Jahres 2000 abgeschlossen wurde. Dieses Werk, das aus dem Wunsch eines Chorsängers nach einer Messe in der Muttersprache heraus entstand, verbindet einen Text im Dialekt

von Zahre (Übersetzung der kanonischen Teile der lateinischen Messe von Tiziano Minigher) mit der vom Maestro Mauro Vidoni neu komponierten Musik, die sich jedoch an melodische Passagen alter Gesänge von Zahre/Sauris anlehnt<sup>79</sup>.

Die Mitgliederzahl des Chores Zahre schwankte im Laufe der Zeit zwischen 25 und 35, die Chorleitung unterstand hintereinander Don Guido Manfreda (sechzehn Jahre), Ferrante Schneider (ein Jahr), Mauro Vidoni (zehn Jahre); nun dirigiert Maestro Mario De Colle. Die Rolle des Chores in der Gemeinschaft war und ist auch in sozialer Hinsicht bedeutend, da er einen Bezugspunkt und ein starkes Element des Zusammenschlusses und der Begegnung von Personen verschiedener Generationen darstellt. Zur liturgischen und Konzerttätigkeit des Chores kamen außerdem Instrumentalkurse für Kinder und das internationale Musikfestival »Zahrarmonie«, wie auch die Unterstützung folkloristischer und kultureller Veranstaltungen hinzu.

Ebenso langen Bestand hat die kulturelle Vereinigung »Circolo Culturale Saurano Fulgenzio Schneider«, die 1976 auf Betreiben einiger Personen entstand. Ihre tiefe Liebe zur Sprache und Kultur der Gemeinschaft drängte sie, den Aktivitäten einen offiziellen Anstrich zu geben, die zuvor schon sowohl durch Einzelne – Gedichte oder Recherchen über die lokalen Gebräuche – als auch gemeinschaftlich – Treffen zur Erörterung verschiedener Themen – betrieben worden waren. Diese Vereinigung, die 1985 eine formelle Satzung annahm, arbeitete Jahre hindurch für die Aufwertung, den Schutz und die Förderung der Kultur von Zahre/Sauris mittels Vorhaben, die vielleicht nicht aufsehenerregend waren, aber entscheidend dazu beitrugen, dass es der Bevölkerung bewusst wurde, über einen Schatz zu verfügen, der nicht verloren gehen darf. In dem Zusammenhang sind verschiedene Initiativen zu nennen: 1980 eine Reihe von Veranstaltungen zur Erinnerung an das 700jährige urkundliche Bestehen des Ortsnamens Sauris/Zahre mit einer internationalen Studentagung und einer Foto- und Handwerksausstellung; Zusammenarbeit mit Universitäten und italienischen und ausländischen Vereinigungen, darunter die »Sprachinselfreunde« von Wien und »Freunde der Zimbern« von Salzburg; Interesse an der Zusammenstellung eines Wörterbuchs für den Dialekt von Zahre/Sauris und Italienisch, herausgegeben vom Prof. Denison; Aufzeichnung von Gesprächen mit älteren Menschen zur Rekonstruktion der Lokalgeschichte; 1992 die Veröffentlichung »Raccolta di antiche tradizioni ed avvenimenti fino ai giorni nostri di Sauris«, anastatischer Druck einer handschriftlichen Aufzeichnung von Fulgenzio Schneider.

Das war das letzte bedeutende Vorhaben, dem einige Jahre der Krise und Untätigkeit folgten, da es schwer war, vor allem unter den Jugendlichen neue Kräfte für einen Führungswechsel der Vereinigung zu finden.

Im Jahr 2002 nahm der Circolo Culturale offiziell seine Tätigkeit wieder auf, stellte erneut die Kontakte zu anderen Vereinigungen her und schloss sich dem Comitato Unitario delle Isole Germaniche Storiche in Italia (Einheitskomitee der historischen Deutschen Sprachinseln in Italien) an. Im Lokalbereich wurden Abende der Sprache und Kultur von Zahre und eine Reihe von Theater-Workshops veranstaltet.

---

79 Die Entstehung des Projekts der »Zahrar Meisse« und die linguistische und musikalische Wahl werden in Coro Zahre di Sauris (Hg.), *De Zahrar Meisse*, Sauris, 1999/2000 erläutert.

In den letzten zehn Jahren führte auch der Fremdenverkehrsverein – neben Veranstaltungen touristisch-gastronomischer Art – einige Vorhaben zur Wiedergewinnung und Aufwertung des lokalen Kulturgutes durch und griff zum Beispiel den traditionellen Karneval wieder auf. Der Verein verfügt über ein Archiv mit über 500 Fotografien, die das Leben und die Entwicklung der Gemeinschaft von Ende des 19. Jh. bis heute schildern. Zu ihrer Bekanntmachung wurden einige Fotoausstellungen veranstaltet, seit 1997 erscheint ein themenorientierter Kalender mit Texten auf Italienisch und im Dialekt von Zahre.

1994 wurde das Centro di informazione etnografica (Ethnographisches Informationszentrum) ins Leben gerufen, das aus der Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde Zahre/Sauris und dem Centro Studi Regionali (regionales Studienzentrum), vor allem der Forschungsgruppe unter der Leitung von Prof. Gian Paolo Gri der Universität Udine, entstand. Die Gemeindeverwaltung erwarb ein altes Bauernhaus in *Plozn/Sauris di Sopra*, das ursprünglich Stall und Scheune war, und baute es so um, dass außen die Merkmale der Bauweise von Zahre bewahrt wurden und innen Ausstellungsräume und ein Konferenz- und Versammlungsraum entstanden. Das ethnographische Zentrum, das als Ort des Zusammentreffens lokaler Kulturinteressen (Vereinigungen, Schule, einzelne Kulturliebhaber) und Recherchen anderer Historiker und Körperschaften gedacht war, widmet sich Studien zur materiellen und symbolischen Kultur der Gemeinschaft und bringt die Ergebnisse durch Wechselausstellungen und Publikationen an die Öffentlichkeit. Von grundlegender Bedeutung ist sowohl in der Forschungsphase, als auch bei der musealen Darbietung die Mithilfe der Bevölkerung durch mündlich weitergegebene Informationen, die auf Band aufgezeichnet werden, und durch Leihgaben für die Ausstellungen.

Derzeit wird das Centro di informazione sulla storiografia locale (Informationszentrum zur lokalen Geschichtsschreibung) eingerichtet, das in den Räumlichkeiten des Pfarrhauses von *Dörf/Sauris di Sotto* Platz gefunden hat. Es bietet den Touristen durch grafisches und multimediales Material Hinweise zur Geschichte der Gemeinschaft und stellt auch einen Teil der Paramente und sakralen Gegenstände des Heiligtums S. Osvaldo aus.

In diesem Gebäude wurde 1997 auch die Gemeindebibliothek »Padre Luigi Lucchini« eröffnet. Neben den Institutionen und Vereinigungen wirken im Bereich der Kultur und des Sprachschutzes nach wie vor hingebungsvoll und mit großer Ausdauer verschiedene lokale Kulturpfleger. Tiziano Minigher *Riglar*, Gründungsmitglied und viele Jahre hindurch Präsident des Circolo Culturale Saurano, verfasste Gedichte im Dialekt von Zahre/Sauris und übersetzte einige Textstellen des Evangeliums. Er veröffentlichte in »*De Zahre reidet*« zahlreiche Artikel über die Sprache, die Geschichte, die Gebräuche und die Flora des Tales. Mario Plozzer brachte in derselben Zeitschrift heimatkundliche Beiträge und veröffentlichte Aufsätze über die Kirche S. Lorenzo und die Unione Cooperativa di Consumo (Verband der Konsumgenossenschaften)<sup>80</sup>. Augusto Petris, 25 Jahre lang Präsident des Chores »Zahre«, und die Lehrerin Novella Petris engagieren sich für die Aufwertung der lokalen Kultur und Sprache; bei Tagungen und Treffen mit externen

---

80 M. Plozzer (Hg.), *Storia della chiesa di S. Lorenzo M...*, a.a.O. und 1920–1970. 50 anni..., a.a.O.

Kulturinstitutionen berichten sie über ihre Arbeit. Bruno Petris va Plozn hat sich nicht nur mit den Ortsnamen seines Heimatortes *Plozn/Sauris di Sopra*, sondern auch mit denen einer anderen deutschsprachigen Gemeinschaft des Karns, *Timau/Tischlbong*, befasst<sup>81</sup>. Ihm ist die Gedichtsammlung »*Testi saurani. Zarar stiklan*« zu verdanken; er selbst schreibt auch Gedichte im Dialekt von Zahre, auf Friaulisch und Italienisch<sup>82</sup>. Auch Fernanda Plozzer verfasst Gedichte im Dialekt von Zahre und Italienisch.

Wir können hier nicht umhin, wieder auf Ferrante Schneider einzugehen, der mit Sachkunde und Leidenschaft den Unterricht der Sprache und Kultur von Zahre/Sauris in der lokalen Schule einführte und bei der Ortsbevölkerung unermüdlich auf die Bedeutung und den Reichtum dieser Kultur hinwies. Er hatte mit der Erarbeitung eines linguistischen Hilfswerks für die gesamte Gemeinschaft begonnen, doch sollte das Werk wegen seines verfrühten Ablebens im Jahr 1995 unvollendet bleiben<sup>83</sup>.

Die von der Gemeinschaft Zahre/Sauris für den Schutz und die Aufwertung des sprachlich-kulturellen Gutes durchgeführte Arbeit fand oft die Unterstützung von externen Forschern und Körperschaften. Heute ist diese Hilfe im Hinblick auf die derzeitige Situation und die Zukunftsaussichten von elementarer Bedeutung.

Vorrangig ist erforderlich, bald über entsprechende Lehrmittel für Kinder und Erwachsene und über das von Prof. Denison begonnene Vokabular zu verfügen. Ebenso müssen dringend Zeugnisse aller möglichen Bereiche gesammelt werden – von den Ortsnamen über die Gastronomie zu den Volksmärchen –, damit dieses wertvolle Wissen, das einzig im Gedächtnis der Personen erhalten ist, nicht unwiderruflich verloren gehe. Um diese Ziele zu erreichen, ist ein Kraftschluss zwischen der Bevölkerung von Zahre/Sauris und externen Mitarbeitern notwendig.

Dank den jüngsten Bestimmungen für die Sprachminderheiten (Gesetz 482/99 und Regionalgesetz 4/99) mangelt es heute nicht an finanziellen Mitteln. Dennoch können weder die wirtschaftlichen Reserven, noch die von den Institutionen betriebenen Initiativen alleine der Sprache und den Traditionen von Zahre/Sauris eine Zukunft sichern, wenn nicht die Bevölkerung involviert wird und sich das Bewusstsein breit macht, dass diese Sprache und diese Traditionen nicht nur wirtschaftliche und touristische, sondern vor allem auch menschliche Reserven sind. Diese Konzepte, die Denison vor einigen Jahren beispielhaft formulierte, können nicht oft genug betont werden: »Bei aufmerksamer Prüfung des linguistisch-kulturellen Komplexes von Zahre (und anderer ähnlicher), wird es nach und nach besser verständlich, wie Sprachen und Kulturen entstehen, wie sie mit-

---

81 B. Petris, *Toponimi germanici nella frazione di Sauris di Sopra. Saggio toponomastico di Sauris*, Udine, La Nuova Base, 1975; ders., *Tischlbong/Tamau/Timau*, Udine, Grillo, 1980.

82 B. Petris, *Testi saurani. Zarar stiklan*, Udine-Baidn, Grillo, 1978. Einige Gedichte von Bruno Petris, Tiziano Minigher und Fernanda Plozzer wurden im Fotoband von Iginio Durisotti *Sauris Zahre*, Arezzo, Immedia, 1999, veröffentlicht.

83 Einige Jahre später fasste die Gemeindeverwaltung in einem Band einen Teil der Unterlagen zusammen, die Ferrante bereits zusammengestellt hatte: Ferrante Schneider, *Dialetto saurano...*, a.a.O.; neben phonologischen und graphischen Elementen und grammatikalischen Hinweisen wurden auch Sammlungen von Substantiven, Aufzeichnungen für ein Wörterbuch des Dialekts von Zahre, ein Glossar der Flora und Fauna von Zahre und die eigens für die Volksschulkinder geschaffene Ballade »Der zahrar jeger« veröffentlicht.



einander und in Konkurrenz zueinander wirken und wie sie – leider – sterben. Es wird uns bewusst, dass die Sprache nicht nur ein Mittel ist, dessen sich der Mensch bedient, sondern auch ein soziales, politisches, wirtschaftliches Verhalten, das einen Teil der Identität der Gruppe und des Individuums ausdrückt. Durch Teilnahme am Leben einer Gemeinschaft leistet man automatisch, vielleicht ohne es zu wollen, einen Beitrag zu ihrem sprachlichen Geschick. Es ist eigenartig, dass manche Menschen glauben, andere Personen oder Einrichtungen könnten für das Überleben (oder das Sterben) linguistischer Tradition verantwortlich sein.

Meine größte Genugtuung wäre, die Bevölkerung von Zahre – *die gesamte* Bevölkerung von Zahre – zu bewegen, weiterhin untereinander im Dialekt von Zahre zu sprechen (d.h., gegebenenfalls wieder zu seinem Gebrauch zurückzukehren oder im Fall der Kinder – auch ihnen muss wohl die Möglichkeit geboten werden, in Zahre zu bleiben! – ihn zu erlernen). Dies scheint so einfach und natürlich zu sein, doch aus vielen Gründen, auf die ich andernorts eingegangen bin, wird es sehr, sehr schwierig sein. Ich wünsche es mir jedoch, nicht weil der Dialekt von Zahre einen Aspekt der deutschen (oder österreichischen oder germanischen oder chinesischen) Kultur darstellt, sondern weil die linguistische Tradition ein unersetzlicher Teil der Geschichte und der Kultur der Bevölkerung von Zahre ist; ja, der Dialekt von Zahre – oder besser: *de tsarar šproche*, die *Sprache* von Zahre – ist der charakteristischste, ursprünglichste Aspekt der Bevölkerung von Zahre«<sup>84</sup>.

---

84 N. Denison, *Ana vier börtlan...*, a.a.O., S. 29.

# ANHANG

## ***DAS »VATER UNSER«: EIN VERGLEICH ZWISCHEN VERSCHIEDENEN ALTEN SPRACHFORMEN***

In der Folge werden einige Formen des »Vater Unser« wiedergegeben, und zwar so wie die Texte von den einzelnen Sprachinseln mitgeteilt worden sind.

Ganz bewusst wurde dieser Text gewählt, zumal weil es sich um einen allgemein bekannten Text handelt, der aber auch sehr gut zeigt, wie unterschiedlich die Sprachformen der einzelnen Gemeinschaften sind. Andere Texte hätten wohl nicht diese Vergleichsmöglichkeiten geboten, denn zu sehr könnten sie unterschiedlichen Interpretationen unterliegen. Auch darf nicht vergessen werden, dass das Sprachinseldeutsch von Haus aus einen sehr bescheidenen Wortschatz besitzt.

Um allen Missverständnissen vorzubeugen, der wiedergegebene Vater-Unser-Text wird in der Regel auch in der Kirche nicht verwendet, mit wenigen Ausnahmen. Die Sprache bei den kirchlichen Zeremonien ist eben nur Italienisch, abgesehen von seltenen Fällen in den 7 Gemeinden und dem Kanaltal; aber letzteres stellt innerhalb der Sprachinseln von vornherein einen Sonderfall dar.

Die hier abgedruckten Texte mögen auch in ihrer Schreibweise etwas ungewohnt erscheinen, aber das ist auf die teilweise nicht kodifizierten Sprachformen zurück zu führen.

### VATAR UNSAR (Dreizehn Gemeinden)

Vatar usar  
Ta do pist ime himmele  
Ga-holagat sait dai name  
Kime daine raich  
Un saibe gamacht un daine boie,  
Asbia un himmale asou un earde.  
Git-us haute usar proate un alljan taghe,  
lassan abe de usarne sciuljar  
asbia barandre lassas an abe de usarne sciuljarn  
un vuarus nist de sere  
un halta mi vere de ubal  
Asou saibe.

VOTER INGER (Fersental-Bersntol)

Voter inger en himbl,  
gahailegt kimp der dai' Nu'm,  
der dai' raich schellt kemmen,  
der dai' billn schellt tschechen,  
en himbl abia as de eart.  
S proat van òllto gib ins hait.  
Ont vargib ins de inger schuld,  
abia aa biar vargem sa en de ingern schuldeger.  
Tua' ins nèt varviarn,  
over moch ins vrai van tschlècht.

Z' PATER NOSTER (Éischeme-Issime)

Ündschen Atte das bischt in hümmil,  
dén noame ischt heiligi, das d'cheemisch an biten,  
das alz séggi wi d'willischt, sua im hümmil wi im heert.  
Gibnündsch all Gott's toaga ünz bruat.  
Tunündsch varzin ündsch schuldini wi wir  
varzin deenen das séin ündsch schuldig,  
loanündsch nöit vallen im schwache weg  
wa hüt nündsch van allem übbil.  
Amen

ENDSCHE ATTO' ( Greschòney-Gressoney)

Endsche Attò, das béscht ém Hémmél,  
dass heilége siggé din Noame  
chéémé din Herrschaft  
din Wélle siggé gmachte  
em hémmél òn òf déscher wéelt.  
  
Gébnendsch hit énz täglich bròt,  
òn tue verzie éndsché schòlde  
wie wier tiebersché verzie déene  
das heinendsch verzérnet.  
Tuenendsch nid verfiere, aber tuenendsch  
erlése vòm schlächta. Amen.

VATAR ÜNSAR (Lusérn)

Vatar ünsar  
Bo do pist in hümbel  
As da sai haile doi nãm  
As da khem doi raich  
Un as da sai gamacht doi gebõlla,  
Asó as be in hümbel asó af di earde.  
Gibas haüt ó ünsar proat  
Un vorzaigas ünsarne sünt  
Asó as be biar vorzaing di seln boda 's hãn getânt lezzes  
machas net veln  
un haltas bait als das letz  
as sai asó.

ENGE VATTER ( Remmalju-Rimella)

Enge vätter das du best  
End Himelj  
Schije helgete di namunt  
Das chome dis biet  
Das tjewer vas der  
Ljébungot veld við end  
Himelj við end dische Wélt  
Enz bröt tiötscher ghe (ge)  
Hit und al taga  
Und tiög varzié  
Endschändre endsch bettene  
Viè oweràndru tieder  
Varzié dunandru zondarek  
La z cher nit cent homu  
Laid schàcche  
Und tiötscher hjetu  
Van der ibelj  
Schijö schié

UGNAR BAATAR (Sieben Gemeinden )

Ugnar baatar, ba pist in hümmel,  
zai gaholighet dar dain naamo,  
as khemme dar dain Regno,  
zai gamacht bia du bill, bia in  
hümmel, azó in d'èerda.  
Chitzich hòite 'z ügnar pròat  
Bon allen taaghen, borgit  
Ozàndarn d'ügnarn zünte bia  
Brandare borghéban bèar hatzch  
Offëndart, nach as bar net  
Bàllan in tentaziuum, ma  
Liberàrzich bon allen béelighen

INSER WOTER ( Zahre-Sauris)

Inser Woter as de pist ime Himbl  
gehailiget sai dai Nome  
kemmar dai Raich  
geton sai dai Bille  
oise ime Himbl  
assbje an dr Earde

Gebins haite inser teygliches Proat  
Loss'ins oar insra Schuldn  
assbje ber lossnse  
in insrn Schuldigars,  
wierins nicht in de Warsuechung  
ober paholtins wame Schlechtn.  
Omen.











a cura di Christian Prezzi

# ISOLE DI CULTURA

Saggi sulle minoranze storiche  
germaniche in Italia



Comitato Unitario delle Isole Linguistiche  
Storiche Germaniche in Italia



Centro Documentazione Luserna  
Dokumentationszentrum Lusern

# **ISOLE DI CULTURA**

**Saggi sulle minoranze storiche  
germaniche in Italia**

Questa pubblicazione è stata resa possibile con il finanziamento  
della Regione Autonoma Trentino-Alto Adige/Südtirol.

Edizione 2004

# ISOLE DI CULTURA

**Saggi sulle minoranze storiche  
germaniche in Italia**

a cura di Christian Prezzi



Comitato Unitario delle Isole Linguistiche  
Storiche Germaniche in Italia



Centro Documentazione Luserna  
Dokumentationszentrum Lusérn

# Isole linguistiche germaniche in Italia





Dolomiten - Infografik: J. Markart

## INDICE

<b>PREFAZIONE</b> .....	9
<b>IL COMITATO UNITARIO DELLE ISOLE LINGUISTICHE STORICHE</b>	
GERMANICHE IN ITALIA di <i>Luis Thomas Prader</i> .....	9
PERCHÈ QUESTO LIBRO SULLE MINORANZE? di <i>Christian Prezzi</i> .....	11
<b>CAMPELLO MONTI-KAMPELL</b>	
<b>Comunità walser della provincia di Vercelli</b> .....	15
PRESENTAZIONE GEOGRAFICA di <i>Rolando Balestroni</i> .....	15
STORIA DELLA COMUNITÀ di <i>Rolando Balestroni</i> .....	16
I WALSER A CAMPELLO di <i>Enrico Rizzi</i> .....	18
PERIODO DI AUTONOMIA COMUNALE (1814–1929) di <i>Rolando Balestroni</i> .	27
ASPETTI DEL MODELLO ECONOMICO TRADIZIONALE di <i>Rolando Balestroni</i> .	30
IL COSTUME FEMMINILE DI CAMPELLO di <i>Rolando Balestroni</i> .....	35
IL TITTSCHU WALSER A CAMPELLO MONTI di <i>Rolando Balestroni</i> .....	37
VITA CULTURALE di <i>Rolando Balestroni</i> .....	37
BIBLIOGRAFIA di <i>Rolando Balestroni</i> .....	41
<b>GRESSONEY</b>	
<b>Comunità walser della Val d’Aosta</b> .....	43
PRESENTAZIONE GEOGRAFICA DEL TERRITORIO di <i>Eugenio Squindo</i>	
e <i>Desy Napoli</i> .....	43
STORIA DELLA COMUNITÀ di <i>Eugenio Squindo</i> e <i>Desy Napoli</i> .....	43
L’EMIGRAZIONE DEI MERCANTI GRESSONARI VERSO LA SVIZZERA	
di <i>Umberto Litschi</i> .....	46
TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELLA VITA di <i>Eugenio Squindo</i>	
e <i>Desy Napoli</i> .....	49
TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELL’ANNO di <i>Eugenio Squindo</i>	
e <i>Desy Napoli</i> .....	51
LA LINGUA di <i>Elide Squindo</i> .....	53
LA SCUOLA di <i>Eugenio Squindo</i> e <i>Desy Napoli</i> .....	54
LA CHIESA di <i>Eugenio Squindo</i> e <i>Desy Napoli</i> .....	55
NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE di <i>Eugenio Squindo</i> e <i>Desy Napoli</i> .....	56
ISTITUZIONI CULTURALI di <i>Eugenio Squindo</i> e <i>Desy Napoli</i> .....	56
PUBBLICAZIONI DI INTERESSE PER L’AREA WALSER di <i>Eugenio Squindo</i>	
e <i>Desy Napoli</i> .....	57
<b>ISSIME-EISCHEME</b>	
<b>Comunità walser della Val d’Aosta</b> .....	59
PRESENTAZIONE di <i>Irene Alby</i> .....	59
LA STORIA DELLA COMUNITÀ di <i>Irene Alby</i> .....	61
LE TRADIZIONI di <i>Irene Alby</i> .....	69
LA LINGUA di <i>Irene Alby</i> .....	74
Testi realizzati con la collaborazione di <i>Renate Linty</i>	



## LUSERNA-LUSÉRN

<b>Comunità cimbra del Trentino</b> .....	79
PRESENTAZIONE GEOGRAFICA di <i>Christian Prezzi</i> .....	79
CONSISTENZA DELLA COMUNITÀ di <i>Christian Prezzi</i> .....	81
STORIA DELLA COLONIZZAZIONE CIMBRA di <i>Christian Prezzi</i> .....	82
DALLA NASCITA DELLA COMUNITÀ DI LUSERNA ALLA FINE DELL'OTTOCENTO di <i>Christian Prezzi</i> .....	85
IL NAZIONALISMO NELLE ISOLE LINGUISTICHE CIMBRE TRENTINE FRA XIX E XX SECOLO di <i>Christian Merzi</i> .....	88
LA COMUNITÀ DI LUSERNA NEL PRIMO NOVECENTO di <i>Christian Prezzi</i> .	95
LE OPZIONI A LUSERNA di <i>Christian Prezzi</i> .....	107
TRADIZIONI CIMBRE DI LUSERNA di <i>Christian Prezzi</i> .....	113
LA LINGUA CIMBRA DI LUSERNA di <i>Fiorenzo Nicolussi Castellan</i> .....	118
LA SITUAZIONE NELLA SCUOLA di <i>Fiorenzo Nicolussi Castellan</i> .....	119
LA SITUAZIONE SOCIO-ECONOMICA E POLITICA di <i>Luigi Nicolussi Castellan</i>	120

## RIMELLA-REMMALJU

<b>Comunità walser della provincia di Vercelli</b> .....	125
PRESENTAZIONE GEOGRAFICA di <i>Augusto Vasina</i> .....	125
STORIA DELLA COMUNITÀ di <i>Augusto Vasina</i> .....	128
TRADIZIONI di <i>Augusto Vasina</i> .....	152
LA COMUNITÀ LINGUISTICA di <i>Augusto Vasina</i> .....	157
NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE di <i>Augusto Vasina</i> .....	161
VITA CULTURALE di <i>Augusto Vasina</i> .....	163

## SAPPADA-PLODN

<b>Comunità germanofona della provincia di Belluno</b> .....	169
STORIA DI SAPPADA di <i>Alberto Peratoner</i> .....	169

## SAURIS-ZAHRE

<b>Comunità germanofona della provincia di Udine</b> .....	175
PRESENTAZIONE di <i>Lucia Protto</i> .....	175
STORIA DELLA COMUNITÀ di <i>Lucia Protto</i> .....	176
LE TRADIZIONI di <i>Lucia Protto</i> .....	191
LA COMUNITÀ LINGUISTICA di <i>Lucia Protto</i> .....	196
NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE di <i>Lucia Protto</i> .....	202
LA VITA CULTURALE di <i>Lucia Protto</i> .....	202

## SETTE COMUNI VICENTINI-SIBEN KAMEUN

<b>Comunità cimbra della provincia di Vicenza</b> .....	207
I CIMBRI DEI SETTE COMUNI di <i>Sergio Bonato</i> .....	207

## TIMAU-TISCHLBONG

<b>Comunità germanofona della provincia di Udine</b> .....	213
PRESENTAZIONE di <i>Mauro Unfer</i> .....	213
STORIA DELLA COMUNITÀ di <i>Mauro Unfer</i> .....	214
LE PORTATRICI CARNICHE E LA GRANDE GUERRA di <i>Mauro Unfer</i> .....	217
TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELL'ANNO di <i>Velia Plozner</i> .....	218
APPORTI GASTRONOMICI D'OLTRALPE NELLA CUCINA DI TIMAU di <i>Pietro Adami</i> .....	223

LA COMUNITÀ LINGUISTICA di <i>Francesca Cattarin</i> .....	225
ESPERIENZE DIDATTICHE DELLA SCUOLA DELL'INFANZIA DI TIMAU-CLEULIS di <i>Patrizia Craighero e Velia Plozner</i> .....	229
ESPERIENZE DIDATTICHE NELLA SCUOLA PRIMARIA A TEMPO PIENO DI TIMAU-CLEULIS di <i>Patrizia Craighero e Velia Plozner</i> .....	230
VITA CULTURALE di <i>Mauro Unfer</i> .....	235
BIBLIOGRAFIA .....	238
<b>XIII COMUNI VERONESI-XIII KOMOINEN</b>	
<b>Comunità cimbra della provincia di Verona</b> .....	241
PRESENTAZIONE di <i>Vito Massalongo</i> .....	241
LA FORMAZIONE DELL'ISOLA LINGUISTICA di <i>Giovanni Rapelli</i> .....	243
NOVECENTO: UN SECOLO DI GRANDI CAMBIAMENTI di <i>Nadia Massella</i> ..	248
TRADIZIONI DELLA COMUNITÀ LESSINICA di <i>Enzo Bonomi</i> .....	252
LA COMUNITÀ LINGUISTICA di <i>Giovanni Molinari</i> .....	260
LA VITA CULTURALE di <i>Pietro Piazzola</i> .....	262
<b>VALCANALE-KANALTAL</b>	
<b>Comunità germanofona della provincia di Udine</b> .....	267
INTRODUZIONE di <i>Giovanni Kravina</i> .....	267
POSIZIONE GEOGRAFICA E CENNI STORICI di <i>Giovanni Kravina</i> .....	267
COMUNI E PAESI DELLA VALCANALE di <i>Giovanni Kravina</i> .....	268
COMUNITÀ LINGUISTICA di <i>Giovanni Kravina</i> .....	269
LA LINGUA TEDESCA NELLA VALCANALE E LA SUA DIFFUSIONE di <i>Giovanni Kravina</i> .....	269
ULTERIORI SVILUPPI DELL'INSEGNAMENTO DELLA LINGUA TEDESCA di <i>Giovanni Kravina</i> .....	270
IL TEDESCO NELLE SCUOLE ELEMENTARI DI TARVISIO. ESPERIENZE DIDATTICO-EDUCATIVE CON LE SCUOLE ELEMENTARI DI VILLACH di <i>Giovanni Kravina</i> .....	270
IL TEDESCO COME LINGUA TRAINANTE NELL'EDUCAZIONE PLURILINGUE NELLA VALCANALE di <i>Giovanni Kravina</i> .....	271
KANALTALER KULTURVEREIN di <i>Giovanni Kravina</i> .....	274
<b>VALLE DEL FÉRSINA-BERSNTOL</b>	
<b>Comunità mochena del Trentino</b> .....	279
PREMESSA di <i>Leo Toller</i> .....	279
PRESENTAZIONE di <i>Leo Toller</i> .....	280
LA COLONIZZAZIONE DELLA VALLE di <i>Leo Toller</i> .....	281
IL MASO di <i>Leo Toller</i> .....	282
L'EMIGRAZIONE di <i>Leo Toller</i> .....	283
MINIERE E MINATORI di <i>Leo Toller</i> .....	284
LA LINGUA MOCHENA di <i>Leo Toller</i> .....	285
IL PRESENTE di <i>Leo Toller</i> .....	287
LE TRADIZIONI di <i>Leo Toller</i> .....	288
BIBLIOGRAFIA ESSENZIALE di <i>Leo Toller</i> .....	290
<b>APPENDICE</b>	
IL "PADRE NOSTRO": UN TESTO DI COMPARAZIONE TRA LE LINGUE .....	291

# PREFAZIONE

IL COMITATO UNITARIO DELLE ISOLE LINGUISTICHE STORICHE GERMANICHE IN ITALIA di Luigi Nicolussi Castellan (coordinatore del comitato) e Luis Thomas Prader (segretario del Comitato), pag. 9 – PERCHÈ QUESTO LIBRO SULLE MINORANZE? di Christian Prezzi (curatore del volume), pag. 11

## ***IL COMITATO UNITARIO DELLE ISOLE LINGUISTICHE STORICHE GERMANICHE IN ITALIA***

Nel passato recente e remoto non è mai stato dato notevole rilievo all'esistenza in Italia delle minoranze linguistiche storiche. Anche i contatti tra le stesse minoranze sono stati estremamente saltuari e, quindi, anche la loro conoscenza reciproca è sempre stata molto ridotta. Ci sono stati certamente degli studiosi che si sono occupati della problematica, ma il loro operato era limitato agli ambienti accademici.

Solo dopo che il Parlamento Europeo esprime una sua raccomandazione a riguardo della tutela delle minoranze linguistiche e culturali si è incominciato a prendere coscienza dell'esistenza delle innumerevoli diversità esistenti sia in Europa che in Italia. In seguito a questa nuova consapevolezza, le minoranze hanno intensificato lo scambio di informazioni, di esperienze e d'idee, anche con l'organizzazione di incontri.

L'approvazione da parte del Parlamento Italiano della Legge 482/1999, in attuazione dell'art. 6 della Costituzione della Repubblica Italiana, ha contribuito allo sviluppo sia della consapevolezza dell'importanza culturale e sociale della lingue e culture minoritarie, sia di concrete attività di salvaguardia valorizzazione delle stesse.

Un momento significativo di questo processo è stata la proclamazione da parte dell'Unione Europea e del Consiglio d'Europa del 2001 quale "Anno europeo delle lingue", intendendo con quest'atto celebrare la pluralità linguistica dell'Europa e promuovere l'apprendimento delle lingue.

L'obiettivo non consisteva solamente nel promuovere la conoscenza delle lingue più diffuse per agevolare la comunicazione internazionale, bensì anche favorire la comprensione reciproca delle rispettive culture attraverso la conoscenza delle lingue locali. Insomma, le lingue e le culture minoritarie potevano e dovevano trovare una adeguata collocazione all'interno di questo progetto europeo chiamato "anno europeo delle lingue".

Proprio in occasione dell'anno europeo delle lingue fu organizzato a Neumarkt/Egna (Südtirol) un incontro tra tutte le isole linguistiche germaniche in Italia per fare il punto sulla situazione. L'incontro aveva il titolo "Deutsche Sprachinseln Oberitaliens – Gegenwart und Zukunft / Isole Linguistiche Germaniche nell'Italia settentrionale – Presente e futuro".

Dopo due giornate di intenso lavoro ci si lasciava con il profondo desiderio di ritrovarsi più spesso, di instaurare delle collaborazioni più costanti per raggiungere degli obiettivi concreti proposti dall'anno europeo delle lingue.

Per dare seguito a questi intendimenti, il Centro Documentazione Luserna onlus, una fondazione promossa dal Comune di Luserna, sede della più consistente e vitale comu-

nità cimbra, ha promosso due incontri con le associazioni delle isole linguistiche italiane di origine germanica per promuovere uno strumento di stabile contatto e collaborazione tra loro.

Si è giunti così a costituire a Luserna, in data 26 maggio 2002, il **“Comitato Unitario delle Isole Linguistiche Storiche Germaniche in Italia”**, al quale aderiscono le associazioni delle seguenti comunità:

- Gressoney, Issime e Campello Monti (minoranza walser);
- Valle del Fèrsina (minoranza mòchena);
- Luserna, Tredici Comuni Veronesi e Sette Comuni Vicentini (minoranza cimbra);
- Sappada, Sauris, Timau e Valcanale (minoranze germanofone).

Scopo del Comitato è quello di “tutelare e promuovere la lingua e la cultura delle comunità storiche germaniche (...) anche in collaborazione con altri enti, associazioni e persone in Italia ed in Europa”. Il Comitato non è costituito da persone singole ma da “rappresentanti degli enti ed associazioni delle comunità” e “può aderire ad altri organismi aventi analoghe finalità”, avvalendosi “dell’attività personale, spontanea e non retribuita dei propri membri”. L’assemblea si riunisce una volta all’anno ed il Consiglio di Coordinamento (un rappresentante per ogni isola linguistica germanica) di massima due volte all’anno. L’attività amministrativa, organizzativa, di pubbliche relazioni ecc. è curata dal Coordinatore e dal Segretario.

La costituzione del Comitato è supportata dall’art. 3 della legge statale del 15 dicembre 1999, n.482, la quale recita: “Quando le minoranze linguistiche di cui all’art.2 si trovano distribuite su territori provinciali o regionali diversi, esse possono costituire organismi di coordinamento e di proposta, che gli enti locali interessati hanno facoltà di riconoscere”. Il Comitato, quindi, ha anche un ruolo istituzionale ed è stato riconosciuto di numerosi Comuni, Province e Regioni.

In questo breve periodo di esistenza il Comitato ha costituito un punto di riferimento importante per lo scambio di informazioni ed esperienze, per l’allacciamento di rapporti di collaborazione anche con altre comunità minoritarie e con enti ed associazioni interessate alla problematica delle minoranze linguistiche, sia in Italia che all’estero.

Ha promosso questa pubblicazione, la prima che ha consentito alle comunità di origine germanica d’Italia di presentarsi direttamente e congiuntamente.

Per il prossimo futuro è prevista l’elaborazione, la stampa e la distribuzione di un libro illustrato per bambini e ragazzi, con testi in italiano e nelle lingue delle singole minoranze germaniche.

La costituzione del Comitato ed il suo lavoro ha suscitato l’interesse di numerosi amici e di altre minoranze. Siamo decisi a continuare nel nostro impegno a far conoscere le nostre Comunità linguistiche germaniche, a sviluppare quante più attività possibili in sinergia, a contribuire alla crescita dell’autocoscienza di rappresentare dei patrimoni linguistici e culturali unici e di importanza europea, a sostenerci ed incoraggiarci reciprocamente nell’arduo lavoro di contrastare l’appiattimento culturale in atto al fine di conservare e valorizzare anche per le future generazioni questo quasi millenario patrimonio linguistico e culturale, testimonianza di una lunga storia multietnica dell’Europa, che noi confidiamo sempre più unita nell’azione e nel rispetto di tutte le sue componenti.

In questa premessa, quali Coordinatore e Segretario di questo comitato, vogliamo ringraziare il Dr. Christian Prezzi, cimbro di Luserna, che ha curato questa pubblicazione,

tutti gli autori dei vari saggi e la Regione Trentino Alto Adige/Südtirol che, con il suo generoso indispensabile sostegno finanziario, ne ha consentito la stampa sia in lingua italiana sia tedesca.

Ringraziamo la stessa Regione anche per il sostegno finanziario dato alla realizzazione della nostra Home Page Internet [www.isolelinguistiche.it](http://www.isolelinguistiche.it), accessibile anche dai domini [www.sprachinseln.it](http://www.sprachinseln.it) e [www.minoranzelinguistiche.it](http://www.minoranzelinguistiche.it) ed il Curatorium Cimbricum Veronese che ha curato la realizzazione del nostro sito.



Luserna-Lusérn, atto di costituzione del Comitato Unitario Unitario con i rappresentanti delle istituzioni.

## **PERCHÈ QUESTO LIBRO SULLE MINORANZE?**

Le isole linguistiche di origine germanica sono da lungo tempo oggetto di studi e ricerche da parte di studiosi e cultori di molte scienze umane ma non solo.

Già nel Rinascimento alcuni importanti uomini di lettere si occuparono di questi stranieri che vivevano nelle alte valli alpine, interrogandosi sui perché di tali presenze e tentando di ricercare spiegazioni e verità in un misto tra storia e leggenda.

Nei vari studi che si sono susseguiti e rincorsi nei secoli sono state poste alcune ipotesi e teorie nel tentativo di trovare delle risposte e dare un senso ad un universo tanto affascinante quanto anomalo, fatto di popoli senza nome e, in modo quasi contraddittorio, ancora senza storia.

Queste comunità di montanari, con il loro parlare *altro* che suonava di nord, erano isole con tradizioni e usi secolari ma apparentemente senza un passato; mancavano quelle carte che permettevano di legarsi ad un luogo ed ad un tempo non si sa quanto lontani. Nel corso di secoli vennero elaborate le teorie più disparate, in una sorta di rialzismo cronologico che spingeva la nascita di queste colonie alloglotte a tempi lontanissimi, fatti magari di invasioni barbariche ed antichi popoli scomparsi.

Solo in tempi relativamente recenti si è arrivati ad una definizione del fenomeno delle colonie di origine germanica sul versante meridionale delle Alpi sufficientemente comprovata per poter essere collettivamente accettata.

Usare, però, l'espressione "definizione", così come si è utilizzata poc' anzi, può essere causa di incomprensioni. Occorre, infatti, evidenziare che, quando ci si avvicina alla realtà delle minoranze linguistiche germaniche, uno degli errori più frequenti sia quello di rapportarsi a queste cercando un'unica chiave per spiegare quello che apparentemente può sembrare un solo fenomeno, magari con tante sfaccettature ma con una connotazione unitaria.

Probabilmente nulla potrebbe essere più inesatto.

Le minoranze germanofone delle Alpi sono infatti realtà tra loro scarsamente correlate, frammenti di storie diverse in cui gli stessi raggruppamenti sotto un unico cognome (es. Cimbri o Walser) sono spesso più dovuti alla volontà di raccogliere in un'unica famiglia realtà geograficamente vicine che non a reali e dimostrate assonanze.

Non a caso in questa miscellanea di testi ogni minoranza verrà trattata in modo isolato, senza con questo voler negare radici magari comuni. Ma il punto è un altro: sarebbe comunque sbagliato voler raccogliere queste realtà in tanti sottoinsiemi per una questione legata alla loro storia di comunità autonome, spesso contraddistinte da contesti di isolato geografico tali da assumere connotazioni talmente peculiari ed indipendenti da renderle spiegabili quasi solo autonomamente. Se da una parte, infatti, è innegabile l'effetto dei fenomeni macroscopici su quelli della micro-realtà, dall'altra, bisognerebbe interrogarsi su quanto realmente i micro-contesti riescano a conservare le omogeneità o ad influenzarsi reciprocamente e, quindi, su quanto realmente le singole minoranze possano avere in comune, sebbene magari accomunate da medesime origini.

Senza con questo voler frammentare in mille tessere autoreferenziate il mosaico delle oasi linguistiche, la volontà di un testo come questo è quella di mostrare innanzitutto le diversità e le singole specificità all'interno di un universo di studi che spesso hanno colmato le lacune conoscitive attraverso l'allargamento dell'oggetto d'indagine a realtà d'insieme, accettando supinamente delle uniformità non incontrovertibili.

L'elemento che contraddistingue maggiormente questo testo è, però, un altro. Chiunque si sia avvicinato agli studi sulle minoranze linguistiche ha trovato principalmente due tipologie di analisi.

La prima è costituita dagli studi "dotti", analisi mono-disciplinari o d'approccio generale, in cui illustri ricercatori si sono avvicinati a queste comunità per analizzarne la lingua, le tradizioni o quant'altro, osservando e documentando la realtà nella loro veste di osservatori esterni, non direttamente coinvolti nella realtà sociale ed in quanto tali staccati, sufficientemente lontani da essere oggettivi, in altre parole, scientifici. Accanto a questi, si può individuare una seconda categoria di ricerche, quella degli studi locali.

Si tratta spesso di ricerche in ambito storico o linguistico, un tempo frequentemente condotte da sacerdoti ed ora apertesi ad una schiera di cultori e appassionati. Questi testi si caratterizzano per un approccio molto immediato, inevitabilmente lontano dalle grandi scuole di pensiero scientifico e, pur presentando spesso risultati e ipotesi difficilmente verificabili, a loro va il merito di aver colmato delle lacune documentarie attraverso ricerche spesso approfondite negli archivi locali o tra le fonti orali. Se da una parte, quindi, questi studi non sempre hanno prodotto risultati di alto spessore, dall'altra, hanno fatto emergere gli strumenti per molte delle analisi successive.

Senza le trascrizioni e i testi prodotti nei decenni passati da questi autori, molti dei più importanti studiosi contemporanei non avrebbero la base su cui poggiare il loro lavoro. Particolarmente significativo è stato il contributo di questi scritti nella stesura di testi negli idiomi di queste comunità, documentando vocaboli, espressioni e forme grammaticali che, soprattutto nel caso delle minoranze in cui l'uso della lingua locale è maggiormente compromesso, ne hanno garantito la memoria.

La raccolta di saggi che si sta introducendo, però, non può essere ricompresa in nessuna delle due categorie precedenti, essendo al contempo entrambe ma presentando anche delle caratteristiche di unicità.

Così come molte raccolte di studi "dotti", presenta uno sguardo di insieme, sia nel senso di multidisciplinare, in quanto nata dal contributo di cultori di varie discipline, sia in

quanto presenta un numero elevato di realtà, permettendo al lettore di raffrontare e comparare le singole minoranze.

Di contro, però, il saggio può essere definito anche una variante complessa degli studi locali.

Si è fermamente voluto, infatti, che ogni minoranza fosse spiegata dal suo interno, che le associazioni e gli enti culturali delle singole comunità delineassero autonomamente i propri tratti salienti, illustrandone le problematiche e "l'unicità quotidiana".

Il testo che ne è uscito è volutamente semplice, immediato nel suo presentare i vari aspetti che connotano le singole realtà e senza la paura di mostrare le contraddizioni insite in una miscellanea di testi che affrontano in modo anche differente tematiche simili.

Questa scelta ha delle solide motivazioni.

Per la prima volta si è voluto creare un saggio che presentasse in modo complessivo la realtà delle colonie germaniche in Italia in cui a parlare fossero i rappresentanti delle comunità stesse, coloro che più di chiunque altro sono in grado di descrivere la realtà nella quale sono inseriti ogni giorno.

Ciò perché, se da una parte i lavori scritti da studiosi e ricercatori di professione hanno il pregio di utilizzare approcci metodologici maggiormente scientifici, dall'altra, hanno il forte limite di basarsi su osservazioni inevitabilmente limitate nel tempo; se questo può essere un problema scarsamente rilevante per le analisi di fenomeni storici, altrettanto non si può dire quando l'oggetto di indagine diventa la quotidianità.

Nessuno può parlare dei problemi e di cosa avviene ogni giorno all'interno di una comunità meglio di chi ne fa parte e si rapporta continuamente con essa.

In questo saggio, le associazioni e i soggetti occupati nella salvaguardia delle lingua e delle culture delle comunità linguistiche hanno voluto collaborare per dare alle stampe delle pagine in cui parlano di sé, dell'uso della lingua all'interno dei propri paesi e dei progetti a cui stanno lavorando per salvaguardarne le tradizioni secolari. Accanto alle presentazioni generali sulla storia, la lingua e i costumi di questi popoli, si trovano anche pagine dove è possibile leggere dei successi e dei fallimenti delle tante iniziative concrete messe in atto nella scuola, nella pubblica amministrazione ed in altri ambiti della vita associata.

Si tratta di dipinti che, con la semplicità e l'umiltà di chi sa di non essere un accademico, rappresentano, con grande nitidezza, la vita d'ogni giorno di minoranze vitali che si affacciano orgogliose al terzo millennio.

L'ultimo aspetto che si vuole evidenziare in fase di presentazione a questo lavoro è insito proprio in queste poche ultime righe.

Troppe volte le minoranze linguistiche alpine sono state mostrate come comunità prossime alla scomparsa, colpite a morte dalla modernità e troppo impegnate a ricordare la grandezza dei propri passati per saper affrontare il futuro.

L'approccio dei tanti autori delle relazioni che seguiranno è estremamente diverso: senza dimenticare il passato, guardato comunque e sempre con un po' di nostalgia, si vuole mostrare come questi villaggi tra le montagne abbiano ancora molte energie e voglia di lavorare per conservare un'identità che in quest'ultimo secolo li ha portati a cambiare ma che ha dato loro anche una nuova coscienza di ultimi detentori di un patrimonio culturale non più solo loro ma dell'intera umanità.



**Campello Monti-Kampell, immagine d'insieme dell'abitato.**



# CAMPELLO MONTI-KAMPELL

## *Comunità walser della provincia di Vercelli*

PRESENTAZIONE GEOGRAFICA di Rolando Balestroni, pag. 15 – STORIA DELLA COMUNITÀ di Rolando Balestroni, pag. 16 – I WALSER A CAMPELLO di Enrico Rizzi, pag. 18 – PERIODO DI AUTONOMIA COMUNALE (1814–1929) di Rolando Balestroni, pag. 27 – ASPETTI DEL MODELLO ECONOMICO TRADIZIONALE di Rolando Balestroni, pag. 30 – IL COSTUME FEMMINILE DI CAMPELLO di Rolando Balestroni, pag. 35 – IL TITTSCHU WALSER A CAMPELLO MONTI di Rolando Balestroni, pag. 37 – VITA CULTURALE di Rolando Balestroni, pag. 37 – BIBLIOGRAFIA di Rolando Balestroni, pag. 41.

### **PRESENTAZIONE GEOGRAFICA**

Campello Monti è un piccolo paese, di origine Walser, situato a 1305 metri slm nel versante meridionale alpino – zona del Monte Rosa – addossato al Monte Prevor (‘1 Pruvur), metri 1726, propaggine meridionale del Monte Capezzone (Jungebärg), metri 2421, che con l’Altemberg, metri 2394, contornano il lago del Capezzone (Kupsee), metri 2100. Si raggiunge percorrendo la strada provinciale che inizia ad Omegna, sul lago d’Orta, (provincia di Verbania, già Novara) percorrendo l’intera Valle Strona che, dopo circa 19,2 chilometri, termina proprio a Campello. Per coloro che provengono da Milano o Torino, la via più agevole è l’autostrada Milano/Laghi o la Voltri/Sempione con uscita Gravellona Toce (Verbania), che dista da Omegna appena 5 chilometri.

Campello Monti ha sempre mantenuto stretti legami con la Comunità Walser di Rimella, in Valsesia, dalla quale circa settecento anni fa un esiguo gruppo di contadini-pastori di origine vallesani ha iniziato a colonizzare anche la testata della Valle Strona, posta a est subito dopo aver valicato la Bocchetta di Rimella, in titschu (la lingua walser) “der Schtronerfurku” (Passo dello Strona, il valico dal quale passa la mulattiera che da secoli collega Kampel a Remmalju cioè Campello a Rimella.

È stato comune autonomo per 115 anni e precisamente dal 07 dicembre 1814 al 18 febbraio 1929. Il Comune era formato dal capoluogo, Campello (Kampel) e da quattro frazioni: Tapone (Tapòn) posta a 1087 metri slm; Pian Pennino (Pianpanin) a 1121 metri ; Valdo (Waud) a 1171 metri e Ronco (Runk) a 1285 metri.

La fascia degli alpeggi (escludendo l’alpe Foscalina, di pertinenza della frazione Tapone) vede una compressione altimetrica in poche centinaia di metri di quota: l’alpeggio più basso è l’alpe Del Vecchio (mt. 1465), mentre il più alto è l’alpe Capezzone (mt. 1845). Questa è una particolarità di Campello Monti, dipendente certo dalla specifica morfologia della valle, ma con importanti implicazioni, tutte da studiare, sulle strategie produttive. Quattro erano gli alpeggi principali, quelli che sopportavano il maggior carico di bovini (fino a 35–50 bestie): Cama, Fornale Sotto e Sopra, Cunetta Sotto e Sopra, Capezzone.

Attorno a questi centri nevralgici, altri pugnì di baite e casere incollate alle rocce o in bilico sui dossi. Come le alpi Scarpia e Calzino, nascosti negli unici due pianori del ver-

sante campellese del Bise Rosso (l'Bigiruss) , uno scivolo pietroso battuto dalle valanghe. Come Pennino Grande e Penninetto, a cavallo di due valli con le poche baite che si stagliano contro il cielo, nette da ovunque le si guardi.

## **STORIA DELLA COMUNITÀ**

È tutt'altro che facile riassumere con pochi accenni la lunga e tormentata storia di Campello "dalle origini fino ai giorni nostri". Si tenterà di farlo attraverso le tappe più importanti e significative che possono, in qualche modo, dare una spiegazione di come il paese è ora.

È certo che l'origine di Campello Monti la si debba ai Walser di Rimella anche se l'alta Valle Strona – ai tempi ancora territorio della Val Sesia – era già sfruttata, per i pascoli estivi, dai pastori cusiani molto prima dell'arrivo dei rimellesi.

I pascoli, infatti, erano di proprietà del monastero di San Graciniano di Arona che ne concedeva l'uso ai pastori del Cusio, autori, secondo le antiche cronache, di razzie di bestiame ai danni dei rimellesi.

Ma i veri colonizzatori, coloro che seppero superare le enormi difficoltà che la permanenza invernale comportava, furono i Walser di Rimella che, ottenuta la concessione degli alpeggi del Capezone, del Pennino e del Paninaccio, si stabilirono alla confluenza dei torrenti Strona e Chigno, formando un vero e proprio paese.

Nel 1757 Giovanni Battista Tensi, nelle sue memorie, racconta che l'origine del paese la si deve ad una precoce ed abbondante nevicata che costrinse gli alpigiani a svernare nelle baite estive che si trasformarono in dimore stabili. Il Tensi ebbe la fortuna di vedere atti che, in seguito, vennero perduti e, quindi, dobbiamo fidarci – seppur con le dovute cautele – di questa versione della genesi di Campello. Il problema delle fonti di ricerca è tutt'ora aperto in quanto i testi su cui operare ed i documenti sono frammentari e, spesso, contraddittori. La travagliata storia del paese inizia e con essa il lento e progressivo allontanamento ed affrancamento di Campello da Rimella.

Il primo episodio importante avviene il 21 aprile 1551, data nella quale Monsignor Ubertino Serazio, vescovo ausiliare del cardinale Ippolito d'Este, interrompe la tradizione di portare, per la sepoltura, i morti di Campello a Rimella. In quel lontano giorno viene consacrata una cappella ed un piccolo cimitero.

Nel 1597 Carlo Bescapè, vescovo di Novara, aggrega Campello alla parrocchia di Forno sottraendola a Rimella.

Nel 1698 viene inaugurata la chiesa del Gaby, alla confluenza dei torrenti Chigno e Strona, di cui resta oggi, quale unica testimonianza, il perimetro dell'antico campanile edificato nel 1779.

Nel 1749 Campello, che conta 190 abitanti, diventa parrocchia autonoma e viene costruito l'ossario del cimitero che sorgeva là dove ora c'è la fontana pubblica ed il lavatoio. Il primo parroco di Campello diviene Don Antonio Fermo Tambornino.

È del 1754 la statua del Gesù nel Sepolcro esposta oggi nell'altare laterale della chiesa di San Giovanni Battista, che fu protagonista del miracolo che si festeggia tutti gli anni, la seconda domenica di agosto, con la festa del Crocefisso.

Nel 1781, infatti, il 19 agosto, una disastrosa inondazione demolisce la chiesa del Gaby che vide disperse tutte le sue suppellettili e documenti. Furono ritrovati un crocefisso di

avorio – che si riuscì a ricomporre per intero – e, “miracolosamente” intatta la statua del Cristo.

Pochissimi anni dopo (il 21 aprile 1784) i campellesi posero la prima pietra di una nuova chiesa che venne edificata, in soli sei anni, in località Staffa.

Nel 1790 avvenne la solenne inaugurazione con la presenza di Monsignor Ubertone che la definì “la chiesa del miracolo”.

Nel 1792 si registra la prima ed unica disputa “seria” tra le comunità di Campello e Forno per lo sfruttamento degli alpeggi intorno a Campello. I “Bandi Campestri” del 1697 non venivano rispettati dai fornaroli che, con la loro opera di disboscamento, mettevano in grave pericolo il paese privandolo di una importante protezione contro le valanghe. I campellesi, appellatisi al Senato di Torino, si videro approvare i “Bandi Campestri” nel 1793, ma solo nel 1796, con un rogito lungo ed elaborato, finalmente si compose la disputa tra i due paesi.

Nel 1815 viene nominato il primo Sindaco del paese nella persona di Francesco Guglianetti e con lui due Consiglieri. Comincia così la vita “comunale” del paese, durante la quale i campellesi ebbero modo di autodeterminarsi per molte ed importanti questioni. Un periodo che durò più di un secolo e finì, come vedremo, con l'accorpamento del paese al più vasto Comune di Valstrona.

Nel 1817 avviene l'inaugurazione dell'altare dedicato al Gesù nel Sepolcro e del Campanile.

Un'altra tappa importante l'aggregazione, nel 1837, di Campello a Pallanza essendo stata soppressa la Provincia Valsesiana.

Nello stesso periodo si comincia a parlare della strada che oggi collega Omegna a Campello e che fu oggetto di progetti, dispute e conflitti che, per la loro complessità, non è qui il momento di esporre.

Nel 1862 il paese assume l'attuale denominazione con l'aggiunta a Campello della parola Monti per distinguerlo, quasi ce ne fosse stato bisogno, da Campello sul Clitunno in provincia di Perugia.

Nel 1867 si fonda la tradizionale festa del Crocefisso e, dieci anni dopo, quella della Madonna della Neve.

Altri anni importanti in questa lunga storia sono:

– il 1895 nel quale venne sistemata in Chiesa una grande tela, attribuita alla scuola del Guercino, rubata il 26 maggio 1973 e ritrovata fortunatamente il 07 febbraio 1999, nella vicina Svizzera, dal Reparto Operativo dei Carabinieri di Roma per la Tutela del Patrimonio Artistico. Questa tela venne donata, alla chiesa di Campello, dal Cav. Francesco Janetti;

– il 1907 quando si edificò l'attuale cimitero, dono del Cav. Bartolomeo Janetti;

– il 1912 nel quale viene sistemata la via principale del paese, la Gassa, che, da allora, non ha più subito restauri, se non parziali. La Gassa verrà interamente ristrutturata nel 1997, e il 21 giugno 1998, in occasione della festa patronale di San Giovanni Battista, verrà inaugurata dal sindaco Giulio Piana.

– nel 1922 si riprende lo sfruttamento delle miniere di nichelio che proseguirà fino al 1946, anno della chiusura definitiva dell'attività mineraria. Oggi si possono ancora vedere gli ingressi delle gallerie di estrazione e, diroccate, le strutture della laveria per la lavorazione del materiale grezzo;

– nel 1924 i 64 elettori di Campello Monti affrontarono le ultime elezioni amministrative del paese che, con Regio Decreto, nel 1929 viene aggregato al nuovo Comune di Valstrona. Gli ultimi decenni di vita di Campello sono di lento ed inesorabile declino. L'ultimo abitante stabile è stato Augusto Riolo, che rimase in paese fino al 1974. Fu anche, perché rimellese, l'ultimo conoscitore del *tittschu walser* a Campello. Da citare anche Traglio Abele, nato a Rimella ma sposatosi a Campello, dove esercitò anche il mestiere di "guida locale" del C.A.I.

Le notizie fin qui date provengono da varie fonti, la principale è il libro, edito nel 1941, "Campello Monti dalle sue origini fino ai giorni nostri", opera di Don Giulio Zolla e Antonio Tensi che, con pazienza e passione, ricostruirono le cronache dei principali periodi di vita del paese. Dal 1941 poco o nulla si è fatto, resta così una lacuna di oltre cinquant'anni di storia del paese che fino ad oggi nessuno ha voluto o saputo colmare.

## ***I WALSER A CAMPELLO***

Scrivere oggi dei Walser di Campello è una impresa difficile per la mancanza di documenti raggruppati e pubblicati in modo organico. Per questo lasciamo a Enrico Rizzi\*, il maggiore studioso italiano del Walser, il compito di tracciare, delineare e documentare i fatti storici che hanno fatto entrare Campello nel novero delle Comunità Walser italiane. Tornare a Campello oggi, sulle orme degli antichi coloni, è per me un viaggio a ritroso in venticinque anni di personali esperienze di studio sulla storia dei Walser. Fu proprio qui infatti che, in tempi che si fanno lontani, ho iniziato l'entusiasmante ricerca delle origini di questo piccolo popolo, ricerca che non si è certo conclusa, ma che ha rappresentato per me un percorso ormai lungo, tra le montagne e tra i libri.

E proprio all'origine walser di Campello, a metà degli anni '70, mi capitò di dedicare una conferenza ai Lions di Borgosesia. Da allora la ricerca storica sui Walser ha compiuto passi talmente significativi da mutare radicalmente il quadro delle conoscenze così come appariva negli anni '70. Per quanto riguarda in particolare queste valli meridionali del monte Rosa, molte tesi di allora devono essere criticamente riviste. Soprattutto il peso assegnato alla feudalità laica (in primo luogo i Biandrate) nell'insediamento dei coloni provenienti dal Vallese, deve essere ridimensionato storicamente; e occorre assegnare all'iniziativa dei monasteri un ruolo assolutamente primario, così come è venuto progressivamente emergendo in modo sistematico e chiaro dai molti documenti (alcuni inediti) che sono andati pubblicando dalla metà degli anni '80 agli scorsi mesi (quando ho approfondito il caso di Carcoforo, assai simile a quello di Campello).

Da questi nuovi studi emerge un panorama netto della situazione feudale delle valli meridionali del Rosa nei secoli (XIII–XV) nei quali si compì la colonizzazione walser alle testate delle valli Grande della Sesia, Sermenza, Mastallone, Strona e Anzasca.

Tutte queste testate erano occupate da alpi posseduti dei monasteri. Si trattava di pascoli sfruttati in estate, all'estremo limite dei grandi feudi che re e imperatori, fin dall'epoca franca e longobarda, avevano legato al patrimonio di monasteri, di capitoli canonicali o di mense vescovili. In qualche caso provenivano dal patrimonio di dinastie laiche – come i conti di Pombia, di Biandrate o di Castello – che, a partire dal decimo secolo, erano state generose nel concedere donazioni ai monasteri, cercando così di propiziarsi la vita eterna, e nello stesso tempo di accrescere (senza privare gli eredi dei pingui possedimen-

\* Dalla relazione "I Walser a Campello" in *Walser Gemeinschaft Kampel, Atti del terzo convegno di studi del 5 agosto 1995, Campello, WGG, 1996.*

ti di fondovalle) il patrimonio di fondazioni religiose e abbazie cui le famiglie feudali erano legate da una complessa trama di legami dinastici e politici.

Alla formazione di questo patrimonio concorse anche una solerte cura dei monasteri rivolta allo sfruttamento sistematico della montagna. Dalle pergamene rimaste, relative agli alpi dei monasteri in Valsesia (come quelli di San Nazaro di Biandrate), in periodi quali il XII–XIII secolo, emerge un grande fervore nell'acquistare, accorpate, permutare alpi: una vera e propria politica intrapresa dai monaci allo scopo di rendere più razionale e redditizio lo sfruttamento economico dei pascoli più alti. Essi non si limitarono a ricevere donazioni, ma investirono negli alpi i risparmi oculatamente fatti nella gestione agricola dei poderi di pianura, nelle annate agrarie propizie: non diversamente da quanto i benedettini o i cistercensi avevano operato altrove, nelle foreste o nelle paludi, dove sono stati pionieri di colossali opere di disboscamento o di bonifica.

Salendo lungo il versante destro della Sesia, incontriamo così gli alpi di Meggiana (i primi documenti risalgono al 1162) sopra Piode, di Sorbella (1163) sopra Rassa, di Artogna e Locciabella (1297) sopra Campertogno; alpi appartenenti al monastero di San Nazaro di Biandrate. L'alpe Otro, sopra Alagna, apparteneva al priorato cluniacense di San Pietro di Castelletto, che l'aveva ricevuto dal monastero di San Pietro di Cluny, dopo la donazione del conte Guido di Biandrate nel 1083. L'alpe Alagna (valle d'Olen) apparteneva al monastero di San Nazaro di Biandrate almeno dal 1196, come si ricava da un'investitura di quell'anno. L'alpe Mud («Motis»), sull'altro versante della Sesia, apparteneva ai monaci cluniacensi di Castelletto dal 1138, quando lo ricevettero in permuta dal capitolo di San Giulio d'Orta.

Del tutto analoga la situazione nell'alta valle Sermenza, anche se disponiamo in proposito di notizie meno sicure. Nel 1083 il conte Guido di Biandrate legò all'abbazia di Cluny molti beni in Valsesia, tra cui gli alpi di Otro e di Lavazoso, di localizzazione incerta ma posto probabilmente alla testata della valle di Rima. Una serie di pergamene dell'Archivio Storico Diocesano di Novara conferma inoltre come tutta l'alta Valsesia formasse anticamente un compatto territorio di possessi religiosi. All'inizio del XV secolo il vescovo di Novara possedeva, in Val Grande e in valle Sermenza, ben otto diversi alpi: l'alpe Aurie (oggi Safeyatz), sopra Alagna; l'alpe Alzarella (a Riva); l'alpe Rima e Scarpia (nella valle di Rima); nonché gli alpi rispettivamente di Egua, Coste, Ragozzi e Castello (in Val d'Egua). L'origine di questi possessi è presumibilmente molto antica e risale al 1025–1028, quando Corrado II, re di Germania, donò alla Chiesa vescovile di Novara il monastero di San Felice di Pavia e con esso vari altri beni in Valsesia e nella Riviera d'Orta, tra cui Otro (Alagna). Anche l'alpe Mud, ceduto nel 1138 dal capitolo di San Giulio al priorato di Castelletto, si staccò probabilmente dall'originaria signoria vescovile; e non è escluso che altri, tra i beni alpestri passati con il tempo nel patrimonio dei monasteri, derivassero dalla stessa signoria donata all'inizio dell'XI secolo dal re Corrado II al vescovo Pietro di Novara.

Il panorama dei possessi monastici attorno al Rosa si completa con gli alpi del Monastero di San Graciniano di Arona a Macugnaga (già attestati nel 999), nonché quelli del capitolo di San Giulio d'Orta a Rimella (dove altri alpi minori erano posseduti dal monastero di Arona e, presumibilmente, dal priorato di Castelletto) e di San Graciniano a Campello, sui quali mi soffermerò più avanti. Tutti questi antichissimi alpeggi, in un arco di tempo che va dalla metà del XIII alla metà del XV secolo, in un unico contesto di condizioni economiche e giuridiche, di modalità contrattuali e di finalità colonizzatrici,

furono trasformati per iniziativa dei monasteri e per opera dei Walser, da alpeggi estivi in insediamenti permanenti.

I Walser sono il piccolo popolo delle montagne che ha dato vita alla più ardua colonizzazione medioevale nelle Alpi, fondando gli insediamenti umani più elevati del continente europeo. La loro storia inizia nella valle del Goms, cuore dell'Alto Vallese, alle sorgenti del Rodano – (Walser è sinonimo di Walliser, Vallesano) – dove, a 1500 metri sul mare, forse fin dal X–XI secolo, si era insediata una colonia di pastori alemanni, scesi dal nord all'epoca delle leggendarie migrazioni alemanne ed arrestata, nella sua marcia verso il sud, dalla grande barriera alpina. Alcuni gruppi di pastori tuttavia, colonizzando la testata della valle del Rodano, fondarono il primo importante insediamento permanente in alta quota. Si trattava di trasformare i boschi in pascoli e campi, resistere alle insidie degli inverni alpini, sopravvivere in altitudine con il solo sostentamento delle risorse della montagna, in un'epoca nella quale l'uomo medioevale disponeva di attrezzi e tecniche di lavoro ancora primitive, e il mondo alpino, inospitale, era ancora avvolto da terrificanti misteri.

Alla fine del XII secolo i discendenti di questi pastori alemanni attestati nel Goms avevano raggiunto l'intero territorio alto-vallesano, colonizzando antichi alpi nelle valli laterali del Rodano; e iniziarono a travalicare nelle valli meridionali dando vita al fenomeno walser.

Quello tra il XII e il XIII secolo fu un periodo nel quale l'economia medioevale vide la grande esperienza delle bonifiche delle paludi e dei territori incolti. Nelle Alpi, contribuiscono a favorire questi insediamenti anche le condizioni climatiche: una lunga parentesi calda, tra l'avanzata dei ghiacciai della seconda metà del primo millennio, che aveva cancellato ogni traccia del popolamento «preistorico» in quota, e la cosiddetta «piccola età glaciale» iniziata nel XVI secolo.

L'espansione dei Walser seguì diverse ondate migratorie. Una prima dal Vallese al versante subalpino. Formazza e Gressoney furono gli insediamenti più antichi; poi Macugnaga, Rimella, e via via tutte le testate valesiane. Da Formazza i Walser raggiunsero Bosco Gurin e le Alpi retiche (a partire dalla fine del XIII secolo), donde la diaspora si allargò (tra il XIV e il XV secolo) in pressoché tutte le valli elevate dei Grigion e del Vorarlberg (Austria), fino al Tirolo ed ai confini della Baviera. Direttamente dal Vallese, nel XIII secolo, altre ondate minori spinsero i Walser nelle valli occidentali bernesi e nell'alta Savoia.

Tutto questo vasto movimento – fondato su precisi contratti agrari tra signori feudali (religiosi o laici che fossero) e gruppi spontanei di coloni – fu reso possibile dalla concessione delle terre in affitto ereditario e dall'applicazione del cosiddetto «diritto dei coloni», quale si era andato formando tra l'XI e il XIII secolo, nel grande crogiuolo delle colonizzazioni europee, grazie all'interesse sempre maggiore che feudatari e contadini mostravano per lo sfruttamento delle terre incolte. Per tenere legati i coloni alla terra, convincerli ad affrontare il duro lavoro del dissodamento, ricompensando le loro immani fatiche, occorreva concedere loro la liberazione dalla condizione servile e la garanzia del possesso perpetuo delle terre bonificate. Alla morte del colono, il podere passava ai suoi eredi, che continuavano a pagare un canone d'affitto immutabile e perpetuo.

La trasformazione dell'incolto in terra coltivata fu un'impresa ardua che comportò molti anni di lavoro: l'abbattimento del bosco, il dissodamento della terra, la regolazione delle acque e la loro conduzione dai ghiacciai ai pascoli, l'adattamento all'ambiente di at-

trezzi, sementi, animali da allevare. L'approccio walser al territorio alpino avvenne secondo il caratteristico modello dell'insediamento di tipo sparso, la fattoria isolata e autosufficiente, detta Hof. L'economia walser poggiava sul delicato equilibrio tra una breve stagione buona, nella quale si cercava di ricavare il massimo possibile da ogni zolla di terra, e l'inverno durante il quale le scorte accumulate rendevano possibile il "letargo" degli uomini e degli animali. Si trattava necessariamente di un'economia mista, fondata sull'allevamento del bestiame e la lavorazione del latte da una parte, e sull'agricoltura di alta montagna dall'altra. La coltivazione dei cereali, essenziale alla sopravvivenza umana, fu praticata dai Walser anche negli insediamenti posti ad altitudini estreme.

Il vero mestiere del colono walser delle origini però, prima ancora che quello dell'allevatore-coltivatore, era quello del colonizzatore-dissodatore. Dopo aver ridotto a coltura un territorio e ricavato da esso un certo numero di Höfe, nel nuovo insediamento si fermava solitamente uno soltanto dei figli della famiglia colonica. La sopravvivenza nell'Hof, in un'economia rigidamente autarchica, era infatti spesso impossibile per più di un figlio e per la loro famiglia. Gli altri quindi riprendevano il cammino migrante dei loro padri e cercavano in altre valli nuove terre da disboscare e alpeggi da trasformare in Höfe.

L'alta Valsesia (Pietre Gemelle, Rima, Carcoforo, Rimella, Campello) è un tipico esempio di questo modello di colonizzazione a «tappe», che aveva il ritmo delle generazioni. L'insediamento di Alagna avvenne a cavallo del 1300, fondato da famiglie coloniche provenienti sia da Macugnaga sia dalla valle di Gressoney, dove i Walser si erano stabiliti in varie fasi, fin dall'inizio del '200. I coloni di Pedemonte erano venuti da Macugnaga. Quelli di Otro e della Peccia (in Val Vogna) da Gressoney. A metà del '300 era ormai terminata la colonizzazione del territorio dell'antica Pietre Gemelle, e in quegli anni i Walser di Alagna intrapresero la colonizzazione delle adiacenti valli di Rima e di Carcoforo. Rimella, fondata a metà del '200, è la più antica colonia walser della Valsesia. Qui il capitolo di San Giulio possedeva quote di alpi (Rimella e Rondo) fin dall'inizio dell'XI secolo; possessi che si andarono consolidando nel corso della prima metà del XIII secolo. L'insediamento di un gruppo di coloni walser sugli alpi di Rimella e di Rondo ebbe inizio nell'estate 1255, quando Giovanni filius ser Petri deTerminion [Visper-Terminen], Anselmo de Monte [valle di Saas] e suo figlio Pietro, ottennero l'investitura degli alpi di San Giulio e il diritto di costruire un mulino, segno che l'insediamento era destinato ad avere carattere permanente. Tra l'estate del 1255 e l'autunno del 1256 si insediò a Rimella una seconda compagnia di 11 coloni provenienti dalle valli di Saas, di Visp e del Sempione. L'11 novembre 1256 l'intero gruppo si recò all'isola di San Giulio, dove, alla presenza del capitolo dei canonici, costituì una società colonica per lo sfruttamento degli alpi. La società venne divisa in 12 quote familiari, con la comunione dei pascoli, delle foreste e delle acque. Il capitolo concesse in perpetuo ai coloni il diritto di abitare, fabbricare case e mulini, tagliare il bosco e trarre con qualunque mezzo i prodotti dei monti e della terra, liberamente e pacificamente. I coloni, le loro famiglie e i loro eredi, assunsero lo status di *districabiles predicti capituli cum honore et districtu quoad iurisdictionem et contenciosam et voluntariam*, cioè la piena giurisdizione del preposito del capitolo; né più né meno dei coloni di Macugnaga o di Alagna, che avevano assunto quella dei rispettivi abati. Oltre al canone ereditario di 8 lire imperiali alla festa di San Martino, i coloni si impegnarono a riconoscere al capitolo la «decima» degli agnelli, capretti o porcelli, di ogni messe e di ogni frutto; a meno che non venissero costretti con la violenza a consegnarla ad altri. Caso, questo, non certo infrequente, per pacifici contadini di montagna quali

erano i Walser. A Rimella – come rivelano altre pergamene del Capitolo di San Giulio – nel 1260 gli inermi coloni si videro infatti rapinare ben 70 animali dagli uomini della Pieve di Omegna. «Gli abitanti degli alpi della chiesa di San Giulio dell'Isola» invocarono allora la protezione del Capitolo. Il preposito di San Giulio ottenne che venisse intimata la scomunica contro i predatori e Ottone Visconti (il fondatore della dinastia dei signori di Milano era in quell'anno podestà di Novara) intimò agli uomini della Pieve di non molestare né depredare quei pacifici montanari.

L'archivio del Capitolo di San Giulio conserva numerose altre pergamene che risalgono al XIV secolo, relative a Rimella. Trattano l'esercizio della giurisdizione da parte del capitolo, il rinnovo dell'investitura ereditaria del 1255–1256, o il pagamento dei canoni alla festa di San Martino, quando i rappresentanti dei coloni scendevano dalle montagne, attraversavano in barca il lago d'Orta e raggiungevano l'isola dove erano trattieneuti a pranzo alla mensa dei canonici. Alcune pergamene del XIV secolo forniscono notizie sui rapporti tra i coloni e il capitolo, o sulle assemblee della ancor piccola comunità rimellesse che si tenevano presso la chiesa di San Michele, alla Villa. All'assemblea del 1335 intervennero 31 capi-famiglia. L'opera di dissodamento era ancora in pieno svolgimento, come mostra l'apporto di nuove famiglie coloniche provenienti dalla valle di Saas. L'ultimo documento in cui compaiano diritti di proprietà del capitolo di San Giulio a Rimella è del 1394, quando a versare il canone annuo d'affitto fu per la prima volta il «console del comune», Johannes de Termignono.

Con modalità analoghe a quelle dei coloni che da Alagna si trasferirono, negli stessi anni, in Val Sermenza, da Rimella, nel corso del XIV–XV secolo, i Walser occuparono la testata della adiacente Valle Strona. Nel XIII secolo la testata della valle era già sfruttata, «da tempo immemorabile» come alpeggio estivo del monastero di san Graciniano di Arona, il cui archivio (oggi nell'Archivio di Stato di Torino) conserva una decina di pergamene, tra il 1200 e il 1400, che consentono di ricostruire la situazione di sfruttamento degli alpeggi nell'attuale territorio di Campello.

Alla fine del XIII secolo inalpavano mandrie provenienti dal lago d'Orta, le quali raggiungevano i pascoli del Capezzone, dopo un viaggio sui barconi che risalivano la Toce, e dopo aver valicato la colma di Ravinella che collega la Valle Strona alla bassa Ossola. All'inizio del XIV secolo, gli alpeggi di san Graciniano vennero concessi, per il canone annuo di 3 fiorini d'oro e un «mascarpino» (piccola forma di mascarpa), ai signori di Crusinallo, intermediari tra l'abate e i pastori che sfruttavano l'alpe. I Crusinallo avevano qui lo stesso ruolo di «avogadri» esercitato dai Visconti a Macugnaga, alpeggio anch'esso appartenente ai benedettini di Arona. Nel 1338 il monastero venne in lite con i Crusinallo, signori di molte terre in Valle Strona. È probabile che la controversia, relativa alla gestione degli alpeggi, di cui sfuggono i contorni precisi, abbia riguardato proprio la concessione degli alpeggi del monastero ai coloni walser di Rimella.

Dopo il 1338 le concessioni dei tre alpeggi del monastero (Capezzone, Pennino e Penninetto), avranno sempre per destinatari i Walser rimellesi. Ma i contratti d'affitto, a coloni diversi in tempi diversi, hanno ancora tutti la durata di nove anni. Ed ancora nel 1432, quando l'abate concede i tre alpi monastici a Milano detto «Nigro» figlio di Antoniolo della Rocca, abitante a Varallo, per il canone annuo di 22 lire imperiali e 12 libbre di Mascarpino, l'affitto durerà nove anni.

Milano della Rocca, esponente di una famiglia aristocratica valsesiana, compare nell'atto non già in rappresentanza dei pastori che sfruttavano gli alpi, ma nella veste di interme-



diario tra l'abate di Arona e i Walser di Rimella. Era infatti consuetudine che i contratti di affitto delle terre dei monasteri non venissero stipulati direttamente dall'abate, ma da mediatori, che avevano il compito di provvedere alla conduzione degli alpi e all'esazione dei fitti. In qualche modo «appaltatori» dello sfruttamento della terra (in questo caso degli alpeggi), essi versavano al monastero il canone di concessione e si curavano di tutto quanto riguardava il buon andamento del contratto, la conduzione dell'impresa, il rispetto dei confini, la manutenzione e il miglioramento dell'alpe. Una figura, questa dell'intermediario tra la signoria religiosa e gli alpigiani (in qualche caso compare con il nome di «fideiussore»), molto simile a quella dell'«avogadro». L'abate, che per il fatto stesso di essere un prelado non poteva adempiere personalmente alle molte funzioni giurisdizionali e amministrative di cui era titolare, era normalmente rappresentato da un avogadro laico nei numerosi negozi inerenti l'amministrazione del patrimonio ed in particolare i contratti fondiari. Solitamente le funzioni di avogadro erano svolte ereditariamente dai membri di una stessa famiglia; ed è significativo come, in Valsesia, le funzioni di rappresentante sia della mensa vescovile di Novara sia del monastero di San Nazaro di Biandrate, nella prima metà del XV secolo, fossero ricoperte principalmente dalla famiglia dei della Rocca (Roccapietra), da cui discende Milano detto «Nigro», che agisce nei contratti in esame quale amministratore degli alpi del Monastero di Arona sfruttati dai Walser di Rimella. Non è difficile intuire in questa contemporanea presenza della stessa famiglia nella conduzione degli alpi di più enti monastici in Valsesia, un disegno unitario nell'iniziativa di promuovere con la colonizzazione walser un migliore sfruttamento di quelle alte terre.

Anche nell'ultimo contratto di concessione «novennale» degli alpi Capezzone, Pennino e Pennineto, che risale al 1442, compare quale beneficiario dell'investitura Milano detto «Nigro» della Rocca. La pergamena del 1442, nel descrivere minuziosamente i confini del possedimento monastico, è la prima che citi il toponimo «Campello»: «ab una parte alpis Cayme [Cama], ab alia territorium de Campello, ab alia flumen Strone, ab alia alpis Agaroni [Nagarone], ab alia alpis Zevie [Cevio], ab alia alpis Ronde [Ronda], ab alia alpis Scarampogli [Scarpignano], ab alia alpis Cardeli, ab alia alpis Reorte et ab alia alpis Binerere [in valle Anzasca]». Che Campello fosse allora un luogo già abitato, magari da valligiani della Strona, a me pare da escludere, per almeno due ragioni. La prima è che il toponimo non era mai comparso, prima di quell'anno, tra le «coerenze» degli alpi del monastero. Ed è perciò impensabile che fosse un toponimo importante, quale necessariamente è un luogo abitato. La seconda è che il territorio del Monastero, fatto oggetto di molti contratti di locazione, abbracciava un'area così vasta, dalle creste alle acque dello Strona, da circoscrivere il «territorium de Campello» ad un piccolo luogo stretto tra i pascoli e il torrente: probabilmente il breve spazio di un campicello (campello). Anche il diminutivo non è certo privo di significato. Un insediamento permanente a Campello pare perciò difficile da immaginare, se non connesso con lo sfruttamento degli alpi del monastero. Non si può però escludere che il toponimo «Campello» sia comparso nel 1442 perché in quegli anni, ad opera degli stessi walser di Rimella che sfruttavano gli alpeggi del monastero di Arona, era appena avvenuto in quel luogo un primitivo insediamento walser.

Il caso offre numerose analogie: basti pensare a Bosco Gurin, in Valle Maggia, e forse a Carcoforo stesso, in Valsesia. È probabile che anche a Campello, come a Bosco e a Carcoforo, il primitivo insediamento sia avvenuto al piede dell'alpe: una sorta di stazione di

carico, alla soglia dei pascoli: luoghi al di fuori dei confini monastici, dove era più facile acquisire la «proprietà» del suolo, importante premessa per la costruzione di dimore stabili.

Analogamente alle due testate della Val Sermenza (Rima e Carcoforo) è probabile che famiglie di Rimella, che sfruttavano gli alpi del monastero, abbiano fondato i loro insediamenti invernali a Campello. E che in quegli anni – nella prima metà del '400 – sia maturato l'insediamento permanente walser.

Che qualche cosa di importante e di decisivo stesse avvenendo in quel tempo in alta Valle Strona, è dimostrato d'altra parte da una pergamena del 1448, quando finalmente l'affitto novennale dei tre alpi monastici lascia posto ad un contratto di affitto perpetuo, ed il concessionario non è più un intermediario, come Milano della Rocca, ma direttamente la Comunità Walser di Rimella.

Il 21 novembre 1448, l'abate Sorino de Balbis, davanti al capitolo dei monaci di San Graciniano e Felino di Arona, ratifica solennemente «l'investitura in enfiteusi perpetua ed in perpetuo fitto livellario a titolo e sotto il nome di locazione livellaria perpetua» della metà pro-indiviso degli alpi «Capesoni, Penini e Penineti, giacenti nel territorio di Valle Strona, Pieve di Omegna, Diocesi di Novara», ad Angelino fu Giovanni Bagossi di Rimella, che riceve per conto dell'intera comunità di Rimella, impegnandosi a versare in perpetuo, ogni anno il giorno di San Martino, a Varallo al rappresentante dell'abate, il canone enfiteutico di 12 lire imperiali.

L'atto non chiarisce il motivo per cui l'investitura riguarda solo la metà indivisa, mentre i precedenti contratti si riferivano agli alpi nella loro interezza. Ma su di un altro, apparentemente strano, passaggio del documento – fondamentale per la storia di Campello – occorre soffermarsi. Nell'atto si dice infatti che l'investitura avviene con l'autorizzazione del Prevosto di Borgosesia «apostolico commissario e delegato dal Papa Nicolao IV» in virtù di lettera papale data a Roma il giorno di San Pietro del 1448. Commissario e delegato a quale atto? Evidentemente ad accertare che la trasformazione del contratto novennale in perpetuo non pregiudicasse l'interesse del monastero. Tutto ciò si può comprendere solo prestando attenzione a quanto era avvenuto in Valsesia, pochi anni prima, per gli alpi della Mensa vescovile novarese. E va notato come anche in quel caso il commissario apostolico fosse il prevosto di Borgosesia.

Il caso della Mensa è così ben documentato, da doverlo richiamare brevemente, per la straordinaria analogia che presenta con quello di Campello. Fino all'inizio del XV secolo infatti, anche gli alpi della Mensa vescovile furono affittati di anno in anno, ad alpigiani che vi salivano d'estate con le loro mandrie. E solo in quegli anni il passaggio dalla concessione temporanea alla concessione perpetua consentì ai Walser la trasformazione sistematica degli alpeggi in insediamenti permanenti. Questo passaggio è ben documentato da un rotolo pergameneo conservato nell'Archivio Storico Diocesano Novarese (da me studiato nel recente volume Carcoforo, Fondazione Monti, 1994).

Nel 1419, in seguito ad una specifica richiesta del vescovo di Novara Pietro de Giorgi, il Papa Martino V affida al prevosto di Borgosesia Antonio de Raxellis l'incarico di verificare se convenisse veramente al vescovo, così come egli asseriva, sostituire a contratti di affitto temporaneo contratti di affitto ereditario perpetuo. Si sarebbe trattato, per il vescovo, di spogliarsi praticamente del «dominio utile» di quegli alpi, limitandosi a conservarne il «dominio diretto» che consisteva nella nuda titolarità del bene (o «proprietà della rendita», come affermano i giuristi per sottolineare la spogliazione di ogni altro di-

ritto che non fosse la rendita perpetua, oltretutto immutabile nel tempo). L'affitto perpetuo avrebbe però consentito al vescovo di trarre dallo sfruttamento dell'alpe un maggior utile, ed all'alpe stesso di essere proficuamente dissodato e colonizzato. L'autorizzazione ad un mutamento, non certo marginale, nel regime giuridico di beni che appartenevano da secoli alla Mensa vescovile, competeva al Papa, il quale, non conoscendo i luoghi e la convenienza economica della trasformazione fondiaria che si stava attuando, investì del problema un suo delegato in loco: il prevosto di Borgosesia. L'istruttoria processuale che ne seguì è per certi aspetti il documento più illuminante dell'intera colonizzazione walser. Essa si svolse nel palazzotto del Comune di Orta il 30 luglio 1420. Alla presenza del rappresentante del vescovo, dei testi e del notaio, il delegato del papa, Antonio de Raxellis prevosto di Borgosesia, esibite le lettere pontificie, procedette ad accertare se la concessione di questi alpi ai coloni in affitto perpetuo incontrasse o meno l'interesse della Mensa vescovile, chiamando sette testimoni, scelti tra persone particolarmente attendibili e competenti. Le argomentate risposte che i sette saggi fornirono, rappresentano una delle testimonianze più preziose, ancorché sconosciute, non solo sulla colonizzazione in Valle Sermenza, ma sulle ragioni stesse che mossero l'intera opera walser di trasformazione degli alti pascoli alpini in colonie umane permanenti. Queste voci, autentiche, che risalgono all'inizio del XV secolo, sono la spiegazione più vera dell'antica domanda «chi sono i Walser e quali cause, economiche o sociali, mossero la loro così vasta impresa colonizzatrice?». Uno dei testimoni è Antonio Draghetti di Varallo, che per oltre trenta anni ha avuto diretta esperienza come mediatore di fittanze per conto della Mensa vescovile. Interrogato sull'utilità di abbandonare i vecchi usi dei fitti temporanei, risponde che dopo aver ricevuto le terre in eredità i fittabili vi edificherebbero case e cascine, bonificherebbero campi e prati e l'utile dei coloni e della mensa crescerebbe. La testimonianza più significativa fu però quella di un Walser di Pietre Gemelle, Giovanni Manetta fu Zanoli, il quale, chiamato a deporre sulla pratica walser di ricevere gli alpi in affitto perpetuo e di trasformarli, con il dissodamento, in fattorie d'alta quota abitate stabilmente, risponde: «É vero: quando il colono riceve in affitto una terra "a tempo" non si cura di avviare miglioramenti di sorta sui beni investiti. Se invece riceve le terre in affitto perpetuo, in questo caso l'enfiteuta, detto anche colono, promuove grandi miglioramenti sugli alpi stessi, rendendo più fertile la terra e ricavandone maggiori frutti, anche a vantaggio del vescovo che ne viene a ricavare un affitto maggiore, ed egli stesso volentieri sarebbe disposto a ricevere in enfiteusi gli alpi stessi, per il canone d'affitto sopra indicato, impegnandosi a migliorarli». La sentenza del prevosto di Borgosesia, che chiude il processo di Orta, non poté che essere favorevole alla concessione degli alpi in enfiteusi perpetua.

Lo stesso dovette avvenire pochi anni dopo, nel 1448, per gli alpi dei benedettini di Arona qui a Campello. Identici i personaggi (il prevosto di Borgosesia, i Della Rocca ...), la procedura dell'autorizzazione papale, le cause e finalità della trasformazione dell'affitto temporaneo in affitto perpetuo. La ricca documentazione degli alpeggi della Mensa novarese in Valsesia, applicata analogicamente al caso di Campello, chiarisce soprattutto la grande «utilità» per tutti, concedente e concessionari, della colonizzazione operata dai Walser, mediante il disboscamento e la fondazione di un insediamento colonico a Campello.

Nove anni dopo, il 12 novembre 1457 – come rivela una pergamena del monastero aronese oggi in Archivio Borromeo (Archivio Borromeo Isola Bella, Corporazioni Religiose,

Arona. Monastero di San Graciniano) – quando alla riscossione del canone livellario degli alpi di Campello da parte della comunità di Rimella è subentrato il nuovo abate Francesco Borromeo – Campello non compare ancora tra i toponimi citati, del vasto comprensorio alpestre dalla cresta delle montagne «usque in aqua seu valle» dello Strona: conferma di come la nuova piccola comunità walser, filiatà da quella di Rimella, si stesse ancora formando, in quei decenni del '400.

Questi documenti rari e preziosi del monastero di Arona, gettano così un po' di luce sulla venuta dei Walser a Campello, lasciandone intuire un'origine non molto dissimile dalla tradizione e da un manoscritto settecentesco di memorie campellesi, che riferisce come «in principio questo luogo fosse un alpe di quei di Rimella, che essendo stati obbligati a qui fermarsi colle loro bestie in inverno a causa della neve caduta per tempo in seguito abbiano continuato» ad abitarvi stabilmente.

**Campello Monti-Kampell, 1904**



## **PERIODO DI AUTONOMIA COMUNALE (1814–1929)**

Il Comune autonomo di Campello Monti è durato 115 anni, cioè dal 7 dicembre 1814 al 18 febbraio 1929.

Il primo atto ufficiale del neo Comune di Campello è l'elezione del primo sindaco il 7 aprile 1815, nella persona di Francesco Guglianetti fu Antonio, e di due consiglieri.

Da allora molti sindaci si sono avvicendati alla guida della vita comunale della piccola comunità dell'alta Valle Strona affrontando difficoltà di ogni genere. Potevano essere problemi di natura ambientale, sociale, economica, o altro.

L'ambiente ha sempre creato una minaccia per gli abitanti di Campello che, anche nel periodo di autonomia comunale, fu più volte bersaglio di gravi disgrazie. Nel 1834 un'inondazione al Gabbio distrugge e rovina le case rimaste scampate a una enorme frana del 1701.

Il 14 marzo 1837 una grossa valanga attraversa letteralmente il paese danneggiando molte case.

Il 1° marzo 1843, il giorno delle ceneri, scoppiò un tremendo incendio che distrusse ben 15 case completamente e ne danneggiò altre 28, provocando un danno accertato di 87.000 lire nuove di Piemonte.

Gli abitanti di Campello, seppur colpiti duramente da queste disgrazie, hanno sempre saputo andare avanti coraggiosamente e caparbiamente e come mostreremo, sia con gli aspetti demografici che con quelli economici, non deve essere stato facile. Eppure ciò è stato possibile.

L'ultimo Podestà di Campello Monti, Enrico Tensi, rimetterà al nuovo Podestà il Comm. Costantino Cane tutte le attività della località consistenti in:

Lire 60.900 in tredici cartelle di Rendita e Consolidato con un reddito annuo di lire 1760.

Lire 33.000 circa, residuo attivo capitale oltre il fondo cassa.

Lire 28.000 circa, in undici cartelle di rendita annua di lire 1.546,50 che subì in seguito qualche diminuzione per riduzione del tasso interessi di spettanza della Congregazione di Carità e lasciti annessi.

Tutto il patrimonio di ragguardevole valore e da secoli conservato dei suoi boschi in piena efficienza.

I residui passivi di Campello erano di importi trascurabili.

*Fonte: don G. Zolla, A. Tensi, Campello Monti, Omegna, 1940, pp. 163.*

Analizziamo ora la situazione demografica e quella economica del periodo dell'autonomia comunale di Campello Monti.

### Situazione demografica

Dati relativi alla situazione demografica del Comune di Campello Monti dal 1813 al 1928.

Anno	Residenti a Campello	
1813	192	dal testo Zolla-Tensi
1818	197	Archivio di Valstrona.
1820	195	idem
1823	198	idem
1825	198	idem
1830	175	idem
1850	118	dal testo Zolla-Tensi.
1861	85	Archivio di Stato di Verbania, Censimento del 1861. Archivio di Valstrona.
1861	104	dal testo "Demografia Provinciale".
1871	95	dal testo "Demografia Provinciale".
1880	84	dal testo Zolla-Tensi.
1881	84	dal testo "Demografia Provinciale". Dal testo di Cerutti-Melloni-Rizzi. Archivio di Valstrona.
1901	73	dal testo "Demografia Provinciale". Dal testo Zolla-Tensi.
1911	66	dal testo "Demografia Provinciale".
1921	79	dal testo "Demografia Provinciale".
1925	54	dal testo Zolla-Tensi.
1928	54	dal testo Zolla-Tensi.

*Fonte: Archivio Comunale di Valstrona: Censimenti Generali della Popolazione del 1861, 1881. Archivio Comunale di Valstrona, sezione Archivio Storico Comunale di Campello Monti, Notizie statistiche relative al Comune, busta 68, fascicolo 5. Archivio di Stato di Verbania: Dati del Censimento Generale della Popolazione del 1861. I testi: don G. Zolla, A. Tensi, Campello Monti, Omegna, 1940; L. Cerutti, G. Melloni, E. Rizzi, La Valle Strona, a cura della Fondazione arch. Enrico Monti con il patrocinio del Lions Club di Omegna, 1975; Demografia Provinciale, evoluzione della popolazione nei comuni, CCIAA- Novara Camera Commercio Industria Artigianato Agricoltura, Novara, 1992.*

La tabella riportata, attingendo a varie fonti, crea un quadro relativo alla situazione demografica di Campello Monti dal 1813, data più vicina all'anno dell'autonomia comunale, al 1928, anno precedente alla riforma amministrativa fascista.

Esistono, però, per il 1861 discrepanze di dati. Per il 1861 abbiamo due cifre: 85 e 104. Il primo dato 85 è stato rintracciato nell'Archivio di Stato di Verbania consultando i valori finali del Censimento dell'anno considerato, nell'Archivio Comunale di Valstrona, nella sezione dell'Archivio Storico di Campello, dove vi erano sia le cifre del Censimento del 1861 ma anche i relativi fogli di famiglia e c'è corrispondenza.

Il secondo dato 104 è presente solo nel testo di Demografia Provinciale e, pertanto, pur riportandolo nella tabella sarà considerato solo parzialmente perché la cifra 85 è avvalorata da maggiori prove.

La tabella mostra come la popolazione di Campello subisca una diminuzione nel corso dei 115 anni considerati.

Dal 1813 al 1825 il numero di abitanti si aggira mediamente sulle 195 unità e pertanto manteneva un certo equilibrio dal 1749 quando gli abitanti erano 190.

La situazione muta dal 1830 in poi perché in quest'anno si contano 175 persone e la fase di decremento è destinata a peggiorare con la perdita di quasi sessanta unità in circa vent'anni.

Nel 1850, infatti, gli abitanti di Campello sono 118 per un totale di 38 famiglie. Il testo Zolla-Tensi riporta anche la distribuzione delle persone e delle famiglie nelle singole frazioni: Campello centro 22 famiglie con 66 persone, Valdo una famiglia con 7 persone, Tapone 7 famiglie con 22 persone, Pianpennino 8 famiglie con 23 persone.<sup>1</sup> In un arco di 37 anni vi è stato un calo di 74 unità. Questi sono stati gli anni drammatici delle valanghe, delle alluvioni e del grave incendio del 1843. Molte le persone che hanno perso la vita, tante le famiglie che hanno avuto la casa distrutta e gli animali uccisi quindi è possibile che di questi alcuni abbiano preferito ricominciare una nuova vita da altre parti.

Il primo Censimento Generale della Popolazione del Regno di Italia del 1861 registra a Campello 85 presenze, 33 unità in meno in soli 11 anni.

È possibile grazie ai fogli di famiglia vedere che a Campello capoluogo vi sono 24 famiglie con 56 persone, alla frazione Valdo una con 6 persone, alla frazione Tapone 4 con 10 persone, alla frazione Pianpennino 6 con 13 persone. Grazie a questi documenti scopriamo che ben 33 campellesi risiedono all'estero e i loro nomi sono nel foglio di famiglia ma in una sezione a sé e non sono stati conteggiati dal censimento proprio perché residenti all'estero.

Interessantissimo notare che il numero degli emigrati corrisponde esattamente al numero di unità, 33, che sono venute meno dal 1850, ma, non disponendo di fogli di famiglia per il 1850, lo stesso numero può essere anche una coincidenza.

Cosa certa è che dei 33 emigranti 26 erano uomini e 7 donne, mogli o figlie giovani degli stessi. L'età di questi lavoratori comprendeva varie fasce: da giovanissimi di 12/15 anni, a molti uomini sui 25/30 anni, a uomini maturi di più di 60 anni. La maggior parte erano celibi ma vi erano anche diversi coniugati e di questi solo tre si erano portati al seguito le mogli. Le professioni erano: peltraio, chincagliere, stagnaio, tornitore, litografo, garzone di negozio o operaio di fabbrica. I luoghi: Baviera, Torino, Parigi, Milano, Chivasso, Forno.<sup>2</sup>

Il 1871 registra 95 residenti, quindi un incremento di 10 persone.

Nel 1881 si ridiscende a 84 così ripartiti: 13 famiglie con 56 persone a Campello centro, 5 famiglie con 11 persone a Tapone, 6 famiglie con 17 persone a Pianpennino; non compare da nessuna parte la frazione Valdo e ciò lascia supporre che in quel periodo non vi vivesse più nessuno.<sup>3</sup>

Mancando dati relativi al 1891 dobbiamo analizzare il 1901 in cui sono annotate, dal testo Demografia Provinciale, 73 presenze. Stessa fonte per il 1911 dove invece si scende a 66 persone e per il 1921 con 79. Fonte per il 1925 con 54 abitanti e per il 1928 con 54 è il testo Zolla-Tensi.

---

1 Don G. Zolla, A. Tensi, *Campello Monti*, Omegna, 1940, pp. 91.

2 Archivio Comunale di Valstrona, sezione Archivio Storico di Campello Monti, Censimento Generale della Popolazione del Regno di Italia, 1861, busta 68, fascicolo 2, pacco 1.

3 Archivio Comunale di Valstrona, sezione Archivio Storico di Campello Monti, Censimento Generale della Popolazione del Regno di Italia, 1881, busta 68, fascicolo 3, pacco 1.

Le informazioni storiche relative a questi anni non sono state rintracciate nell'Archivio di Valstrona e non è plausibile aver notizie su chi visse a Campello in quegli anni.

Da questo quadro emerge una situazione demografica allarmante in quanto nel giro di 115 anni il Comune di Campello Monti è passato da 192 abitanti a 54, perdendo quindi 138 unità.

L'abbandono del paese dal 1928 in poi sarà un fenomeno progressivo ed inesorabile che terminerà con la fine della vita del paese stesso.

## **ASPETTI DEL MODELLO ECONOMICO TRADIZIONALE**

Le principali attività economiche a cui si dedicavano gli abitanti di Campello Monti erano quelle legate al mondo che li circondava: l'agricoltura, l'allevamento. Ma erano anche ottimi artigiani del legno, palai, tornitori, peltrai e, nei momenti di crisi, emigravano portando con sé questa importante tradizione manifatturiera.

Nell'800 a queste attività antiche si aggiunse il lavoro nelle miniere di nichelio e altri minerali che offrivano lavoro ad operai e minatori.<sup>4</sup>

Un'entrata molto consistente per le casse comunali o quelle parrocchiali, ma allo stesso tempo alquanto particolare, era data dai lasciti testamentari di campellesi che non avevano eredi.

Tutti questi aspetti economici, tranne la mineralogia, sono gli stessi per tutta la storia di Campello Monti. La maggior quantità di dati, però, rintracciati nell'Archivio di Valstrona risalgono a periodi più recenti esattamente dal 1930 in poi. Per il periodo di autonomia Comunale dovremo rifarci esclusivamente a dati statistici relativi al periodo 1818-1835.<sup>5</sup>

L'agricoltura non rappresentò mai, per Campello Monti, una vera fonte di reddito a causa del clima rigido e delle pendici montane troppo ripide.

La frazione di Campello, pure disponendo di una superficie territoriale di ben 1288 ettari e, per tanto, seconda per estensione solo a Forno (1815,83 ettari), a causa della sua altitudine, 1305 m. s.l.m., e della conformazione orografica risulta non possedere terreni adibiti a colture di vario genere mentre pascoli, boschi e soprattutto terreni incolti o non produttivi ricoprono un'estensione piuttosto elevata.

Un'innegabile ricchezza della Valle Strona e di Campello è la superficie boschiva.

Il legname usato dai campellesi, in un lontano passato, come materiale di costruzione delle parti interne delle proprie abitazioni e fonte di guadagno per i commercianti diventò, dopo la redazione dei Bandi Campestri, un patrimonio da utilizzare con parsimonia. Il bosco, infatti, era l'unica difesa contro le valanghe e, pertanto, tutti dovevano salvaguardarlo e rispettarlo.

---

4 L. Cerutti, G. Melloni, E. Rizzi, *La valle Strona*, a cura della Fondazione arch. Enrico Monti con il patrocinio del Lions Club di Omegna, 1975, pp. 181.

5 Archivio Comunale di Valstrona, sezione Archivio Storico di Campello Monti, Notizie statistiche relative al Comune. 1 vol., busta 68, fascicolo 5.





**Campello Monti-Kampell, dettaglio sulla chiesa e sul centro del paese**

Questa politica dei campellesi, resa necessaria dall'ambiente stesso in cui vivevano, permise alla comunità di accumulare nei secoli un enorme patrimonio e di essere la voce più cospicua nelle entrate dei Bilanci Consuntivi Comunali.

Nel 1917–20 il ricavo dalla vendita del taglio dei boschi comunali ammonta a £ 42.250,03 mentre, ad esempio, la voce relativa alle tasse comunali sul bestiame è di £ 4.130,94. La sola vendita di legname riusciva da sola a coprire tutte le spese della colonia.<sup>6</sup>

La popolazione, comunque grazie a notevoli fatiche, traeva almeno un minimo di prodotti per la propria autosufficienza quali le patate, le rape, fagioli e il fieno per gli animali. Ogni famiglia possedeva anche, vicino casa, un piccolo orto in cui coltivava verdure.

Un'altra occasione di scambio, dei propri prodotti con altri necessari che non si producevano, era il mercato di Omegna il Giovedì.<sup>7</sup> Le donne vendevano: formaggi, burro, uova, latte, sacchi di foglie secche di faggio per il materassino dei bambini, e con il denaro guadagnato acquistavano: farina, pane, riso e altre vettovaglie, nonché fili da ricamo e tela per il corredo delle ragazze.

---

6 Don G. Zolla, A. Tensi, Campello Monti, Omegna, 1940, pp. 167.

7 L. Cerutti, "È primavera, si sale all'alpe", Lo Strona, luglio–settembre n° 3, 1976, pp. 4.

Patate e fieno sono i principali prodotti su cui poggia l'agricoltura campellese. Gli stessi amministratori annotano le seguenti parole nella voce osservazioni delle statistiche: "Nel Comune di Campello non si fa raccolto di formento, segale, meliga ed altra specie, tranne quella del fieno."<sup>8</sup> Dicono anche: "Non formento, segale, orzo, meliga, miglio, maraschi, canapa, castagne, avena, noci, vino, cavalli, muli si raccoglie."<sup>9</sup>

Le condizioni climatiche nella produzione sono determinanti e, come si vede in alcune delle osservazioni, sono gli stessi compilatori delle statistiche ad evidenziare questi aspetti. La maggiore produzione di fieno è dovuta ad autunni belli che consentono altri tagli la scarsità di patate è influenzata da primavere fredde.

È interessante la specificazione, per il 1818, dei tipi di fieno purtroppo non disponibile per gli altri anni.

L'allevamento del bestiame a Campello è un'attività antica. La tradizione, infatti, vuole che la stessa colonia sia stata fondata da pastori in cerca di nuovi pascoli. Ma l'allevamento è anche una necessità fondamentale in un luogo come questo, dove l'agricoltura è molto scarsa.

Si allevavano bovini, caprini e ovini ma esistevano severe indicazioni per il loro pascolo. Nei Bandi Campestri del 1792 si diceva tassativamente che il pascolo degli armenti doveva avvenire nell'alpeggio e quindi era vietato nei prati grassi o magri, anche se privati, o vicino agli orti.

Queste norme e le salatissime multe per i trasgressori erano necessarie per salvaguardare la sopravvivenza della stessa colonia.

L'economia montana dei Walser, e non solo, è una necessaria combinazione tra agricoltura, allevamento e pastorizia cioè l'Alpwirtschaft. I luoghi dove avviene la produzione sono la zona circostante il villaggio e i pascoli d'alta quota, cioè gli alpeggi.

Questo permetteva un migliore sfruttamento della vegetazione, il cui ciclo vitale è regolato dall'altitudine<sup>10</sup>.

La vita all'alpe, legata al risveglio estivo della natura, era fatta del duro lavoro di tutti per trarre le maggiori risorse per il lungo inverno. Le giornate iniziavano prima dell'alba con la mungitura degli animali da latte, continuavano col portare al pascolo tutti gli armenti, con la caseificazione del formaggio. A fine giornata la famiglia stanca si ritrovava attorno al lume a raccontarsi storie o a pregare.

Unico e vero soggetto attivo della conduzione dell'alpe era la donna<sup>11</sup>. Emigrati gli uomini in cerca di fortuna o rimasti in paese a coltivare i campi lì, le donne con i figli più piccoli ed i parenti anziani erano gli unici abitanti degli alpeggi. Tutti i lavori, specie

---

8 Statistica 1824. Archivio Comunale di Valstrona, sezione Archivio Storico di Campello Monti, Notizie statistiche relative al Comune. 1 vol., busta 68, fascicolo 5.

9 Statistica 1825. Archivio Comunale di Valstrona, sezione Archivio Storico di Campello Monti, Notizie statistiche relative al Comune. 1 vol., busta 68, fascicolo 5.

10 L. Cerutti, "È primavera, si sale all'alpe", Lo Strona, luglio-settembre n° 3, 1976, pp. 4.

11 M. Bottini, "Intrecci: lavori da donne", Lo Strona, aprile-giugno n° 2, 1977, pp. 21.

quelli più pesanti, toccavano alle donne, le uniche in questo frangente in grado di occuparsene.

Questo modello di conduzione dell'alpeggio individuale è alquanto comune nelle società walser mentre altre comunità alpine, invece di trasferire l'intera popolazione all'alpe, mandavano in montagna un pastore "professionista" che si occupava di tutti gli animali del villaggio.<sup>12</sup>

Gli alpeggi che circondavano Campello Monti erano molti e situati a varie altitudini e di dimensioni diverse; furono per secoli una vera ricchezza per la colonia che attorno al villaggio poteva offrire pochi pascoli<sup>13</sup>, soprattutto, perché offrivano buone possibilità di carico di bestiame.

Gli alpeggi sono stati i primi ad avvertire i sintomi dell'abbandono progressivo della montagna dal dopo guerra in poi perché loro stessi sono stati i primi ad essere lasciati al loro destino.

Oggi moltissime casere sono state spazzate via dalle valanghe o di loro rimangono solo macerie, alcune sono state trasformate in baite turistiche, perdendo la loro originaria funzione, pochissime sono rimaste alpeggi.

La morte della figura dell'alpigiano non equivale solo alla sparizione di una figura tipica ma è sinonimo di una perdita di legame con la montagna. L'alpigiano dagli alti pascoli non prendeva solo, ma con le sue opere rendeva più sicura la montagna e favoriva il mantenimento del normale equilibrio naturale.

A Campello, come in tutta la Valle Strona, hanno sede mineralizzazioni metallifere. Tre sono i minerali presenti: limonite ( idrossido di ferro ), pirrotina ( solfuro di ferro ) associata a calcopirite ( solfuro di ferro e rame ), e pentlandite ( solfuro di nichel e ferro ). Nel secolo scorso nel paese Walser fu individuata anche una piccola vena aurifera, dove, però, l'oro era associato a pirite e non distinguibile a occhio nudo.

A metà del 1800 si iniziò lo sfruttamento dei giacimenti che, però, vennero chiusi prima della fine del secolo. Solo nel periodo di autarchia e durante la seconda guerra mondiale, quindi dal 1936 al 1943, l'attività estrattiva fu ripresa dalla Società Nichelio e Metalli Nobili che a proprie spese allargò la strada mulattiera Forno-Campello per renderla carrozzabile e consentire il trasporto del materiale. L'estrazione cessò nel 1944.<sup>14</sup>

Negli anni in cui l'attività estrattiva era attiva, la miniera rappresentò una importante risorsa economica per il paese perché offriva lavoro agli uomini, per l'attività estrattiva, e alle donne per il trasporto a spalla del minerale fino a Forno, non esistendo ancora la strada. Inoltre richiamò a Campello diverse famiglie da varie zone. Ciò è dimostrato guardando i fogli di famiglia dei nuovi residenti dove, per gli uomini, alla voce professione compare la dicitura minatore<sup>15</sup>.

---

12 P. P. Viazzo, *Comunità alpine*, Bologna, Il Mulino, 1990, pp. 86.

13 G. Melloni, *"Alpeggio e alpeggi in valle"*, Lo Strona, luglio-settembre n° 3, 1976, pp. 9.

14 M. Bertolani, *"Metalli e rocce della valle Strona"*, Lo Strona, aprile-giugno n° 2, 1977, pp. 23.

15 Archivio Comunale di Valstrona, sezione Archivio Storico di Campello Monti, Registro di Popolazione post 1920, busta 69, 1° registro.

Come del resto ancora oggi in tutta la Valle Strona, l'artigianato è sempre stato un settore trainante dell'economia grazie alla qualità stessa dei prodotti.<sup>16</sup> A Campello Monti questa attività serviva ad integrare le entrate dell'allevamento e della pastorizia.

### **Lavorazione del legno.**

Gli uomini erano abili nell'arte della lavorazione del legno. Costruivano arnesi ed utensili per la casa.

Per molti campellesi la professione di falegname si apprendeva dal padre o comunque in paese poi, emigrando all'estero diventava una buona fonte di reddito per l'intera famiglia.

Anche molti tornitori lasciarono il paese per girare a riparare e costruire oggetti.

### **Lavorazione del peltro.**

L'artigianato del peltro fu, in passato, la professione più diffusa in tutta la Valle Strona ed è possibile parlare di un'autentica scuola di peltrai valstronesi.

La lavorazione di questo materiale in Italia, a parte la Valle d'Aosta per influenze estere, non era molto praticata e probabilmente gli abitanti della valle la conobbero durante le loro emigrazioni.

Realizzarono vasi, piatti, boccali, caraffe, candelieri, lucerne, oggetti religiosi come crocefissi, acquasantiere, calici, ma anche giocattoli e soldatini.

I Campellesi trovavano la loro fortuna di peltrai in Germania, soprattutto in Baviera. La famiglia Guglianetti, per esempio, diventò ricca lavorando in una città della Baviera.

Il benessere dovuto alla lavorazione del peltro, e quindi alla conseguente emigrazione, nel secolo scorso, con la crisi del peltro in Germania e la paura delle guerre nazionali, subì un brusco arresto.

### **Il ricamo.**

Le donne, pur molto impegnate nella quotidianità dei lavori domestici, nella cura dei figli e degli anziani, in molti lavori di vario genere e natura, trovavano anche il tempo, alla sera alla luce delle lampade o delle candele, di ricamare.

I ricami, con particolare riferimento al puncetto, molto belli e particolari, erano eseguiti con finissima precisione utilizzando nastri e fili bianchi o colorati. I lavori venivano venduti o utilizzati per la dote delle ragazze. Molti, invece, erano utilizzati per guarnire gli abiti femminili, soprattutto i vestiti delle feste, e, pertanto, fotografie del secolo scorso possono testimoniare la ricchezza, la bellezza e la particolarità dei costumi femminili di Campello, forse i più belli della valle.

Una cosa molto particolare della Valle Strona è che ancora oggi le donne più anziane indossano l'abito tipico come facevano le loro nonne nel secolo scorso.

---

16 L. Cerutti, G. Melloni, E. Rizzi, *La valle Strona*, a cura della Fondazione arch. Enrico Monti con il patrocinio del Lions Club di Omegna, 1975, pp. 187.

## **IL COSTUME FEMMINILE DI CAMPELLO**

Il settecentesco costume femminile di grande eleganza è – come si usa dire – il risultato di stratificazioni ed interventi successivi. Anche questo è oggetto di uno studio, promosso dalla Walsergemeinschaft Kampel per evidenziare influssi ed origini sia negli ornamenti che nei tessuti. Molti cambiamenti, infatti, sono legati alle mode dei vari periodi; come i foulards a disegni di rose che comparvero in seguito ad un viaggio di un campellese in Russia ed in Svizzera.

Grazie alla preziosa collaborazione con l'archeologa Francesca Gandolfo, specializzata nello studio dei tessili antichi (che lavorava presso il Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari di Roma) si è avviata una indagine sul costume femminile di Campello Monti, costume che tra l'altro risulta conservato presso lo stesso Museo Nazionale. Come la stessa dott.ssa Gandolfo afferma, il costume femminile di Campello Monti, insieme a circa mille altri costumi, venne raccolto agli inizi del '900 per essere esposto alla mostra di etnografia che si tenne a Roma nell'aprile del 1911 per celebrare il cinquantenario dell'unità d'Italia.

La complessa operazione che diede vita all'esposizione di Roma sancì il connubio tra politica, istituzioni e cultura. Se da un lato la rampante borghesia italiana chiedeva, in nome di un'unificazione del Paese ancora lontana dalla realtà, una legittimazione nazionale e internazionale, dall'altro aveva al contempo bisogno di mostrare e dimostrare che le arretratezze economiche e culturali di cui soffriva la nazione facevano parte del passato e che le basi su cui si era fondata la sua unità politica e territoriale erano salde e preludevano a un futuro più che mai roseo.

Dall'esame diretto e indiretto dei singoli capi d'abbigliamento e dalle interviste fatte in Valle Strona, risulta che anche il costume femminile di Campello Monti sia, come la maggioranza dei costumi della collezione, la ricostruzione organizzata di pezzi originali provenienti da varie famiglie del luogo, riferibili a periodi cronologici situabili tra la metà e la fine dell'Ottocento.

Dopo la manifestazione di Roma anche il costume di Campello venne chiuso in un'angusta cassa di legno e vi rimase per otto decenni e più, fino a quando non è stato di nuovo scelto, insieme ad altri, per una mostra sui costumi del Piemonte e della Valle d'Aosta. Dopo quasi cento anni di silenzio éccoli dunque tornare alla ribalta per ragioni scientifico-amministrative. Il patrimonio culturale dello Stato viene infatti regolarmente censito, catalogato, studiato per diventare di dominio collettivo in occasione di mostre o di altre manifestazioni analoghe.

All'apertura della cassa lo stato di conservazione del costume di Campello (attualmente soggiorna in una confortevole e moderna cassetiera) si presentava discreto. Nessuna traccia evidente di usura lesionava irrimediabilmente il tessuto di alcuna delle sue componenti, eccezion fatta per i nastri di seta del grembiule e per il lungo nastro di seta verde, composto in fiocchi e montato su di un supporto metallico, che orna un'acconciatura da testa. Non risulta che localmente si usassero tali acconciature e, tuttavia, rappresenta pur sempre una testimonianza di quanto ci è stato tramandato.

Gli elementi da cui è costituito il costume di Campello Monti conservato presso il Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari sono otto e la dottoressa Gandolfo li descrive così:

la camicia (la Camisa) è di cotone bianco con maniche lunghe, tagliata sui fianchi e con un'apertura anteriore che giunge all'altezza della vita. Lo scollo è tondo, fittamente arricciato, con un colletto, anch'esso arricciato, chiuso da bottoncini. Una fascia di merletto al tombolo orna il collo e i polsi, mentre tramezzi di pizzo ad ago decorano l'attaccatura delle maniche e le spalle.

L'abito (la Rassa), di panno nero, è senza maniche e tagliato sotto il seno, lo scollo è quadrangolare con un'apertura anteriore che scende fino all'altezza della vita e si chiude con un nastro di seta passante per occhielli metallici. La schiena, sagomata e con ampie bretelle, è ornata da sottili strisce di tessuto operato multicolore. Una fitta pieghettatura sottolinea la vita e dà volume alla parte posteriore del vestito.

La giacca (al Camisulot) è di panno blu scuro e copre i fianchi, lo scollo è a "V" con un'apertura anteriore chiusa da bottoncini. Un gallone di passamaneria dorata è applicato lungo lo scollo, l'apertura e i polsini. Il risvolto dei polsini è di tessuto damascato di colore giallo dorato.

La pettorina (la Pezza), ricavata da un paramento sacro, è di colore rosso porpora, sul bordo superiore presenta un nastro di seta azzurro sul quale è applicato un gallone di seta dorato.

Il grembiule (la Scusal) è a due teli uniti da un tramezzo multicolore eseguito ad ago e mostra una fitta pieghettatura in vita fermata da un'alta cintura. I nastri (i Bindei) di legatura sono in pessimo stato di conservazione e la tela blu del grembiule presenta ampie zone scolorite.

Le calze (i Causi) sono celesti, lavorate a maglia, con un gambaleto che arriva al ginocchio, la soletta invece è bianca, di quelle intercambiabili. Le scarpe, di lana nera lavorata a maglia, hanno la suola liscia formata da vari strati di tessuto cuciti a mano e sono munite di puntali e talloni rinforzati con panno nero. La mascherina è ornata da una striscia di passamaneria di seta multicolore a motivi floreali.

Questi indumenti furono raccolti in Valle Strona da collaboratori di Alessandro Rocca-villa nel 1909 e tra di essi non compaiono due elementi significativi del costume di Campello Monti: la cintura (la Curugia) e il fazzoletto da testa ('l Mucaröl du testa).

Da un punto di vista formale il costume femminile di Campello Monti sembra conformarsi nel suo insieme ad uno stile tipicamente ottocentesco, soprattutto per quanto riguarda la linea "impero" dell'abito, con il punto vita subito sotto il seno, e la foggia della lunga giacca che presenta sul davanti uno scollo a "V" e nella parte posteriore tre grandi pieghe cucite in vita. Il taglio e la confezione delle diverse componenti denotano una manifattura artigianale, opera non certamente di professionisti. A volte sono visibili punti di cucitura grossolani e le rifiniture in generale lasciano a desiderare, anche nelle zone più esposte. La foderatura del vestito e della giacca è parziale, mettendo in evidenza come si economizzasse anche sull'impiego di tessuti non di pregio.

L'unica differenza che caratterizza il costume femminile di Campello attuale e lo differenzia da quello conservato nel Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari di Roma, si riscontrano nella camicia. Gli inserti delle maniche e dei polsini sono fatti con il puncetto valesiano ('l Puncet), particolare tecnica di ricamo formata da una serie ordinata di nodi eseguiti con l'ago, mentre lo scollo è quadrato, sempre contornato dal ricamo a puncetto.

Non esiste un costume maschile, non è mai esistito, in quanto gli uomini, costretti ad emigrare per i loro commerci, si "appropriavano" della moda dei luoghi nei quali giun-

gevano. È questa una ipotesi che, verificata con alcuni riscontri storici, ritengo esaustiva. In sostanza il “costume maschile” di Campello era di fatto l’abito della festa, quello di nozze in particolare. Questo fatto ci differenzia dalle altre Comunità Walser che invece hanno mantenuta questa tradizione.

## **IL TITTSCHU WALSER A CAMPELLO MONTI**

L’antica lingua dei Walser a Campello si è persa tra la fine dell’800 e i primi anni del secolo scorso. Le cause sono state molteplici e alcune anche “politiche”. Le autorità civili e religiose, a partire dal secolo XVIII, imposero norme e regole che obbligarono i campellesi a ricorrere in sempre maggiore misura alla lingua italiana, o quantomeno al dialetto lombardo/piemontese parlato nella bassa valle ed a Omegna. Il passaggio dalla provincia valesiana al Mandamento di Pallanza; lo scorporo dalla Parrocchia di Rimella e il forzato accorpamento con la Parrocchia di Forno; il divieto del Vescovo di Novara a inviare parroci parlanti il tittschu; i matrimoni con donne non della comunità di Campello o Rimella, fecero sì che gradatamente il tittschu si “annacquasse” per finire totalmente dimenticato.

Oggi la Legge 15.12.1999 n° 482 – Tutela delle Minoranze Linguistiche –, fatta propria anche dagli Enti Pubblici territoriali (Comuni e Provincia), consente di promuovere accordi con le Istituzioni scolastiche per iniziare ad insegnare, nel caso di Campello, almeno il tedesco. Credo sia uno sforzo culturale notevole e forse non pienamente compreso e condiviso anche dalle stesse famiglie residenti. Questo perché nell’ambito del Comune di Valstrona, solo il territorio dell’ex Comune di Campello (oggi peraltro popolato solo nel periodo estivo) conserva una memoria storica tale da far auspicare almeno l’insegnamento della lingua tedesca.

Tra l’altro, è proprio di questi ultimi mesi (2004), la notizia che anche la Regione Piemonte intende promulgare una Legge Regionale a tutela delle minoranze Walser. Non ci resta che attendere il testo per valutarne le possibili implicazioni.

## **VITA CULTURALE**

Costituita nel lontano 1991, la Walsergemeinschaft Kampel – Gruppo Walser Campello Monti – è l’unica Associazione, che in collaborazione con la Pro Loco, promuove la conoscenza della realtà walser di Campello.

Il 03 agosto 2002 si è tenuto il 10° Convegno “Campello e i Walser” e, per far meglio comprendere la mole di attività promosse, di seguito si traccia un breve riassunto dell’attività di questa Associazione:

1° Convegno.

relatori: Storia, tradizioni e cultura di Campello Monti – dott. Francesco Pesce; dott. Dino Vasina – I Walser e



**Campello Monti-Kampell, logo del gruppo walser**

la loro lingua: il Titschu di Rimella; sig. Heinrich Welf – La lingua Walser; sig.ra Angela Gagliardini – Esempi di frasi e parole nel titschu di Alagna; dott. Mariangiola Bodo e dott. Michele Musso – Comunità alemanne e franco-provenzali nel territorio di Issime e Gaby: note di toponomastica e demografia storica; dott. Valerio B. Cantamessi – Indirizzi di ricerca storico-linguistica di Ornavasso: il Seicento; dott. Paolo Crosa Lenz – Apunti per un'indagine antropologica su una Comunità walser delle Alpi: Campello Monti; sig.ra Imelda Ronco Hantsch – D'junhfarwa – la servetta – poesia di Issime; sig.ra Irene Alby – Hert beini – vicinissimo a voi: poesia di Issime; sig.ra Anna Maria Bacher – Frindschaft – amicizia e Gagum Aba – verso sera: poesie di Formazza.

2° convegno.

relatori: prof. Annibale Salsa – Il vissuto simbolico e magico religioso nell'ecosistema culturale alpino dei Walser campellesi; dott.ssa Fiorella Mattioli Carcano – Il rito della doppia morte (repiù) a Santa Maria di Rimella e presso altre Comunità walser.

3° Convegno.

relatori: sig. Elvise Fontana – Miti e leggende, espressione di cultura popolare; prof. Enrico Rizzi – I Walser a Campello.

4° Convegno.

relatori: dott. Emilio Locatelli – Aspetti di vita quotidiana a Campello Monti prima del secondo conflitto mondiale. Alcune indicazioni bibliografiche; Arch. Michela Mirici Cappa – Ambiente e sistema edilizio nella cultura walser. Analisi della struttura tecnologica ed insediativa nelle colonie tedesco-vallesane di Alagna, Macugnaga e Formazza.

5° Convegno.

relatori: dott. Grazia Bertola – Aspetti socio-economici del Comune di Campello Monti; dott. Francesca Gandolfo – Realtà e mito nei costumi tradizionali e popolari del Piemonte e della Valle d'Aosta. Gli abiti raccontano la loro storia: il costume femminile di Campello Monti.

6° Convegno.

relatori: geom. Antonio Zaretti – Storia delle singole case, in funzione dei loro proprietari, nel corso dei tempi; maestro Renato Perinetto – Pirubek – poesia di Issime di Alberto Linty: analisi e commento.

7° Convegno.

Relatori: dott. Giovambattista Beccaria – Le origini della Comunità Ecclesiale di Campello e della sua parrocchia nel 250° di fondazione: 1749/1999; Mariangiola Bodo – Michele Musso – Alessandra Sarasso – Issime una Comunità alpina: cibo e identità culturale.

8° Convegno.

Relatori: prof. Sergio Monferrini – Pellegrinaggi walser alla tomba di San Giulio d'Orta dal sec. XVI.; dott.sa Susanne Lehringer – dott. Franz Hochtl – L'alta Valstrona tra paesaggio alpino tradizionale e libero sviluppo della natura (wilderness).



9° Convegno.

relatori : dott. Mario Remogna – Sistemi tradizionali di cura delle malattie fra la gente Walser; prof. Luigi Rossi – Origini e cause dell'emigrazione campellese verso l'area tedesca. Le vie ed i mestieri.

10° Convegno.

Relatori: prof. Annibale Salsa – Montagne e montanari tra passato, presente e futuro, ovvero tra dimensione locale e dimensione globale; Istituto Tecnico "Ferrini" e dott. Beccaria G. Battista

1781 la piena distrugge – 2002 il computer ricostruisce (Ricostruzione virtuale, su CD ROM, della chiesa al Gaby di Campello).

Per promuovere una sempre maggiore conoscenza di Campello Monti e, conseguentemente, la Valstrona lo scorso anno abbiamo partecipato alle seguenti manifestazioni:

- Le cucine di minoranza nelle vallate alpine: Ladini, Occitani, Valdesi e Walser: Torre Pellice, 15/16/17 ottobre 1999, in collaborazione con la Regione Piemonte.
- Memorial don Sisto Bighiani: Macugnaga, 26/27/28 Novembre 1999, in occasione dei Mille anni di fondazione di Macugnaga. Concorso gastronomico tra le scuole alberghiere dal titolo "La cucina walser oggi".

Ci siamo invece fatti promotori di un:

- "Progetto di Turismo Culturale in Valle Strona" con la costituzione di un Gruppo Interdisciplinare, di esperti in più settori, che si è incontrato per la prima volta a Varallo Sesia il 12 novembre 1999. Per poter valutare l'importanza dell'iniziativa e delle prospettive si riporta un stralcio del verbale della citata riunione del 12/11/99:

"...Il Presidente della Walsergemeinschaft Kampel, Rolando Balestroni, dopo aver brevemente illustrato i caratteri peculiari della Valstrona:

- geologia, petrologia e linea insubrica;
- forte concentrazione artigianato del legno;
- attività estrattiva di marmo e di minerali di nichel ;
- posto tappa della GTA (Grande Traversata delle Alpi) e GSW (Grande Sentiero Walser);
- favorevole legislazione,

ritiene che, se condivise dai presenti, vi siano le condizioni per elaborare un progetto credibile che possa offrire, all'intera Valstrona, nuove opportunità anche di lavoro tali da frenarne lo spopolamento.

Tra tutti i convenuti si apre un ampio dibattito dal quale emergono alcune linee guida che, in sintesi, si possono riassumere nella definizione di un progetto credibile di valorizzazione dell'intera area e che si basi su alcuni punti cardine di seguito elencati:

- Sentieri;
- Cartellonistica;
- Miniere;
- Marmo;
- Museo;
- Coinvolgimento popolazione locale;
- Artigiani: binomio artigianato e turismo;
- Gruppo di lavoro: interdisciplinarietà;

– Qualità del territorio: condivisione di una realtà ambientale e socio/economica viva.

Proposte:

Con il coinvolgimento dell'Ente Locale, per far comprendere che quanto sopra non è assolutamente fantasticheria irrealizzabile, gita a Schneeberg, villaggio posto a 2300 metri, sfruttato durante il fascismo per le sue riserve di piombo e zinco, abbandonato è divenuto un museo della civiltà mineraria.

Questo progetto non può concretizzarsi senza il determinante appoggio e condivisione sia del Comune che della Comunità Montana Valstrona, alle quali faremo riferimento non appena in possesso di elementi concreti da proporre.

Sono in corso completamento alcune ricerche tra cui quelle su:

- Demografia e le famiglie attraverso il “Liber Status Animarum” – il Libro dello Stato delle Anime – cioè i censimenti redatti dai parroci che si sono succeduti a Campello dal 1749 ad oggi. Storia delle singole case, in funzione dei loro proprietari, nel corso dei tempi, iniziata con lo scorso Convegno di Studi dal geom. Zaretti Antonio. Ad oggi abbiamo già completato 6 delle 31 abitazioni di Campello, capoluogo dell'ex Comune autonomo di Campello cui andranno aggiunte le frazioni di Valdo, Pian Pennino e Tapone.
- Aspetti mineralogici e petrografici – della Valstrona con particolare riferimento alle miniere campellesi di nichelio, uniche in Europa per la presenza di platino.
- La cucina dei nostri avi – è sostanzialmente dallo scorso mese di agosto che lavoriamo a questo tema con un lavoro di ricerca sulla cucina di Campello che si concluderà tra qualche tempo. Quello che inizialmente parevano ricordi irrimediabilmente perduti (nessuno degli interpellati aveva qualcosa di riferire) man mano che si toccavano singoli temi (ad esempio: minestre – riso – patate – polenta – latte – formaggi – rane – lumache ecc.) ecco che uno spunto ne trascinava un altro e così via. Oggi abbiamo parecchie pagine di informazioni, aneddoti, momenti di vita vissuta, intensi rapporti interpersonali in famiglia e con la Comunità Campellese, tutte riunite sotto un comune denominatore: che cosa si mettevano sotto i denti.
- La toponomastica e i toponimi di Campello – in collaborazione con l'Università di Torino è stata iniziata la ricerca sui toponimi che si concluderà con la pubblicazione di un libro.
- A Luserna, il 25 e il 26 maggio 2002 è stato costituito un Comitato Unitario delle Isole Linguistiche Storiche Germaniche in Italia. I Walser del Piemonte sono rappresentati dalla nostra Associazione, che ha anche attivamente partecipato alla stesura dello Statuto.
- 13 Gennaio 2003 – siamo diventati soci dell'Ecomuseo Cusius che raggruppa i musei di tutte le più importanti località del lago d'Orta.

## **BIBLIOGRAFIA**

- Francesco Pesce      Storia, tradizioni e cultura di Campello Monti.  
Enrico Rizzi        I Walser a Campello.  
Paolo Crosa Lenz    Appunti per un'indagine antropologica su una Comunità  
Walser delle Alpi: Campello Monti.  
Grazia Bertola      Aspetti socio-economici del Comune di Campello Monti.  
Emilio Locatelli    Aspetti di vita quotidiana a Campello Monti in Valle Strona prima del Secondo Conflitto mondiale.



Gressoney-Saint-Jean, veduta dell'abitato

# GRESSONEY

## *Comunità walser della Val d'Aosta*

PRESENTAZIONE GEOGRAFICA DEL TERRITORIO di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 43 – STORIA DELLA COMUNITÀ di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 43 – L'EMIGRAZIONE DEI MERCANTI GRESSONARI VERSO LA SVIZZERA di U. Litschi, pag. 46 – TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELLA VITA di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 49 – TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELL'ANNO di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 51 – LA LINGUA di Elide Squindo, pag. 53 – LA SCUOLA di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 54 – LA CHIESA di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 55 – NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 56 – ISTITUZIONI CULTURALI di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 56 – PUBBLICAZIONI DI INTERESSE PER L'AREA WALSER di Eugenio Squindo e Desy Napoli, pag. 57.

### **PRESENTAZIONE GEOGRAFICA DEL TERRITORIO**

I due comuni di Gressoney-La-Trinité (m 1637) e di Gressoney-Saint-Jean (m 1385) in Valle d'Aosta sono adiacenti e ricoprono un territorio di kmq 135,52. Essi si trovano al termine della Valle del Lys che inizia a Pont-Saint-Martin e finisce con il Monte Rosa (m 4633).

Il territorio di Gressoney è diviso in tre parti: Oberteil, Mettelteil e Onderteil.

Oberteil, la parte superiore, comprende il territorio della parrocchia di Gressoney-La-Trinité, Mettelteil, la parte media, comprende il territorio che va dai confini della Trinité' fino al capoluogo di Saint-Jean compreso, Onderteil, la parte inferiore, fino ai confini con il comune di Gaby.

Gressoney confina a nord con la Svizzera, a sud con il comune di Gaby, a est con la Valsesia, a ovest con la Val d'Ayas.

Il territorio di Gressoney è costituito da diverse frazioni e alpeggi e tutti hanno ancora una denominazione di origine tedesca.

Attualmente la popolazione di Gressoney-La-Trinité è di 302 abitanti e quella di Gressoney-Saint-Jean è di 801.

### **STORIA DELLA COMUNITÀ**

Prima della fine dell'VIII secolo non vi sono segnali di abitanti oltre i 1000 metri di altitudine.

Dall'VIII secolo gli alemanni che occupavano le valli inferiori del Reno e le Prealpi Svizzere risalirono l'Oberland Bernese e si affacciarono all'altipiano del Goms.

Incominciò così la colonizzazione tedesca dell'Alto Vallese (m 1200 – 1400 di quota), la più alta e straordinaria delle colonizzazioni alpine.

L'altitudine, il clima, le insidie, le valanghe, le difficoltà di collegamento posero problemi di adattamento e svilupparono la necessità di una minima autosufficienza agricola; l'allevamento del bestiame, la sola risorsa disponibile, richiese opere di disboscamento, ca-

nalizzazione delle acque, costruzione di sentieri e ponti. La conca di Goms, trasformata così in valle fertile, si popolò di rudi montanari che aumentavano di numero e non trovavano più i mezzi sufficienti per sopravvivere. Molti lasciarono allora i propri villaggi e seguendo l'attavico istinto di migrazione, portarono le loro esperienze in altre valli dove nessuno aveva mai tentato di abitare. Dall'alta valle di Goms si spostarono gradualmente nelle valli laterali al Vallese: alla sinistra del Rodano quella di Binn, del Sempione, del Saas verso il Colle del Monte Moro e quella di St. Niklaus, verso il Passo del Teodulo; alla destra del Rodano quella di Viesch e quella del Lötschental.

Il nuovo interesse verso lo sfruttamento della montagna sugli alti dorsali e l'istinto di emigrare portarono poi questa gente oltre le frontiere del Vallese. Questi montanari scesero dal Furkapass, termine della Valle del Goms, lungo la Valle del Reno: Reno anteriore verso il Graubünden, popolando alcune impervie valli laterali come la Val Medel, la Valsertal e la Safiental; Reno posteriore sino a Davos, Kloster e Arosa.

Successivamente si spostarono verso Triesenberg nel Liechtenstein ed il Vorarlberg ove due valli presero il nome dei primi abitanti, e cioè Grosswalsertal e Kleinwalsertal.

La migrazione verso l'Italia avvenne in un primo tempo attraverso il valico del Gries popolando Pomatt, l'attuale Val Formazza e la Valle Antigorio, ove sorse l'alta terrazza di Salecchio, poi attraverso il Sempione sino ad Ornavasso, il più meridionale stanziamento walser.

Attraverso il Colle del Monte Moro e il Passo del Teodulo i walser raggiunsero le testate delle valli a sud del Monte Rosa.

Questi primi colonizzatori, abitanti in comunità chiuse ed in luoghi senza traccia di precedenti popolazioni, a quota non inferiore ai 1000 metri si chiamano Walser, parola che deriva da Walliser cioè abitanti del Vallese.

I walser, nei loro primi stanziamenti erano per lo più servi della gleba legati ad un feudatario o ad un ordine ecclesiastico, ma presto si resero liberi.

Limitatamente a Gressoney e ad Issime i primi documenti ufficiali che dimostrano questi insediamenti sono:

– il 9 gennaio 1218 nel castello di Quart (Valle d'Aosta), Giacomo della Porta di Sant'Orso riunì al suo capezzale il rappresentante del vescovo di Sion, il vescovo di Aosta e la nobiltà valdostana per dichiarare "di tenere tutto il feudo da lui posseduto nella valle sopra Issime, al di là del Lys, sino alla sommità dei monti, terre colte ed incolte, pascoli, boschi, prati e le alpi di Gressoney e Verdoby";

– l'8 settembre 1377 un gruppo di una trentina di montanari abitanti nella zona di Orsio, a monte del capoluogo di Gressoney-La-Trinité, dichiararono, con atto notarile, redatto dal notaio Franqui François, in una casa in frazione Noversch: "... di aver tenuto e di aver ancora in feudo l'alpe di Orsio direttamente dal signor Ebal di Challand, al prezzo di otto fiorini d'oro di buon peso e sei libbre di burro all'anno, oltre quattro pecore ad anni alternati".

Con il XVI secolo iniziò un peggioramento climatico che ebbe il suo punto culminante nel secolo successivo e durò, con fasi alterne, sino alla fine dell'1800.

I walser subirono gravi contraccolpi dalla nuova situazione climatica. L'avanzare del fronte dei ghiacciai interruppe le comunicazioni attraverso i valichi più alti, distrusse pascoli e colture, in qualche caso arrivò a compromettere le stesse abitazioni.

È sufficiente un raffreddamento medio di un grado nell'arco di un ventennio perché un ghiacciaio riesca ad allungare il suo fronte di 300–400 metri.

Giunsero quindi i tempi in cui i walser emigrarono verso città e paesi della pianura. Gli abitanti della Valle del Lys, chiamata poi Krämertal (valle dei mercanti) ritornarono verso città di lingua tedesca e cioè in Svizzera e nella Germania meridionale, ove esercitarono quasi esclusivamente l'attività di mercanti di tessuti sino all'inizio del 1900; il periodo aureo fu il XIX secolo. Dal 1900 gradatamente l'attività commerciale venne ridotta in quanto il nuovo mercato favorì gli abiti confezionati. I gressonari non si aggiornarono alla nuova attività commerciale. Con l'inizio del turismo cessò l'emigrazione dei giovani verso la Svizzera.

La Prima guerra mondiale richiamò i giovani alle armi e questi, al loro ritorno, si dedicarono alle attività locali quali l'artigianato, l'attività turistico-alberghiera e agricola.

Il fascismo fece cessare l'insegnamento della lingua tedesca nelle scuole e l'interessamento per l'emigrazione. Anche la Seconda guerra mondiale richiamò alle armi i gressonari che al loro ritorno si dedicarono nuovamente alle attività locali e alle dipendenze delle industrie del fondovalle.

Dal 1950, con l'installazione dei primi impianti di risalita (sciovie, seggiovie e funivie) l'attività turistica d'élite estiva assunse carattere di turismo di massa sia estivo che invernale. Si crearono così nuovi posti di lavoro che non solo assorbono i lavoratori locali, ma richiamarono lavoratori esterni. Attualmente non esiste emigrazione perché le attività locali assorbono tutta la popolazione lavorativa.

#### **Gressoney-La-Trinité, veduta**



## L'EMIGRAZIONE DEI MERCANTI GRESSONARI VERSO LA SVIZZERA

Dal XV fino al XIX secolo molti stranieri attraversarono a piedi i paesi di lingua tedesca, trasportando sulle spalle la loro chrézò (una sorta di armadietto portatile) e andando dapprima di casa in casa e poi di fiera in fiera nella speranza di vendere la propria merce. Fra di loro vi erano numerosissimi commercianti originari del regno di Savoia. Si tratta infatti di una regione montuosa poco fertile, i cui abitanti prima dello sviluppo industriale erano costretti a lavorare all'estero.

Parecchi gressonari dovettero quindi cercare in terre lontane. Dopo aver valicato gli alti colli alpini, essi andavano di casa in casa svolgendo l'attività di mercanti. I prodotti che essi trasportavano a spalle erano stoffe per vestiti, biancheria, grembiuli, tessuti di seta, guanti e calze. Se avevano successo, essi erano soliti stabilirsi all'estero, dove fondavano negozi, soprattutto di stoffe per vestiti, lana e seta. L'attività di questi commercianti fu così sensazionale che già nel 1548 la valle di Gressoney, conosciuta anche come valle del Lys, venne chiamata Krämertal, ovvero "valle dei mercanti"<sup>18</sup>. I gressonari possono naturalmente essere paragonati ai mercanti ambulanti di oggi: anch'essi, infatti, non erano ben visti. Soprattutto le corporazioni degli artigiani e dei commercianti erano sdegnati da questa concorrenza. I cittadini di Berna, per esempio, proposero nel 1531 che le cariche pubbliche fossero attribuite soltanto ai nati nella regione o nella città di Berna e non agli svevi e ai gristheneiren (gressonari)<sup>19</sup>. Tali rimostranze testimoniano però del grande afflusso e dell'alto prestigio che i gressonari godevano in vari ambienti.

Grazie alla laboriosità, all'abilità e alla parsimonia di questi mercanti sorsero, nel corso degli anni, dei fiorenti negozi gressonari a Zurigo, Winterthur, Weinfelden, Frauenfeld, Wil, Lichtensteig, San Gallo, Lucerna e Goldau. Lo stesso accadde nella Germania meridionale: Costanza, Kempten, Krozigen, Wangen, Ravensburg ed Augsburg. L'attività dei gressonari nel sud della Germania è descritta nell'opera del Dott. Karl Martin "Schau ins Land" degli anni 1935, 1938/39 e 1955<sup>20</sup>. Il gran numero di stabilimenti gressonari in Svizzera e nella Germania Meridionale è una chiara prova della sorprendente forza di espansione tipica dei gressonari, soprattutto se si considera che i due Gressoney messi insieme non ebbero mai più di 1200-1300 abitanti. Questa spinta verso paesi lontani, caratteristica dei popoli germanici, non prevalse mai sull'attaccamento alla terra d'origine. Durante i corti mesi estivi la maggior parte di coloro che erano emigrati facevano ritorno a casa, dove c'erano ad aspettarli la moglie ed i figli e dove la famiglia appena riunita si dedicava alla fienagione. Nella vecchiaia anche coloro che si erano stabilmente insediati all'estero erano presi dalla nostalgia del paese natio che essi chiamavano *ellené*. Se non

---

18 In un'opera descrittiva di Joh. Stumpf del 1548 c'è una carta del Vallese col "Kremertal". Confronta con Bohnenberger. Anche nella cosmografia di Seb. Münster, edita per la terza volta a Basilea nel 1550, è citato "Kremerthal" (pag. 391, nel capitolo concernente i luoghi più importanti del cantone Vallese): "Partendo da Visp e valicando il Saserberg ed il Matterberg si raggiungono varie terre sul versante subalpino, tra le quali la "Kremerthal" di proprietà del conte di Zaland" (il termine "Zaland" indica "Challant").

19 Ludwig Neumann pag. 25 - Karl Schott pag. 94.

20 La presente descrizione della vita dei mercanti è tratta esclusivamente da queste pubblicazioni.



erano sposati con una donna svizzera essi si ritiravano quindi dagli affari, affidando le loro fiorenti aziende ai propri figli o a dei giovani parenti che li avevano raggiunti all'estero e tornavano fra le loro amate montagne per trascorrervi il resto della loro vita e per essere sepolti nella terra d'origine.

Verso la fine dell'estate questi uomini, che non temevano alcuna intemperia, tiravano fuori i loro armadietti portatili, esaminando l'imbottitura della parte esterna dello schienale e gli spillacci di cuoio e verificavano la chiusura dello scomparto segreto dove veniva conservato il denaro. Quando poi prendevano in spalla le loro *chréze*, accomiatandosi per quasi un anno dalla moglie e dai figli per intraprendere coi propri compagni la marcia attraverso la Svizzera e la Germania del sud, essi assomigliavano molto ai numerosi mercanti ambulanti del Veneto, del Milanese e della Savoia che ogni anno emigravano in cerca di fortuna. Tutti insieme venivano chiamati "Italiani" oppure "mercanti di lingua neolatina" o, in senso generale, anche "savoiardì". Frequente è inoltre il nome Augstaler, che indica chi, come i gressonari, proviene dall'Aostatal o Augstal (Valle d'Aosta) e dalle sue valli laterali.

Nell'archivio comunale della città di Schwyz si trova una petizione del 1516, presentata dai mercanti e commercianti del posto ai messaggeri della confederazione. A proposito dei mercanti forestieri si legge quanto segue: "Sono in molti che con la loro roba vanno di villaggio in villaggio, di fattoria in fattoria e di casa in casa, valicando addirittura montagne ed attraversando valli. Nessuna abitazione è al sicuro; essi la invadono coi loro servi e coi loro apprendisti. Molti ne hanno addirittura tre o quattro a testa. Non esitano nemmeno a chiedere l'elemosina, vivendo quindi a spese della povera gente per bene del paese, e non spendono neppure un centesimo in un'osteria<sup>21</sup>. I commercianti del luogo proposero di accordare la residenza a questi forestieri con moglie e figli, affinché anch'essi avessero i loro stessi doveri e le loro stesse tasse. Si pretese inoltre che gli immigrati presentassero un certificato, rilasciato dalle competenti autorità del loro paese d'origine, che comprovasse la loro onestà".

Ma il 13 gennaio 1517 la dieta di Zurigo rifiutò la tanto desiderata soluzione di questo problema. I forestieri importavano sempre nuovi modelli, avevano un occhio attento alle richieste e alle necessità della loro clientela e sapevano far nascere dei nuovi bisogni. Per questo motivo la gente delle campagne ed anche gli abitanti delle città credevano che la merce dei commercianti stranieri fosse migliore e meno cara di quella dei loro connazionali. Per le autorità finanziarie i mercanti esteri, dai quali esse percepivano le tasse doganali, rappresentavano una buona fonte di guadagno. La concorrenza provocata dai mercanti stranieri si rivelava inoltre un'ottima possibilità di comprimere i prezzi dei commercianti del posto. Ciononostante, i continui attacchi dei venditori locali ottennero certe limitazioni del commercio straniero. Sebbene i mercanti ambulanti stranieri avessero all'inizio piena libertà d'azione sia in campagna che in città, col passare del tempo fu vietata loro la partecipazione ad alcuni mercati cittadini. Ma questi stranieri, partico-

---

21 J.B. Kälin, *Alte Klagen gegen fremde Hausierer und Krämer* (Vecchie accuse contro venditori ambulanti e mercanti stranieri), in *Mitteilungen d. hist. Vereins d. Kant. Schwyz* 1885 Heft 4, S. 69 (in Comunicazioni dell'associazione di storia del cantone di Schwyz 1885 n° 4 pag. 69).

larmente flessibili, seppero sempre trovare una via d'uscita. Certi tentarono di aggirare o addirittura violare i decreti. È chiaro che essi ebbero sovente successo, altrimenti non sarebbe stato necessario attirare ripetutamente l'attenzione su questi divieti per quasi 300 anni. Altri mercanti sfruttarono invece una circostanza particolarmente propizia. Nel XIV e nel XV secolo molte piccole e grandi località avevano infatti ottenuto il diritto di organizzare delle fiere annuali, alle quali prendevano parte anche i mercanti immigrati che non si limitavano quindi più ad andare di casa in casa e di villaggio in villaggio. Quando le scorte di merce iniziavano a scarseggiare, si rifornivano presso uno dei loro depositi installati in vari luoghi, sovente all'interno delle osterie. Siccome questi mercanti di solito non lavoravano da soli, bensì fondavano con figli, fratelli e altri parenti una piccola società commerciale sull'esempio delle associazioni familiari di chiara origine germanica, essi potevano aiutarsi a vicenda quando si trovavano in difficoltà. Erano quindi anche in grado di offrire una più ampia scelta di prodotti e soddisfare le più svariate esigenze dei loro clienti, in quanto il contenuto di parecchi armadietti portatili formava una sorta di piccolo magazzino, dove si trovava pressoché qualsiasi cosa. Quando l'invidia delle corporazioni fece sì che i mercanti fossero autorizzati a vendere stoffe di seta, tessuti di lino e traliccio ma no stoffe di lana e fustagno per le quali invece i commercianti di panni avevano l'esclusiva<sup>22</sup>, la società commerciale dei forestieri si divise: gli uni vendevano stoffe di seta ai mercanti e gli altri la lana ai commercianti di panno. Dopo il mercato, il denaro guadagnato separatamente confluiva comunque in una cassa comune.

Altri ancora si stabilirono in diverse località, sovente in piccole città dove l'influsso del ceto mercantile non era ancora forte, ottennero con varie difficoltà la cittadinanza o l'accesso ad una corporazione e svolsero poi un mestiere, diventando artigiani, gestendo un'osteria oppure, come spesso accade, aprendo un negozio e partecipando regolarmente alle fiere annuali in tutto il paese.

Il loro pragmatismo li spinse a cercare l'appoggio delle famiglie nobili e ricche. Se sposavano delle donne svizzere erano attenti nella loro scelta e prendevano come testimoni nuziali e come padrini di battesimo per i propri figli dei notabili, dei dirigenti di corporazione, dei consiglieri e dei sindaci.

Taluni sposarono una vedova con un negozio, iniziando quindi un'attività di lavoro indipendente. Queste diverse fasi che portarono il mercante ambulante a diventare un commerciante benestante con domicilio fisso si ripetono incessantemente per quasi 400 anni.

Qui di seguito vengono riportati due brevi episodi raccontati da C. Scaler (morto nel 1996) riguardanti un commerciante, consocio in un negozio di stoffe di Winterthur. Ogni stagione era solito risiedere per 14 giorni a Küssnacht sul Rigi, nell'hotel Hirschen di proprietà della famiglia Erler. Nel ristorante si riservava un tavolo dove esponeva la sua collezione di modelli. Da tutte le parti affluivano contadini e cittadini per ammirare la sua collezione e prenotare le stoffe. Alla domanda se dovessero pagarlo immediatamente, rispondeva che i debiti potevano essere saldati la prossima volta (vale a dire la stagione

---

22 Birkenmaier, Die Krämer in Freiburg i. Br. und Zürich, Dissertat. 1913 S. 73 ff. („I mercanti a Friburgo/Breisgau e a Zurigo“. Dissertazione 1913, pag. 73 e seguenti).

successiva). I gressonari accordavano ai loro clienti sei mesi di credito e ciò veniva annotato anche sui conti.

Poteva succedere che durante una visita ad un cliente il rappresentante di commercio gressonaro ripartisse accompagnato da un bambino che aveva il compito di condurlo da dei parenti, affinché anch'essi potessero approfittare dei vantaggiosi acquisti.

Le fatiche legate al commercio ambulante in tutto il paese si ridussero con il tempo, grazie alla costruzione della ferrovia. L'attività commerciale dei gressonari in Svizzera raggiunse il suo culmine 100 anni fa quando l'istituzione dell'amministrazione postale svizzera rese possibile l'invio di pacchi postali. Da quel momento in poi i "Kramer" si servirono di modelli di collezione quanto facevano visita ai clienti. La merce ordinata poteva quindi essere spedita per posta. A quel tempo ci furono frequenti unioni di mercanti che diedero origine a grandi società commerciali. Ne sono chiari esempi i Thedy, i Bieler-Menabrea a Winterthur, gli Schwarz e i Bieler a Lucerna, i Mehr, i Lorenz e i Welf a Lichtensteig. L'emigrazione conobbe un periodo di grande splendore. Nel corso di un congresso tenutosi a Küsnacht SZ fu infatti possibile individuare circa 300 gressonari residenti in Svizzera. Sebbene essi fossero molto uniti, divenne sempre più difficile ottenere l'autorizzazione ad aprire nuovi negozi. Lo scoppio della Prima Guerra Mondiale segnò il declino del commercio gressonaro. Inoltre furono fondati molti grandi magazzini che rappresentarono una concorrenza pressoché incontrastabile. L'inversione di gusto della gente, che portò alla predilezione di tessuti a buon mercato, fu la rovina del commercio delle stoffe.

(Im Krämental/Nella Valle dei mercanti von F. Gysling, *Wir Walser* 1/1968)

## **TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELLA VITA**

### **La Nascita**

Quando nasceva un bambino, la famiglia organizzava il battesimo poiché questo avveniva entro i primi quindici giorni di vita.

Il neonato veniva portato in chiesa e tenuto in braccio non dalla madrina, ma da un'altra donna, generalmente la levatrice oppure un'amica di famiglia. La madrina indossava il costume tradizionale, il padrino un abito scuro, il neonato veniva coperto da un panno rosso con decorazioni simboliche. Terminata la funzione religiosa, il padrino portava a casa e consegnava alla madre, ancora acceso, il cero battesimale che veniva conservato e riacceso solo in particolari circostanze (matrimonio e morte).

Alla fine della cerimonia, alla quale non avevano partecipato i genitori, si svolgeva un pranzo al quale era presente sempre il parroco.

### **Fidanzamento e matrimonio**

Stabilita la data del matrimonio, la coppia si recava prima in municipio e poi in parrocchia per lo scambio delle promesse che avveniva sempre al sabato pomeriggio.

Alla vigilia delle nozze e solo verso sera, allo sposo era concesso di fare una breve visita alla sposa, accompagnato da un parente o da un amico, perché se fosse stato solo, secondo un'antica superstizione, lo spirito maligno avrebbe potuto tentarlo.

All'alba seguente coscritti ed amici facevano esplodere i mortaretti, gli spari svegliavano lo sposo.

Le nozze venivano celebrate sempre al mattino e per un certo periodo di tempo prima con il rito civile e poi con quello ecclesiastico.

La prima colazione si consumava in casa della sposa, sul finire di essa la sposa porgeva una pagnottella ornata da un fiore alla ragazza che sarebbe stata la prima a seguire il suo esempio.

Il corteo era formato da bambini con mazzi di fiori, lo sposo al braccio della mamma, la sposa al braccio del papà (in mancanza dei genitori con la madrina ed il padrino).

Prima di uscire dalla chiesa, la sposa si accostava all'altare della Madonna offrendole un mazzo di fiori. All'uscita non si gettava il riso perché questo era scarso. Una visita al cimitero era d'obbligo.

Un rito caduto in disuso: la domenica successiva la nuora veniva accompagnata dalla suocera in chiesa al banco di famiglia, posto che la nuora da quel giorno avrebbe sempre occupato durante le funzioni.

## **Morte**

Quando moriva un adulto egli veniva vestito con il suo abito più bello e posto sul suo letto nella camera ornata di fiori e di quadri sacri.

A notizia diffusa, giungevano e ancora oggi giungono, parenti, amici e conoscenti per so-  
stare in preghiera presso lo scomparso e per porgere le condoglianze ai famigliari; entrando ed uscendo dalla stanza recitano: "*Gelobt sei Jesus Christus*" ("Sia lodato Gesù Cristo") e chi è nella camera risponde: "*En d'ewégkeit*" ("In eterno").

A tutti viene offerto un caffè, o un bicchiere di vino, o un liquore con qualche biscotto nel ricordo del defunto. Questa usanza deriva dal fatto che coloro che giungevano al capezzale del defunto provenivano da frazioni lontane con sentieri spesso innevati e difficili da percorrere. Alla sera si recitava il rosario in lingua tedesca.

Nella notte il defunto non veniva lasciato solo ma a turno amici e conoscenti lo vegliavano.

Il funerale avveniva generalmente due o tre giorni dopo e lo scomparso veniva depositato nella bara solo allo scoccare della mezzanotte del giorno precedente al funerale stesso: a quell'ora passa la processione dei morti per accompagnare l'anima alla dimora eterna.

La funzione aveva luogo sempre al mattino, il feretro posato davanti all'abitazione, veniva asperso di acqua benedetta con il segno della croce e poi il corteo funebre si avviava alla chiesa, la cassa veniva portata sulle spalle dai coscritti e dagli amici.

Raramente la vedova o il vedovo partecipavano al funerale del loro congiunto e la domenica successiva l'intera famiglia frequentava la messa. Ogni domenica, per la durata di un anno, il parroco, prima di celebrare la funzione sostava davanti al banco di famiglia dei defunti recitando il "*De Profundis*".

In memoria dello scomparso, se questo era di famiglia contadina, i famigliari regalavano, ogni lunedì, circa un litro di latte ad un vicino bisognoso.

Quando moriva un bambino venivano immediatamente avvertiti la madrina e il padrino. Al funerale le donne che accompagnavano l'angioletto si coprivano il capo con un foulard bianco; molta gente partecipava alla funzione con dolore, ma con devozione, tanto che si diceva che per accompagnare un angioletto in paradiso valesse la spesa di consumare un paio di scarpe.



Gressoney-La-Trinité, processione in occasione della festa patronale

## **TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELL'ANNO**

### **L'anno nuovo**

Per festeggiare l'arrivo dell'anno nuovo in ogni casa si fanno i *chiechené*, dolci tradizionali preparati con farina, zucchero, uova, scorza di limone, panna e grappa, che si offrono a coloro che vengono ad augurare il buon anno.

Durante la notte del 31 dicembre giovani e adulti cantano di casa in casa il caratteristico inno "*Neujahrslied*", i giovani ricevono un bacio dalle ragazze e gli adulti si fermano a consumare un buon spuntino.

Al mattino del primo gennaio i bambini passano di casa in casa ad augurare il buon anno ripetendo la frase: "*Es guez nus joar wéntschtò òn Gott gäbtòs*" ("Vi auguro un buon anno e che il Signore ve lo conceda"). I ragazzini ricevono la strenna in denaro.

### **L'Epifania**

Alla vigilia dell'Epifania c'era un'usanza oggi scomparsa: le ragazze si riunivano, ed attraverso l'interpretazione di semplici simboli disegnati su pezzetti di carta, traevano pronostici sul loro futuro. Tra una previsione e l'altra, attendevano i giovanotti che verso mezzanotte sarebbero venuti a cantare un inno in dialetto tedesco, il *Drichénégslied*.

## Il Carnevale

Durante i giorni di Carnevale si fanno scherzi e si sta allegri per interrompere la monotonia del lungo inverno.

Il giovedì grasso in molte case si mette sul focolare una grossa pentola con carne, salame, lardo, verso mezzogiorno i buontemponi organizzano il "furto della pentola", alcuni di loro distraggono la donna di casa con qualche stratagemma e gli altri asportano velocemente il recipiente con tutto il contenuto. Se lo scherzo riesce, gli ideatori consumano gratuitamente un buon pranzo. La pentola viene restituita regolarmente.

Il venerdì nero si sporca con fuliggine o carbone di legna il viso delle persone che si incontrano.

Il sabato bagnato si lavano con acqua o con neve le persone che il giorno precedente sono state tinte.

Nella domenica si svolge un ballo in maschera.

Nulla di particolare avviene durante la Quaresima e la Pasqua; si osservano regolarmente il digiuno e i riti ecclesiastici.

Dopo Pasqua si va in chiesa a prendere l'acqua benedetta che si tiene a portata di mano per ogni eventualità, o per la benedizione di una sposa, o di un morto, o per un battesimo in extremis e si attende la visita del parroco per la benedizione della casa.

Maggio: mese della Madonna nel quale, soprattutto le donne, alla sera, si recano nella cappella frazionale o in chiesa a recitare il rosario.

Sul calendario nel mese di maggio si incontrano alcuni santi che richiamano la meteorologia:

San Filippo e San Giacomo prevedono una forte gelata;

San Pancrazio, San Servizio, San Bonifacio e Santa Sofia, chiamati santi del ghiaccio, prevedono giorni freddi.

Il giorno della Santissima Trinità a Gressoney-La-Trinité è festa patronale e si svolge la messa seguita dalla processione con tutte le donne in costume.

Il giorno di San Bernardo (15 giugno) avviene il trasferimento del bestiame dalla stalla invernale agli alpeggi.

Il giorno di San Giovanni (24 giugno), a Gressoney-Saint-Jean, è festa patronale. La sera precedente si accendono, in diverse frazioni e su alture particolari, dei falò, il giorno successivo dopo la messa solenne, si tiene la processione alla quale tutte le donne partecipano in costume, i bimbi di un anno vengono portati vicino all'altare per la benedizione. All'offertorio si porta in chiesa un agnellino, a volte anche due o tre, questo è un gesto simbolico di chi ha fatto un voto, l'importo ricavato dalla vendita all'asta dell'agnellino viene devoluto in offerta al parroco per le necessità della parrocchia.

Il giorno di San Pietro e San Paolo (29 giugno) i contadini che hanno affidato le loro mucche ad un alpigiano per la stagione estiva salgono sull'alpe per pesare il latte delle due mungiture giornaliere di ogni mucca, in base al peso è consuetudine riconoscere all'alpigiano per il mantenimento e la cura della mucca, tre litri di latte, la rimanenza viene pagata secondo accordi convenuti.

La prima domenica di luglio era dedicata all'arrivo dei falciatori che giungevano generalmente da Challand, Montjovet, Verrès. Partivano all'alba dai loro paesi e dopo aver attraversato il colle della Ranzola raggiungevano la piazza superiore di Gressoney-Saint-Jean, depositavano i loro attrezzi nei pressi della casa Thumiger in attesa di incontrare i loro temporanei datori di lavoro.

Il 2 luglio, giorno della Visitazione, é ritenuto importante per quanto riguarda il tempo, se è bello dura quaranta giorni, se è brutto anche, tutti sperano dunque di vedere splendere il sole perché in tal modo é facile e proficuo fare la fienagione e si prevede una buona stagione turistica.

Il 15 agosto, giorno dell'Assunzione, è festa solenne. Dopo la messa si svolge la processione; la statua della Madonna viene portata dalle diciottenni e seguita dalle donne vestite in costume.

La fine di agosto introduce l'autunno ed un proverbio locale dice: "*Ougschte foad herbscht ém groad, ougschte livrò herbscht en der Lysò*" ("Ai primi di agosto l'autunno è in vetta, ma alla fine già il Lys lo aspetta").

Il giorno di San Michele (29 settembre) le mucche scendono dall'alpeggio.

A fine ottobre cessa il pascolo e le mucche vengono ritirate nelle stalle seguendo un segno zodiacale propizio.

I gressonari da sempre hanno un culto particolare per i defunti, durante la funzione del primo novembre la chiesa è gremita come non mai. Era abitudine suonare le campane tutta la notte; il mesto suono della campana voleva dire ai morti: "Non siete stati dimenticati". Un tempo ogni famiglia lasciava sul tavolo una pietanza, generalmente le castagne, affinché i loro defunti nella notte potessero simbolicamente consumarle.

Con l'inizio dell'inverno si organizzavano le veglie. Gruppi di famiglie della stessa frazione si riunivano e nel tepore della stalla illuminata da un fioco lume a petrolio lavoravano e chiacchieravano. C'erano molte cose da preparare per le feste e per l'attività lavorativa estiva, si filava la lana, si cuciva, si lavorava a maglia, si riadattavano capi di vestiario e si facevano le pantofole.

Quasi in ogni famiglia si uccideva un maiale per la sua carne, per il lardo e per fare salami che venivano affumicati e consumati durante tutto l'anno. In questa occasione si prendevano in considerazione la fase lunare e il segno zodiacale. L'uccisione dell'animale avveniva infatti con luna calante accompagnata dalla bilancia, o dalla vergine, o dai gemelli.

Nello stesso periodo in ogni frazione si faceva il pane per tutto l'anno, anche in questa occasione veniva tenuto conto della fase lunare, luna crescente. Prima di tagliare il pane era uso, con il medesimo coltello, segnarlo con una croce.

Il giorno di San Nicola (6 dicembre) è festivo per i bambini perché questo santo porta loro i doni. Alla vigilia, dopo la scuola, i bambini vanno di casa in casa lasciando un bigliettino con il proprio nome. I bigliettini vengono messi in una scodella, nella quale San Nicola, nella notte, mette noci, una mela, dolciumi. Lo stesso bigliettino viene messo anche in casa e qui talvolta oltre a quanto sopra, viene aggiunta una verga se nel corso dell'anno il bambino é stato disubbidiente. Siccome San Nicola era accompagnato da una asinella spesso versava nella scodella anche il latte.

Nulla di particolare per la ricorrenza del Natale salvo il presepio vivente in dialetto.

## **LA LINGUA**

L'idioma walser, che nella sua stabilità fondamentale ha conservato le sue antiche radici, è il segno distintivo dei walser. A Gressoney il titsch è conservato grazie alla continuità dei rapporti economici e culturali attraverso i Krämer, che emigrando in Svizzera e nella Germania, mantennero i contatti con il loro paese di origine.

Nelle scuole di Gressoney si insegnava a leggere e a scrivere in tedesco; l'italiano venne introdotto solo dopo il 1870 quando l'istruzione pubblica venne regolata dalle disposizioni del governo italiano.

Nei censimenti del 1901 e del 1921 risulta che più del 90% degli abitanti di Gressoney parlava abitualmente il titsch.

Nel 1979 risultava che solo circa il 40% della popolazione parlava questo dialetto.

Oggi la percentuale si aggira intorno al 35%, diverse sono le famiglie nelle quali tutti i componenti parlano il titsch.

I motivi per cui il titsch sta perdendo terreno sono:

- I programmi radiofonici e televisivi unicamente in lingua italiana;
- i turisti con i quali si deve parlare italiano (pochi sono i turisti di lingua tedesca);
- i matrimoni con persone non della comunità.

## **LA SCUOLA**

I comuni walser in Valle d'Aosta si sono distinti in passato anche nel campo dell'istruzione popolare.

Nel 1682 a Gressoney-Saint-Jean venne fondata la prima scuola ad opera del reverendo Bieler.

Nel 1691 a Gressoney-La-Trinité venne fondata una scuola nella frazione Selbsteg ad opera del reverendo Netscher.

Nel 1732 a Gressoney-La-Trinité venne fondata la scuola nel capoluogo ad opera del reverendo Vuillermin.

Nel 1748 a Gressoney-Saint-Jean venne fondata una scuola in frazione Trinò amministrata dal consiglio dei capifamiglia delle frazioni interessate.

Nel 1806 a Gressoney-Saint-Jean, frazione Obre Chaschtal venne fondata la Scuola Mercantile Rial per volontà testamentaria della signorina Caterina Rial che lasciò il suo patrimonio per l'istituzione di una rettoria affinché il sacerdote titolare tenesse un corso di istruzione. La sua intenzione fu quella di indirizzare i giovani all'attività commerciale perché riteneva tale attività il mezzo più sicuro di sostentamento per la popolazione del suo paese.

Nelle scuole si insegnò solo la lingua tedesca.

Dopo l'unità d'Italia le scuole divennero statali, rette da insegnanti diplomati nominati dal Provveditorato agli studi. Venne introdotto l'insegnamento della lingua italiana unitamente a quella tedesca ma, dopo l'avvento del fascismo, quest'ultima venne soppressa. Dal 1946, con l'istituzione della Regione Autonoma della Valle d'Aosta, nelle scuole elementari, venne insegnata la lingua francese e il tedesco ritorna facoltativamente.

Nel 1972 furono sopresse le scuole nelle frazioni e gli alunni concentrati nei capoluoghi.

Nel 1946 a Gressoney-Saint-Jean venne istituita, per iniziativa del Comune, una scuola privata comunale di avviamento commerciale, poi trasformata in scuola media e riconosciuta dal Ministero della Pubblica Istruzione nel 1969, per diventare Scuola Media Regionale nel 1984. In tale scuola veniva impartita la lingua tedesca come materia facoltativa.

L'insegnamento del tedesco è stato garantito con la Legge Costituzionale del 12/06/1993.



## **LA CHIESA**

La chiesa di Gressoney-Saint-Jean fu eretta nel 1515 nel capoluogo e consacrata a parrocchia nel 1660. La chiesa di Gressoney-La-Trinité fu edificata nel 1671 sui resti di una vecchia cappella e divenne parrocchia nel 1686.

Dal 1660 al 1883 tutti i parroci a Gressoney nacquero dalla popolazione locale e la loro lingua ufficiale fu il tedesco nella confessione, nelle preghiere e nell'insegnamento del catechismo. Prima di allora vi furono spesso delle lagnanze da parte degli abitanti di Gressoney i quali avevano bisogno di un parroco che capisse la loro lingua, soprattutto per le confessioni; senza contare che nei mesi invernali, capitava di dover seppellire i defunti senza l'estrema unzione perché il parroco da Issime non poteva giungere in loco per via della neve.

Vi sono documenti del 1412 e del 1567, presso il vescovado di Aosta, che testimoniano la presentazione di suppliche da parte dei fedeli di Gressoney.

### **Gressoney, pascoli**



## **NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE**

La salvaguardia delle caratteristiche e tradizioni linguistiche e culturali delle popolazioni walser in Valle d'Aosta è regolata con Legge Costituzionale pubblicata sulla Gazzetta Ufficiale della Repubblica Italiana del 21/06/1993 che all'art. 2 così recita:

“Dopo l'art. 40 dello Statuto speciale per la Valle d'Aosta, approvato con Legge Costituzionale 26/02/1948, n° 4, è inserito il seguente:

“Art. 40 bis. – Le popolazioni di lingua tedesca dei comuni della Valle del Lys individuate con legge regionale hanno diritto alla salvaguardia delle proprie caratteristiche e tradizioni linguistiche e culturali. Alle popolazioni di cui al primo comma è garantito l'insegnamento della lingua tedesca nelle scuole attraverso gli opportuni adattamenti alle necessità locali.””.

In applicazione di tale legge il Consiglio Regionale della Valle d'Aosta con propria legge del 19/08/1998, n° 47, ha stabilito finalità e principi per la sua attuazione.

Con decreto del Presidente della Giunta Regionale n° 50 del 05/02/1999 è stata istituita la Consulta Permanente per la salvaguardia della lingua e della cultura walser di cui alla precedente legge regionale.

## **ISTITUZIONI CULTURALI**

Il Centro Studi e Cultura Walser della Valle d'Aosta – Walser Kulturzentrum des Aostaltals – con sede in Gressoney-Saint-Jean è stato costituito con atto a rogito notaio Favre il 26/11/1982.

I fini del Centro sono:

- a) incrementare e promuovere la cooperazione pubblica e privata a scopo di studio, la ricerca, la conservazione e la divulgazione della parlata walser;
- b) ricercare e documentare la vita, la cultura, gli usi ed i costumi walser;
- c) costituire un museo, un archivio ed una biblioteca;
- d) preparare un dizionario della parlata walser (titsch e töitschu);
- e) incoraggiare e promuovere la pubblicazione e la diffusione di opere che interessano l'attività, la vita e la ricerca walser;
- f) promuovere ed organizzare studi ed incontri.

La Biblioteca Specializzata Walser è stata aperta in Gressoney-Saint-Jean nel 1994 ed istituita con Legge Regionale della Valle d'Aosta n°28 del 17/06/1992.

La biblioteca walser raccoglie e conserva libri, riviste ed altri fondi informativi relativi alla cultura delle popolazioni di origine walser e valorizza e assicura la consultazione dei fondi del Walser Kulturzentrum.

## **PUBBLICAZIONI DI INTERESSE PER L'AREA WALSER**

In allegato nota bibliografica in calce alla pubblicazione di autori vari "Gressoney e Issime i Walser in Valle d'Aosta" edito dal Centro Studi e Cultura Walser, stampato nel 1986 presso le Industrie Grafiche Musumeci di Quart (AO) e elenco degli scritti del prof. Peter Zürrer.

Alcune pubblicazioni dal 1986 ad oggi:

- Autori vari, "Gressoney e Issime i Walser in Valle d'Aosta", Musumeci, Quart, 1986;  
Ludwig Von Welden, "Il Monte Rosa", Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1987;  
Julius Studer, "Le colonie tedesco-vallesane e walser delle Alpi", Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1988;  
Horace Bénédicte De Saussure, "Viaggi intorno al Monte Rosa", Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1989;  
Enrico Rizzi, "Fonti per la storia degli insediamenti walser", Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1991;  
Franca Faranda, "Le minoranze linguistiche italiane", Luisi Editore, Rimini, 1990; Tersilla Gatto Chanu, "Leggende e racconti della Valle d'Aosta", Newton Compton Editori, Roma, 1991;  
Autori vari e fotografie di Carlo Meazza, "Monte Rosa", Jaca Book, Milano, 1992;  
Lorenzo Ferretti, "Nos Ancetres", Musumeci, Quart, 1992;  
Elisa Farinetti e Pierpaolo Viazzo, "Giovanni Gnifetti e la conquista della Signalkuppe", Tipografia Crespi, Vittuone, 1992;  
Erika Hössli e Kurt Wanner, „Über allii Grenzä-Walser Dialekttexte“, Verlag Bundner Monatsblatt, 1992;  
Elena Ronco „I Walser di Pietre Gemelle“, Tipografia Crespi, Vittuone, 1993;  
Paolo Sibilla, "Scambi e trasferimenti tra commercio e cultura nell'arco alpino occidentale", Walser Kulturzentrum, Gressoney-Saint-Jean, 1993.  
Reinhold Messner, Enrico Rizzi, Luigi Zanzi, "Il Monte Rosa la montagna dei walser", Fondazione Monti, Anzola d'Ossola, 1994;  
Lino e Laura Guindani, "Gressoney Walserdorf", Edizioni Guindani, Gressoney-Saint-Jean, 1998;  
Davide Camisasca, "Vallée d'Aoste entre le ciel et la terre", Lerch Editore, Gressoney-Saint-Jean, 1999 ;  
Teresio Valsesia e Franco Restelli, "Walser il fascino-il mistero", Macchione Editore, Azzate, 1999;  
Autori vari, "Alagna Valsesia una comunità walser, Valsesia Editrice, Borgosesia, riedizione 1999;  
Marisa Ciocca, "Sapore di passato, sapore di antiche e autentiche villeggiature", Edizioni Cervino, Chatillon, 2001;  
Giovanni Thumiger, "Die Krämer", Arti Grafiche Duc, Saint Christophe, 2002;  
Enrico Rizzi, Luigi Zanzi, "I Walser nella storia delle Alpi", Jaca Book, Milano, 2002;  
Giuseppe Mario Scalia – Ufficio Centrale per i problemi delle zone di confine e delle minoranze etniche del Ministero dell'Interno:  
1995 – Primo rapporto sugli aspetti culturali delle minoranze;  
1997 – Aspetti delle tradizioni e dei costumi dei walser;  
2001 – Minoranze: una ricchezza europea.

**Issime-Eische, veduta dell'abitato**  
(Foto MASSIMO PAGANONE)



# ISSIME – EISCHEME

## *Comunità walser della Val d'Aosta*

PRESENTAZIONE di Irene Alby, pag. 59 – LA STORIA DELLA COMUNITÀ di Irene Alby, pag. 61 – LE TRADIZIONI di Irene Alby, pag. 69 – LA LINGUA di Irene Alby, pag. 74 – Testi realizzati con la collaborazione di Renate Linty.

### **PRESENTAZIONE**

Issime, Eischeme nel dialetto walser locale, è situato a circa 950 m. di altitudine, nella valle del Lys, la prima valle laterale o tributaria della Dora Baltea, entrando in Valle d'Aosta dal confinante Piemonte.

Da Pont Saint Martin si sale per 13 chilometri in direzione Nord e, dopo aver superato il ripido e stretto gradino di confluenza della valle del Lys con la valle principale e attraversato tre paesi immersi in boschi di castagno e altre latifoglie, paesi che appartengono all'area franco-provenzale propria di tutta la Valle d'Aosta, si giunge in una conca amena e pianeggiante dove si è sviluppato l'abitato di Issime. Questo bacino è il risultato del ritiro dei ghiacciai del pleistocene e ha offerto, fin da epoca remota, un luogo ideale per l'insediamento umano, trovandosi ad una altitudine che permette la permanenza in loco durante tutto l'anno.

Fin qui si spinsero i primi gruppi di uomini che vi si stabilirono per praticarvi l'allevamento del bestiame e la coltivazione di pochi cereali e legumi. Appartenevano al popolo dei Salassi la cui presenza in Valle d'Aosta è la prima attestata storicamente. I Liguri e i Celti che in precedenza avevano occupato il suolo valdostano hanno lasciato traccia di sé nell'oronimia e l'idronimia ma non si hanno altri elementi certi per attribuire loro caratteristiche peculiari che abbiano riscontro nella storia locale. I Salassi entrarono in conflitto con i Romani fin dal II° secolo avanti Cristo ed è semplice supporre, perché prove documentali non esistono, che anche ad Issime si facessero sentire le conseguenze di queste lotte perché da qui, attraverso i colli, è agevole la comunicazione con le valli confinanti.

Il territorio del fondovalle è pianeggiante con l'eccezione del vasto cono alluvionale che, in epoche lontane, in un solo momento o a più riprese, si è staccato dal fianco della catena montuosa che delimita il paese ad ovest ed è la porta d'ingresso per il vallone di San Grato. L'abitato si presenta attualmente diviso in numerosi piccoli villaggi di poche case, con la fontana o il pozzo e spesso una cappella; è possibile che un tempo vi fosse anche un forno comune, di cui attualmente, però, si hanno testimonianze solo in case private. Al centro della zona pianeggiante si trova il capoluogo, z'Duarf, dove sono ubicati la Chiesa parrocchiale, il cimitero, il Municipio, i negozi e molte case antiche, intorno alla vasta piazza che accoglie il monumento ai caduti delle due guerre mondiali, il parco giochi per i bambini, nonché una copia della sedia arringaria del tribunale dei baroni di Val-laise, di cui si parlerà più diffusamente in seguito. Bisogna ricordare che la parte più an-

tica di Issime si è sviluppata nella zona retrostante l'attuale nucleo centrale ed è chiamata z'Letz Duarf .

Il paese è delimitato a Est e a Ovest da due catene montuose che segnano il confine con le valli del biellese, in Piemonte, a oriente, e con Fontainemore, Perloz, Arnad, Challand – Saint – Victor, Challand – Saint – Anselme, Brusson, Gressoney e Gaby, a occidente e a settentrione. Il gruppo montuoso a est si presenta come un massiccio dai fianchi ripidi e rocciosi, interessato da sistemi franosi di una certa vastità e ora in parte coperti dalla vegetazione, ed è solcato da un vallone che ha ospitato un tempo gruppi umani in modo stabile, nella parte più bassa, e in forma stagionale estiva nelle zone più elevate , ricche di pascoli e di boschi . Da questo vallone scende il torrente Türrudschu, che dà il nome al vallone stesso e che raccoglie le acque di numerosi ruscelli e torrenti che formano anche alcuni bei laghetti alpini. La valle termina con il colle del Lupo, 2340 m., che si apre verso il biellese, e la sua punta più elevata è il Krecht, Monte Cresto, 2546 m. La toponomastica di questa zona è quasi esclusivamente di matrice franco-provenzale, il che denota la presenza di un insediamento umano stabile più antico rispetto agli altri due grandi valloni del comune di Issime: quello di San Grato, Sen Kroasch Gumbu, e quello di Bürri o Bourrines. Entrambi si aprono nella catena montuosa che delimita il paese ad ovest. Il vallone di San Grato è, fra tutti, il più aperto, vasto e ricco di nuclei abitativi, di testimonianze storiche della colonizzazione walser che ha interessato anche il vallone di Bürri ad esso adiacente. Anche da questi due valloni scendono due torrenti ricchi di acqua durante tutto l'anno perché alimentati da numerosi altri corsi d'acqua e da alcuni laghi in quota: il Walkchunbach e lo Stolenbach. Il primo, dopo aver superato il gradino di confluenza con una bella cascata viene chiamato Rickurtbach, dal nome dei tre villaggi che costeggia chiamati appunto z'Obra-, z'Mittel- e z'Undra Rickurt. Entrambi diventano minacciosi e pericolosi nei periodi molto piovosi, ma soprattutto lo Stolenbach ha tenuto viva l'attenzione degli amministratori locali fin dal XVI secolo, come testimoniano i numerosi provvedimenti presi dalla comunità per prevenire eventuali esondazioni che avrebbero danneggiato irrimediabilmente il capoluogo. Tutti i corsi d'acqua confluiscono nel Lys, d'Ljéisu, che nasce dal ghiacciaio del Lyskamm, nel massiccio del Monte Rosa e attraversa la zona pianeggiante di Issime. Nel corso dei secoli numerose sono state le alluvioni che hanno devastato il paese causando gravi danni materiali e persino un morto, nella tragedia del 4 settembre 1948, ancora viva nel ricordo di molte persone.

Numerose sono le cime che si ergono in questo circo roccioso: z'Huare, il Corno, 2002 m., il Monte Crabun, 2710 m., z'Siahuare, il Corno dei Laghi, 2748 m., la Becca Torché, 3016 m., ai piedi della quale si apre il Col Dondeuil, 2388 m., verso Challand – Saint – Victor, la Becca di Vlu, z'Vluhuare, 3032 m., il Vogel, da Vuagal, 2925 m., il sottostante Col Tschasten, 2549 m., che unisce Issime a Challand – Saint – Anselme, il Nereschthuaire, Mont Néry, 3057 m., e infine il gruppo di punte chiamato Wéiss Wéib, la Dama Bianca, 2517 m. . Il Mont Néry , chiamato a Challand, Punta di Isamsée e a Brusson, Becca di Frudière, fu scalato nel 1873 dall'abate Amè Gorret, accompagnato da due uomini del paese, che ci ha lasciato un resoconto dettagliato della sua impresa descrivendo il meraviglioso panorama che si gode da queste altitudini. Lo sguardo raggiunge tutte le punte della Valle d'Aosta, del Piemonte con il Monviso, fino ai monti della Valtellina , in Lombardia.

Il comune di Issime occupa una superficie di 35,02 kmq. e la sua altitudine varia da un minimo di 905 m. ad un massimo di 3057 m. La popolazione conta 406 abitanti, dato de-



Issime-Eischeme, immagine storica del centro dell'abitato

sunto dal censimento del 2001, e si distribuisce fra il capoluogo e oltre quaranta villaggi o frazioni, quasi tutte abitate per l'intero anno e che si presentano come piccoli agglomerati di due o più case, separate le une dalle altre secondo l'usanza dei Walser.

## **LA STORIA DELLA COMUNITÀ**

Abbiamo già ricordato che il territorio di Issime era occupato, come il resto della Valle d'Aosta, fin dall'epoca preromana, da una popolazione discendente dal ceppo celtico-ligure, i Salassi. Questo popolo forte, fiero e molto ben organizzato nelle sue attività di allevatore e minatore, si trova ben presto a dover affrontare il nemico numero uno: i Romani. Per più di un secolo si succedono guerre sanguinose e con successi alterni, fino alla resa definitiva nel 25 a.C., ad opera di Aulo Terenzio Varrone, sotto il regno di Augusto. Se la valle centrale della regione subisce una trasformazione radicale in tutti gli aspetti sociali, non parimente avviene nelle valli laterali dove resistono cultura, lingua e usi benché anch'essi in parte modificati.

È risaputo che all'epoca e per tutto il medioevo le montagne non rappresentano un ostacolo insormontabile per gli abitanti delle valli, bensì un luogo di transito per entrare in contatto con altre popolazioni, per scambi commerciali e per quegli spostamenti di gruppi di individui che sempre si sono verificati nella storia umana.

I numerosi colli che si aprono nelle catene montuose, le condizioni climatiche particolarmente favorevoli e le necessità contingenti di sopravvivenza rendono possibile e favoriscono quel flusso migratorio di uomini e di esperienze che ha interessato molte valli dell'arco alpino; dall'Alta Savoia alle zone ai piedi del Monte Rosa e alle Alpi svizzere del Canton Grigioni, fino alle regioni austriache del Vorarlberg, al Liechtenstein per concludersi nel lontano Tirolo. Si tratta dei Walser ossia di quel popolo alemanno che dall'Alto Vallese, e più precisamente dal Goms, dove si era stabilito nel VIII°-IX° secolo su invito del Vescovo di Sion che voleva trarre migliori frutti da questi suoi territori, nel XII° secolo sceglie i sentieri impervi delle montagne per cercare nuove terre da sfruttare come pascoli per i suoi armenti e le sue greggi. Questo movimento di genti e animali dura per altri due lunghi secoli e ha come conseguenza la colonizzazione di vallate e conche disabitate, ma ricche di zone erbose, di pascoli, di boschi e di acque. I Walser ottengono dai Signori di poter coltivare i territori assegnati in cambio di un affitto annuale immutabile nel tempo e dell'ereditarietà del fondo: si tratta del cosiddetto affitto ereditario, un tipo di contratto conosciuto e praticato nell'Europa centrale e settentrionale del tempo e che viene adottato dai coloni walser a garanzia del loro lavoro di dissodamento e di messa a frutto di terreni altrimenti incolti e abbandonati.

Attraverso i colli del Teodulo, della Bettaforca e del Pinter, i Walser raggiungono le vallate valdostane che si sviluppano ai piedi del Monte Rosa: la val d'Ayas e la valle del Lys e vi si stabiliscono senza contrasti perchè, come abbiamo ricordato, scelgono le zone non occupate in modo stabile da nessuno. Sorgono così i villaggi di Résy, Cunéaz e Varda tutti situati a più di 2000 metri di altitudine, nella valle di Ayas, mentre, nella valle del Lys, i Walser possono colonizzare tutta la conca dove sorgono ora i due comuni di Gressoney e spingersi, sempre spostandosi sui sentieri in altitudine, fino ai valloni di Bùrrini e di San Grato, sopra Issime, e creare il villaggio di Niel, ora nel territorio comunale di Gaby. Questo comune ha fatto parte del comune di Issime fino al 1952 quando, con la Legge Regionale n° 1 del 31/3/1952, la frazione di Gaby viene costituita in comune autonomo. Nel verbale del consiglio comunale del 11/11/1951 si legge " ... il consiglio comunale è fermamente convinto che l'autonomia dell'una e dell'altra frazione del Comune torna a vantaggio di entrambe, sia colla eliminazione di un secolare antagonismo che ne paralizza l'attività sia perché – come è noto – l'autonomia suscita e sprona lo spirito di iniziativa ed anche di sacrificio..."<sup>23</sup>. Monsignor Jean-Joconde Stévenin, originario di Gaby, uomo di vastissima cultura e impegnato politicamente nella storia locale e valdostana, ebbe a dire: " ... il nostro Consiglio si è dimostrato, in ciò, coerente con sé stesso, con i suoi principi di decentralizzazione e di rispetto dei gruppi etnici e linguistici. In effetti, la storia aveva unito due popolazioni di origine e di lingua differente: quella di Gaby di origine

---

23 Archivio Comunale di Issime, Categ. I, Classe I, cartella n°1



gallo-latina, con un patois valdostano, e quella di Issime, di ceppo germanico, con un dialetto tedesco<sup>24</sup>.

Là dove decidevano di stabilirsi, i Walser davano al paesaggio un'impronta particolare che lo distingueva dalle zone occupate dalle popolazioni latine. Essi non costruivano villaggi formati da numerose abitazioni in pietra addossate le une alle altre, bensì case sparse o raggruppate in piccoli nuclei di poche abitazioni ben separate fra di loro, al fine di evitare gravi danni in caso di incendio ma anche perché più rispondenti al loro individualismo familiare che non vuole assolutamente dire isolamento, egoismo o noncuranza della vita altrui. Al contrario. La viva e sentita partecipazione corale ai più diversi momenti del vivere sociale si manifesta attraverso l'aiuto reciproco, la condivisione della gioia e del dolore, la delicatezza dei sentimenti, il tutto consolidato dalla consapevolezza della radice comune che si è nutrita, per secoli, di lavoro estenuante, di sacrifici e di conquiste, di solidarietà e di speranze.

Così quando costruiscono le loro case e i loro villaggi, le chiese, i ponti e i sentieri, i mulini e i canali di irrigazione, esprimono il loro saper fare acquisito con la sperimentazione personale e sociale. Usano i materiali da costruzione che la zona offre, quindi legno e pietra. L'unione di questi due elementi di cui sono ricchi i valloni di Issime, permette ai nuovi venuti di lasciare testimonianze architettoniche di mirabile fattura. Naturalmente le costruzioni che oggi possiamo ammirare non risalgono oltre il XVI secolo, proprio per la natura stessa degli elementi formanti, tuttavia esse ci arricchiscono di conoscenze indispensabili per capire la vita dei nostri antenati.

Su di un basamento in pietra che accoglie la stalla per il bestiame, bovini, caprini e ovini, vengono edificati, generalmente, due piani in legno, costituiti da grandi tronchi di larice o abete, squadrati e incastrati gli uni agli altri, in modo da formare un tutt'uno molto stabile e solido. I tronchi del primo piano sono lavorati con molta cura al fine di essere il più aderenti possibile e, per aumentare la coibentazione, viene messo, tra un tronco e l'altro, uno strato di muschio e licheni, precedentemente puliti ed essiccati.

In questa parte si trova la cucina, che ha una parete in pietra per il focolare, e una stanza che serve da soggiorno e camera da letto: in essa sono collocati la stufa in pietra, i letti, un tavolo, panche e sgabelli, e varie attrezzature per lo svolgimento, durante il periodo invernale, di piccole attività artigianali quali la realizzazione di utensili contadini e oggetti casalinghi in legno, la filatura della lana, la tessitura di semplici drappi di lana o di canapa, la lavorazione di capi di abbigliamento e di calzature; in essa, al caldo della stufa e degli animali che si trovano nella stalla sottostante, le ore scorrono lente e operose, animate da racconti fantastici e leggende secolari, popolati da streghe, fate, gnomi e folletti, ma anche spiriti e persino il diavolo.

Alle pareti e nella zona occupata dai letti sono appesi numerosi quadri a soggetto religioso che circondano un altarinò dedicato alla Santa Vergine quale espressione del profondo sentimento cristiano di questo popolo. Nel piano superiore si trovano ancora una stanza con uno o più letti, da usare nel periodo estivo, una cassapanca per riporre

---

24 [www.walserland.org](http://www.walserland.org) – Issime, la storia.

qualche indumento, la rastrelliera per il pane di segale cotto una o due volte l'anno e alcune sbarre in legno a cui vengono appesi i salumi preparati nel periodo natalizio; c'è poi il fienile dove viene stivato il fieno raccolto durante l'estate nei prati più vicini alla casa, quando il bestiame si trova negli alpeggi più alti. In un secondo fienile più piccolo, proprio sotto il tetto, viene riposto il fieno del secondo taglio, se necessita di terminare l'essiccazione e quello che è stato tagliato dalle donne di casa, con il falcetto a forma di mezzaluna, nei terreni comuni ai villaggi della zona.

Il tetto è a due spioventi, ricoperti da pesanti lastre di ardesia e molto ampi per proteggere la parte in legno sottostante e offrire un riparo alle piccole attività che è necessario svolgere in prossimità della casa.

A volte è possibile passare da un piano all'altro attraverso una scala interna così come si può creare un vano abitativo al pianterreno, nella stalla stessa, separato dagli animali da una parete di legno a metà altezza: questo per sfruttare il calore prodotto dal bestiame.

Infine, quasi sempre, c'è almeno un balcone che serve per tanti usi: far seccare il fieno o la legna, sciorinare i panni che però, spesso, vengono stesi sui prati vicini, riposarsi un momento nel silenzio della sera dopo una giornata tutta dedicata al lavoro.

Accanto a questa costruzione, un altro edificio più semplice e più basso, anch'esso chiamato *stoadal* e formato da una base in pietra, nella quale si ricava la cantina per il latte, il formaggio e, più tardi le patate e sulla quale poggiano dei funghi in pietra o in legno che supportano un fienile o una rimessa per i cereali; i funghi, chiamati *stoadalbein*, sono indispensabili per proteggere i prodotti della terra dall'umidità e dagli animali.

Sulla porta d'ingresso viene fissata una croce in legno e sull'architrave sono scolpite la data di costruzione e le iniziali del proprietario, unite ai simboli cristiani: IHS con una croce o l'ancora; tutti questi elementi si ritrovano spesso anche sul trave maestro e testimoniano, anch'essi, del profondo sentimento religioso che ha sempre animato la popolazione di Issime, portandola persino a manifestazioni e a credenze esasperate e imbevute di superstizioni.

I Walser giungono dunque, presumibilmente, in questi luoghi verso il XII secolo e qui si fermano sulle alture, costituendo l'insediamento più meridionale di questa popolazione. Il fondovalle era già occupato, come abbiamo visto, e ne troviamo testimonianza nella bolla di Papa Lucio III che, nel 1187, cita la chiesa parrocchiale di Issime. Non abbiamo motivo di ritenere che il nuovo insediamento abbia creato scompiglio nella comunità più antica o siano nati dissapori o discordie fra due genti così diverse per cultura, lingua e usanze. È possibile, anzi, che il piccolo gruppo del piano stesse attraversando un periodo di stasi, di lento adagiarsi ad un ritmo di vita incolore e senza particolari stimoli per cui l'arrivo di linfa nuova e spirito di intraprendenza sia stato accolto con piacere perché ciò significava la ripresa delle attività con rinnovato entusiasmo per cui ben presto tutto il territorio di Issime assume gli aspetti caratterizzanti la popolazione alemanna, eccezion fatta per la parte più a nord, attuale Gaby, Oberlann in *töitschu*, dove permane ancora oggi una comunità di etnia franco-provenzale, tipica della Valle d'Aosta.

In quei secoli il Ducato di Aosta era suddiviso fra molte famiglie nobili fra le quali emergono quella degli Challant e quella dei Vallaise, che fra gli altri numerosi e ricchi possedimenti dentro e fuori dai confini valdostani, annoverano anche le valli del Lys e di Ayas. Lunghi dissidi caratterizzano i rapporti di convivenza fra queste due famiglie, soprattutto per il possesso di alcune terre particolarmente interessanti per le comunicazioni e il commercio.

Issime è un possedimento dei Vallaise che qui fissano una delle loro sedi sia per la riscossione dei tributi e delle tasse sia per l'amministrazione della giustizia, che per molti secoli interessa anche la popolazione di Gressoney. Gli issimesi godono di uno statuto particolare che garantisce loro privilegi, immunità e franchigie. Esso era stato loro concesso dai Vallaise nel 1320 ed aveva subito ulteriori ampliamenti e conferme nei secoli successivi. Questo documento di affrancamento nasceva da decisioni prese di comune accordo fra gli uomini della comunità e i Signori i quali non potevano esimersi dall'accettarle. Lo statuto contiene numerose disposizioni amministrative che stabiliscono i diritti fiscali e giudiziari dei Vallaise da una parte e sancisce la libertà degli abitanti con tutte le loro terre. Così essi erano soggetti al pagamento di una tassa "una tantum" che li esonerava da ogni altro peso fiscale successivo; potevano spostarsi liberamente sul territorio di proprietà del Signore; i figli dei due sessi ereditavano sia dal padre sia dalla madre i beni mobili e immobili; se, però, una ragazza prendeva marito, nulla poteva pretendere dall'eredità; coloro che dovevano prestare servizio nelle milizie del Signore erano tenuti a pagare le spese degli spostamenti qualora questi si effettuavano sul territorio di proprietà del signore stesso il quale, invece, si sobbarcava ogni spesa nei casi in cui si doveva uscire dai confini; da queste spese erano esentate le vedove e i fanciulli di età inferiore ai quindici anni; raggiunta questa età, anche essi, godevano di una certa libertà, potevano per esempio, firmare dei documenti anche se dovevano sottostare al consenso dei tutori. Nello statuto venivano inoltre precisate a quali ammende e punizioni erano soggetti i vari reati commessi contro il signore, gli amministratori e la proprietà comune e privata.

A partire dal XIII secolo Issime era il capoluogo del mandamento, la sede del tribunale e qui risiedevano il giudice avvocato e il castellano notaio; i giudici dei Vallaise cessarono la loro attività nel 1770 e l'ultimo membro della nobile famiglia fu il conte Alessandro il quale morì nel 1823 dopo aver ricoperto la carica di primo Segretario dello Stato e ministro degli Affari Esteri sotto il regno di Vittorio Emanuele I e aver rappresentato il Regno di Sardegna al Congresso di Vienna nel 1815.

Nella piazza principale si può vedere una copia del banco a tre stalli su cui sedevano il Giudice e i suoi consiglieri per amministrare la giustizia; l'originale si trova nella vicina chiesa parrocchiale. Lo stallone centrale dello scranno in noce risalente al 1700, più largo e alto degli altri due, reca scolpito lo scudo dei Vallaise, sostenuto da due cervi, con il collare dell'Annunziata e i simboli dell'autorità giudiziaria, la chiave e la spada. Accanto al tribunale è fissata una pesante catena in ferro terminante con un collare: essa veniva applicata al collo, ad un braccio o ad una gamba del malfattore il quale, secondo la gravità della colpa, doveva subire la messa alla pubblica berlina sulla piazza per un numero di domeniche determinato dal verdetto di condanna.

Fin verso la seconda metà del XVIII secolo, il territorio di Issime fu suddiviso in tre zone, per quel che concerne la vita amministrativa del comune. Ciò si era reso necessario per vari motivi. La superficie occupata non era certo molto estesa ma, la configurazione morfologica del territorio rendeva spesso difficili e, nei mesi invernali, impossibili gli spostamenti degli abitanti verso il capoluogo e i contatti fra di loro. Se a questo si aggiunge la diversità di etnia e di lingua, si può capire come ogni parte più densamente abitata e cioè, il fondovalle del Duarf, denominato la " Plaine ", i valloni di San Grato e di Bùrrini, designati con il nome di " Montagne", le due zone walser, e la parte superiore, verso Gressoney, all'incirca l'attuale comune di Gaby, di cultura e lingua franco-pro-

venzale, chiamato “ Tiers dessus “, ritenesse indispensabile di trovare il modo per essere rappresentati convenientemente in seno all’assemblea degli amministratori pubblici. Si giunse così all’elezione, per ogni “ Terzo”, di un sindaco che durava in carica un anno, e di tre o quattro consiglieri, il cui mandato si estendeva per quattro anni, tutti scelti fra i capi famiglia più influenti per ricchezza e cultura.

L’assemblea comunale si riuniva, abitualmente, la domenica dopo la Messa Grande e dopo aver suonato la campana principale, nel capoluogo di Issime Saint-Jacques. Particolari necessità e problemi ai quali urgeva una soluzione, potevano richiedere la riunione dell’assemblea anche in un giorno feriale, cosa che avveniva sempre dopo l’annuncio della campana, come si faceva anche quando si doveva riunire la popolazione.

Il villaggio di Gaby era chiamato Issime Saint-Michel, dal nome della cappella che serviva i fedeli della zona e che fu eretta a chiesa parrocchiale nel 1786.

Nel gennaio del 1763, dopo che il re Carlo Emanuele III° aveva uniformato il ducato di Aosta alle leggi del regno sardo, anche la comunità di Issime dovette provvedere all’elezione del nuovo consiglio comunale. Tutti i capifamiglia si riunirono per eleggere sette consiglieri i quali poi sceglievano chi fra di loro doveva assumere l’incarico di sindaco per un anno, trascorso il quale, il primo cittadino passava il testimone al consigliere più anziano e lui diveniva primo consigliere. Fu anche assunto un segretario, che doveva essere notaio, al quale veniva dato un compenso annuale di venticinque livres. Alcuni consiglieri chiesero di ricevere anche loro un compenso per i servizi resi per il bene della comunità a spese della loro occupazione abituale con conseguente perdita di reddito e, non avendo ottenuto quanto chiedevano, si rifiutarono di prestare il giuramento richiesto. Il vicebalivo del ducato ordinò loro di seguire quanto stabilito dalle leggi entro tre giorni pena il pagamento di un’ammenda di venti livres.

L’abolizione dei tre sindaci provocò molto malcontento e spesso dissapori e difficoltà di varia natura fra la popolazione ma la richiesta di ritornare alla vecchia istituzione della divisione in tre zone non fu accolta.

Issime d’ora in poi segue l’evoluzione, le vicissitudini, i cambiamenti storico-politici ed economici della Valle d’Aosta. Così in seguito alla dominazione napoleonica, il comune di Issime fa parte del Canton di Fontainemore, circondario di Aosta, dipartimento della Dora; partecipa ai vari conflitti, dalle guerre di indipendenza, alle conquiste coloniali, alle due guerre mondiali, con giovani e uomini che non sempre fanno ritorno, lasciando famiglie nel dolore e in gravi difficoltà economiche che vengono superate solo grazie alla generosa partecipazione della comunità. In particolare è ancora vivo il ricordo dei giorni terribili di luglio e agosto 1944, quando, per vendicare la sparizione di due militi che facevano parte del commando presente in paese, i tedeschi presero in ostaggio 20 persone e minacciarono di ucciderle e di incendiare tutto il paese se entro due giorni non fossero stati consegnati i due militi e le loro armi. Solo l’intervento del parroco presso il comando tedesco offrendosi egli stesso come unica vittima riuscì a salvare i prigionieri e ad evitare che il paese fosse distrutto. E anche il curato ebbe salva la vita. L’anno successivo, a causa di false informazioni riguardanti una presunta connivenza degli issimesi con i partigiani, fu incendiato un villaggio ma non vi furono vittime umane.

La vita economica, per tutti questi secoli, si basa essenzialmente sull’allevamento del bestiame: bovini, ovini, caprini e suini e animali da cortile i quali, oltre che fornire la carne, il latte e latticini, le uova per il sostentamento della famiglia, sono oggetto di scambi

commerciali nei mercati della bassa valle d'Aosta, del Canavese e delle valli vicine, e sulla coltivazione di segale, orzo, frumento e avena, di legumi, fave e piselli, e di ortaggi quali cavoli, rape, cipolle; ma questa produzione era sufficiente appena a soddisfare i bisogni della popolazione. Accanto a queste attività che coinvolgono tutti i nuclei familiari, vengono praticati numerosi altri mestieri e professioni quali notai, avvocati, prestasoldi, piccoli commercianti locali, percettore di imposte, boscaioli che forniscono la legna per le fucine del luogo e dei paesi vicini, fucine che lavorano il minerale di ferro proveniente dalla Valchiusella, in Piemonte, nonché numerosi osti e piccoli artigiani, del ferro e del legno, e muratori. Questi ultimi alimentano anche in gran numero le fila degli emigranti che, sin dal 1600 e fino ai primi decenni del 1900, si recano in Savoia, nel Vallese e in altri paesi della valle e fuori, per realizzare maggiori guadagni, per avere nuove esperienze o, più semplicemente, per trovare un modo adeguato e dignitoso di mantenere la famiglia che, sempre numerosa, il più delle volte, rimane al paese dove è la donna ad occuparsi di ogni incombenza .

Generalmente questo spostamento di forza lavorativa avveniva dalla primavera all'autunno inoltrato, ma non sono rari i casi in cui anche tutta la famiglia lasciava il paese per non farvi ritorno che occasionalmente.

Issime conosce secoli di relativo benessere come è testimoniato dalle grandi case in pietra del capoluogo, con cortile chiuso alla via antistante da un muro di recinzione e una porta carraia, con scale e corridoi interni, con numerose stanze nonché una o più stalle al pianterreno e un fienile al piano superiore. Queste case risalgono al 1500-1600.

Un'altra importante testimonianza della disponibilità finanziaria del paese è rappresentata dalla Chiesa parrocchiale dedicata a San Giacomo apostolo, festeggiato il 25 luglio, che fu ricostruita nel 1683 con la partecipazione di tutta la comunità ad opera dei fratelli Ferro di Alagna in Valsesia. Nel 1697 si decise di costruire l'altare maggiore in legno di abete e di pino cembro, arricchendolo di numerose statue, colonne e fregi dorati. I lavori furono affidati ai fratelli Gilardo di Campertogno, Valsesia.

L'anno successivo la comunità di Issime firma una convenzione con Francesco Biondi il quale si impegna di dipingere la facciata della chiesa con la rappresentazione del Giudizio Universale; questo pregevole manufatto fu restaurato nel 1790 da Antonio Jacquemin di Riva Valdobbia e, recentemente, nel 1970, dall'Amministrazione Regionale della valle d'Aosta. La facciata è stata dichiarata Monumento nazionale, così come il campanile adiacente che risale al primo millennio, almeno nella sua parte inferiore.

Il sagrato della chiesa, che anticamente era adibito a cimitero, è delimitato ad ovest da una serie di nicchie dipinte, raffiguranti i quindici Misteri del Rosario con Santi e Sante ad incominciare dagli Apostoli. Così viene precisato nella convenzione stipulata nel 1755, a seguito di un lascito, tra la comunità e il pittore di Valprato in Val Soana, Piemonte, certo mastro Antonio Facio.

Lasciti, legati, donazioni sono istituti molto ricorrenti nel XVII° secolo e successivi con i quali sono state erette le numerose cappelle dei villaggi del fondovalle e dei valloni laterali, nonché fondata la scuola pubblica.

Nel 1737 la signora Jacquême Linty, nata Biolley, lascia con testamento una casa e un podere con rendita per l'istituzione di una scuola ad Issime Saint-Jacques e nel 1757, il reverendo Jean Christille di Issime lasciò, per la suddetta scuola, un legato di 5000 franchi, a condizione che la scuola fosse aperta per almeno dieci mesi e che in essa venissero insegnati i primi elementi di latino oltre gli insegnamenti tradizionali che erano sempre

impartiti in lingua francese, la lingua ufficiale della Valle d'Aosta. Anche per le ragazze fu aperta una scuola la cui durata si limitava tuttavia a soli 3 – 4 mesi; le giovani imparavano a leggere e scrivere e i lavori manuali indispensabili ad una buona madre di famiglia. L'insegnamento, inizialmente, era affidato ad un sacerdote che non poteva ricevere alcun compenso, ciò al fine di permettere l'accesso ad un'istruzione di base a tutti i bambini, anche a quelli delle famiglie più disagiate. Più tardi fu possibile affidare l'incarico ad un laico perché c'erano i fondi necessari per il suo onorario. La scuola femminile veniva affidata ad una donna alla quale non necessariamente era richiesta una buona preparazione culturale, ma che doveva condurre una vita irreprensibile dal punto di vista morale. Anche la maestra riceveva un compenso, benchè inferiore a quello del maestro. Non vi era un edificio adibito a scuola, si affittava una stanza in qualche casa privata, possibilmente vicino alla chiesa, e gli scolari procuravano la legna per il riscaldamento nei mesi invernali, così fu fino ai primi anni del Novecento.

Prima di queste istituzioni, esisteva, senza dubbio, una scuola, sul territorio perché, fin dal 1432, il Vescovo di Aosta incarica il suo braccio destro, l'Arcidiacono della cattedrale, di reperire insegnanti per la città di Aosta e per tutta la diocesi; inoltre, la presenza nel paese di molti notai, avvocati, medici e uomini di cultura, consiglieri del Signore di Val-laise, sono il frutto di queste prime scuole.

Con l'Unità d'Italia, nel 1860, il Governo centrale volle eliminare ogni particolarismo regionale, e intervenne in campo scolastico proibendo l'uso e l'insegnamento della lingua francese in ogni scuola. Ciò provocò molto malcontento ed è risaputo che, almeno nelle scuole dei paesini di montagna, non furono introdotti cambiamenti sostanziali e si continuò nell'insegnamento tradizionale. Le cose furono ben diverse sotto il regime fascista, quando l'italianizzazione fu più radicale e soggetta a severi controlli.

Nei primi decenni del secolo scorso fu aperta nel nostro paese una scuola superiore, d'Obru Schul, con lo scopo di offrire ai ragazzi e alle ragazze la possibilità di continuare in loco ad accrescere le loro conoscenze, seguendo i corsi del ginnasio con un esame finale in una scuola pubblica.

Nel secondo dopoguerra, la ricostruzione, la rinascita e il rilancio economico hanno interessato anche la nostra comunità che sempre più ha rivolto le sue attenzioni verso la bassa valle e il canavese, dove hanno trovato nuovo impulso numerose piccole e grandi industrie. Ricordiamo l'Olivetti ad Ivrea e l'Ilisa Viola a Pont Saint Martin, che hanno offerto lavoro a molti operai ed impiegati, fino a quando la crisi economica non ha determinato la chiusura dell'acciaiera di Pont Saint Martin e drastiche riduzioni di personale nelle altre fabbriche.

Il pendolarismo giornaliero o il trasferimento definitivo del nucleo familiare hanno però causato l'abbandono del nostro paese e delle attività tradizionali, allevamento e artigianato, sempre meno remunerative. Questo fenomeno ha interessato molte altre comunità di montagna, per cui il governo regionale si è trovato nella necessità di prendere delle iniziative e dei provvedimenti al fine di evitare lo spopolamento della montagna. Sia l'attività agricola che quella artigianale hanno così potuto, grazie ad incentivi finanziari ed agevolazioni varie, rinnovarsi e rientrare nel mondo economico.

Dal 1966 e fino al 1984, le donne di Issime e dei paesi vicini hanno avuto la possibilità di inserirsi nel mondo del lavoro grazie all'apertura in paese di laboratori artigianali di rammendo di tessuti e di produzione di abbigliamento e articoli sportivi per conto di alcune industrie del canavese e del biellese.

Attualmente l'allevamento del bestiame concerne essenzialmente bovini e, se fino agli anni Settanta coinvolgeva quasi tutte le famiglie con pochi capi di bestiame ciascuna, ora le aziende agricole sono meno numerose, circa venti, ma contano un numero più elevato di capi, in media trenta, e quasi tutte praticano la transumanza estiva negli alpeggi del paese.

Solo il 19% dei fondi agricoli di proprietà di una sola famiglia supera i 50 ha., mentre il 47% occupa una superficie che varia da 2 a 10 ettari.

Nel nostro comune sono in vigore delle unità di misura agrarie particolari: d'koartunu lann equivalente a 609 mq., è la più usata, mentre d'meedzu lann che corrisponde a 304,5 mq. e d'summi lann, 1218 mq., sono ormai quasi cadute in disuso.

Gli artigiani sono falegnami, muratori, piccoli imprenditori edili, elettricisti e idraulici.

Oltre a queste occupazioni, gli Issimesi trovano sbocchi lavorativi in loco e nei paesi vicini come insegnanti nelle scuole di ogni grado, impiegati in banche e uffici, operai nelle fabbriche della bassa valle, nel Corpo Forestale regionale e negli impianti di risalita del comprensorio del Monterosa Ski, a Gressoney.

Issime è stato uno dei primi paesi della valle d'Aosta ad accogliere, fin dagli ultimi anni dell'Ottocento, villeggianti e turisti durante il periodo estivo, grazie alla sua posizione in media montagna. Il clima mite, la buona esposizione, la particolarità dei paesaggi e l'ordine e la riservatezza dei suoi abitanti, offrono un luogo ideale sia per chi cerca tranquillità e riposo, sia per chi vuole avvicinarsi alla montagna seguendo i sentieri meno conosciuti e frequentati, alla scoperta di angoli di impareggiabile bellezza e ricchi di storia. La vicinanza delle piste di sci di Gressoney richiamano sportivi e amanti della montagna anche nel periodo invernale.

## **LE TRADIZIONI**

È indispensabile fare una premessa a questo capitolo. Quanto viene qui di seguito esposto corrisponde ad uno spaccato della vita economica e sociale della nostra comunità fino agli anni Sessanta circa, fino a quel momento, cioè, in cui su tutto il territorio nazionale e regionale si verificano cambiamenti, trasformazioni, progressi e dimenticanze, ansie di rinnovamento e di adeguamento, che portano ad una migliore e più confortevole vita quotidiana, disponendo di maggiori risorse finanziarie, nonché ad una situazione sociale generale più umana, ma anche ad un livellamento di tutti quegli aspetti culturali che contraddistinguono e caratterizzano un gruppo sociale. Ciò comporta quindi che vengano dimenticati, cancellati e ignorati, quasi fossero negativi e riduttivi, molti momenti che pure hanno rivestito un'importanza essenziale nella vita culturale di chi ci ha preceduto.

La nascita di un bambino non rappresentava, in passato, un momento così importante e festeggiato come avviene oggi. Tuttavia venivano osservati scrupolosamente dei principi comuni alle famiglie di ogni rango sociale.

Il neonato doveva essere battezzato entro tre giorni dalla nascita, in caso contrario non venivano più suonate le campane al momento del battesimo, così come avveniva nel caso in cui non fosse noto il padre del nascituro. Fino al momento in cui non veniva somministrato il sacramento, si doveva tenere accesa una candela in casa, giorno e notte.

Il battesimo veniva impartito alle due del pomeriggio e il bambino era accompagnato in Chiesa dal padrino e dalla madrina, che indossavano il costume locale, preceduti da un

bambino che portava un cero. Se il padrino era un membro del consiglio comunale o un personaggio di riguardo, il curato doveva indossare il piviale. Per questa occasione, il padrino doveva fare in modo di avere il portafoglio ben fornito come augurio di fortuna e ricchezza per il neonato e provvedeva, a sue spese, alla distribuzione, sulla piazza del paese, ai bambini che assistevano al rito prima di recarsi a scuola, di una pagnotta di pane bianco, una vera leccornia.

La madrina, dal canto suo, portava in dono alla madre caffè, burro, uova e dolci in un cesto di vimini comprato per l'occasione ed aveva la possibilità di scegliere uno dei tre nomi dati al bambino; la scelta degli altri due spettava al padrino e ai genitori.

Il neonato veniva adagiato su un cuscino, sotto una copertina di seta colorata sulla quale erano appuntati, ai quattro angoli, dei fiocchi rosa, se si trattava di un maschietto, azzurri se era un femminuccia. Su di essa veniva posto un ampio pizzo bianco. Prima del battesimo, il neonato portava una cuffia abbellita da una coroncina di fiori multicolori, che, durante il battesimo, veniva sostituita da un cuffia bianca.

La cerimonia si concludeva, a seconda delle disponibilità economiche, con un rinfresco offerto dal padrino a tutti i presenti o con una cena in famiglia riservata ai parenti più stretti.

La madre, nei giorni seguenti la nascita del bimbo, era tenuta a recarsi in Chiesa per ottenere dal Parroco una speciale benedizione di purificazione.

I bambini, pur essendo amati e ben accolti, non attiravano su di sé particolari attenzioni: venivano allattati molto a lungo, erano curati con premurosa solerzia in caso di malattia, ma la morte prematura di un infante veniva accettata come un fatto naturale benché doloroso. Molto presto un bambino doveva occuparsi di un fratellino o una sorellina minore, doveva cullarlo quando piangeva, custodirlo e seguirlo nelle sue necessità, distrarlo, coccolarlo e anche sgridarlo, doveva, insomma, con il passare degli anni sostituirsi sempre di più ai genitori impegnati nei vari lavori dentro e fuori casa, e fintanto che non veniva sostituito da un altro fratello. Il tempo per i giochi non era molto ma, durante il pascolo, nelle prime ore del pomeriggio, nelle giornate di cattivo tempo o la domenica, i bambini potevano dedicarsi al gioco, con i fratelli e con gli altri bimbi del villaggio. Giocavano con mucche in legno stilizzate, piccoli zufoli e fischiotti, semplici bamboline di pezza o di carta, cerchi in metallo che facevano rotolare sui sentieri con l'aiuto di una bacchetta, fionde, piattelli di pietra lanciati il più vicino possibile a un punto prefissato, archi e frecce, giochi di gruppo come nascondino, i quattro angoli, ecc., e, durante l'inverno, con le slitte in legno scendevano chiassosi dai pendii innevati, sia nelle ore di sole sia nelle notti di luna piena. Allora spesso si univano anche i giovani e le ragazze e si usava la slitta grande, il mezzo più consueto per trasportare legna, fieno e altro materiale. Però la maggior parte del tempo dovevano dedicarlo alle faccende domestiche e ai lavori dei campi.

I giovani raggiungevano presto l'età per pensare al matrimonio e si sceglievano liberamente secondo i loro gusti.

Tutte le famiglie, anche quelle che disponevano di mezzi economici modesti, facevano il possibile per dare all'avvenimento del matrimonio l'importanza dovuta e renderlo degno di essere ricordato e raccontato.

Il matrimonio si celebrava abitualmente nel periodo invernale e i giorni preferiti erano il lunedì o il giovedì, e, più tardi, il sabato. Lo sposo sosteneva tutte le spese concernenti il matrimonio e la nuova casa, ivi compreso l'abito della sposa, che fino all'inizio del seco-



lo scorso era il costume locale: abito lungo di panno di lana nera, la cui gonna è molto ampia grazie a numerose piccolissime pieghe nel girovita e, verso il fondo, presenta tre balze di velluto, mentre il corpetto ha maniche arricciate nella parte superiore e pizzi bianchi e neri ai polsi e al girocollo. Sull'abito viene indossato un grembiule di seta cangiante di vari colori e sulle spalle uno scialle in seta con frange che riprende i colori del grembiule. La giovane sposa sfoggiava i gioielli di famiglia: una croce e uno o più cuoricini d'oro scendevano sul petto appesi ad un nastro di velluto nero. Il copricapo consiste in una cuffia con crestina di pizzo bianco dietro la quale spicca una ricca corona di fiori variopinti; dalla nuca scendono sulle spalle dei nastri di seta colorati. In occasioni speciali, quali appunto il matrimonio, un battesimo o la festa patronale, sulla cuffia veniva fissato un prezioso velo che scendeva sulle spalle.

Lo sposo indossava un frac di lana nera con panciotto sul quale scintillava la catena d'oro che tratteneva l'orologio nel taschino; la camicia bianca seguiva la moda del tempo ed era completata da una sciarpina di seta o da una cravatta. Sempre portava il cappello sul capo.

**Issime-Eischeme, costume tradizionale walser**  
(Foto MASSIMO PAGANONE)



Nei secoli scorsi venivano stipulati veri e propri contratti di matrimonio nei quali erano precisati i diritti e i doveri degli sposi ed elencati i beni che la sposa portava in dote. Spesso dei capi di biancheria per la casa e personali, dei capi di bestiame, del vasellame e anche denaro.

Dopo la cerimonia religiosa, alla quale la madre della sposa non assisteva e che era preceduta da una promessa civile in municipio, la coppia e gli invitati si recavano alla casa dello sposo dove li attendeva il banchetto nuziale. Il menu comprendeva: salumi vari, prosciutto crudo e lardo in salamoia, castagne e burro, risotto, bollito misto con patate lesse, arrosto e, per finire frutta secca e panna montata. Quando veniva servito l'arrosto, gli amici dello sposo facevano scoppiare dei mortaretti in segno di festa. Dopo la cena si aprivano le danze alle quali potevano partecipare tutti.

Se un fratello o una sorella maggiore di uno degli sposi non aveva ancora contratto matrimonio, gli veniva regalato un caprone bianco in segno di burla.

Quando una ragazza del paese sposava un forestiero, questi doveva pagare un pegno ai giovani del posto: una brenta di vino. Se lo sposo si rifiutava, i ragazzi si armavano di qualsiasi oggetto o attrezzo atto a fare rumore e così equipaggiati, per le tre sere precedenti il matrimonio, giravano per il paese facendo un gran frastuono.

Oggi queste usanze rimangono nei racconti dei nonni.

Il culto dei morti è molto sentito nella comunità di Issime e le sepolture hanno sempre assunto un tono di solennità.

Il decesso di una persona era annunciato con il suono della campana grande, come avviene ancora oggi, e un particolare rintocco indicava se il defunto era uomo o donna.

Le condizioni economiche della famiglia del defunto davano il tono alla funzione religiosa: quanto più denaro si poteva spendere, tanto più numerosi erano i sacerdoti presenti e officianti, così come si poteva accendere un numero di candele più elevato e per un tempo più lungo, o si poteva celebrare una messa cantata o cantata con musica. Per quanto modeste fossero le risorse di una famiglia, si cercava sempre di avere almeno tre preti.

I parenti più stretti non assistevano quasi mai alla sepoltura, per cui non si sentivano pianti o lamenti e tutta la funzione si svolgeva con dignitoso riserbo. Il rito funebre veniva celebrato alle ore dieci nel periodo invernale, ma era anticipato alle nove nella stagione estiva, al fine di dare a quanti prendevano parte alla funzione, ed erano sempre molto numerosi e rappresentavano ogni nucleo familiare, la possibilità di sfruttare al massimo la giornata.

In questa occasione, si offriva un pasto caldo alle persone più bisognose e si facevano offerte in denaro per la Chiesa e per le Confraternite religiose.

Ancora oggi, parenti, amici e conoscenti si riuniscono al capezzale del defunto per pregare per la salvezza della sua anima, così come avviene per le tre sere successive al funerale. L'inverno rappresentava, in passato un periodo pieno di difficoltà e di disagi per gli abitanti di Issime. Il grande freddo costringeva la famiglia a vivere nell'unica stanza riscaldata e situata sulla stalla, mentre tutti gli altri locali erano quasi inabitabili. Il gelo ricopriva pericolosamente i sentieri per cui le comunicazioni e i contatti erano ridotti all'essenziale, e spesso gelava l'acqua nelle fontane con le conseguenti difficoltà. Se si doveva trasportare fieno, legna o legname da un luogo ad un altro ci si serviva di una grande slitta in legno. Infine le giornate erano brevi e fredde, le notti lunghe, silenziose e spesso popolate da esseri immaginari, che ricorrono nelle leggende e nei racconti popolari.

Nonostante ciò, tutti vivevano questa stagione con grande gioia e serenità. Era il periodo, infatti, in cui la famiglia si trovava di nuovo unita dopo molti lunghi mesi in cui mariti e figli erano all'estero per lavoro. Essi tornavano al paese all'inizio di dicembre per fermarsi fino alla primavera. Portavano con sé i loro guadagni, nuove esperienze, nuove idee e un pensiero per le persone più care.

Inizia così un periodo ricco di balli, di pranzi, di falò e di piacevole e reciproca compagnia. La prima ricorrenza è rappresentata dalla festa di Santa Barbara, il quattro dicembre, celebrata nella cappella di San Grato, nel vallone omonimo. Seguivano l'Immacolata Concezione, l'otto dicembre, chiamata a Issime " il piccolo Natale", le feste natalizie e dell'anno nuovo, per continuare con il patrono invernale, San Sebastiano, il venti gennaio. Si era deciso di scegliere un santo patrono della parrocchia che potesse essere celebrato nel periodo invernale, in aggiunta al patrono san Giacomo la cui ricorrenza cade in estate, in quanto sia gli emigranti sia gli alpigiani potevano essere presenti. I patroni dei vari villaggi e il carnevale concludevano questo periodo, durante il quale venivano celebrati la maggior parte dei matrimoni.

Oltre a queste feste comandate, molte erano le occasioni per ritrovarsi in compagnia allegramente. Ricordiamo le veglie fra giovani e meno giovani durante le quali si giocava a carte, si raccontavano avventurosi episodi, si ballava al suono di una armonica a bocca e di qualche strumento a fiato per concludere la serata con uno spuntino a base di salumi casalinghi, formaggio, kanestri e risili, i dolci tipici e la panna montata, il tutto accompagnato da vino, grappa e caffè.

Le lunghe serate invernali erano però anche sfruttate per svolgere quelle attività alle quali non ci si poteva dedicare nella buona stagione, come filare la lana, torcere le cordicelle in canapa usate poi per cucire le soles delle pantofole in panno confezionate per tutti i membri della famiglia, riparare e preparare piccoli attrezzi agricoli, assemblare scope di rami di betulla, gerle e ceste, intagliare e tornire oggetti di legno di uso comune. Le giornate erano impegnate nello svolgimento dei consueti lavori casalinghi e nella cura del bestiame. Nelle settimane precedenti il Natale, ci si dedicava alla preparazione in casa dei salumi. Quasi ogni famiglia allevava un maiale per questo scopo. Quando la luna e il segno zodiacale erano propizi, si procedeva alla macellazione del maiale. Dopo aver accuratamente selezionato le varie parti dell'animale, di cui nulla veniva sprecato, si univa la carne suina a quella bovina, che si acquistava da un vicino che, per l'occasione uccideva una bestia, per preparare vari tipi di salami: salame rosso o di prima scelta da consumare esclusivamente crudo e dopo un'adeguata stagionatura, salame bianco o di seconda scelta che poteva essere utilizzato sia cotto che crudo, salame di cotiche da cuocere e, infine, sanguinacci preparati con patate lesse schiacciate, lardo, sangue del maiale, sale e spezie. Venivano inoltre utilizzate varie altre parti del suino per la preparazione di prosciutto crudo, pancetta, lardo in salamoia, polpette di interiora fresche racchiuse in una foglia di cavolo o nella " teletta " dell'intestino, frittura di trippa e sangue cotti e sminuzzati. La carne eccedente veniva conservata sotto sale o affumicata o messa a congelare, appesa nel fienile. Questo era un vero e proprio avvenimento sociale molto importante in quanto erano coinvolti, non solo tutti i membri della famiglia, ma anche vicini di casa, parenti e gli uomini specializzati in questo lavoro.

L'arrivo della primavera coincideva con la partenza dei muratori e degli imprenditori verso altri paesi e con la ripresa delle attività all'aperto che gravavano sulle donne, sui figli più giovani e su quegli uomini che si dedicavano all'allevamento.

Si pulivano i prati, si seminavano le patate, la segale e gli ortaggi, si riparavano i sentieri e i muretti rovinati dalla neve o da qualche valanga, si ripulivano i ruscelli per l'irrigazione dei prati.

Nel mese di maggio, si saliva con le mucche nelle case di media montagna, z'berg, per consumare il fieno raccolto l'estate precedente e brucare la tenera erba primaverile, prima di transumare all'alpeggio. Questo avveniva, allora come oggi, il giorno di San Bernardo, il 15 giugno. Gli alti pascoli accoglievano le mandrie fino a San Michele, il 29 settembre.

Durante l'estate, le donne dovevano occuparsi della fienagione al piano, dove si facevano due tagli, uno a giugno e uno ad agosto, e nei prati della mezza montagna, per un taglio solo a luglio. Si trattava di un lavoro molto faticoso nel quale erano, quasi sempre, aiutate da falciatori del paese o che provenivano dalle valli vicine. Subito dopo si recavano, munite di un falchetto e di un telo di iuta, di qualche fetta di polenta e un pezzo di formaggio, quale pranzo, a tagliare l'erba che cresceva abbondante negli appezzamenti comuni, situati sempre in zone impervie e isolate.

Quando le mucche lasciavano l'alpeggio, si fermavano qualche giorno a brucare la seconda erba della zona intermedia, poi scendevano a valle a consumare il terzuolo.

Era giunto l'autunno. Nuove occupazioni si presentavano. Si dovevano raccogliere le patate, la segale e il frumento, e i pochi frutti che riuscivano a maturare a questa altitudine: pere, mele, prugne, noci, nocciole e pinoli. Si raccoglievano le foglie secche per la lettiera degli animali, si preparava la legna per l'inverno, si concimavano i prati. Spesso si facevano questi lavori aiutandosi scambievolmente e, il trasporto dello stallatico veniva effettuato, a volte, nelle serate di luna piena da gruppi di ragazze e giovani donne con l'aiuto di gerle.

Dopo la festa dei Santi e la commemorazione dei defunti, si risaliva con le mucche nelle baite di mezza montagna per consumare parte del fieno raccolto durante l'estate e qui ci si fermava fino all'inizio di dicembre. La festa di Santa Barbara concludeva questo periodo.

## **LA LINGUA**

I Walser, trasferendosi da un luogo ad un altro, hanno portato con sé masserizie, attrezzi, modi di vivere, religione, valori morali, tradizioni, leggende e la lingua.

Oggi, la lingua, con l'architettura, è l'elemento più evidente e immediato che caratterizza il nostro gruppo etnico – linguistico.

È senz'altro degno di nota il fatto che per molti secoli, dal lontano XII° fino alla prima metà del XX° secolo, la lingua dei Walser di Issime abbia saputo e potuto mantenere la sua particolarità pur trovandosi circondata da lingue e dialetti appartenenti ad un'altra famiglia linguistica quali: francese, italiano, piemontese e patois franco-provenzale. Non dimentichiamo che fino al 1952 convivevano all'interno dello stesso territorio comunale due gruppi ben distinti per etnia e lingua: quello walser germanofono e quello franco-provenzale francofono. Inoltre, fino al periodo fascista, la lingua francese era la sola lingua nella quale venivano redatti tutti gli atti pubblici e usata dalla Chiesa.

È evidente ed inevitabile che soprattutto in questa situazione la nostra lingua, il töitschu, abbia subito cambiamenti e innovazioni. Così conserviamo termini antichi come *z'ènni*, *la fronte*, *z'ross*, il cavallo, *vergelzgott*, grazie, accanto a nomi particolari come *dar chrig-*

*schman*, l'uomo della guerra per indicare il soldato, *z'guvverschmuckhji*, il piccolo gioiello della pietraia per lo scricciolo, *z'heersji*, il cuoricino per il fidanzato o la fidanzata. Sempre di più, parole di derivazione latina tendono a sostituire parole germaniche: *d'buttullju* sostituisce *d'vleschu*, la bottiglia, *d'kruatu* al posto di *da chéller*, la cantina. Altri termini sono di chiara origine italiana o francese perché indicano oggetti che al tempo dell'arrivo dei Walser nel nostro paese, non erano ancora in uso, così troviamo *d'furkulunu* per indicare la forchetta, *z'automobili* per l'auto; è curioso e interessante, allo stesso tempo, notare come queste definizioni siano state assimilate al *töitschu* tramite l'uso dell'articolo tedesco. A questo proposito, un'altra osservazione merita di essere menzionata: è chiaro che i termini di nuova introduzione sono facilmente comprensibili anche da coloro che non conoscono per nulla il dialetto di Issime per cui si è voluto in qualche modo mantenere questo carattere di unicità creando neologismi usati e capiti esclusivamente dagli Issimesi. Così *z'bissikletti* può anche essere indicato come da *fillir*, *z'sigarette* diventa di *dorra*, la secca, *z'kaffi*, *z'gschluckhta*, il tostato. La creatività e la fantasia, oltre che una certa vis comica, sono testimoniati dall'uso di alcune espressioni tipiche per indicare azioni o situazioni particolari: *goan hüten z'enkrasch hénnji*, tradotto letteralmente significa "andare a custodire le galline del Parroco", per indicare il verbo morire, in quanto il cimitero si trova adiacente al cortile della casa parrocchiale; *goan ui d'ammissi in d'liertschunu*, camminare come le formiche nella resina, significa procedere come una lumaca, *cheen van chu chalb*, tornare da mucca a vitello, per evidenziare un regresso.

La nostra isola linguistica walser è classificata dai linguisti come "comunità minoritaria di secondo ordine" inserita nella comunità minoritaria di primo ordine, cioè quella valdostana francofona.

Gli autoctoni adottano il *töitschu* nell'uso quotidiano e nei loro rapporti interpersonali, devono però passare ad un altro registro linguistico non appena si trovano a contatto con una persona che vive abitualmente a pochi chilometri di distanza o in paese, ma proviene da un'altra comunità linguistica. Tuttavia bisogna riconoscere, sebbene a malincuore, che anche Issimesi di antico ceppo, non si servono più dell'idioma walser, o perché già i loro genitori non glielo hanno insegnato, o semplicemente per disamore e disinteresse. Nel 1992, il professor Peter Zürrer di Zurigo ha condotto un'inchiesta sull'insieme della popolazione residente a partire dall'età di sei anni al fine di avere un quadro reale della situazione linguistica di Issime. I risultati indicano nell'80% della popolazione il numero dei germanofoni, con conoscenza attiva, mentre la parte restante testimonia comunque di una competenza passiva. A livello di scuola elementare, sette scolari su tredici, cioè il 53,8%, hanno una competenza attiva del dialetto.

La situazione attuale non è sostanzialmente cambiata per quanto riguarda la popolazione di età superiore ai vent'anni, mentre si deve registrare un netto calo dei parlanti nella fascia di età inferiore.

Tutto ciò è imputabile a vari fattori che condizionano la vita sociale in generale: il turismo, i matrimoni misti, i mass media, la predominanza assoluta della lingua maggioritaria e, non ultimi per importanza, la difficoltà della lingua nella sua natura morfologica, sintattica e di pronuncia, il contatto quotidiano e intensivo con realtà linguistiche e culturali diverse, e l'insegnamento nelle scuole valdostane di due lingue ufficiali, italiano e francese, alle quali viene affiancata, nelle scuole delle comunità walser, la lingua tedesca. In questo contesto, l'inserimento a livello scolastico del dialetto diventa improponibile per ovvie ragioni per cui, per trasposizione comportamentale, si tende sempre più a

tralasciare l'apprendimento e quindi l'uso del töitschu non appena si intraprende la vita scolastica.

Non esiste una tradizione scritta della nostra lingua eccezion fatta per i toponimi che si riscontrano nei vecchi documenti e che hanno sempre suscitato numerosi problemi di trascrizione e di lettura. Qualche altro piccolo esempio lo troviamo nel libro *"Légendes et récits recueillis sur les bords du Lys"* dell'abate issimense Jean Jacques Christillin, del 1910.

Negli anni successivi sono stati sperimentati nuovi modi di trascrizione attraverso semplici componimenti poetici ricchi di sentimento. Solo negli ultimi decenni, studi e ricerche ci hanno portato ad una codificazione della lingua scritta, documentata con il vocabolario italiano-töitschu e viceversa, per quanto riguarda la grafia, mentre la grammatica e la sintassi sono state oggetto di studio da parte di Renato Perinetto e del professor Peter Zürrer.

La lingua scritta viene adottata soltanto in brevi produzioni letterarie, trasposizioni in dialetto di racconti, brani di varia natura e canti liturgici. Un'attenzione particolare è stata rivolta alla toponomastica e tutti i toponimi di origine walser sono attualmente scritti in töitschu, così come alcune insegne di locali pubblici e comunali.

I mass media regionali non ci riservano uno spazio particolare ma rispondono sempre con interesse e sensibilità alle nostre richieste.

Tutta la comunità walser della valle del Lys sente vivamente il problema riguardante la salvaguardia e il mantenimento della nostra particolarità. La Regione Autonoma della Valle d'Aosta, della quale facciamo parte fin dagli inizi della nostra storia, dal canto suo, si è sempre dimostrata attenta a non calpestare la nostra cultura e prevaricare la nostra lingua. Infatti, con la legge costituzionale n° 2 del 23 settembre 1993, è stato approvato e inserito nello Statuto Speciale per la Valle d'Aosta, l'articolo 40 bis che così recita:

"Le popolazioni di lingua tedesca dei Comuni della Valle del Lys individuati con legge regionale hanno diritto alla salvaguardia delle proprie caratteristiche tradizioni linguistiche e culturali.

Alle popolazioni di cui al primo comma è garantito l'insegnamento della lingua tedesca nelle scuole attraverso gli opportuni adattamenti alle necessità locali".

Con la legge regionale 19 agosto 1998, n° 47, viene istituita, fra l'altro, la Consulta permanente per la salvaguardia della lingua e della cultura walser con funzioni di osservatorio, consultive e propositive.

Il 30 luglio 1967, l'A.I.D.C.L.M. (Associazione Internazionale per la difesa delle culture e lingue minacciate) in seguito ad un suo convegno tenuto ad Issime, ha fondato l'Associazione Augusta ponendone la sede nel nostro paese.

L'Associazione, di carattere filantropico ed apolitico, si prefigge di conservare e rivalutare i dialetti e le tradizioni locali, mediante la promozione sociale ed il miglioramento delle condizioni di vita delle popolazioni di minoranza etnico-linguistica della Valle d'Aosta, delle valli dell'Alto Biellese, del Sesia, dell'Anzasco e del Toce.

Ogni anno pubblica un prestigiosa rivista che raccoglie studi, relazioni, scritti inerenti la cultura e la lingua. Organizza viaggi culturali nelle altre colonie Walser, incontri con la popolazione per ricordare le antiche tradizioni, rinsaldare i vincoli di origine, riprendere qualche usanza in via di estinzione; propone corsi di lingua tedesca e incoraggia ricerche e studi.

La Regione Valle d'Aosta ha istituito, il 26 novembre 1982, con rogito notaio Favre, il Centro Studi e Cultura Walser della Valle d'Aosta, con sede a Gressoney-Saint-Jean. Il

Walser Kulturzentrum ha come scopo di incrementare e promuovere la ricerca, lo studio, la conservazione e la divulgazione della cultura, degli usi, dei costumi e della lingua walser.

In tutti questi anni numerose sono state le iniziative prese dal Centro al fine di concretizzare gli scopi fissati nello Statuto. In particolare si è provveduto a pubblicare vari studi e ricerche, quali: un volume riguardante i Walser in Valle d'Aosta, i vocabolari italiano-titsch e italiano-töitschu e viceversa, il canzoniere, una raccolta di poesie, un ricettario delle specialità culinarie tipiche, le antiche cronache e leggende di Valentino Curta, la raccolta degli scritti del professore universitario Umberto Monterin, tesi di laurea, ed è in fase di preparazione la raccolta di proverbi e modi di dire. Cura inoltre l'organizzazione di convegni, di mostre e incontri di studio. Ogni anno, in collaborazione con alcune comunità walser del Piemonte, realizza un calendario con illustrazioni di artisti locali e didascalie nei vari dialetti .

È infine affidata al Centro la gestione della Biblioteca specializzata walser istituita con legge regionale 17 giugno 1992 n° 28, che ha sede a Gressoney-Saint-Jean. La Biblioteca raccoglie e conserva libri, riviste e altri fondi informativi relativi alla cultura delle popolazioni walser.

Entrambi i sodalizi possono realizzare i loro progetti grazie al finanziamento della Regione e al generoso contributo finanziario e di lavoro di molti cittadini volenterosi. In questo modo è possibile mettere a disposizione della popolazione, in parte gratuitamente, pubblicazioni di grande interesse. Lavorano e collaborano con successo in varie iniziative fra le quali ricordiamo il Walsertreffen, l'incontro di tutte le popolazioni walser che si svolge ogni tre anni in una località delle diverse nazioni nelle quali sono presenti questi insediamenti.

Dal punto di vista culturale, la nostra comunità si è sempre dimostrata molto vivace ed ha avuto modo, in passato come oggi, di manifestare la sua creatività, la sua versatilità e il suo desiderio di socialità attraverso piccole compagnie teatrali, gruppi corali, cantoria parrocchiale, gruppo folcloristico, biblioteca comunale, pro loco e banda musicale. Quest'ultima, nata nel 1906, dopo un periodo di silenzio negli anni Settanta, ha ripreso l'attività con rinnovato entusiasmo e con una partecipazione massiccia da parte soprattutto dei giovani e conta attualmente circa cinquanta elementi.



**Luserna-Lusérn, il paese visto da località Hüttn**



# LUSERNA – LUSÉRN

## *Comunità cimbra del Trentino*

PRESENTAZIONE GEOGRAFICA di Christian Prezzi , pag. 79 – CONSISTENZA DELLA COMUNITÀ di Christian Prezzi , pag. 81 – STORIA DELLA COLONIZZAZIONE CIMBRA di Christian Prezzi , pag. 82 – DALLA NASCITA DELLA COMUNITÀ DI LUSERNA ALLA FINE DELL'OTTOCENTO di Christian Prezzi , pag. 85 – IL NAZIONALISMO NELLE ISOLE LINGUISTICHE CIMBRE TARENTINE FRA XIX E XX SECOLO di Christian Merzi, pag. 88 – LA COMUNITÀ DI LUSERNA NEL PRIMO NOVECENTO di Christian Prezzi , pag. 95 – LE OPZIONI A LUSERNA di Christian Prezzi , pag. 107 – TRADIZIONI CIMBRE DI LUSERNA di Christian Prezzi , pag. 113 – LA LINGUA CIMBRA DI LUSERNA di Fiorenzo Nicolussi Castellan, pag. 118 – LA SITUAZIONE NELLA SCUOLA di Fiorenzo Nicolussi Castellan, pag. 119 – LA SITUAZIONE SOCIO-ECONOMICA E POLITICA di Luigi Nicolussi Castellan, pag. 120.

### **PRESENTAZIONE GEOGRAFICA**

Luserna, comunità alloglotta trentina, si trova sul confine centromeridionale di un grande altipiano che si snoda nelle zone di Folgaria e Lavarone, e di lì al Passo Vezena (1402 m. s. m.) dove, attraverso la stretta forcilla della Valle dell'Assa, si arriva fino ai vicini Sette Comuni di Asiago. Il territorio, caratterizzato da terrazzamenti naturali, si protrae sulla sottostante Valle dell'Astico creando profonde valli e strapiombi con dislivelli che raggiungono i seicento metri. Orograficamente i suoi confini naturali sono segnati dal solco della Val Torra ad est e dal Rio Torto all'estremità opposta. La superficie dell'altopiano è circa di 20 Km<sup>2</sup> ma, attualmente, solo otto di questi – compresi tra le quote di 1200 e 1550 m.s.m. – appartengono amministrativamente alla comunità in questione. I restanti dodici sono frammentati tra i molti comuni che in questa zona godono diritti di proprietà: particolarmente esteso è il territorio di Levico Terme, il quale detiene gran parte delle Vezzene, seguono poi Caldonazzo con Monte Rovere e Lavarone con Millegrובה e Laghetto. A sud il paese confina anche con Pedemonte e Casotto, entrambi situati ai piedi della montagna. La morfologia del paesaggio fa sì che la zona sia moderatamente ondulata e che le cime superino difficilmente i duemila metri d'altezza.

L'insediamento si costituisce di soli due nuclei: Luserna (a 1333 metri di quota) si snoda su di un piccolo lembo di terra pianeggiante che si estende da levante a ponente, a cavallo del cosiddetto Tal von San Antone, e Tezze (collocato a 1288 m. s. m.) in una valletta ad ovest del nucleo principale. La sua struttura è quella del classico Strassendorf<sup>25</sup>, va-

---

25 A. Baragiola, *La casa villereccia delle Colonie Tedesche Veneto-Tridentine*, Comunità Montana dell'Altopiano dei Sette Comuni, Vicenza, 1980 (ed. or. 1908).

le a dire un paese che si sviluppa lungo una strada, mentre, sull'altura a monte dell'abitato, in un intervallo pianeggiante nel versante della montagna, si trovano gruppi di edifici isolati denominati Hüttn (Baite).

Oltre il crinale di Malga Campo, in una valletta a monte delle sorgenti della Torra, si trovano i tre nuclei del "villaggio estivo" di Bisele: Untarhäusar (Case di sotto), Obarhäusar (Case di sopra) e Galen (soprannome di una famiglia locale).

Tradizionalmente le vie di comunicazione che congiungevano il piccolo altopiano con gli altri villaggi sparsi nella zona erano poche ed in cattive condizioni. Fino a metà Ottocento la via più importante era quella che, scendendo i dirupi sottostanti il paese, arrivava a Brancafora: era semplicemente un sentiero, spesso impraticabile durante l'inverno per la sua pericolosità. Il collegamento con Passo Vezzena, e di lì con Asiago, era invece assicurato dalla strada che salendo lungo l'Eck (storica contrada del paese) portava verso Cost'Alta. La strada per Lavarone, quella che oggi è la principale via di collegamento con il fondovalle, fu realizzata solo tra il 1882 ed il 1885<sup>26</sup>. Ai primi del Novecento fu costruita la carrozzabile che da Monte Rovere conduce a Caldonazzo.

L'aspetto dei territori che circondano Luserna è fortemente segnato dalla mano dell'uomo: vi si leggono i tentativi e gli sforzi compiuti per recuperare ogni metro di terra. L'elemento architettonico più forte è la pietra, usata per terrazzare campi e orti, consentendone lo sfruttamento e ampliando le risorse nonostante l'elevata pendenza di certi luoghi (soprattutto a valle dell'abitato). Le zone più pianeggianti, segnate anch'esse da una fitta rete di mura a secco – questa volta per demarcare le proprietà – erano invece utilizzate a pascolo.

Luserna è subito individuabile come una comunità di alta montagna e l'influenza dei suoi millecento metri di quota non è da sottovalutare: nei mesi più freddi dell'anno a ciò si aggiunge anche l'Obar-bint (vento proveniente da nord) che, non trovando ostacoli al suo percorso, investe il paese. Dall'altra, l'inclinazione a sud-ovest di questa grande terrazza calcarea e la particolare ampiezza d'orizzonte rispetto alle montagne di fronte fanno sì che l'insolazione sia la massima possibile.

Le precipitazioni sono abbastanza buone, aggirandosi sui 1200 mm/annui<sup>27</sup>.

La vegetazione si caratterizza per essere costituita principalmente da boschi misti, con essenze legnose a foglia caduca e conifere; particolarmente diffusi sono il faggio, l'abete – nelle varietà rosso e bianco – e il larice.

---

26 H. Nicolussi Castellan, *Luserna: la perdita isola linguistica* in M. B. Bertoldi (a cura di), *Luserna una cultura che resiste*, Trento, Innocenti, 1983.

27 Associazione Culturale Kulturverein Lusérn (a cura di), *Lusern kontart – Luserna racconta – Lusern erzählt* – 4, Trento, Nichelatti, 1996.

## **CONSISTENZA DELLA COMUNITÀ**

Le comunità alpine sono realtà umane che richiedono prospettive d'analisi proprie e che spesso esulano dalle logiche e dai presupposti adottabili per gli altri aggregati umani. Ogni comunità alpina vive, per sua natura, in un contesto di precarietà e di ricerca di equilibri eternamente a rischio ed in questo contesto ogni minima variazione della realtà entro cui è inserita può turbarne lo stato.

In netta contraddizione con il pensiero comune, che vede l'alta montagna come un luogo in cui tutto avviene lentamente ed in cui le grandi correnti della storia hanno influenza modesta, la montagna ha sempre vissuto in una sorta di grande frenesia al cambiamento. Quando si pensa ai villaggi alpini è un grave errore credere che si tratti di comunità assopite ed immutabili in cui tutto continua identico da secoli; la realtà è spesso l'opposto di ciò che può pensare l'uomo della strada.

Le comunità alpine nascono, si sviluppano e crescono, oppure regrediscono e muoiono, in tempi da cronaca e non inevitabilmente da storia.

Luserna-Lusérn ha vissuto inevitabilmente questa mutevolezza.

Nata come comunità rurale tra il XIV ed il XV secolo da famiglie di contadini trasferitesi dalle vicine comunità germanofone dell'altopiano, dai pochi masi documentati alla fine del Cinquecento<sup>28</sup>, cresce e si sviluppa in modo molto veloce, quasi anomalo, fino alla Grande Guerra<sup>29</sup>.

Stando alle registrazioni ecclesiastiche<sup>30</sup>, dai circa 200 della metà del Settecento, la comunità di Luserna-Lusérn arriva ai 1055 abitanti nel periodo tra il 1919 ed il 1921.

A seguire un inesorabile trend di calo: lento, ma costante, fino alle Opzioni del 1942 e più accelerato nei decenni successivi.

Rispettivamente nel 1960 e nel 1980 la comunità contava 654 e 427 residenti<sup>31</sup>.

Oggi – ottobre 2004 – dagli estratti anagrafici comunali risultano 290 persone, delle quali non tutte sono stabilmente domiciliate nel comune cimbri.

Considerando che l'andamento negativo continua tutt'ora e che l'età media della popolazione di Luserna-Lusérn è molto elevata<sup>32</sup>, in prospettiva futura (ma nemmeno poi molto) questo calo costante di popolazione pone importanti interrogativi sulle prospettive di continuità della comunità linguistica stessa.

---

28 Relazione del conte Francesco Caldagno per la Serenissima Repubblica Veneta, anno 1598. Documento citato in W.Baum, *Storia dei Cimbri – Geschichte der Zimbern*, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarensis, 1983

29 Ad esempio triplicando i propri abitanti tra il 1826 ed il 1900 in assenza di immigrazione. C. Prezzi, *Partir Bisogna. Economia e Storia di Luserna tra Ottocento e Novecento*, Luserna, Centro Documentazione Luserna, 2001.

30 Catalogus Cleri dell'Archivio della Curia Arcivescovile di Trento.

31 Censimento generale della popolazione.

32 Alcuni calcoli parlano di un'età media di 57 anni.

## STORIA DELLA COLONIZZAZIONE CIMBRA

Stando ai resti pervenuti di fusioni metalliche risalenti al 1200 a.C., queste alture risultano già abitate in età preistorica<sup>33</sup>, ma circa l'origine e la consistenza di questi primi coloni ci è dato di sapere ben poco. Si è sicuri che in un periodo successivo la zona fu colonizzata da genti tedesche, le quali si insediarono in un vasto territorio – comprendente l'intera area montuosa compresa tra i fiumi Adige e Brenta – in cui, fino a circa due secoli fa, si trovavano oltre ventimila persone che usavano l'idioma centro-europeo. Oggi Luserna rappresenta l'ultima isola in cui si parla ancora correntemente il "cimbro", lingua che M. Hornung ha classificato come la più antica parlata periferica esistente nel dominio linguistico tedesco<sup>34</sup>.

Per molto tempo studiosi e ricercatori si sono interrogati sull'origine di queste colonie alloglotte, producendo risultati spesso contrastanti ed in taluni casi estranei ad ogni rigore scientifico.

Lo stesso Wilhelm Baum, autore di uno dei più brillanti ed illuminati studi su questa tematica<sup>35</sup>, afferma: esistono solo pochi capitoli nelle storie della zona alpina sui quali nel corso dei secoli è stato costruito un tal numero di false ipotesi come sui così detti "Cimbri"<sup>36</sup>.

Questo gran nascere di teorie è stato però stimolato dal fatto che, come osserva Pedrazza nell'appendice storica al suo saggio sulle minoranze germanofone,<sup>37</sup> nel corso della storia la nostra penisola è stata oggetto di molte invasioni da parte di popoli che provenivano da zone più settentrionali dell'Europa.

L'autrice sostiene la possibilità di realizzare tre grandi raggruppamenti:

1. il primo è costituito sicuramente dai Cimbri, un'antica popolazione proveniente dalla penisola dello Jutland e sconfitta nel 101 a. C. dal console Mario ai Campi Raudi, presso Vercelli.

Per molto tempo si è pensato che le popolazioni tedesche insediate sulle alture di cui fa parte anche Luserna fossero le eredi dei superstiti, rifugiati sulle montagne, di quest'antico popolo di guerrieri. Il primo grande caposcuola di questa teoria fu Marco Pezzo; questi verso la metà del 1700 elaborò una teoria<sup>38</sup> che trovava conferma nel fatto che in alcuni antichi scritti, tra cui la "Historiae" che Ferretto dei Ferretti pubblicò nel 1330, la città di Vicenza – situata alle porte dei territori in questione – era definita Cymbria<sup>39</sup>. Tuttora i germanofoni di queste montagne sono definiti, seppur erroneamente, Cimbri.

2. Un secondo gruppo può essere costituito dalle grandi ondate di popolazioni barbariche che, dal IV–V secolo in poi, segnarono profondamente il continente. Tre sono più si-

---

33 F. Marzatico – R. Perini, *Ricerca archeometallurgica*, in *Identità*, n°10 – marzo 1993.

34 M. Hornung, *Il dialetto cimbro dei Sette Comuni è antico altotedesco?*, in *Terra Cimbra*, n° 68 – 1988.

35 W. Baum, *Storia dei Cimbri – Geschichte der Zimbern*, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarense, 1983.

36 *ibidem*, pag. 7.

37 M. Pedrazza, *Il diritto ad una identità personale ed etnica "diversa"*, Pergine, Publistampa, 1991.

38 M. Pezzo, *Dei cimbri veronesi e vicentini*, Giazza (VR), Taucias Gareida, 1989 (ed. or.1759).

39 W. Baum, *op.cit.*

gnificative delle altre nell'ambito dei territori in questione: per primi arrivarono gli Ostrogoti di Teodorico (488–553), seguirono i Longobardi con Alboino (568–774) ed infine i Franchi guidati da Carlo Magno nel 774.

Circa il loro numero, l'entità non è da sottovalutare, poiché i soli Longobardi superavano i duecentomila.

Tale impostazione teorica sembra attualmente essere stata superata, anche se ancora nel 1978, Alfonso Bellotto, nella prefazione a "I Racconti di Luserna", scriveva: "Ma è egualmente possibile che queste isole di lingua 'tedesca' siano i resti di longobardi non romanizzati"<sup>40</sup>

3. L'ultimo gruppo è quello che raccoglie i nuovi coloni giunti per opera di monasteri ed istituti religiosi a partire dall' VIII secolo.

In questo periodo nacquero nuovi insediamenti rurali basati su di un miglior utilizzo delle terre, o la loro estensione, spesso operata da coloni provenienti da altre zone; in particolar modo dopo l'anno Mille si assistette ad un ciclo di bonifiche e disboscamenti attuati per opera dei monaci.<sup>41</sup> In questo contesto si situano molti documenti circa l'arrivo di popolazioni tedesche per colonizzare aree disabitate delle Alpi.

Un'ulteriore proposta sull'origine dei cosiddetti Cimbri ci viene da Agostino dal Pozzo<sup>42</sup>, il quale, secondo una sua classificazione, proponeva sette antiche popolazioni come possibili ceppi originari dei tedescofoni dei Sette e dei Tredici Comuni<sup>43</sup>:

- Reti (o Celti-Teutoni),
- Cimbri,
- Tigurini svizzeri,
- Alemanni,
- Unni,
- Goti,
- tardi coloni tedeschi.

La svolta decisiva sull'interpretazione della colonizzazione cimbra si ebbe con la scoperta da parte di Johannes Andreas Schmeller di un documento del XI secolo; in esso si afferma che nel decennio successivo al 1053 delle famiglie provenienti dalle zone limitrofe al convento di Benediktbeuern in Baviera si spostarono, a causa di una carestia, verso il convento di S. Maria in Organo a Verona. Questo poneva sotto una nuova luce i rapporti che avevano collegato nella loro storia i due conventi, nonché i legami del primo con la città scaligera. Risultava, infatti, che dal 1036 Verona fu guidata dal vescovo bavarese Walther e che presso il convento di S. Maria vi era l'abate Engelberto proveniente proprio da Benediktbeuern.

---

40 A. Bellotto (a cura di), *I Racconti di Luserna*, Vicenza, Dal Molin, 1978, pag. 5.

41 A. Scaglia, *Comprendere le forme dello spazio. Lineamenti di sociologia dell'insediamento umano*, Trento, Facoltà di Sociologia, a.a. 1996/97.

42 A. Dal Pozzo, *Memorie storiche dei Sette Comuni vicentini*, Schio, Miola, 1910 (ed. or. 1820).

43 Riportata anche in A. Bellotto, *op. cit.*, pag. 4.

Le famiglie a cui il documento rinvenuto dallo Schmeller si riferisce si stanziarono sull'altopiano dei futuri Tredici Comuni, dove vi erano possedimenti del chiostro veronese. Circa nello stesso periodo arrivò dalla Germania anche la potente famiglia degli Ezzelino, che ebbe per capostipite Hezilo: in seguito ad una gratifica dall'imperatore Konrad II, Hezilo entrò in possesso di terreni ad Onara e a Romana, vicino Bassano – a ridosso di ciò che poi diverrà l'altopiano dei Sette Comuni. Probabilmente questa famiglia iniziò un'opera di colonizzazione con gente portata dalla Baviera<sup>44</sup>.

Per quanto concerne l'area trentina della colonizzazione cimbra, il ruolo principale va attribuito all'opera di Federico Vanga, principe e vescovo di Trento dal 1207 al 1218. Anch'egli di origine tedesca, acquistò dei territori montuosi a sud-est della città di Trento: nel 1208 comperò dal nobile lagarino Enghelberto da Beseno la metà del suo castello nonché i suoi possedimenti sul monte di Folgaria, mentre otto anni più tardi entrò in possesso delle proprietà di Costa Cartura, presso Folgaria, precedentemente appartenute ai Caldonazzo<sup>45</sup>.

Il progetto di Federico era la colonizzazione delle zone disabitate ad est dell'Adige e per raggiungere lo scopo utilizzò le popolazioni tedesche della montagna veronese e vicentina.

Per incentivare il fenomeno di antropizzazione, diede ad Enrico ed Ulrico da "Posena" il terreno denominato Costa Cartura affinché fossero edificate 20 o più fattorie. Chi avesse accettato di stanziarsi in tale località avrebbe ricevuto un finanziamento di sette lire veronesi e l'esenzione dal pagamento delle tasse per alcuni anni<sup>46</sup>.

Tali territori non erano del tutto disabitati (Folgaria ad esempio già esisteva) e lo stesso Schmeller notò come in alcune località vi fu una sovrapposizione a popolazioni neolatine. Secondo il germanista bavarese, questo si intravede – un po' come in Tirolo – nella toponomastica, dove i termini più antichi non sono tedeschi<sup>47</sup>.

In un documento del 1257 compare per la prima volta il nome di Lavarone e nel 1424 compare già la dicitura tedesca "Perg Lafraun"<sup>48</sup>.

Oltre a Lavarone/Laфраun, nacquero Terragnolo/Laimtal, Vallarsa/Brandtal e probabilmente per ultima Luserna/Lusérn.

---

44 W. Baum, *op. cit.*

45 D. Reich, *Notizie e documenti su Lavarone e dintorni*, Bologna, Atesa, 1987 (ed. or. 1910).

46 *ibidem*

47 J. A. Schmeller, *Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache*, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarense, 1984 (ed. or. 1837). A titolo di esempio, nel caso specifico di Luserna, non sono tedeschi toponimi quali Monteruf (Monterovere) e Câmp (Campo).

48 W. Baum, *op. cit.*

## **DALLA NASCITA DELLA COMUNITÀ DI LUSERNA ALLA FINE DELL'OTTOCENTO**

Con riferimento specifico a Luserna, il suo nome probabilmente deriva dal toponimo Laas: valico che permette da qui di raggiungere la Valsugana.

Nel Medioevo le valli di questo settore del Trentino furono percorse dai pellegrini provenienti da nord per arrivare al porto di Venezia e di lì proseguire in nave verso Gerusalemme.

Già nel secolo X risulta l'esistenza di un "Ospitale" condotto dai Templari, presso Brancafora, ai piedi della montagna.<sup>49</sup> Nei periodi in cui – a causa di possibili piene del torrente Astico e degli impaludamenti della Bassa Valsugana – le vie principali si erano fatte pericolose, era possibile percorrere il sentiero che porta a Monte Rovere salendo da Caldonazzo, per poi discendere l'altipiano lungo la sua estremità meridionale. Vi è quindi la possibilità che questo passaggio di pellegrini, assieme ad altri e ben più complessi fattori, abbia influenzato qualche forma di stanzialità. Il primo riferimento esplicito a Luserna arriva però solo nel XV secolo, quando in un contratto di compravendita risulta che:

"Sabato 27 gennaio 1442, indizione quinta, a Caldonazzo, in stupa della casa di ser Tomaso Graiff capitano ed amministratore dei beni del castello di Caldonazzo, alla presenza di ser Bartolomeo fu ser Alberto Puti da Caldonazzo, di suo figlio Leonardo, di Gaspare figlio di ser Bertoldo da Lavarone e di Nicolusso fu Bertoldo da Lavarone, ser Biagio fu ser Brigento da Luserna abitante ad Asiago disse di essere stato pagato, e di essere totalmente soddisfatto, da Tomaso detto Graiff capitano e amministratore (rectore bonorum omnium) del castello di Caldonazzo a nome dell'illustrissimo principe e signore signor Sigismondo duca d'Austria, Stiria e Carinzia e Carniola, conte del Tirolo e avvocato e difensore della Chiesa di Trento, e degnissimo Signore e governatore nelle cose temporali, del debito di 55 ducati d'oro che il detto duca Federico (sic) era obbligato verso il predetto Biagio in forza della compera di quattro masi situati a Luserna come appare dal documento di locazione scritto di mia mano notaio Negrello".<sup>50</sup>

Questo documento accerta che alla metà del 1400 Luserna esisteva già ed era costituita da masi. Questi masi erano probabilmente abitati da tedeschi, tanto che lo stesso Biagio, abitante ad Asiago, territorio germanofono oggetto della prima colonizzazione cimbra, vi detiene una significativa proprietà. Di qui in avanti la nostra località apparirà più volte nei carteggi dei dinasti di Caldonazzo e negli atti riguardanti le comunità della zona: nel 1471 il conte Giacomo del casato dei Trapp, definendo i confini con l'altopiano dei Sette Comuni, chiamò presso la Magnifica Corte alcuni testimoni; questi dichiararono che Luserna era sempre stata sotto la giurisdizione di Caldonazzo<sup>51</sup>.

---

49 A. Carotta, *Le nostre radici Brancafora – Notizie storiche sull'ospizio, la parrocchia e le comunità che ne facevano parte*, Vicenza, Serenissima, 1997.

50 P. G. Tovazzi, *Compendium Diplomaticum*, n°140, pagg. 124-125. Citato in S. Piatti, *Palù – Palae. Frammenti di storia*, Trento, Artigianelli, 1996.

51 S. Piatti, *op. cit.*

Il primo documento in cui si parla dell'origine dei suoi abitanti risale circa al 1454: vi si afferma che un gruppo di contadini, provenienti da Lavarone, si stabilirono sul monte di Luserna come livellatari della Parrocchia di S. Maria di Brancafora<sup>52</sup>. Risulta che il territorio del citato monte appartenesse alla chiesa sita nella sottostante valle dell'Astico. Da alcuni resoconti appare che S. Maria, oltre alla canonica, ad un maso a nord di Lavarone e a beni nelle zone di Caldonazzo, Levico, Breganze e Cogolo, possedesse anche: "il diritto di decima su tutti i terreni inclusi nei confini giurisdizionali della parrocchia che vanno dai Tre sassi sotto i Piccoli, alla cima Melijon, alla valle della Tora, a Vezzena, alla Sbant di Luserna, ai reperi del Riotorto. In sostanza tutti i terreni dell'alta valle dell'Astico, Luserna e Lastebasse comprese. All'interno di questi confini ci sono i masi di Carotte, Ciechi, Longhi e Scalzeri, Casotto, Posta e Montepiano e Luserna."<sup>53</sup>

In relazione alla piccola comunità cimbra, si menzionano le malghe Bisele e Campo – che pagano trentasette lire di decima l'anno – ed i masi Hoseli e Nicolussi posseduti da Gasperi e Nicolussi.<sup>56</sup>

Il conte Caldogno, in una sua relazione del 1598, descrive Luserna come un paesello con circa 40 fuochi, lungo più contrade e con circa cento anime.<sup>55</sup>

Per delineare le connotazioni che Luserna stava gradualmente assumendo già a partire dal XVI secolo, interviene anche padre Piatti,<sup>56</sup> il quale rileva l'importanza di un documento del 1561, con il quale si affitta un maso in località Casotto alla Torà.

Tale atto mette in luce due aspetti rilevanti:

- nel documento è usata l'espressione iura Lusernae, fatto che sta ad indicare che tale comunità in quel periodo aveva già raggiunto un certo grado d'indipendenza ed autonomia, possedendo redditi e diritti propri (iura);
- la chiesa di S. Maria è definita come nelle "pertinenze di Lavarone". Se ne ricava che all'epoca l'estensione amministrativa di Lavarone comprendeva anche gli abitati di Brancafora, Casotto e Luserna.

Tra il 1610 ed il 1640 è da segnalare che gli abitanti del villaggio ottennero dai conti Trapp dei terreni da porre autonomamente a coltivazione<sup>57</sup>.

Luserna visse fasi alterne di autonomia e di dipendenza rispetto alle comunità limitrofe. Spesso visse un rapporto conflittuale a causa della definizione delle proprietà con la vicina Lavarone, alla quale venne incorporata nel 1710 per volere del conte Trapp in funzione di una migliore difesa dei confini tirolesi<sup>58</sup>. A seguito di numerosi scontri e rivendicazioni, nel 1780 Luserna ottenne nuovamente l'indipendenza amministrativa. La separazione tra le due comunità non fu priva di problemi in relazione alla ripartizione delle proprietà collettive: secondo i luserni, infatti, i territori a loro assegnati con la separazione erano inferiori a quanti da loro erano sempre stati utilizzati e goduti.

---

52 A. Grossi, *Conoscere Lavarone e dintorni*, Lavarone (TN), Comune di Lavarone, 1997

53 A. Carotta, *op. cit.*, pag. 65.

54 A. Carotta, *op. cit.*

55 W. Baum, *op. cit.*

56 S. Piatti, *op. cit.*

57 H. Nicolussi Castellan, *op. cit.*

58 A. Nicolussi Moz, *Luserna. Terra di uomini liberi*, Volano (TN), Osiride, 2002.



Ben più recentemente (1912–1920) è la grossa perdita di gran parte dei territori scoscesi situati a valle dell'abitato e avvenuta in seguito ad una lunga disputa tra Pedemonte e Luserna circa i diritti di legnatico.

Questa in particolar modo segnerà fortemente la disponibilità di terreno per le pratiche agricole e silvo-pastorali, nonostante gli sforzi di questa amministrazione di acquisire nuovi territori anche attraverso il loro acquisto.

Quanto all'autonomia sul piano religioso, Luserna rimase formalmente dipendente da S. Maria di Brancafora fino al 1934, anno in cui divenne parrocchia.

Il tentativo di rendersi indipendente aveva alle spalle una lunga storia: Luserna costituiva la comunità più lontana dalla parrocchiale, vi erano circa ottocento metri di dislivello da compiersi lungo un sentiero percorribile quasi solo a piedi e che scendeva i precipizi. Da un atto visitale del 1647, risultava che il sacerdote si era munito di un cavallo "perché il viaggio era difficile in causa delle vie sassose e dei dirupi, e perché le famiglie distavano dalla chiesa assai".<sup>59</sup>

Era quindi evidente che a lungo andare i disagi di questa gente sarebbero sfociati in rivendicazioni che, nel 1711, portarono il vescovo ad autorizzare la costruzione a Luserna di un "pubblico oratorio" dedicato a S. Giustina. I documenti dell'epoca aggiungono che tale opera fu realizzata a spese proprie di quei montanari e con le elemosine che questi raccolsero; quattro anni più tardi si autorizzò la benedizione di quella chiesa.<sup>60</sup>

Tale operazione non piacque a don Tamanini, parroco di S. Maria, il quale vedeva in ciò il rischio che nascessero i presupposti per la scissione delle due comunità.<sup>61</sup>

Per risolvere l'annosa questione intervenne il decano della cattedrale di Trento, arrivando il 16 maggio 1717 ad un accordo tra le parti, di cui si riportano i punti salienti:<sup>62</sup>

- il sacerdote di Luserna poteva essere scelto dai membri di quella comunità ma per la sua elezione il parroco aveva diritto di veto;
- la cura d'anime poteva venire svolta solo in rapporto di dipendenza con la chiesa madre;
- il medesimo sacerdote non poteva esercitare funzioni per cui non aveva ottenuto il permesso dal parroco;
- le spese relative a quest'istituto dovevano rimanere a spalle dei Luserni;
- l'oratorio era concesso per comodità di partecipazione alla messa e non doveva in alcun modo essere inteso come strumento di frattura della parrocchia.

Nel 1744 furono chiesti un battistero ed un cimitero e l'anno dopo il paese ottenne entrambi.

Gli eventi più drammatici per questa comunità appartengono alla storia recente.

L'Ottocento, secolo di grandi opere e grandi progressi, portò con sé anche il colera: nelle calde estati del 1836 e del 1855 il Trentino fu flagellato da quest'epidemia, causa di ben dodicimila decessi.<sup>63</sup> A Luserna, solo durante la seconda di queste epidemie, dal 10 agosto al 22 settembre, il morbo fece ventitré vittime.<sup>64</sup>

---

59 A. Carotta, *op. cit.*, pag. 106

60 A. Carotta, *op. cit.*

61 *ibidem.*

62 *Ibidem.*

63 A. Giovannini, *Trentino. I segni del tempo e degli uomini*, Trento, Publilux, 1996.

64 A. Nicolussi Moz, *L'ultimo viaggio*, in *Identità*, n°12 –dic.1993.



Luserna-Lusérn, cartolina di fine ottocento

## **IL NAZIONALISMO NELLE ISOLE LINGUISTICHE CIMBRE TARENTINE FRA XIX E XX SECOLO**

“La prima scuola è un’impresa culturale e politica anche quando è eretta da una nazionalità A in un villaggio analfabeta facente parte di una nazione B e quando l’ulteriore obiettivo dell’impresa consistesse nell’estraniare col mezzo della scuola la comunità del villaggio alla nazione B per acquisirla alla nazione A. Ogni scuola merita, innanzi tutto, che la si rispetti. E ogni organizzazione che si pone al servizio della formazione culturale ha il diritto di pretendere che si riconoscano e si rispettino le sue opere”<sup>65</sup>.

Con queste parole Gatterer, in un libro molto emblematico, ci introduce all’argomento di queste pagine, il nazionalismo nelle oasi tedesche del Trentino meridionale e nella fattispecie sugli Altipiani, rammentandoci che proprio la mancanza di questo rispetto verso un bene supremo come l’istruzione, causò spesso volte ostilità e contrasti dannosi in quelle comunità che più di altre avevano bisogno di aiuto.

---

65 C. Gatterer, *Italiani maledetti, maledetti austriaci. L’inimicizia ereditaria*, Trento, Praxis 3, 1987

Il nazionalismo che accompagnò l'espansione culturale nelle isole linguistiche del Trentino prese forma concretamente a partire dalla metà del XIX secolo; in questo periodo si erano consumati eventi piuttosto significativi. Nel 1866 l'Austria fu costretta a cedere il Veneto all'Italia dopo una sfortunata guerra con la Prussia e questo, fra l'altro, comportò il pericoloso avvicinamento dei confini all'Altopiano che divenne, in effetti, teatro di guerra nel '15. Il 1867 fu l'anno del Compromesso fra Austria e Ungheria, dopo un periodo di assolutismo fallimentare, un nuovo corso liberale che, almeno sulla carta, avrebbe garantito più autonomia e diritti alle varie nazionalità dell'impero anche in termini linguistici nelle scuole e nelle amministrazioni<sup>66</sup>.

È del 1869 la legge quadro sull'istruzione elementare che, oltre ad alzare fino a 14 anni l'età scolastica e a provvedere alla formazione dei maestri attraverso i nuovi istituti magistrali, si sforzò di ridimensionare il potere ecclesiastico in questo campo, ma con scarsi risultati in Tirolo, regione fortemente cattolica e conservatrice, dato che il parroco mantenne il diritto di insegnamento religioso e nelle piccole comunità rimaneva l'indiscusso portavoce fra autorità e popolo grazie al prestigio derivante dalla sua cultura e dal carisma del pulpito. Inoltre aveva voce in capitolo nell'Ortsschulrat, ovvero il consiglio scolastico del comune, il quale provvedeva all'amministrazione e al finanziamento delle stesse scuole<sup>67</sup>. Un'altra data epocale fu il 1871: dopo aver pesantemente sconfitto la Francia, la Germania divenne una realtà e questa nuova nazione in forte ascesa si avviò, nell'epoca del Kulturkampf, ad esportare la propria cultura ed il proprio nazionalismo oltreconfine, come vedremo fra poco. Infine il 1882: i due nemici giurati, Austria e Italia, firmarono assieme alla Germania un patto di alleanza militare che inizialmente spiazò i circoli irredentistici italiani e trentini; in realtà dietro le benevole rassicurazioni dei ministri e degli esponenti politici, le attività irredentistiche si intensificarono e nessuno si illudeva che una resa dei conti fra i due stati fosse inevitabile. Non deve perciò stupire che l'Altopiano si preparasse anzitempo con una serie di fortificazioni già in efficienza nel '15.

È in questo contesto, dunque, che fiorì tutta una serie di associazioni, non solo in Austria, ma anche in Germania e Italia, che iniziarono a guardare con interesse a quelle comunità, situate sotto Salorno, ove si parlavano abitualmente dialetti di ceppo germanico, residui miracolosamente intatti di antiche colonizzazioni medioevali.

Questo fenomeno fu preceduto da un'intensa pubblicistica che mobilitò studiosi da una parte e dall'altra incaricati, attraverso trattati di carattere storico, linguistico, archeologico e glottologico, di dimostrare tesi opposte, in altre parole che il Tirolo del sud fosse popolato da tribù reto-germaniche colonizzate dai latini, oppure che la colonizzazione germanica, poi quasi del tutto assorbita, avvenne solo nel medioevo. È ovvio che queste isole linguistiche, uscite incolumi dalle nebbie della storia, avessero un interesse scientifico di primo piano per il semplice fatto che servirono (grazie alla lingua, ai costumi e ai toponimi) ad avvalorare tesi e a smentirne altre<sup>68</sup>.

---

66 A. May, *La monarchia asburgica*, Bologna, Il Mulino, 1973 e C. A. Macartney, *L'impero degli Asburgo*, Milano, Garzanti, 1981

67 Q. Antonelli (a cura di), *A scuola! A scuola!*, Trento, Museo storico in Trento onlus, 2001

68 C'è un'interessante lista di questa pubblicistica sia tedesca che italiana nel saggio di Corsini in G. B. Pellegrini e M. Gretter (a cura di), *La valle del Fersina e le isole linguistiche di origine tedesca nel Trentino*, Museo degli Usi e Costumi della Gente trentina di S. Michele all'Adige (TN), 1979

Da parte tedesca abbiamo le seguenti associazioni: il Deutscher Schulverein fondata a Vienna nel 1880, aveva il compito di promuovere asili e scuole germaniche nelle isole tedesche, era appoggiata dalla Allgemeine Deutscher Schulverein tedesca e dal governo austriaco (arrivò a contare 200.000 soci<sup>69</sup>), il Verein für das Deutschum im Ausland o VDA (Associazione per il germanesimo all'estero) fondato a Monaco nel 1881, lo Schutzverein Südmark fondato a Graz nel 1889 che si occupava di ripopolare le zone considerate tedesche in Tirolo tramite l'acquisto di terreni per contadini tedeschi e promuovendo prodotti nazionali<sup>70</sup> (è chiara l'importanza che questa associazione riservò alle delicate zone di confine), infine il Tiroler Volksbund, l'associazione più incisiva e avversata.

Fondata a Vipiteno nel 1905 (era presente anche il parroco di Luserna), fu un'associazione velatamente protestante e smaccatamente pangermanista come dimostrò il suo motto: "Il Tirolo ai tirolesi, da Kufstein fino alla Chiusa di Verona" che aveva come punti fermi la protezione, ma anche l'espansione, della cultura, della lingua, dei costumi e della nazionalità delle popolazioni tedesche in Trentino tramite l'erezione di scuole, chiese e favorendo rapporti di natura economica<sup>71</sup>.

Queste associazioni sorelle erano in intima connessione tra di loro, agendo spesso di concerto e avendo al loro interno gli stessi dirigenti, i loro interventi concreti andavano dal finanziamento di ingenti somme di denaro alla semplice fornitura di materiale didattico e pacchi natalizi nei luoghi coinvolti.

Il modo di procedere della controparte italiana, per la verità, non differiva affatto, così come affini erano gli intenti ed i programmi: la difesa della nazionalità italiana e, se possibile, la sua espansione. Anche in questo caso le associazioni erano diverse: la Pro Patria sorse nel 1886 a Rovereto, la Dante Alighieri nata nel 1889 a Roma, la Lega Nazionale sostituì la Pro Patria nello stesso anno in cui quest'ultima fu sciolta di autorità, nel 1890 e, per finire, la società Trento Trieste sorta a Venezia nel 1902. La Pro Patria nacque come reazione alla penetrazione culturale e linguistica tedesca nel Trentino e fu concepita e diretta da una cerchia di benestanti e borghesi di chiara estrazione liberale<sup>72</sup>. Il partito liberale giocò un ruolo chiave in questa battaglia quale espressione di quel ceto borghese cittadino che deteneva l'autorità politica grazie ad un sistema elettorale che fino al 1907 si basò sul censo e che era depositaria di idee fortemente nazionalistiche se non addirittura irredentistiche<sup>73</sup>. Fu un movimento che naturalmente intrecciò stretti rapporti con esponenti politici, intellettuali e associazioni di estrazione italiana. Una di queste associazioni, la Dante Alighieri, non nascondeva la propria vocazione e le proprie mire nei suoi programmi:

"Sorta nel 1889 questa associazione promuove scuole e biblioteche anche fuori dal Trentino. Oppone resistenza alle Società di propaganda rivali: le due Schulverein (tedesca e viennese), la Südmark (che vuole scendere fino a Verona), il Volksbund"<sup>74</sup>

---

69 Saggio di Benvenuti in Q. Antonelli (a cura di), Op. Cit.

70 Saggio di Benvenuti in Q. Antonelli (a cura di), Op. Cit.

71 S. Benvenuti, *La chiesa trentina e la questione nazionale*, Trento, Museo Trentino del Risorgimento e della lotta per la libertà, 1987

72 Saggio di Benvenuti in Q. Antonelli (a cura di), Op. Cit.

73 R. Monteleone, *Il movimento socialista nel Trentino*, Roma, Editori Riuniti, 1971

74 Museo Storico di Trento, Archivio Lotta Nazionale 1870 – 1914, Busta E/28, Fascicolo S (società segrete), Atto n. 5

Fu per l'appunto questo legame che portò allo scioglimento della Pro Patria accusata dalle autorità austriache di irredentismo. La società che la sostituì, la Lega Nazionale, ne ereditò i compiti, ma prese la precauzione di tenere segrete le relazioni oltre confine.

Gli scopi della Lega erano speculari a quelli dello Schulverein, ovvero la difesa della lingua italiana tramite la costruzione di scuole, asili e biblioteche, finanziandosi attraverso le contribuzioni dei soci, conferenze o la vendita di oggettistica varia, anche se incentivi arrivavano anche dall'Italia. Prima di esaminare qualche caso specifico vale la pena ricordare che nel panorama Trentino dell'epoca, questa contrapposizione fu molto conosciuta e sentita, arrivando a coinvolgere personaggi influenti. È il caso, ad esempio, del vescovo di Trento (dal 1904) Endici. Difese a spada tratta l'operato della Lega, alienandosi l'opinione pubblica tedesca, non tanto per motivi nazionalistici, quanto per motivazioni religiose e sociali insistendo sul fatto che la penetrazione pantedesca minacciava di turbare tradizioni e legami nelle comunità rurali e paventando il rischio che queste isole diventassero teste di ponte per la religione protestante<sup>75</sup>.

Il telegramma inviato il 17 settembre 1911 agli studenti universitari riuniti a Levico che metteva in guardia dalla prepotenza volksbundista suscitò scalpore e dure recriminazioni. Dello stesso avviso anche il cattolico De Gasperi, deputato dei popolari, che dalle pagine del giornale dal titolo significativo "Il Trentino" si occupò delle lotte nazionalistiche in Trentino (cita gli Altipiani in un articolo del 10 aprile 1906) colpendo duramente il Volksbund. Tuttavia il fautore del nazionalismo positivo intravedeva nel risanamento economico di queste vallate e nell'autonomia la cura che avrebbe allontanato il pangermanesimo dal Trentino: intuì che la lotta culturale celava aspetti sociali ed economici profondi, ma le soluzioni proposte segnano la barriera che separava cattolici e liberali sul problema<sup>76</sup>.

Curiosamente anche un altro grande personaggio del tempo, Battisti, vide nel progresso materiale e nell'aumento delle infrastrutture una possibile via di fuga alla questione in un libricino dedicato agli Altipiani edito dalla Lega Nazionale nel 1909 e il cui ricavato era destinato alle scuole filo italiane del posto<sup>77</sup>. Nonostante le differenze politiche anche i socialisti di tanto in tanto appoggiarono le iniziative liberali in questo campo, lo stesso Battisti era socio della Lega<sup>78</sup>.

Nel medioevo si era susseguita una serie di migrazioni proveniente dai paesi tedeschi composta da minatori, contadini, roncadori e boscaioli che investì e vivificò una vasta zona comprendente i 13 comuni veronesi, i 7 comuni vicentini, gli Altipiani, il Perginese e la Valle del Fersina. Nel corso del tempo questo territorio era stato ampiamente italianizzato tanto che sul finire del XIX secolo solo pochi villaggi, a causa dell'isolamento, mantenevano il cimbro come lingua corrente<sup>79</sup>.

---

75 S. Benvenuti, Op. Cit.

76 A. Canavero e A. Moiola (a cura di), *De Gasperi e il Trentino tra la fine dell'800 e il primo dopoguerra*, Luigi Reverdito Editore, 1985

77 C. Battisti, *Guida dell'altopiano di Folgaria e Lavarone*, Ristampa anastatica, Trento, Edizione Novecento, 2000

78 Saggio di Benvenuti, op. cit.

79 G. B. Pellegrini e M. Gretter (a cura di), op. cit e W. Baum, *Storia dei Cimbri*, Landshut, Curatorium Cimbricum Bavarese, 1983

Una delle accuse più ricorrenti rivolta ai pangermanisti riguardò l'intromissione forzata in quei paesi che erano italiani a tutti gli effetti. Un caso tipico è quello di Lavarone che, probabilmente, era sugli Altipiani il comune più italianizzato come si può constatare da un articolo de "Il popolo trentino" del 1889:

"(...)quando per non tacer di altri paesi, il municipio di Lavarone ha dato l'esempio generoso di rifiutare con nobile gesto il vistoso legato offertagli per l'impianto di scuole tedesche in quell'alpestre villaggio"<sup>80</sup>.

Ad ogni modo furono proprio i tedeschi a fare il primo passo. Nel 1873 il barone von Biegeleben di Vienna fornì la somma di un milione e settecentomila fiorini al ministero dell'istruzione affinché si fondassero scuole popolari di lingua tedesca a S. Sebastiano, Serada, Nosellari, Lavarone, Luserna, Brancafora e Casotto<sup>81</sup>.

A Luserna, come a S. Sebastiano, il cimbro si era mantenuto intatto e fu questa particolarità a indurre il parroco Zuchristian, proveniente da Appiano, a cercare di preservare questo idioma.

Così a Luserna, dal 1866, l'insegnamento, impartito dallo stesso Zuchristian, avveniva in tedesco, se si escludono le ore di religione. Si attivò inoltre per rendere pubblico questo dialetto attirando l'interesse di insigni studiosi come Zingerle e Schmeller<sup>82</sup>.

Nella Valle dei Mòcheni le scuole popolari tedesche apparirono fra il 1878 ed il 1879 e precisamente a Frassilongo, Roveda, S. Felice e Fierozzo ed il loro impatto in quella valle popolata dai discendenti di antichi minatori provenienti dal nord, dovette essere notevolmente efficace se il presidente della Lega, Tambosi, si sarebbe lamentato nel 1907 per la quasi scomparsa dell'elemento italiano a Frassilongo e Fierozzo; per di più, in un prospetto della Lega del 1910, sembra non comparire alcuna scuola serale o di cucito italiana nella Valle dei Mòcheni.

Altrove la battaglia nazionale fu più accesa e contrastata<sup>83</sup>. A Folgaria la sede locale della Lega Nazionale, nata come circolo distaccato della Pro Patria il 29 giugno 1886, impedì nel 1912, facendo pressioni sulle autorità comunali, l'apertura di una scuola elementare del Volksbund il quale ripiegò sull'asilo e la scuola per lavori femminili, come avevano già fatto i concorrenti italiani qualche anno prima (nella scuola femminile italiana era presente un calzeificio che vendeva prodotti nei negozi)<sup>84</sup>.

A S. Sebastiano e Luserna, le due vere isole linguistiche dell'Altopiano, le cose erano ancora più complicate. La scuola elementare tedesca sorse a S. Sebastiano già nel 1874 e l'attività pangermanista riuscì anche a premere per la sostituzione del curato italiano; tuttavia, una volta costituita la sede della Pro Patria nella vicina Folgaria la reazione non si fece attendere e, non senza qualche protesta, questa scuola fu fatta chiudere ed il nuo-

---

80 Museo Storico di Trento, Archivio Lotta Nazionale 1870-1914, Busta E/28, Fascicolo S (società segrete), Atto n. 61 del 19.9.1889

81 E. Rech, *La scuola di S. Sebastiano e l'opera svolta dalla "ProPatria" e dalla "Lega Nazionale"*, Rovereto, Tipografia roveretana, 1931

82 *Luserna racconta...*, Luserna (TN), Associazione culturale "Kulturverein Lusern", 1999

83 Saggio di Benvenuti, op. cit.

84 F. Larcher, *Folgaria magnifica comunità*, Folgaria (TN), Comune di Folgaria, 1995

vo curato fu di lingua italiana. Si trattò di una tregua temporanea poiché dal 1905 si scatenò la massiccia offensiva di Volksbund e Schulverein. Venne realizzato un corso serale di tedesco, venne acquistato un terreno al fine di impiantare un edificio scolastico in paese, nacquero un asilo, una cassa rurale (Reifeisenkasse), un negozio cooperativo (Consumverein) e infine il Volksbund tentò di accattivarsi le simpatie delle famiglie filotedesche (a cui arrivava periodicamente una rivista intitolata "Tiroler Wehr") ripianando metà del debito che queste avevano contratto per la costruzione della nuova chiesa<sup>85</sup>.

La Lega non rimase con le mani in mano e reagì prontamente acquistando i muri della vecchia chiesa per realizzarne un asilo, istituendo corsi serali, una scuola-laboratorio di merletti a punto Venezia (1905) per merito della contessa Sardagna, una scuola per analfabeti che sostituì quella per pastori e offrendo di estinguere i debiti a posto del Volksbund<sup>86</sup>.

Situazione analoga a Luserna. La Pro Patria eresse la propria scuola elementare nel 1888 intitolandola a Pasquale Villari, il presidente della Dante Alighieri. In seguito fiorirono una scuola serale (una anche a Masetti), un asilo e una scuola di cucito.

Per quanto riguarda la parte tedesca esisteva già la scuola elementare grazie alla donazione di von Biegeleben, in seguito sovvenzionata dallo Schulverein, ma vennero creati anche un asilo (1893) e una scuola di cucito molto rinomata in cui si utilizzava la tecnica del tombolo, un tipo di ricamo di origine nordica<sup>87</sup>.

In effetti il dato statistico nasconde una realtà fatta di decisioni e situazioni a volte contingenti, a volte drammatiche. Dobbiamo pensare che furono solo nazionalismo e patriottismo a spingere i genitori a mandare i propri figli in una scuola piuttosto che un'altra?

No, almeno non solo: la verità ci appare sicuramente più prosaica.

In alcuni casi si trattò di un semplice fatto di distanze e la cosa può apparire comprensibile in un sistema economico basato sui masi; nel libro di Larcher viene presa in esame la scuola italiana di Costa che venne sollecitata dai capofamiglia del luogo a causa della distanza da Folgaria, pronti a rivolgersi al Volksbund in caso di rifiuto<sup>88</sup>.

In altri casi furono le lusinghe a far pendere le bilance: dai ricorrenti regali, alle offerte di soldi, alla gratuità dei corsi delle refezioni. Come abbiamo visto il Volksbund, che aveva alle spalle società pronte ad elargire somme considerevoli, non esitò ad investire sul pagamento della chiesa di S. Sebastiano.

Ma nella maggior parte dei casi si può affermare che le possibilità di impiego furono determinanti. C'era ovviamente un'offerta di lavoro immediato fornito dalle scuole di cucito femminili, ma il discorso fu più legato all'emigrazione stagionale. Infatti minatori, scalpellini, muratori e venditori ambulanti (dalla Valle del Fersina) lasciavano donne e bambini ogni anno per raggiungere regioni tedesche come il Tirolo, il Voralberg, la Westfalia o la Baviera in cerca di occupazione. Forse non è un caso che le isole linguistiche

---

85 E. Rech, op. cit.

86 E. Rech, op. cit.

87 A. Nicolussi Moz, *Luserna terra di uomini liberi*, Luserna (TN), ed. Osiride, 2001

88 F. Larcher, op. cit.

fossero fra le zone più povere del Trentino, costrette, a causa di un'agricoltura di sussistenza gravata dal peso della frammentazione e dalla mancanza cronica di risparmi, all'emigrazione come valvola di sfogo ad un fabbisogno alimentare altrimenti insufficiente<sup>89</sup>.

Queste continue relazioni con il mondo tedesco facilitarono, in altre parole, la sopravvivenza della parlata cimbra. Si spiegano così alcuni fattori altrimenti incomprensibili. Non era raro vedere gli stessi bambini frequentare entrambe le scuole, ad esempio, mentre alcune ore, nei corsi serali italiani frequentati anche dagli adulti, erano destinate all'insegnamento del tedesco.

Prendendo per vera questa ipotesi su può leggere fra righe una miope affermazione dell'epoca:

“È di sommo conforto il vedere che i frequentanti l'odiato casone (del Volksbund, nota di F. Larcher) appartengono ai bassi strati sociali(...)”<sup>90</sup>.

Ad ogni modo per molti si trattò di fare valutazioni realistiche, più che sentimentali. Una conseguenza di questa battaglia culturale ci mostra un generale senso di confusione e straniamento, nelle considerazioni dell'epoca, fra quei bambini abituati a parlare cimbro nelle case e obbligati ad apprendere, magari alternativamente o in modo approssimativo, tedesco e italiano.

A livello di associazione il nazionalismo implicò anche aspetti economici. L'acquisto di terreni, i finanziamenti, l'immissione di prodotti nazionali, la fondazione di casse rurali e cooperative erano tutte valide armi per conseguire la penetrazione in territori che andavano italianizzati o germanizzati per presunte motivazioni culturali e linguistiche.

Il turismo, l'industria del forestiere, che muoveva allora i suoi primi passi, rimase coinvolto in questo clima teso: basti pensare al fatto che due alberghi di Luserna (sulla stessa via, l'uno di fronte all'altro) si chiamavano rispettivamente Andreas Hofer e Nazionale e a Lavarone, con l'avvicinarsi della guerra, la clientela italiana veniva fatta oggetto di provocazioni e vigilanza continua.

Ma ci furono anche conseguenze ben più gravi. La lotta nazionalistica creò divisioni, rivalità e fratture che accesero gli animi. Nel 1907 alti esponenti del Volksbund decisero di visitare le oasi tedesche in Trentino: vediamo cosa accadde grazie alla testimonianza di Battisti:

“Quei giganti dopo aver con atto di provocazione perlustrato buona parte del Trentino, arrivati a Pergine (dove il castello, acquistato dal Volksbund, presentava una stanza dedicata a Martin Lutero<sup>91</sup>, N. d. A.) di fronte ad una dimostrazione ostile della popolazione, avean promesso di tornare alle case loro, troncando la gita. Mancando invece alla parola data si recarono a Lavarone e Folgaria, da dove l'autorità gli consigliò di scendere rapidamente a Calliano per evitare guai. A Calliano i pangermanisti furono fatti segno ad una dimostrazione violenta per opera dei terrazzani del luogo e di molti accorsi da

---

89 C. Prezzi, *Partir bisogna. Economia e storia di Luserna fra Ottocento e Novecento*, Luserna (TN), Centro documentazione Luserna, 2001

90 F. Larcher, op. cit.

91 C. Gatterer, op. cit.



Rovereto. A quelli avvenimenti seguì a Rovereto un lungo processo contro quarantadue cittadini, che andarono completamente assolti o condannati a pene leggere<sup>92</sup>.

Ma è a livello di paese che si fomentarono i più gravi dissidi. Il campionario è vario: dalla faziosità di alcuni preti e alla loro sostituzione forzata, alle intimidazioni (a Luserna c'è chi rischiava di perdere il posto presso i cantieri del forte se avesse seguitato a partecipare ai corsi serali italiani<sup>93</sup>), dal boicottaggio alle minacce anonime<sup>94</sup>. E il contrasto a Luserna dovette essere particolarmente elevato se anche dopo lo spaventoso incendio del 9 agosto 1911 le due parti il lotta preferirono la concorrenza alla cooperazione per la ricostruzione<sup>95</sup>.

Con la guerra il tono si fece esasperato. Il Volksbund, tramite le sue accuse di irredentismo, costrinse al confino numerose persone aderenti o simpatizzanti per la Lega Nazionale, dalle maestre al vescovo Endrici, e dopo Caporetto gettò la maschera dichiarando la ferma intenzione di germanizzare totalmente il Trentino. Ma nemmeno gli italiani si comportarono meglio dopo la vittoria finale. Nonostante i proclami ufficiali garantissero l'inviolabilità della nazionalità tedesca, eventi come l'ingiusta cacciata di don Pardatscher da Luserna nel '1917 furono all'ordine del giorno.<sup>96</sup>

Fu, quindi, una tragica situazione che lungi dall'esaurirsi nel dopoguerra germogliò nel Ventennio fino ad esplodere nel dramma delle Opzioni.

"(...) ciò che tutte le scuole nazionali avevano fatto insieme non contava; solo le vittorie della propria scuola sull'estranea erano iscritte con fierezza negli annali dell'autoincensamento nazionale (...).

Vista nel suo complesso, la guerra delle scuole dirette dagli stati maggiori borghesi del "totalitarismo nazionale" non fu solo negativa, ma contribuì anche non poco alla distruzione di antiche, radicate relazioni di buon vicinato e alla perdita d'un patrimonio di comunicazione sovranazionale<sup>97</sup>.

## **LA COMUNITÀ DI LUSERNA NEL PRIMO NOVECENTO**

"Allora, nell'altipiano, la vita scorreva tranquilla, la popolazione viveva parcamente, quanto non miseramente, tanto che spesso solo l'emigrazione costituiva l'unica possibilità di un'esistenza migliore. Il confine tagliava parte del territorio e, a Roma o a Vienna, la sua delimitazione era oggetto di notevoli discussioni per il possesso o meno di Cima Dodici o Cima Mandriolo; in pratica la popolazione non s'interessava a questi dettagli strategici, semmai era tutta presa da un fiorente contrabbando con i trentini della Val Sugana o dell'altipiano di Lavarone."<sup>98</sup>

---

92 C. Battisti, op. cit.

93 A. Nicolussi Moz, op. cit.

94 E. Rech, op. cit.

95 A. Nicolussi Moz, op. cit.

96 ? , *Luserna racconta...*, op. cit.

97 C. Gatterer, op. cit.

98 A. Grandotto, *Diario di un prete internato (1915-1916)*, Roana (VI), Istituto di Cultura Cimbra, 1984, cit. pag. 7.



**Luserna-Lusérn, la piazza ed il municipio**

In questo modo don Andrea Grandotto, parroco di Cesuna (paese a poca distanza da Luserna, collocato sull'altipiano di Asiago, oltre quello che un tempo era il confine con il Regno d'Italia), descrive la vita di queste zone agli inizi del Novecento.

Così come a Cesuna, anche a Luserna tutto sembrava scorrere con i ritmi di sempre: nella bella stagione gran parte degli uomini prendevano la via dell'emigrazione per far ritorno alle proprie case in autunno inoltrato, le donne rimanevano in paese, occupandosi della famiglia e di quel poco che la terra permetteva loro di ricavare. D'inverno, quando il tempo fermava la maggior parte delle attività lavorative, molte donne ottenevano un se pur modesto reddito dedicandosi alla realizzazione di pizzi e merletti con la tecnica del tombolo.

Come testimonia don Grandotto, molto intenso era il contrabbando che avveniva tra i paesi al di qua e quelli al di là del confine: sulla base dei dati raccolti dalle fonti orali sappiamo che, da quando nel 1866 il Veneto divenne parte del Regno d'Italia, l'Altipiano si ritrovò diviso da una frontiera, attraverso la quale il transito di beni di contrabbando – quali tabacchi, zucchero ed alcolici – forniva una fonte di reddito significativa a chi vi si dedicava.

La vita calma e tranquilla di quegli anni cambiò quando la crescente crisi diplomatica tra Regno d'Italia ed Impero Austroungarico iniziò a far barcollare la stabilità e la possibilità di una quiete duratura. Ormai la situazione era da pace armata ed entrambi gli stati pensavano all'eventualità di entrare in conflitto.

In quegli anni il governo di Vienna, così come quello di Roma, iniziarono a progettare le tattiche e le strategie di una ormai troppo probabile guerra. Questo, però, non era che la punta di un iceberg.

Dal 1860 in poi, in poco più di un cinquantennio, i confini ed i punti strategici del Trentino furono oggetto di un'intensa attività di rafforzamento militare attraverso la costruzione di fortificazioni, tale da renderli fra le zone più armate d'Europa.

Già ai primi dell'Ottocento, in seguito alle campagne napoleoniche, gli Austriaci avevano pensato di rafforzare le principali vie d'accesso all'Impero: in quegli anni furono realizzate complesse opere corazzate nel fondovalle atesino, a Rivoli e a nord di Verona. Dalla metà dell'Ottocento, numerose incursioni nemiche avevano rivelato all'Austria le possibili direttrici d'attacco verso la Val d'Adige, spina dorsale della regione.

Sotto la direzione iniziale del generale Franz Kuhn si diede il via alla prima di tre fasi di accrescimento della forza difensiva del Trentino, realizzata attraverso la costruzione di forti e tagliate stradali<sup>99</sup>. Sin dagli inizi furono potenziate le zone dell'Alta Val di Sole, delle Giudicarie e dell'Alto Garda.

Nel ventennio tra il 1876 ed il 1895, la maggiore attenzione fu dedicata alla fortificazione della città di Trento e alla realizzazione di una ventina di opere minori sparse lungo il confine orientale della provincia.

La terza e ultima fase si ebbe tra il 1900 e lo scoppio delle ostilità con l'Italia e fu opera dello stratega Franz Konrad von Hötzendorf.

Le nuove opere rappresentavano il meglio della tecnica militare dell'epoca. La loro struttura era interamente (tranne qualche raro caso) realizzata in calcestruzzo, nel quale erano state affogate delle travi di acciaio, con coperture che potevano superare anche i tre metri di spessore. Ognuno di questi forti era predisposto con torrette e cupole corazzate girevoli (in acciaio) dello spessore di 250 mm, in grado di ospitare obici e cannoni per la difesa ravvicinata.

Tra il 1908 ed il 1914, sull'altopiano che si snoda da Folgaria a Luserna-Vezzena, furono erette sette poderose opere, capaci di ospitare anche duecento soldati l'una ed in grado di difendere Trento in uno dei punti più probabili di sfondamento delle truppe italiane.

---

99 G. M. Tabarelli, *I forti austriaci nel Trentino e in Alto Adige*, Trento, Temi, 1990; G. P. Sciocchetti, *Trasformazione delle forme della fortificazione permanente in montagna realizzate, nel XIX e XX Secolo, nei territori a sud del Valico del Brennero*, in C. Gerosa, *Le fortificazioni sulla via del Brennero*, Rovereto (TN), Museo Storico Italiano della Guerra, 1993.

Nei pressi di Luserna furono costruiti Forte Werk Lusern, su di un'altura a ridosso del paese a 1549 m di quota, Forte Verle a 1545 m.s.m. e l'Osservatorio Fortificato di Cima Vezzena a 1908 m.s.m.

Alla fine dell'anno 1904, l'Imperial Regio Ministero della Guerra acquistò dalla famiglia Colpi – proprietaria fino a quel momento di possedimenti a Cima Campo – il terreno su cui erigere Werk Lusern, per il quale fu concesso il permesso di fabbricazione il 31 gennaio 1905.<sup>100</sup>

Rispetto ad altre opere, comunque di dimensioni notevoli, il forte Werk Lusern, con una volumetria di oltre 200.000 metri cubici, due avamposti blindati ed un costo di oltre due milioni di corone austriache, era senz'ogni dubbio tra i più grandi e possenti della linea<sup>101</sup>.

Per la gente di Luserna la sua costruzione fu un'indiscussa occasione di reddito.

Come testimoniano anche le fonti orali, nel periodo di costruzione della fortezza – dal 15 luglio 1908 al 20 ottobre 1912 – le possibilità occupazionali in paese non mancarono. Tutti, uomini e donne, parteciparono alla sua costruzione: gli uomini furono occupati nei lavori più pesanti, quali la realizzazione degli scavi per le fondamenta del forte, la realizzazione di alcuni chilometri di strade – di cui la sola strada d'accesso al forte è di circa 2000 m – e infrastrutture di vario tipo, quali baraccamenti e casermette, nonché la vera e propria costruzione del forte. Alle donne erano affidati principalmente i lavori di rifornimento di viveri, di materiale edile e di acqua, trasportata a secchi.

Per più di quattro anni, l'economia locale fu fortemente legata alla costruzione di queste enormi installazioni belliche. Seppur connessi ad un'economia effimera e che da lì a poco si sarebbe rigirata a loro danno, i preparativi della Grande Guerra portarono agli abitanti locali un certo grado di benessere.

Nel maggio del 1915 si attendeva da un momento all'altro la dichiarazione di guerra che avrebbe aperto il conflitto tra Regno d'Italia ed Impero Austro-ungarico. I tempi erano ormai maturi e anche la popolazione coglieva l'elettricità che ormai c'era nell'aria.

Nei dieci giorni precedenti al 23 maggio, più volte il comando del forte inviò dei Luserni oltre confine per sondare il clima: ormai il dado era tratto ed in Val d'Astico come altrove si stavano già allineando i muli e i cannoni.

Di quei giorni abbiamo testimonianza attraverso gli scritti di Josef Pardatscher, parroco di Luserna ed in seguito cappellano militare.<sup>102</sup>

“Verso le 3 e mezza del mattino del 25 maggio, martedì di Pentecoste, iniziarono a tuonare i cannoni. I forti sparavano gli uni contro gli altri: i nostri e quelli dell'altra parte, Monte Verena e Campolongo (Haspelknott). Il rombo si faceva sempre più forte. Le grante fischiavano sopra l'abitato di Luserna. La conseguenza: agitazione generale.”<sup>103</sup>

[...]

---

100 Kriegsarchiv di Vienna, Schede tecniche di Forte Lusern, Ms-RB 71, prot. 1.

101 *Ibidem*.

102 R. Cembran, *Baon Auer. L'odissea del battaglione dei bersaglieri immatricolati Ora n. IX (1915–1918)*, Caliano (TN), Manfrini, 1992.

103 R. Cembran, *op. cit.*, pag. 48

“Alle sei mi accostai all’altare per celebrare la messa. Non appena ebbi fatto la genuflessione per poi salire sull’altare, avvenne una violentissima detonazione; la finestra del presbitero tintinnò e i vetri in frantumi caddero ai miei piedi. Altre granate colpirono il paese.”<sup>104</sup>

[...]

“c’erano due feriti: Katharina ved. Nicolussi Galeno con una ferita al femore causata da schegge di granata; con ferite particolarmente gravi all’addome Berta Nicolussi Zatta di sedici anni venne portata nella canonica e sdraiata sui gradini della scala. Le diedi l’assoluzione e l’estrema unzione; il 31 maggio morì a Trento.”<sup>105</sup>

[...]

“La popolazione cadde in preda ad un indescrivibile e comprensibile terrore: pianti, urla, lamenti di bambini e donne. La gente raccolse velocemente la biancheria ed il vestiario che le capitava tra le mani, l’avvolse velocemente in un panno o lo mise nello zaino e si mise in fuga il più veloce possibile.”<sup>106</sup>

Sull’altopiano rimasero i 53 uomini – in prevalenza giovani (16–18 anni) ed anziani ancora validi (50–60 anni) – della milizia territoriale, la Standschützen-Kompanie Lusérn guidata dal capitano Michele Pedrazza, ed alcuni operai addetti alla manutenzione delle fortezze.<sup>107</sup>

Come testimoniano le fonti orali, donne, anziani e bambini, lasciarono il paese a piedi o con mezzi di fortuna, incamminandosi lungo la camionabile per Monte Rovere. Giunti allo Spiazzo Alto di Monte Rovere, furono caricati i pochi bagagli sulla teleferica che i soldati avevano costruito per i rifornimenti dalla Valsugana, e scendendo per la mulattiera del Menador (Laas) arrivarono alla stazione ferroviaria di Caldonazzo. Con il treno andarono a Trento e di lì raggiunsero Innsbruck. Giunti nella città capoluogo, il sindaco Kostantin Nicolussi Anzolon si recò alla luogotenenza provinciale per ricevere disposizioni sul luogo destinato all’insediamento dei Luserni. Gli ordini furono di proseguire fino ad Aussig, nella Boemia settentrionale. Il viaggio fu molto lungo, anche perché il treno su cui i profughi stavano viaggiando doveva dare la precedenza ai convogli dei militari diretti al fronte; solo dopo tre giorni di viaggio, stipati nei vagoni merci, i Luserni giunsero a destinazione.

Stanchi e stremati, furono momentaneamente alloggiati in una grande sala messa loro a disposizione dall’amministrazione locale.<sup>108</sup> In seguito vi fu uno smistamento della popolazione, che fu distribuita nei paesi del distretto.

---

104 *ibidem*.

105 *Ibidem*, pag. 49.

106 *Ibidem*.

107 Gli altri uomini abili alla guerra furono richiamati ancora l’1 agosto 1914 con lo scoppio della guerra nei Balcani. H. von Lichem, *Per non dimenticare. Luserna e gli Altipiani nella Prima Guerra Mondiale. Foto e documenti della collezione Lichem e del Centro Documentazione Luserna*, München, MediaDom, 1998.

108 Elemento emerso dalle interviste a AC, AM, AO.

Pur essendo una fonte limitata<sup>109</sup>, per individuare almeno parte delle comunità interessate dalla presenza di Luserna è utile il registro dei nati. Da tale fonte,<sup>110</sup> risulta che su 42 nati in esilio, 7 furono a Prödlitz, 5 a Wittlitz, 4 nei paesi di Mosern, Schönfeld, Modlan e Schrekkenstein, 3 a Wittal, a Nestovitz e a Schvaden, 2 ad Obersedlitz e 1, rispettivamente a Grösstschockan e a Grosproiesen. Risulta un nato anche a Braunau, a nord di Salisburgo. Nicolussi Paolaz Francesco, in un'intervista concessa a Diego Nicolussi Paolaz<sup>111</sup>, ricordava di essere stato sistemato a Peterrschwarz.

Seppur con qualche difficoltà, ogni famiglia di Luserna ottenne una casa: le più fortunate ebbero un appartamento tutto loro, altre furono costrette alla convivenza.

Nei tre anni in cui furono lontani da casa, i problemi non mancarono. Dalla memoria orale degli anziani risulta che, partendo sotto le cannonate, la gente aveva potuto portare con sé solo le poche cose che era riuscita a prendere dalle proprie case in tutta fretta. Da subito ci fu il problema dell'abbigliamento, cui le autorità sopperirono attraverso una raccolta di abiti smessi. La situazione venutasi a creare era di accentuata povertà; elemento diffuso era la scarsità dei viveri che la gente riceveva. Solo in un secondo momento la situazione mutò favorevolmente: le fabbriche della zona – trovandosi depauperate di buona parte della manodopera maschile – iniziarono ad assorbire sempre più donne. I settori principali d'impiego erano la produzione alimentare, in particolare la raffinazione dello zucchero, e la produzione di scarpe e scarponi.<sup>112</sup> La situazione rimaneva comunque difficile.

La triste esperienza dei profughi durò tre anni e mezzo e solo nel gennaio del 1919 la gente poté rimettersi in viaggio per tornare al proprio paese. Il 19 gennaio gli abitanti di Luserna arrivarono a Trento, dove rimasero circa tre settimane<sup>113</sup>. Nel capoluogo tridentino ricevettero i viveri che sarebbero serviti a far fronte alle necessità familiari del periodo di ri-insediamento. Come nella primavera del 1915, ma questa volta al contrario, arrivati a Caldonazzo percorsero la strada militare per Monte Rovere e di lì a Luserna.

Durante la loro assenza dal paese, questo tratto del confine italo-austriaco era stato uno dei luoghi più interessati dai cruenti scontri della Grande Guerra.

Già nei primi giorni di conflitto, e poi fino a quando la Strafexpedition (Offensiva del maggio 1916) non portò il fronte di guerra lontano da Luserna, l'altopiano subì un pesantissimo bombardamento, principalmente ad opera dei grossi calibri piazzati nei pressi di Forte Campomolom (a 1853 m.s.m., sull'altopiano di Tonezza – Fiorentini), Forte Campolongo (a quota 1720, appendice occidentale dell'altopiano d'Asiago) e Porta Manazzo.

Dalla scheda tecnica di Forte Luserna<sup>114</sup>, risulta che dal 24 maggio 1915 al 20 maggio 1916, furono annotati 725 proiettili di mortaio da 305 mm, di 5.463 colpi di cannone da 280 mm

---

109 Non è da escludere la possibilità che vi siano stati comuni interessati dall'esodo in cui non è nato nemmeno un figlio di genitori cimbri.

110 Archivio Parrocchiale di Luserna, Libro dei Nati, Tomo IV.

111 D. Nicolussi Paolaz (a cura di), *Luserna vor un dopo in Earst Beltkriage*, in *Identità*, n°2 – nov.1990.

112 Fonte: interviste a AD, AL, AN, AT.

113 Fonte: interviste a C.B., C.K. e C.R.

114 Kiegsarchiv di Vienna, scheda tecnica di Forte Luserna, Ms-RB 71, prot. 1.

e 8.480 da 149 mm. Tonnellate d'acciaio, ghisa e piombo si erano abbattute su di un territorio di pochi chilometri quadrati.

Molti dei colpi diretti al forte fallirono il bersaglio e la sua incredibile vicinanza all'abitato si rivelò nociva. All'arrivo dei profughi il paese era ridotto ad un cumulo di macerie: gran parte delle case non avevano più il tetto, di altre rimaneva solo qualche brandello di muro. La stessa chiesa parrocchiale, collocata al centro della piazza principale, era divelta e del campanile non esisteva quasi più niente.

Anche le poche case che, se si fosse agito subito ripristinando coperture ed opere murarie, si sarebbero potute riparare, dopo tre anni d'abbandono sotto pioggia e neve erano ormai inservibili. Talvolta l'unica soluzione fu recuperare i vecchi sassi e ricostruire tutto partendo dalle cantine.

Inoltre, la situazione del Trentino mostrava i segni indelebili lasciati da tre anni di conflitto.

L'Italia che era uscita dalla guerra si trovò di fronte non pochi problemi in relazione alle politiche da adottare di fronte ad una terra martoriata dalle operazioni belliche. A tale scopo, nel 1919 fu istituito il Ministero per le Terre Liberate. La zona devastata costituiva più di un terzo del territorio trentino e secondo la stima che ne fa Calì<sup>115</sup> i danni complessivi erano pari ad oltre duemiliardi e duecentomilioni di lire.

Per la ricostruzione, nell'arco di cinque anni, il governo erogò oltre un miliardo di lire in sussidi, contribuendo così in modo efficace alla ricostruzione del patrimonio edilizio della provincia. I primi a trarne vantaggio furono i lavoratori edili, i quali furono occupati per gran tempo in questo settore.<sup>116</sup>

Com'è facile dedurre, per la forza lavoro di Luserna, tradizionalmente legata a tale attività, il periodo della ricostruzione postbellica fu un'occasione di lavoro continuativo che ben poche volte avrebbe potuto ripetersi: un numero cospicuo di muratori poté fermarsi sull'altopiano, sfruttando i molti cantieri che le cooperative di lavoro avevano aperto.

Sicuramente utile alle entrate domestiche fu – per coloro che vi parteciparono – il recupero delle salme dei caduti in battaglia e dismissione dei cimiteri militari. Nell'immediato dopoguerra molti furono occupati nel triste lavoro del trasporto di quanto rimaneva dei corpi che quotidianamente venivano trovati nelle vecchie trincee e nelle vallette dell'altopiano: non tutti i caduti nelle retrovie del fronte erano riusciti ad avere degna sepoltura.

Nonostante la scarsa salubrità di queste attività, anche alla luce delle fonti orali, il periodo in questione sembra essere stato di moderato benessere: la maggior parte degli uomini aveva un lavoro e la ripresa delle attività interrotte dalla Grande Guerra, sembrava non subire intoppi.

---

115 V. Calì, *Lo stato liberale e l'avvento del fascismo (1918–1926)*, in AA. VV., *Storia del Trentino Contemporaneo. Dall'annessione all'autonomia*, Vol. I, Trento, Verifiche, 1978.

116 R. Palme, *Wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Trentino in den Jahren 1918–1920*, relazione al Congresso Luserna 1918: *la comunità cimbra sul crinale della propria storia*, tenutosi a Luserna (TN) il 7 nov. 1998 a cura della Regione Trentino Alto Adige e del Centro Documentazione Luserna.

Anche a livello nazionale, sotto la guida del ministro De Stefani, l'economia, dopo qualche incertezza iniziale, seguì un trend di crescita.<sup>117</sup> Un blocco d'arresto si ebbe, però, a partire dal 1925. In seguito alla speculazione internazionale, s'innescò in modo preoccupante, un processo d'inflazione. Per farvi fronte, il governo Mussolini intraprese la pericolosa via della deflazione. Nel 1927 fu deciso l'abbassamento degli stipendi e dei salari, provvedimento che andò a colpire in particolar modo la popolazione salariata.<sup>118</sup>

Dopo la Grande Guerra, l'Europa aveva perso il suo ruolo di fulcro della vita politica ed economica: con il declino dell'Inghilterra, il centro propulsore dell'economia mondiale era passato oltre oceano. L'economia degli Stati Uniti, retta da una dottrina profondamente liberista che concepiva il mercato come un sistema di forze in grado di trovare autonomamente il proprio equilibrio, sembrava la garanzia di un benessere intenso e duraturo. Ma l'atteggiamento fiducioso di quegli anni finì ben presto per scontrarsi con la realtà delle cose. I primi venti di crisi si ebbero nel settore agricolo: le enormi scorte rimaste invendute a causa della ripresa della produzione nei paesi europei fecero crollare il prezzo del grano e di molti altri beni di prima necessità. Immediatamente ciò si ripercosse su tutto il sistema produttivo, provocando una crisi.<sup>119</sup>

L'evento di maggiore intensità si ebbe solo il 29 ottobre 1929, quando sotto gli effetti di manovre speculative, il valore delle azioni alla Borsa di New York crollò. In un baleno si diffuse tra gli investitori un panico collettivo, inducendoli a vendere i titoli in loro possesso, dando in questo modo la sferzata definitiva al sistema.

Gli effetti della tempesta di Wall Street si fecero ben presto sentire anche nel "vecchio continente." Per salvare almeno parte delle proprie industrie, gli USA intrapresero la via del protezionismo, chiudendo la porta ai prodotti esteri e minando alla base il mercato internazionale. Gli effetti delle crisi si fecero sentire particolarmente nei Paesi in cui la ricostruzione postbellica era avvenuta fino a quel momento grazie a sostanziose elargizioni statunitensi, in primis Germania ed Austria. La prima, inoltre, era suscettibile all'andamento dell'economia statunitense a causa delle riparazioni dei danni di guerra.<sup>120</sup>

Pur meno colpita di Germania e Austria, anche l'Italia subì gli effetti devastanti di quella che può essere definita una delle crisi economiche più disastrose.

Così come gli Usa, anche il nostro Paese seguì una politica di blocco alle importazioni, intraprendendo la via dell'autarchia, una lotta per l'autosufficienza economica. La politica del governo fascista si palesò attraverso una azione deflazionistica, attuata attraverso la riduzione della spesa pubblica e dei consumi. Gli stipendi ebbero una contrazione del 12% e la nazione entrò in una lunga fase di recessione.

---

117 F. Della Peruta, *Storia del Novecento. Dalla "grande guerra" ai giorni nostri*, Firenze, Le Monnier, 1993.

118 *Ibidem*; A. Desideri, *Storia e storiografia. Dalla prima guerra mondiale alle soglie del Duemila*, Vol.3, Firenze, D'Anna, 1994.

119 A. Desideri, *op. cit.*

120 E. Collotti, *Il crollo della Borsa di New York. La crisi coinvolge l'Europa e il mondo*, in A. Desideri, *op. cit.*



In Trentino i primi effetti della crisi si ebbero soltanto nel 1931 e si rivelarono subito in tutta la loro durezza.<sup>121</sup> Il crollo dell'economia minacciò pesantemente tutti i settori produttivi, ma in particolar modo l'edilizia privata, che si ridusse ad un quarto del normale. A questo pericoloso ridimensionamento della capacità di assorbimento locale della manodopera si aggiunsero le sopravvenute restrizioni degli Stati esteri all'accettazione di lavoratori stranieri. Se nel 1930 gli emigranti con supposta durata definitiva erano nell'ordine degli 8000, l'anno successivo si erano ridotti ad un terzo, per poi ridursi nuovamente della metà nel biennio successivo.<sup>122</sup>

Analizzando i dati sullo stato della disoccupazione trentina del periodo 1927-1935, pubblicati mensilmente nell'appendice statistica del Bollettino del Consiglio Provinciale dell'Economia, si ottengono informazioni particolarmente ricche sulla situazione economica e sociale della provincia.

Da una situazione di disoccupazione significativa ma ancora modesta, tipica del triennio 1927-29, si passa<sup>123</sup> ad un acuirsi del fenomeno dopo il 1930.

Particolarmente nel periodo invernale – quando per il fermo obbligato di gran parte dei lavori effettuati all'aperto s'intensifica il fenomeno – si hanno valori particolarmente alti. Il punto di massimo si ha nel gennaio del 1934, quando si arriva a quota 16.000.

Diversamente, nel settore edile e affini la massima disoccupazione viene raggiunta nell'inverno del 1932, con quasi 7000 addetti privi di lavoro.

Considerando che la popolazione trentina secondo il censimento del 1931 consisteva di 390.000 abitanti, i dati sembrano delineare una situazione particolarmente grave.

Per quanto riguarda la situazione specifica di Luserna, nei carteggi dell'Archivio Comunale sono stati rinvenuti i dati relativi al triennio 1932-34.

Si nota subito la composizione per classi professionali dei disoccupati: circa i nove decimi appartengono alle categorie edili (muratori, manovali, lastricatori, marmisti, ecc.). Ponendo che lo stato della disoccupazione fosse uniforme per tutte le categorie lavorative, senza troppe pretese, ciò sembra riconfermare la netta prevalenza di queste professioni sulle altre.

Il secondo aspetto, forse il più importante in questa sede, riguarda la consistenza numerica dei senza lavoro: pur non potendo procedere ad una elaborazione percentuale del rapporto tra disoccupati e forza lavoro a causa dell'impossibilità di svolgere un'analisi della popolazione per classi di età, i valori sembrano comunque essere particolarmente elevati.

Nell'ottobre del 1933, su una popolazione di poco superiore alle 850 unità, vi erano ben 135 disoccupati, nonostante le prime avvisaglie di un recupero a livello provinciale.

Ad acuire ancora il fenomeno vi è il fatto che nella fase storica presa in considerazione (1932-34), a causa del forte recupero della natalità tipico del periodo post-bellico

---

121 P. Piccoli, *Lo stato totalitario (1927-1940)*, in AA.VV., *Storia del Trentino Contemporaneo. Dall'annessione all'autonomia*, Vol.III, Trento, Verifiche, 1978.

122 *Ibidem*.

123 La scarsità delle rilevazioni nel 1930 non permette di delineare con esattezza secondo quali modalità.

(1920–24), è probabile che vi fosse una popolazione particolarmente giovane, con un'ampia componente di individui non ancora entrata nel mondo del lavoro. Quest'ultimo fattore contribuisce a diminuire la percentuale della forza lavoro sul totale della popolazione, lievitando conseguentemente il peso percentuale dei disoccupati.

Anche all'analisi delle fonti orali il periodo successivo al 1930 sembra essere stato di grave crisi; alcuni intervistati hanno parlato addirittura di difficoltà di sostentamento legate all'estrema scarsità anche dei più comuni generi alimentari.

Nonostante una politica governativa di contrazione del costo della vita, i principali beni alimentari rimanevano costosi anche per le famiglie in cui il reddito da lavoro non era venuto a mancare. Come osserva Piccoli, i salari erano diminuiti significativamente (in alcuni casi fino al 40%), senza che di contro vi fosse un identico calo dei prezzi.<sup>124</sup> Già alla fine del 1932, un muratore doveva lavorare più di quattro ore e mezza per comperare un chilogrammo di burro, e quasi sei ore per una uguale quantità di formaggio.<sup>125</sup>

Dopo una modesta fase di ripresa avvenuta nel 1936, l'industria edile era ripiombata nella crisi che si pensava ormai superata. La politica autarchica del governo aveva danneggiato il Trentino più profondamente di altre regioni: bloccando gli scambi commerciali con l'estero, si colpiva al cuore l'economia della provincia.

Quando il governo aveva operato la scelta verso l'autarchia economica della nazione non aveva ben calcolato le reali possibilità di affrontare un gran numero di carenze produttive: se per far fronte alla scarsità di determinati beni alimentari si erano intraprese opere di riconversione produttiva o campagne come quella della "battaglia del grano", i problemi sembravano maggiori sul piano industriale.

L'Italia, colpita anche dalle sanzioni imposte dalla Società delle Nazioni il 7 novembre 1935 per la sua politica colonialista in Africa Orientale, si trovò a far i conti con la scarsa disponibilità sul suolo nazionale di minerali. Non era la prima volta che si palesava questa carenza, tanto che, già durante i preparativi della Grande Guerra, l'Italia s'era vista costretta ad acquistare da altri Stati molto del materiale bellico che le serviva.<sup>126</sup>

Per far fronte alle crescenti necessità dell'industria, anche in Trentino iniziarono nuove campagne di ricerca mineraria, che interessarono soprattutto la Valsugana e la Val di Sole. Nella prospettiva di aprire nella periferia della città di Trento un distretto siderurgico, si diede grande impulso alla creazione di miniere di magnetite e di lignite a Pejo e a Civaron.<sup>127</sup>

Paradossalmente, le zone montane situate lungo quello che era stato il fronte della Grande Guerra trovarono giovamento dal blocco dal commercio internazionale e dalla carenza di materie prime: la guerra non aveva lasciato dietro di sé solo distruzione ma anche enormi quantità di rottami bellici. Come afferma Vigilio Pedrazza in un articolo apparso

---

124 P. Piccoli, *op. cit.*

125 Calcolo fatto sulla base del tariffario aggiornato al 30.11.1932, pubblicato sul *Bollettino del Consiglio Provinciale dell'Economia Corporativa di Trento*, anno IX, n° 12 – dicembre 1932.

126 Solo a titolo d'esempio, le cupole corazzate dei forti furono acquistate dalla Krupp, industria siderurgica germanica.

127 P. Piccoli, *op. cit.* Le due località sono rispettivamente in Val di Sole e in Valsugana.

su Identità, avente per tema il recupero dei materiali ferrosi, “ la gente delle zone di confine ed in particolare quella di Luserna, martoriata più di altre dal fuoco dell’artiglieria perché vicino al forte e al fronte, trovò la possibilità di riprendersi economicamente sfruttando le macerie che aveva appunto provocato la guerra.”<sup>128</sup>

Le prime attività iniziarono all’inizio del 1935 nelle zone di Passo Vezzena. Vedendo nel recupero dei rottami una possibile risorsa in tempo di grave disoccupazione, il Comune acquistò il 3 giugno 1935 l’ex fortezza austoungarica di Cima Campo (Werk Lusérn)<sup>129</sup>, al fine di recuperare il ferro in essa contenuto.

La fortificazione fu demolita dall’impresa Mondini che, in seguito all’autorizzazione di sparo delle mine del 16 giugno<sup>130</sup>, iniziò i lavori di abbattimento.

L’estrazione di travi, putrelle e tondini dalle macerie fu affidata ad operai locali.

Parallelamente, si sviluppò sempre più l’attività di raccolta di proiettili e delle loro schegge su tutto il territorio dell’Altopiano. Con decreto del 20 marzo del 1930,<sup>131</sup> lo Stato cedeva alle singole amministrazioni comunali la proprietà dei materiali e dei rottami bellici, permettendo in questo modo ai Comuni di autorizzare la popolazione locale allo sfruttamento di questa risorsa. Per quanto riguarda Luserna, tutti coloro che lo desiderarono furono autorizzati allo scavo, a condizione, però, che il terreno fosse successivamente ripristinato.<sup>132</sup>

Per individuarli si cercavano gli avvallamenti lasciati dalle deflagrazioni, sondando il terreno con una verga d’acciaio che permetteva di controllare la resistenza alla penetrazione del suolo. L’eventuale morbidezza indicava il già avvenuto recupero del residuo. Poi si iniziava lo scavo per un diametro di 3 metri ed una profondità di 2–2,5. Mediamente il recupero dei frammenti di un ordigno di questo calibro richiedeva anche tre giorni di duro lavoro, rendendo agli operai 35–40 lire.<sup>133</sup> Secondo la ricostruzione fatta sulla base di interviste ad anziani, da un ordigno da 280 mm, del peso di circa 250 kg, si ricavano, oltre alla ghisa, più di un chilogrammo di preziose vere di rame e circa 5 chilogrammi di ottone della testata (Sprengkapls).

Tenendo conto dello stato di crisi che ancora serpeggiava e del fatto che la stagione lavorativa di un recuperante era più lunga di quella di un muratore, queste attività si rivelarono abbastanza redditizie, anche perché sia donne sia bambini poterono essere occupati per le attività apparentemente meno pesanti. Alle prime era affidato il compito di trasportare i rottami che gradualmente venivano estratti sino in paese, dove vi erano i centri di raccolta. Ai bambini era invece affidato il compito di portare agli adulti il pasto di mezzogiorno e di raccogliere gli Shrapnels (in cimbro plai-marmar), piccole biglie di piombo contenute nei proiettili anti-fanteria, che venivano fusi in piastre dello spessore

---

128 V. Pedrazza, *Gli anni del recupero*, in *Identità*, n°6 – dicembre 1991, pag.26.

129 Archivio del comune di Luserna, sezione post-unitaria, Cat. V, VII-36, Inventario dei beni comunali 1933 aggiornato nel 1937.

130 Archivio del Comune di Luserna, Sezione Post-unitari, Carteggi e Atti degli Affari Comunali (a seguire CL, SP, CAAC), 1935, VII-49, cat.XIV [sicurezza pubblica], prot. 1960.

131 *Materiali e rottami bellici*, in *Bollettino del Consiglio Provinciale dell’Economia di Trento*, anno VII, n° 4 – aprile 1930, pag. 111.

132 CL, SP, CAAC, 1936, VII-56, cat.XV [oggetti diversi], dichiarazione d’obbligo del 24 novembre.

133 Per un paragone, in quegli anni un buon muratore guadagnava circa 2 lire all’ora.

di circa 1cm, non senza rischi: i vapori sprigionati dal piombo incandescente sono altamente tossici.

La ghisa e gli altri metalli venivano venduti principalmente ad un certo Abalini di Mezzaselva di Roana (altopiano di Asiago) e al fabbro del paese, che raccoglieva per Briata di Arsiero (nei pressi di Thiene). A differenza di quest'ultimo, Abalini si recava a raccogliere i rottami sul luogo del rinvenimento. Come testimoniano molte interviste, nei periodi di massima diffusione della raccolta dalla piazza del paese potevano partire anche 3 camioncini di rottami al giorno.

Il rovescio della medaglia stava nell'estrema pericolosità di queste operazioni: soprattutto quanti avevano combattuto la Grande Guerra ritenevano di avere gran dimestichezza con gli ordigni e perciò avevano l'abitudine di svuotare del loro contenuto le bombe inesplose; come testimoniano le fonti orali, spesso ciò era fatto senza tenere in minima considerazione il rischio reale dell'operazione.

Vi fu anche chi tentò di aprire le bombe a colpi di mazza; queste imprudenze causarono vari feriti ed una morte.

Un altro evento che segnò in questi anni la piccola comunità cimbra di Luserna fu legato alle operazioni militari che il governo guidato da Benito Mussolini intraprese in terra d'Africa. Alla metà degli anni Trenta, convinto che il patto che legava l'Italia a Francia, Gran Bretagna e Germania (il cosiddetto Patto Mussolini) con il fine di una pacifica revisione dei trattati, gli garantisse il tacito sostegno di Francia e Regno Unito, il Duce pensò alla possibilità di attaccare l'Etiopia, l'ultimo grande Paese africano rimasto indipendente<sup>134</sup>. Con la conquista anche per l'Italia di "un posto al sole", la politica governativa pensava di trovare un nuovo impulso all'economia della penisola. Questa terra avrebbe dovuto essere la meta di tanti Italiani che con il contenimento dell'emigrazione verso gli Stati Uniti si trovavano in una situazione finanziaria vacillante. Inoltre, con una vittoria, il regime avrebbe guadagnato in patria un consenso maggiore. Il conflitto iniziò il 3 ottobre 1935 e nel maggio del 1936 era già concluso, con l'ingresso delle truppe italiane a Addis Abeba e la proclamazione dell'impero<sup>135</sup>. Nel giro di pochi mesi molte aziende si erano trasferite grazie anche ai consistenti contributi emessi dal governo. A sostegno degli sforzi del regime nella conquista di queste terre e per farvi crescere molte industrie, tra il 1935 ed il '36 partirono per l'Africa Orientale anche 2000 operai trentini.<sup>136</sup>

Per quanto concerne Luserna, in un pubblico avviso del Comune, datato 26 aprile 1935<sup>137</sup>, si legge:

".. l'On. Commissario per l'emigrazione e la Colonizzazione interna, ha disposto che anche un certo contingente di nostri operai terrazzieri vengano ingaggiati [...] nelle Colonie dell'Africa Orientale Italiana."

---

134 A. Desideri, *op. cit.*

135 G. Carocci, *L'imperialismo fascista in Africa*, in A. Desideri, *op. cit.*

136 P. Piccoli, *op. cit.*

137 ACL, SP, CAAC, 1935, busta VII – 48, fascicolo XI, Avviso pubblico datato 26 aprile 1935.

Prosegue poi:

“Ciò premesso, si è stabilito che anche in questo comune vengano ingaggiati a tale scopo un certo numero di operai che si aggirerà da 10 a 20. La partenza degli operai dovrà aver luogo il 30 corrente mese.”

Lo stesso documento indica poi che gli operai avrebbero dovuto avere un'età compresa tra i 25 ed i 40 anni, essere abili nella costruzione di strade, rampate e quant'altro e presentarsi davanti al podestà entro il giorno 27 dello stesso mese.

Oltre a quanti partirono come risultato di questo avviso, altri, che precedentemente erano stati chiamati per le operazioni militari, si fermarono oltre la fine del conflitto. Secondo la ricostruzione operata dal Kulturverein Lusérn,<sup>138</sup> gli operai partiti tornarono nell'estate dell'anno successivo. Il 6 dicembre 1936 vi fu una nuova partenza. Il giorno dopo il gruppo s'imbarcò al porto di Genova alla volta di Addis Abeba. Giunti a destinazione, furono assegnati alle cave di pietra che erano state aperte per la costruzione della strada di collegamento tra Addis Abeba e Gimma.<sup>139</sup>

La partenza di alcuni operai per l'Africa Orientale fu una vera iniezione ricostituente per i bilanci di molte famiglie. Dopo un periodo di crisi, in cui molti si erano indebitati, la via africana costituì una delle poche possibilità per ripristinare una situazione di modesto benessere.

## **LE OPZIONI A LUSERNA**

L'evento forse più drammatico del XX secolo per la piccola comunità cimbra di Luserna furono però le Opzioni, l'illusorio tentativo per molti di uscire da uno stato di povertà che aveva fortemente provato il paese.<sup>140</sup>

Con il termine “Opzione” si indica la facoltà di scelta concessa nel 1939 agli abitanti di lingua tedesca del Sudtirolo e delle zone mistilingui delle allora Tre Venezie: rimanere cittadini italiani – rinunciando alla propria lingua materna e a tradizioni secolari – oppure trasferirsi nel III Reich, acquisendo la cittadinanza tedesca ma abbandonando la propria terra.

---

138 Ass. Cult. Kulturverein Lusern (a cura di), 1936–1996. *Lusern: a Lânt vo emigrént – Luserna: un paese di emigranti – Lusern: ein Ort der Emigranten*, Luserna (TN), 1996.

139 *Ibidem*.

140 Rileggendo il fenomeno con la mente lucida che solo i 60 anni di distanza da questo avvenimento possono dare, il fenomeno delle Opzioni a Luserna va letto come il tentativo disperato di molti membri di una comunità di trovare una via di fuga ad una situazione economica divenuta insostenibile. Tengo quindi a dire che, anche alla luce delle numerose testimonianze raccolte, l'unica reale spiegazione del fenomeno vada ricercata nell'estrema povertà di quel periodo e nella necessità di emigrare sperando nella sorte e che ben poco di quanto è avvenuto è imputabile a supposte posizioni ideologiche.

Nell'ottica di una italianizzazione forzata dei territori che dopo la Grande Guerra furono assegnati all'Italia ed in risposta alla politica pangermanista tedesca, il 23 giugno 1939, come risultato di una trattativa intercorsa a Berlino tra il console generale tedesco Otto Bene e il sottosegretario agli affari esteri italiano Buffalini Guidi, fu programmato il trasferimento dei "sudtirolesi etnicamente tedeschi", ovvero "alloglotti".<sup>141</sup>

L'intesa venne poi integrata da un accordo italo-tedesco firmato a Roma il 21 ottobre 1939, senza che il parlamento lo ratificasse.

Il fascismo voleva liberarsi di quei cittadini sudtirolesi che mal nascondevano le loro simpatie per il mondo tedesco e sostituire la popolazione urbanizzata locale (non legata alla terra) con immigrati italiani; le zone di montagna, ben più difficili da ri-insediare, non erano in un primo momento comprese nell'accordo. Da parte italiana, l'esodo totale era sostenuto dal questore Arturo Boccherini e dal sottosegretario per gli interni Buffalini Guidi.

La Germania ben poco s'interessava dell'orgoglio tedesco di questi popoli: era piuttosto interessata a rimediare alla carenza di manodopera causata dai preparativi della guerra. Inoltre, con gli optanti sarebbe stato possibile occupare le nuove zone che si sarebbero create con l'espansione verso est del Reich, non appena espropriate agli Slavi.

Il 23 giugno vi fu una nuova riunione dei vertici di Italia e Germania, senza però approdare a scelte definitive. Si affidarono le decisioni di carattere tecnico al console Otto Bene e al prefetto di Bolzano Giuseppe Mastromattei.

Solo due mesi più tardi si arrivò ad una definizione degli aspetti strategici dell'operazione:

– potevano optare i cittadini residenti nella provincia di Bolzano, nei comuni mistilingui del Trentino (precedentemente non previsti) e nelle zone dell'Ampezzano e dalla Val Canale;

– per optare bastava rivolgersi presso gli uffici delle amministrazioni comunali italiane e, accanto a questi, si istituivano degli uffici tedeschi per l'emigrazione ed il rimpatrio;

– si definivano le modalità di liquidazione dei beni immobili e i criteri di trasporto di quelli mobili, decidendo che case e terreni potevano essere liberamente venduti sul mercato o trasferiti ad una società fiduciaria per l'emigrazione degli optanti (DAT<sup>142</sup>) dopo che i beni fossero stati stimati da una apposita commissione italo-tedesca;

– i trasferimenti dovevano avvenire entro il 31 dicembre del 1941.<sup>143</sup>

Rimaneva da delineare un punto essenziale: fino ad ora non si erano precisati i criteri che definivano i requisiti in base a quali si poteva identificare chi era etnicamente tedesco e avesse diritto alla facoltà d'Opzione. Ad ottobre, il comandante delle SS e capo della polizia tedesca Heinrich Himmler ed il questore Arturo Boccherini ricominciarono i negoziati, fissando per il 13 dicembre 1939 la data ultima per la presentazione delle domande

---

141 H. Mock (ed altri), *L'opzione. Accordi e procedure*, in Tiroler Geschichtverein Bozen (a cura di), *Option Heimat Opzioni. Eine geschichte Südtirols – Una Storia dell'Alto Adige*, Innsbruck, Rauchdruck, 1989.

142 DAT Deutsche Abwicklungs-Treuhand-Gesellschaft, Società fiduciaria per l'emigrazione degli optanti.

143 H. Mock (et altr.), *L'opzione. Accordi e procedure*, in Tiroler Geschichtverein Bozen (a cura di), *Option Heimat Opzioni. Eine geschichte Südtirols – Una Storia dell'Alto Adige*, Innsbruck, Rauchdruck, 1989.

ed il 31 dicembre 1942 come conclusione delle operazioni di trasferimento. Il documento comprovante l'avvenuta Opzione doveva essere presentato da ciascun cittadino tedesco o ladino della provincia di Bolzano, che avesse raggiunto la maggiore età, nel comune di residenza o nelle sedi dell'ADEuRST.<sup>144</sup>

Le votazioni non avvennero in un clima sereno: le propagande contrapposte spesso usavano lo strumento della menzogna, arrivando a predire la peggiore delle sorti per chi non avesse scelto secondo le indicazioni date<sup>145</sup>; talvolta, le stesse operazioni d'Opzione, si svolgevano al di fuori di ogni correttezza.

A titolo di esempio, si riporta lo stralcio di una lettera che un luserno spedì nel giugno del 1941 al Prefetto di Bolzano.

"Venerdì 20 corrente mi trovai [...] a giocare a bocce – furono bevuti vari litri di vino e dopo che la mia testa era ormai annebbiata dai fumi del vino, mi fecero [riferendosi ai fiduciari del consolato germanico] firmare delle carte che poi ho saputo trattarsi di opzione per la Germania."<sup>146</sup>

Sull'entità delle Opzioni non vi sono informazioni certe, a causa delle manomissioni politiche esercitate sui dati da entrambi i regimi: secondo la versione italiana del 1945, risultano 267.238 persone aventi diritto all'Opzione, di cui il 69,4% si è dichiarato a favore della Germania, il 14,3% a favore dell'Italia, mentre un restante 16,3% non esercitò il diritto d'opzione, accettando tacitamente la scelta italiana.

I tedeschi imputarono ad una disattenzione durante la stesura delle linee direttive, che avrebbero dovuto guidare l'emigrazione, la mancata inclusione di Luserna e della Val dei Mòcheni nei territori previsti nell'accordo del 1939. Il capo dell'ADEuRST di Bolzano e Sturmbahnführer delle SS Wilhelm Luig ottenne dal governo romano che le due minoranze tedesche ad est di Trento fossero incluse nei territori dell'accordo: si trattava dei comuni di Luserna, Palù del Fèrsina, San Felice, San Francesco e Sant'Orsola<sup>147</sup>.

Nonostante la concessione della facoltà di opzione anche a queste ultime due comunità germanofone, i problemi – perlomeno per i Luserni – non finirono. Secondo la normativa prevista, le domande dovevano essere inoltrate presso gli uffici comunali, guidati da funzionari nominati dal fascismo: poteva, quindi, succedere che il podestà rifiutasse di accettare le richieste d'Opzione. Dagli atti rinvenuti presso l'Archivio Comunale di Luserna, risulta un documento<sup>148</sup> nel quale il Commissariato per le Migrazioni e la Colonizzazione di Bolzano scrive:

---

144 ADEuRST Amtliche Deutsche Ein- und Rückwanderungstelle, Uffici circoscrizionali germanici per l'organizzazione e l'esecuzione dell'esodo di massa.

145 A Luserna, gli addetti alla propaganda sostennero che una volta che gran parte del paese avesse optato per la Germania, i fascisti avrebbero ripopolato il paese con dei napoletani. (Fonte: AC)

146 ACL, SP, CAAC, 1942, Busta 137, Cat. XII: Opzioni per la cittadinanza germanica. 1939–1949. Documento non protocollato del 27.06.1941.

147 H. Alexander, *Il lungo cammino. "L'esodo in blocco" dei Lusernesi e dalla Val dei Mòcheni – ovvero: Ciò che ai sudtirolesi fu risparmiato*, in *Tiroler Geschichtsverein Bozen* (a cura di), *Option Heimat Opzioni. Eine Geschichte Südtirols – Una Storia dell'Alto Adige*, Innsbruck, Rauchdruck, 1989.

148 ACL, SP, CAAC, 1942, Busta 137, Cat. XII: Opzioni per la cittadinanza germanica. 1939–1949 (a seguire: ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ), prot. 2511 del 19.10.1940.

“La direzione degli Uffici Tedeschi di Rimpatrio ed Immigrazione ha fatto presente che il Podestà di Luserna rifiuterebbe di accettare i mod. 1,2,3 [i modelli d’Opzione] e di legalizzare le fotografie degli optanti per la cittadinanza germanica....”<sup>149</sup>

Dalla medesima fonte risulta che non solo erano respinte le richieste, ma nel caso di accertamenti sull’origine etnica dei suoi concittadini, il Podestà negava che il comune fosse un’isola etnica tedesca.

In risposta ad una lettera del Comune di Brunico, mirante a verificare l’appartenenza etnica di un cittadino di Luserna momentaneamente lì residente<sup>150</sup>, il Podestà di Luserna risponde:

“Con richiamo alla nota di cui a margine partecipasi che Z.Y. di X. e di fu J.K.M. è nato a Prödlitz il ii.jj.nnnn in quanto la madre si trovava ivi quale profuga proveniente dalla zona evacuata di confine di Luserna.

I genitori sono di Luserna come gli avi, essi sono indiscutibilmente di razza e lingua italiana in quanto tutta indistintamente la popolazione di questo Comune appartiene al gruppo etnico degli Altipiani di Lavarone ed Asiago.”<sup>151</sup>

L’unica soluzione che i Luserni potevano mettere in atto contro questo atteggiamento era scavalcare il Comune, presentando le richieste d’Opzione direttamente all’ADEuRST di Bolzano, procedura che comunque non sempre riusciva a liberarli dai vincoli dell’ostilità dei membri locali del partito fascista. Da alcuni carteggi rinvenuti presso il Comune di Luserna risulta che, in alcuni casi, la negazione da parte del Podestà della appartenenza etnica tedesca dei concittadini abbia dato luogo a problemi nell’accettazione delle richieste d’Opzione.<sup>152</sup>

Per partecipare all’Opzione ogni domanda doveva essere redatta e consegnata entro il dicembre 1939; oltre tale termine, le richieste sarebbero state comunque accettate ma con la rinuncia da parte del richiedente di ogni qual forma di agevolazione economica. Si rinunciava, quindi, sia ad un cambio di valuta favorevole – 1 marco per 4.40 lire anziché 1 marco per 7.63 – sia alla liquidazione per i beni ceduti.

Indipendentemente dalla data di consegna, le Opzioni delle minoranze germanofone trentine seguivano comunque percorsi diversi e meno favorevoli di quelli previsti per gli optanti residenti entro i territori dell’accordo del 1939.

Da un carteggio inviato dalla R. Prefettura di Trento ai Comuni di Luserna e Sant’Orsola (Val dei Mòcheni), risulta, infatti, che:

“...le opzioni per la cittadinanza germanica presentate nei comuni di Sant’Orsola e di Luserna vanno considerate al di fuori degli accordi italo-tedeschi per l’Alto Adige nel senso che le relative dichiarazioni, pur ammesse ad una procedura accelerata, devono intendersi quali domande per l’acquisto della cittadinanza germanica secondo la procedura normale stabilita per le naturalizzazioni.”<sup>153</sup>

---

149 Ibidem.

150 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, prot. 707 del 13.03.1940.

151 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, prot. 707/1 del 13.03.1940

152 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, prot. 243 del 19.03.1940 e seguenti.

153 ACL, CAAC, 1942, 137, OPZ, prot 871 del 16.04.1942



Da parte tedesca furono comunque date sufficienti garanzie, tali da non frenare sul nascere il fenomeno: fu garantito il trasferimento gratuito nei nuovi paesi e furono assicurate una casa con annesse proprietà, di valore non inferiore a quanto si era lasciato in Italia.

Secondo le fonti statistiche del Commissariato del Reich per il consolidamento del carattere nazionale tedesco (RKFdV) del 10 novembre 1943, si erano dichiarati optanti 830 Mòcheni e 408 Luserni, all'incirca metà della comunità di Luserna e un terzo di quella mòchena<sup>154</sup>.

Sulla data della loro emigrazione le opinioni non erano concordi: vi era chi prospettava la loro partenza solo dopo quella di tutti i sudtirolesi (come avevano convenuto verbalmente Luig e Buffalini Guidi); diversamente, nel gennaio 1940, Luig elaborò un progetto per il trasferimento in blocco di Luserni e Mòcheni, ipotizzando la prova generale dell'esodo sudtirolese<sup>155</sup>.

Quando nel 1941 Wilhelm Luig fu nominato a capo del gruppo di lavoro per l'emigrazione di Luserni e Mòcheni, fu inoltrata la richiesta agli uffici del RKFdV di Berlino di precisi impegni per quanto concerneva un'idonea liquidazione e la localizzazione del nuovo insediamento. Il Commissariato del Reich per il Consolidamento del Carattere Nazionale Tedesco (RKFdV) rispose in senso positivo in relazione all'entità dei risarcimenti ma non si espresse riguardo al luogo d'assegnazione delle due comunità.

A settembre si informarono gli optanti che la partenza avrebbe dovuto aver luogo entro l'autunno e in Val dei Mòcheni si fondò la locale sede della "Società fiduciaria per l'emigrazione degli optanti" (DAT)

A causa dell'inverno imminente e delle provviste già accumulate, la popolazione dimostrò tutta la sua ritrosia a partire in quel periodo, obbligando Luig a spostare i suoi progetti di partenza immediata. Questo rifiuto alla partenza mise Luig in difficoltà presso i superiori, i quali, rendendosi conto che l'interesse al trasferimento stava diminuendo anche in molti sudtirolesi, evidenziavano la necessità di un trasferimento immediato. Inoltre, il protrarsi delle operazioni aveva indotto molte persone a partire singolarmente e al di fuori di ogni sorta di programmazione.

In una lettera spedita al RKFdV alla fine di ottobre del 1941, Luig giustificò i ritardi affermando che oramai, per l'anno corrente, la possibilità di far emigrare Mòcheni e Luserni era scarsa. A causa delle cattive condizioni atmosferiche, le strette vie d'accesso alle comunità erano rese impraticabili dal ghiaccio, nessun mezzo pesante avrebbe potuto raggiungere gli optanti trentini.

Inoltre la stima dei beni degli emigranti era molto arretrata: la frammentazione fondiaria rendeva difficile definire quanta proprietà appartenesse alle singole persone.

Era intenzione di Luig procedere ad un trasferimento in blocco presso il campo di Hallein, nei pressi di Salisburgo.<sup>156</sup> Nelle due comunità iniziarono i preparativi per la partenza: mobilio e quel poco che le gente possedeva fu raccolto in luoghi fissati dei paesi per poi poter essere imballato e spedito tramite ferrovia ad Hallein.

---

154 *Le opzioni a Luserna*, in *Identità*, n°7 – marzo 1992.

155 *Ibidem*.

156 H. Alexander, *op. cit.*

Case e terreni – stimati in 3 milioni di lire per gli optanti Cimbri ed in 19 milioni per i Mòcheni – furono lasciati alla Società Fiduciaria per l’Emigrazione degli Optanti di Bolzano (D.A.T.), dietro la promessa di ricevere beni aventi lo stesso valore non appena giunti a destinazione. Questa promessa, che aveva lusingato molti a lasciarsi tutto alle spalle e a partire verso una nuova vita, non fu mai mantenuta.

Il 21 aprile, 478 Mòcheni e tre giorni più tardi 192 Luserni partirono per il campo di Hallein e qui furono momentaneamente sistemati in baracche; erano stati preceduti da 181 optanti di Luserna. Questa precaria situazione abitativa indusse ben presto malessere nella popolazione; solo nell’estate del 1942 le autorità competenti cercarono una soluzione, paventandosi il rischio che il diffondersi della notizia di quest’inconveniente potesse dissuadere i Sudtirolesi a percorrere la stessa strada.

Nonostante l’opposizione della sezione di Monaco del Partito Nazionalsocialista, gli optanti vennero sistemati in un’ottantina di fattorie – a cui se ne aggiunsero settanta in un secondo tempo – che si erano rese disponibili a Céske Budějovice (Budweis), in Boemia, una delle nuove province orientali dell’impero.

Diversamente dagli accordi, le fattorie non furono cedute in proprietà ma piuttosto in gestione. Gli stessi beni prodotti dagli emigranti appartenevano allo Stato: l’emigrante veniva quindi ad essere un salariato che alloggiava nella casa del suo datore di lavoro, la nazione tedesca. Secondo la ricostruzione degli eventi che fa Hans Mirtens<sup>157</sup>, Cimbri e Mòcheni ebbero inoltre serie difficoltà ad abituarsi al nuovo ambiente: per prima cosa non erano pratici nel coltivare dei terreni così pianeggianti e tantomeno lo erano usando i cavalli per arare.

Ad Hallein erano rimaste novantacinque famiglie, delle quali solo trenta avevano le caratteristiche psicofisiche richieste dall’ufficio distrettuale di Praga per l’insediamento in quei territori. Nel 1943 il campo fu evacuato e le poche famiglie di Luserna rimaste furono sistemate nel distretto di Salisburgo<sup>158</sup>.

Nel frattempo, la capacità di tenuta dei nuovi territori che la nazione tedesca aveva occupato cominciò a venire meno: con il costante avvicinarsi della linea del fronte e la fuga dei funzionari tedeschi, i nuovi coloni vedevano la loro situazione divenire sempre più precaria, fin quando, l’8 maggio 1945, non restò loro che fuggire, abbandonando le case che erano state loro assegnate e le poche cose che avevano. In quei giorni i Cechi si riappropriarono di quanto era stato loro ingiustamente tolto.

Gli optanti fuggirono con quel poco che si poteva tenere in mano: a piedi e stando ben attenti a non essere catturati, tentarono di entrare in territori più sicuri, ancora controllati dai Tedeschi.

Stando alle fonti<sup>159</sup>, in tal senso un aiuto significativo venne dalle Forze Alleate, le quali fornirono generi di sussistenza e collaborazione anche nelle successive operazioni di rimpatrio in Italia.

---

157 H. Mirtens, *L’emigrazione dei mòcheni di lingua tedesca in Boemia nell’anno 1942 e il loro ritorno in patria nell’anno 1945*, in *Identità*, n°7 – marzo 1992.

158 Secondo altra fonte Alta Slesia anziché salisburghese.

159 Fonti orali ma anche M. Garbari, *La comunità dell’Alta Val del Fèrsina nel periodo 1939 – 1945. Le opzioni per il Reich fuori Territori dell’Accordo*, in G.B. Pellegrini – M. Gretter, *op. cit.*

Sempre per l'avvicinarsi dell'Armata Rossa era stato evacuato il campo di Ustrom il 25 gennaio; le famiglie giunsero stremate in Trentino solo il 19 aprile.

Nell'estate del 1945 tornarono a Luserna 91 persone, con l'eccezione di una famiglia che si fermò a Lienz.

Fortunatamente, nessuno degli optanti era ancora stato depennato dai registri di cittadinanza italiana, sicché tutti riuscirono a ritornare alle proprie case senza eccessivi intoppi. In un documento dell'Archivio Comunale di Luserna, al paragrafo 26 del Verbale di ispezione al registro di popolazione per l'anno 1942, si legge:

“Movimento migratorio: quante sono le pratiche in sospeso?

Sono sospese tutte le pratiche di cancellazione anagrafica relativa alle persone che sono emigrate in Germania perché mancano disposizioni a riguardo.”

Non così fortunati furono coloro che non rientrarono immediatamente in Italia. Infatti, con l'Opzione i loro beni erano passati in proprietà alla Società Fiduciaria Germanica di Liquidazione, ente statale della Germania nazista che aveva subito nel 1946 la confisca da parte dello Stato Italiano.

Il 2 febbraio 1948 il governo italiano emanò un decreto per la ri-opzione di coloro che, sulla base degli accordi del 1939, avevano abbandonato la cittadinanza italiana per quella tedesca, ma, diversamente da tutte le altre realtà, Luserna e la Val dei Mòcheni non erano però state incluse sin dagli inizi, essendo state agganciate al fenomeno solo in un secondo tempo.

Soltanto con la legge n°489 del 3 agosto 1949<sup>160</sup> – “Retrocessione a cittadini italiani già residenti in taluni comuni del Trentino dei beni ceduti alla Società fiduciaria di liquidazione di Bolzano”, Luserna e Mòcheni riottennero parte dei propri beni: nel dopoguerra chiesero al governo tedesco un risarcimento per i danni subiti. Negli anni Sessanta ancora più di 250 persone erano in attesa di un risarcimento<sup>161</sup>, che fu concesso solo nel gennaio 1967 – in base ad un accordo del 1965 – dalla Repubblica Federale Tedesca, responsabile delle obbligazioni contratte dalla DAT.

## **TRADIZIONI CIMBRE DI LUSERNA**

In queste poche pagine inizia un lungo viaggio che porta ad un tempo in cui “tutte le cose potevano parlare: gli animali, le piante e le pietre”.

Questo tempo è quello delle origini e degli antichi miti che si perdono nei secoli, ma di cui rimane testimonianza nelle tradizioni popolari di Luserna.

In questo senso la comunità cimbra è da considerarsi un magnifico laboratorio, in cui l'antica cultura germanica dei padri si è fusa con le tradizioni e i costumi dell'universo romanzo che la circonda.

---

160 Gazzetta Ufficiale, n° 182 del 10.08.1949; legge n° 489 del 03.08.1949 – “Retrocessione a cittadini italiani già residenti in taluni comuni del Trentino dei beni ceduti alla Società fiduciaria germanica in liquidazione di Bolzano”.

161 H. Alexander, *op. cit.*



Luserna-Lusérn, interno di una abitazione tradizionale (Haus von Prück)

Di qui è nato un patrimonio di credenze, usi e costumi che si respira ancora vivo a Luserna e di cui non è difficile trovare testimonianza nel vivere quotidiano di questa gente.

### **Tradizioni legate al ciclo dell'anno:**

#### *I TRE RE*

Tutto inizia nei freddi giorni di gennaio e più precisamente nei tre che precedono l'Epifania.

Appena fatta notte tre bambini iniziano a girare casa per casa, vestiti da "Re Magi", cantando una canzone che ricorda il lungo viaggio che li portò alla grotta di Betlemme.

Con loro non manca mai un lungo bastone su cui è collocata una scatola con un ritaglio a forma di stella, preparata dai piccoli nei giorni precedenti, ed in cui una candela fa sì che si propaghi una tenue luce. Anche i loro abiti sono molto curati e ricordano quelli d'epoca. Ovviamente nulla viene comperato e questi bei vestitini vengono ancor oggi cuciti a mano dalle mamme e dalle nonne.

Secondo alcune analisi storiche tale tradizione fu documentata già negli anni successivi al Sacro Concilio di Trento.

Da notare è che il Concilio tridentino si rese famoso anche per il suo sforzo (spesso riuscito) di cancellare ogni forma di paganesimo, in favore di un maggior radicarsi della cristianità.

È quindi molto probabile che la tradizione dei Magi sia stata, perlomeno in origine, il tentativo di distogliere l'attenzione della gente da qualche forma di festa pagana.

Ciò può assumere particolarmente senso dato il periodo in questione.

Infatti i dodici giorni che precedevano l'Epifania avevano un significato simbolico molto forte nelle antiche credenze.

#### *VORTPREN-BAR DAR MARTZO*

Nella notte tra l'ultimo giorno di febbraio ed il primo di marzo è tradizione accendere un grande fuoco ed attorno a questo enorme falò è usanza ritrovarsi a festeggiare la fine del rigido inverno.

Questo è chiaramente un fuoco propiziatorio di origine pagana, attraverso cui si bruciava la brutta stagione nell'attesa della primavera.

#### *LE ROGAZIONI*

A Luserna, nei tre giorni che precedevano l'Ascensione, la comunità partecipava ad una processione lungo le strade ed i sentieri di campagna<sup>162</sup>. Al mattino presto il parroco ed i fedeli iniziavano il percorso intonando le litanie dei santi. Nelle varie stazioni, ogni giorno diverse per tre giorni, dopo aver letto brani dei vangeli di S. Giovanni, S. Marco, S. Luca e S. Matteo, si invocava la benedizione e la protezione del Signore ai quattro punti cardinali: a nord si recitava *ad subitanea improvvisa mortem*, a sud *ad fulgore tempestate libera nos Domine*, ad est *at peste, fame et bello libera nos Domine* e ad ovest *at flagellum terremotum libera nos Domine*.<sup>163</sup>

---

162 per un approfondimento di veda *Luserna Racconta 4*, Luserna (TN), Kulturverein Lusern, 1996.

163 *Ibidem*.

Oggi, a causa dell'abbandono della gran parte delle pratiche agricole e pastorali, tale tradizione propiziatoria non viene più perpetuata.

### **Personaggi e figure mitologiche:**

#### *DI FRAU PERTEGA*

Gli anziani del paese si ricordano ancora che un tempo si raccontava che sotto Luserna, sul precipizio che domina la Val d'Astico, vi fosse una caverna detta "stanza della vecchia Orsola".

All'interno di questa grotta, la leggenda vuole che vi fossero grandi tini in cui starebbero in ammollo i bambini non ancora nati.

Il custode di questo luogo fantastico è una vecchia, forte, robusta e con lunghi denti, nota appunto con il nome di Frau Pertega<sup>164</sup>.

Secondo quanto annotò Wolfram a Luserna nel 1941, i bambini sarebbero tenuti sul pendio montano nei pressi del torrente Üasn<sup>165</sup>.

Questo essere mitologico avrebbe inoltre la capacità di provocare temporali e nel risciacquare i suoi enormi tini provocherebbe dei tuoni.

Interessante è sapere che questi bambini venivano abitualmente venduti ai padri che li volessero, sapendo comunque che i maschietti sono più costosi delle femminucce e che i brutti costano meno dei belli.

Con l'aiuto delle ricerche di Schweizer<sup>166</sup> è possibile trovare una spiegazione al nome di questa figura mitologica: Frau Pertega. Pertega risale al germanico Berhta ed appartiene al gotico Bairhts che significa luminoso. Grimm<sup>167</sup> arriva alla conclusione che alcuni tratti di tale figura siano riconducibili ad una divinità pagana che si aggirava nel periodo del solstizio d'inverno. Se ne deduce la sopravvivenza di una antica dea della fecondità (avendo molti figli da poter dare) ma anche la congiunzione tra la vita e la morte (è ipotizzabile un vero e proprio mito dei morti).

Il suo nome, Frau, denota una persona importante (a Luserna le donne sono indicate generalmente con Baibarn) e a livello fonetico ricorda molto da vicino Freya, una antica dea della fertilità legata alle antiche divinità Vani<sup>168</sup> del mondo contadino germanico. Raccogliendo, poi, tutte le versioni esistenti della leggenda cimbra, si trovano molti elementi comuni tra Freya e Frau Pertega.

### **Tradizioni e credenze legate al ciclo della vita:**

#### *L'INFANZIA*

Nel quadro della realtà di Luserna, questo è uno dei settori più prosperi e ricchi, infatti attorno a loro ruota un mondo di misticismo e di timori. Essi infatti sono l'elemento più debole della famiglia ed in quanto tali, più vulnerabili alle forze dell'occulto e del maligno.

---

164 C. Prezzi, *A Luserna in viaggio tra i miti. La Frau Pertega*, in *LEM Bersntol-Lusern*, n. 17 – sett. 1997.

165 B. Schweizer, *Le credenze dei cimbri nelle figure mitiche*, Giazza (VR), Taütschas Gareida; B. Schweizer, *Il ciclo della vita nelle tradizioni cimbre*, Giazza (VR), Taütschas Gareida.

166 *ibidem*

167 J. Grimm, *Deutscher Mythologie*, varie edizioni.

168 D. Guasco, *Miti del Nord*, varie edizioni.

La paura maggiore si ha nelle ore serali e alla notte, infatti in quei momenti le figure demoniache si muovono con maggior libertà.

Le antiche credenze di Luserna (vive comunque fino alla fine dell'Ottocento, quando uno studioso tedesco le trascrisse) sconsigliavano di portare fuori casa i bambini dopo il crepuscolo, il non seguire questo consiglio avrebbe potuto far sì che il piccolo venisse stregato. Un'altra cosa da non fare mai era misurare l'altezza di un bambino o scavalcarlo, se si contravveniva a ciò il bimbo smetteva di crescere.

Quest'ultimo elemento si rivela particolarmente interessante per il fatto che lo scavalcare un oggetto o una persona indica supremazia (maggior "potenza") dello scavalcante sullo scavalcato.

Basti pensare che il giorno del matrimonio, appena la coppia entrava per la prima volta nella nuova casa, doveva passare (scavalcare) una scopa, ciò era sufficiente a neutralizzare le potenti magie delle streghe impedendo che la casa venisse stregata.

A riguardo dei neonati un tempo si credeva che dondolare una culla vuota facesse venire il mal di pancia al bambino che l'avrebbe usata in seguito.

Infine si ritiene che se un bambino piange bisogna lasciarlo stare, perché finché piange gli cresce il cuore.

#### LA MORTE

Fino a non molti decenni fa si raccontava che la civetta (di Klage) fosse un animale particolarmente legato al mondo dell'aldilà. Si riteneva che qualora fosse stata sentita nel cuore della notte nei pressi di una casa, lì qualcuno sarebbe morto.

Anche il solo nome di questo animale, infatti, ricorda il lamento disperato di chi piange la perdita di un caro (klagn).

Proprio in riferimento a questo, alcune testimonianze di illustri studiosi d'ambito<sup>169</sup> ci riportano l'uso cimbro delle prefiche (note anche queste come Klage), vale a dire piangitrici che a pagamento recitavano e si disperavano per la morte di qualcuno<sup>170</sup>. Questo pianto raggiungeva per certi versi l'eccesso e si rivelava come un costante lodare i meriti del defunto, in un continuo che sembrava non finire.

Contro tale usanza di piangere disperatamente i morti arrivarono più volte forti rimproveri da sacerdoti ma anche dal Vescovo di Padova e da Papa Clemente XIII, i quali lamentarono tale uso sull'altipiano di Asiago<sup>171</sup>.

Lo stesso don J. Bacher (sacerdote di Luserna tra il 1893 ed il 1899) raccolse una Totenklage, vale a dire una nenia funebre avente un ritmo simile a quello delle campane<sup>172</sup>.

Bacher riferisce che la sera la gente del paese si recava a casa del morto e pregava in continuazione, tutta la notte e fino al mattino. Appena fatto giorno era uso offrire del caffè ed un pezzo di pane. Nessuno in quella notte avrebbe avuto il coraggio di andarsene da

---

169 B. Schweizer, A. Dal Pozzo, J. A. Schmeller e altri.

170 C. Prezzi, *L'ultimo passo e i suoi risvolti nelle antiche tradizioni di Luserna* in *LEM Bersntol Lusern*, n. 18 – dic. 1997. Per un approfondimento generale sulle prefiche si veda E. De Martino, *Morte e pianto rituale nel mondo antico*.

171 A. Dal Pozzo, *Memorie Historiche dei Sette Comuni Vicentini*.

172 J. Bacher, *Die deutsche Sprachinsel Lusern*, Innsbruck, Wagner, 1905.

solo, altrimenti lo spirito del defunto lo avrebbe seguito. Con riferimento, invece, all'uso di mangiare del pane (diffuso fino agli anni Trenta), questo va ricondotto all'antichissima tradizione del "banchetto funebre" (di cui a Giazza rimane il termine *kartack*<sup>173</sup>). Con riferimento, invece, ai presagi di morte, questi erano, oltre al canto della civetta, il canto del gallo di notte e il sognare bare e processioni di candele. Sempre a Luserna anticamente si raccontava che non si doveva far pendere la catena del focolare per troppo tempo per evitare di "bruciare" le povere anime degli antenati. Era diffusa anche la credenza che voleva che l'anima del defunto potesse arrivare in paradiso solo se le tasche dei suoi abiti erano vuote. Ultima fase del mesto passaggio era la sepoltura: era tradizione collocare nella buca vuota una pala ed una zappa incrociate per impedire alle forze dell'occulto di impadronirsi di quel luogo.

## **LA LINGUA CIMBRA DI LUSERNA**

"Bar mang net å-hevan zo reda vo dar zung vo Lusern åna zo hõara bia si läütet – non possiamo parlare della lingua cimbra senza sentirne il suono."

L'aggettivo dal quale trae origine il termine che identifica la lingua parlata a Luserna non deriva dall'omonimo popolo sconfitto dalle legioni romane nel 101 a.c. ai Campi Raudi, sembra nei pressi di Vercelli, bensì identifica un antico dialetto tedesco.

La lingua cimbra corrisponde, infatti, a un medio alto tedesco con influssi di antico tedesco nella versione bavarese. Tale lingua è stata portata sull'altopiano di Luserna/Lusérn attorno all'anno mille da coloni bavaresi che in varie ondate migratorie hanno abbandonato le loro terre in cerca di nuovi territori da colonizzare.

Il periodo di massima estensione della lingua cimbra, si ha all'inizio del 1700; in tale periodo la lingua risulta parlata in un vasto territorio montano e pedemontano a sud-est di Trento compreso tra i fiumi Adige e Brenta, arrivando a contare circa 20.000 parlanti. Da allora inizia un lento inesorabile calo che porta quasi all'estinzione di tale idioma.

Di tutto l'ampio territorio trentino un tempo patria della lingua cimbra ora solo il piccolo paese di Luserna è rimasto ultimo baluardo; l'isolamento dell'altopiano lusernese ha permesso il mantenimento di questa lingua arcaica la quale, a detta degli esperti, esprime ancora oggi in modo rilevante il suo carattere notevolmente conservativo.

Il dr. Hans Tyroller fa notare come la lingua sia lo specchio di una comunità; la lingua cimbra infatti dimostra una grande ricchezza di vocaboli in campi molto specifici, come ad esempio lo sono le aree semantiche legate al legno e alla sua lavorazione, alla lavorazione dei campi e al tempo atmosferico.

Egli evidenzia inoltre come le somiglianze tra cimbro e bavarese si manifestino sia nel sistema fonetico che nel lessico; per quanto riguarda la morfologia, la lingua cimbra di Luserna ha sviluppato delle regole proprie legate al tedesco, essa è perciò in grado di integrare parole nuove semplicemente aggiungendo dei suffissi; i verbi si integrano togliendo all'infinito "-are" e aggiungendo "-arn".

---

173 B. Schweizer, *op. cit.*



Le parole composte si formano indifferentemente secondo gli schemi tedesco o italiano. Nella forma la lingua cimbra è staccata dal tedesco e per alcuni aspetti segue una costruzione simile all'italiana; non troviamo quindi il participio passato in fondo alla frase, e nelle frasi secondarie, il verbo non va mai alla fine della proposizione.

Ciò che colpisce ogni studioso è in ogni caso la tipicità della parlata sia dal punto di vista fonetico e fonologico, che da quello morfologico e lessicale. Non voglio e non posso soffermarmi oltre su tali aspetti a causa della mia limitata competenza pertanto, dopo questo breve excursus tecnico, volgiamo ora lo sguardo alla situazione attuale della lingua cimbra.

In una sua relazione, lo studioso Hans Tyroller afferma che "fino a quando la lingua di minoranza è capace di integrare gli elementi della lingua di contatto, il prestito linguistico non è un pericolo per la lingua minoritaria, ma piuttosto si tratta di arricchimento", prosegue lo studioso "la lingua di Luserna mostra fino ad oggi una grandissima capacità di integrare elementi linguistici stranieri".

In parte senz'altro è vero, tutto ciò, però, avveniva ancora più naturalmente e facilmente fino quando all'interno della comunità tutti conoscevano anche il tedesco e quindi la lingua si arricchiva attingendo i neologismi da una lingua "sorella" e l'integrazione risultava se non altro più "naturale". Oggi avviene principalmente attraverso la lingua italiana e purtroppo non sono soltanto i neologismi ad essere "attinti" ma sempre più frequentemente il termine italiano viene a sostituire un termine cimbro esistente e, comunque e in ogni caso, l'impressione che ne consegue è quella di una lenta erosione del nostro vocabolario. Le cause sono molteplici, le principali possono essere sintetizzate nei matrimoni mistilingue, nelle nuove professionalità, nell'influsso dei mass-media ed infine nella diaspóra che ha rappresentato negli ultimi decenni la vera piaga per Luserna, causata dalla impraticabilità del pendolarismo giornaliero e dalla mancanza di posti di lavoro in loco.

Un dato certo e aggiornato circa la condizione della lingua cimbra ci viene dai dati del censimento (L.P. 30 del 30 agosto 1999) che fotografa la situazione della minoranza cimbra di Luserna/Lusérn alla data del 21 ottobre 2001; era la prima volta che veniva data la possibilità agli abitanti ed oriundi di Luserna, residenti in provincia di Trento, di dichiarare la propria appartenenza etnica.

Ne è uscito un quadro tutto sommato rassicurante: la minoranza cimbra, pur essendo risultata la più esigua a livello numerico sul territorio provinciale, è risultata essere anche la più "attiva": dei 259 cimbri residenti a Luserna/Lusérn, ben l'87,2% ha una conoscenza perlomeno passiva della lingua di minoranza mentre l'84,2 ne ha una conoscenza attiva. Analizzando più a fondo i dati risulta che 86,7% dei bambini di età compresa tra i 0 e i 10 anni comprende la lingua di minoranza, mentre la parla l'80%. Al di fuori della propria "fonte culturale", ma all'interno del territorio provinciale, ben 80,8% dei cimbri comprende la lingua dei padri, mentre la parla il 74%.

## **LA SITUAZIONE NELLA SCUOLA**

Il fenomeno dell'emigrazione ha avuto un contraccolpo molto pesante soprattutto all'interno del mondo scolastico. Se all'inizio del 1900 nella piccola comunità cimbra esistevano addirittura due scuole – una dove la lingua veicolare era costituita dell'italiano e che contava circa venti iscritti, l'altra, di lingua tedesca, contava un centinaio di aderenti – oggi gli alunni che frequentano le piccole scuole materna ed elementare sono ridotti a poche unità.

A livello normativo il fondamento che costituisce il presupposto per ogni azione a favore della lingua cimbra risiede nello Statuto di Autonomia, che permette "l'insegnamento della lingua e cultura ..... tedesca". Il principio trova poi esecuzione nelle norme di attuazione e precisamente nel decreto legislativo 321 del 1997 che estende a mòcheni e cimbrici quanto già previsto a favore della minoranza ladina attraverso il decreto legislativo 592 del 16 dicembre 1993.

Nell'ambito della scuola materna l'uso della lingua cimbra è garantito dalla L.P. n 18/87 e succ. modifiche che garantisce la presenza di insegnanti di madrelingua.

Con Decreto del Presidente della Provincia del 12 giugno 2001 n 20-71/Leg sono state poi definite le disposizioni per "l'accertamento della conoscenza della lingua e della cultura delle popolazioni di lingua tedesca della provincia di Trento".

Molto importante si è rivelata, infine, una disposizione di legge collegata al bilancio 2001 che prevede una maggiore flessibilità nell'assegnazione del personale insegnante da parte del Sovrintendente scolastico per le scuole situate nel comune cimbro, nonché, in forza ad altra legge, l'istituzione di un fondo per il miglioramento della qualità della scuola che finanzia progetti a favore delle minoranze linguistiche.

Mentre la scuola dell'infanzia e la scuola elementare si trovano in paese e sono quindi frequentati essenzialmente da bambini che hanno della lingua cimbra una conoscenza se non sempre attiva, quantomeno passiva, la scuola media di Lavarone, dove accedono gli scolari di Luserna, è essenzialmente frequentata da studenti di Lavarone che non hanno alcuna conoscenza della lingua cimbra e risulta pertanto difficile portare la lingua minoritaria all'interno della scuola stessa.

Da alcuni anni nella scuola elementare di Luserna/Lusèrn è in atto un progetto che prevede l'insegnamento veicolare della lingua tedesca per un monte-ore di tredici settimanali.

## **LA SITUAZIONE SOCIO-ECONOMICA E POLITICA**

Oggi Luserna costituisce di fatto la Comunità germanofona cimbra più consistente: al censimento del 2001 si sono dichiarati appartenenti alla comunità cimbra 267 residenti a Luserna (su 297) e 397 oriundi di Luserna residenti in altri comuni della provincia di Trento. Al fine di quantificare l'entità della comunità linguistica, a questi vanno poi aggiunti alcune centinaia di emigrati fuori provincia (in particolare Bolzano) e all'estero (in particolare Austria, Svizzera, Germania).

Già questi dati ci danno la dimensione della precarietà della nostra Comunità: la maggior parte dei suoi membri vivono fuori dal territorio di storico insediamento, conseguenza di una diaspora in atto che comporta il reale rischio di assimilazione degli emigrati nella nuova società entro pochissime generazioni.

Luserna che, a differenza di gran parte delle altre comunità cimbre, ha saputo conservare nei secoli la sua unicità linguistica e che ancor oggi ha una delle più alte percentuali tra le minoranze di parlanti attivi all'interno della comunità, rischia oggi di dissolversi a causa di un'emigrazione ancora molto intensa. Luserna, infatti, può offrire scarsissime possibilità di lavoro, trovandosi in montagna (1.333 m.s.l.m.), a 14 km dal paese più vicino, ed a quasi 50 km (due ore di pullman) dai centri urbani di Trento e Rovereto.

Se fino agli anni sessanta/settanta l'emigrazione era per lo più stagionale (edilizia, turismo) e verso l'estero, successivamente si è orientata verso i centri del fondovalle (Trento, Rovereto, Bolzano) diventando definitiva.

Un colpo forse mortale alla nostra Comunità è stato inferto dalla mancata valutazione di "impatto sociale" di una grande riforma civile: l'istituzione nel 1964 a Lavarone della scuola media unificata. Dalla seconda Guerra Mondiale sino al 1967 la popolazione residente a Luserna era stata stabile attorno ai 650 abitanti. Dall'estate del 1967 i giovani di Luserna hanno concluso l'obbligo scolastico con il conseguimento del diploma di scuola media, che per la prima volta consentiva loro di frequentare una scuola media superiore o professionale (cosa non fattibile con la pagella delle postelementari sino allora funzionanti a Luserna).

Poiché con la corriera di linea gli studenti avrebbero dovuto partire alle ore 5,50 da Luserna per ritornarvi alle ore 20, e poiché le borse di studio coprivano al massimo un mese di retta di collegio, le famiglie interessate a far proseguire negli studi i propri figli si sono viste quasi costrette a trasferirsi nelle città più vicine (Trento o Rovereto). In 4 anni (1967/71) Luserna ha perso 100 abitanti, in 14 anni (1967/1981) ben 200, ossia quasi un terzo della popolazione. Il danno maggiore è poi imputabile al fatto che se ne andò proprio la giovane generazione, il futuro della nostra comunità, coloro che, pur riconoscendosi ancora appartenenti alla Comunità Cimbra di Luserna (come dimostra il censimento del 2001), mantengono legami inevitabilmente sempre più fragili con il paese natio.

In questi ultimi anni e decenni l'Amministrazione Comunale si è molto attivata sia per migliorare le infrastrutture ed i servizi che per favorire la riagggregazione della Comunità Cimbra (notiziario comunale, biblioteca, ludoteca, colonia cimbra, incontro biennale degli oriundi, attivazione di un servizio trasporto studenti, utilizzo dei proventi dei beni di uso civico per favorire la creazione di posti di lavoro e per contribuire alle maggiori spese delle famiglie con figli e per i lavoratori pendolari giornalieri) e la promozione dello sviluppo economico (indispensabile per assicurare un futuro alla comunità): incoraggiando e sostenendo tutte le iniziative economiche dei privati, promuovendo la costituzione del Consorzio di Miglioramento Fondiario, della cooperativa di Lavoro Lusèrnar scarl, dell'Istituto Culturale Mòcheno-Cimbro e della Fondazione Centro Documentazione Luserna (museo, mostre, convegni, studi, pubblicazioni, [www.lusern.it](http://www.lusern.it)).

Attualmente è impegnata per ottenere dalla provincia il finanziamento per l'allestimento di una modesta area artigianale con un edificio per attività produttive e servizi (da affittare ad artigiani e piccole aziende) e per realizzare le Terme di fieno/centro benessere.

Purtroppo, però, quando si tratta di soldi, al di là delle promesse, sono sempre i centri più grandi che riescono ad aver la meglio ed i più importanti investimenti, mentre la soluzione dei problemi delle Comunità più piccole vengono rinviate nel tempo.

Nonostante il paese abbia pochi abitanti verso di esso vi è un forte legame da parte degli emigrati ed oriundi che numerosi vi trascorrono le ferie e le festività, mantenendo quindi vivi i rapporti con gli abitanti rimasti.

Fortunatamente abbiamo avuto un modesto sviluppo delle seconde case di turisti: gli abitanti raramente vendono i loro immobili, preferendo trasmetterne la proprietà ai figli e ai nipoti. Questo, chiaramente, contribuisce a mantenere il senso di identità.

Nonostante il paese abbia pochi abitanti, dispone di un buon livello di servizi: Comune autonomo, Parrocchia, ufficio postale, sportello bancario (2 giorni alla settimana + sportello automatico), ambulatorio medico ed infermieristico (rispettivamente 3 e 5 volte alla settimana), due negozi di alimentari e generi vari, una parrucchiera, quattro bar/ristoranti aperti tutto l'anno, 2 piccoli alberghi a gestione familiare, uno studio da ragioniere, uno studio da geometra, alcune piccole aziende edili e di lavori forestali oltre ad una cooperativa di lavoro polivalente. Vi sono poi le istituzioni culturali: l'Istituto Culturale Cimbri, il Centro Documentazione Luserna, la Corale Polifonica Cimbri, il Coro Parrocchiale, il Kulturverein, il Circolo Storico Fotografico "A. Bellotto", L'Associazione ricreativa Spilbar, la Pro Loco, i Vigili del Fuoco. Il Kulturverein dispone di un campo da calcio, il Comune di un campo sportivo polivalente e di una Sala Convegni.

Drammatica è invece la situazione scolastica: tre studenti frequentano la scuola media di Lavarone, tre bambini frequentano la scuola materna a Luserna e tre la scuola elementare (per tre giorni alla settimana a Luserna e per due giorni a Lavarone). La mensa è unitaria e l'assistente durante la pausa di mezzogiorno parla e gioca con i bambini usando prevalentemente il cimbro.

Alcuni bambini sono portati a scuola a Lavarone dove le madri lavorano.

Come Comune ci siamo opposti al tentativo di chiudere le nostre istituzioni scolastiche: inserire tutti i nostri bambini nelle scuole di Lavarone, senza un progetto pedagogico e didattico che tenga conto della nostra specificità linguistica e culturale, equivarrebbe ad accettare la pura e semplice assimilazione e perdita della lingua ed identità. Siamo invece disponibili a ragionare su un modello di scuola bilingue/trilingue (italiano/tedesco più qualche ora di cimbro) unitaria per gli alunni di Lavarone e Luserna.

Anche in considerazione della nostra debolezza numerica e, quindi, di peso politico, abbiamo pensato di far valere i nostri diritti di gruppo etnico linguistico germanofono.

La Regione Trentino Alto Adige/Südtirol gode di una forte speciale autonomia in virtù dell'Accordo di Parigi "De Gasperi - Gruber" stipulato il 5.09.1946 tra l'Italia e l'Austria in allegato al Trattato di Pace, finalizzato alla tutela degli "...abitanti di lingua tedesca della Provincia di Bolzano e delle vicine comunità bilingui della Provincia di Trento".

Di quest'ultime la Provincia di Trento si è sempre disinteressata. Quindi, nel 1992, allorchè i parlamenti di Austria ed Italia stavano per rilasciare la cosiddetta "quietanza liberatoria" per chiudere davanti all'ONU la vertenza promossa negli anni sessanta dall'Austria per le inadempienze dell'Italia nei confronti dei sudtirolesi, come Sindaci di Luserna e della valle dei Mòcheni abbiamo scritto al Vice Cancelliere Austriaco e Ministro degli Esteri Alois Mock, nonché al nostro Presidente del Consiglio dei Ministri Giulio Andreotti e Ministro degli Esteri Gianni Demichelis, per chiedere "di dare atto" che come "abitanti di lingua tedesca" della Provincia di Trento siamo tutelati dall'Accordo di Parigi.

Il Parlamento di Vienna, nella mozione di chiusura della vertenza internazionale del 10.06.1992 al punto 10 declama "Il governo federale è invitato ad impegnarsi affinché alle isole linguistiche germanofone della Provincia Autonoma di Trento vengano riconosciuti i diritti loro spettanti dall'Accordo di Parigi ...". Da notare che nel dispositivo la Provincia di Trento è citata solo in questo punto, e solamente in quanto sul suo territorio si

trovano le isole linguistiche germanofone dei Cimbri di Luserna e dei Mòcheni della Valle del Fèrsina, internazionalmente tutelati.

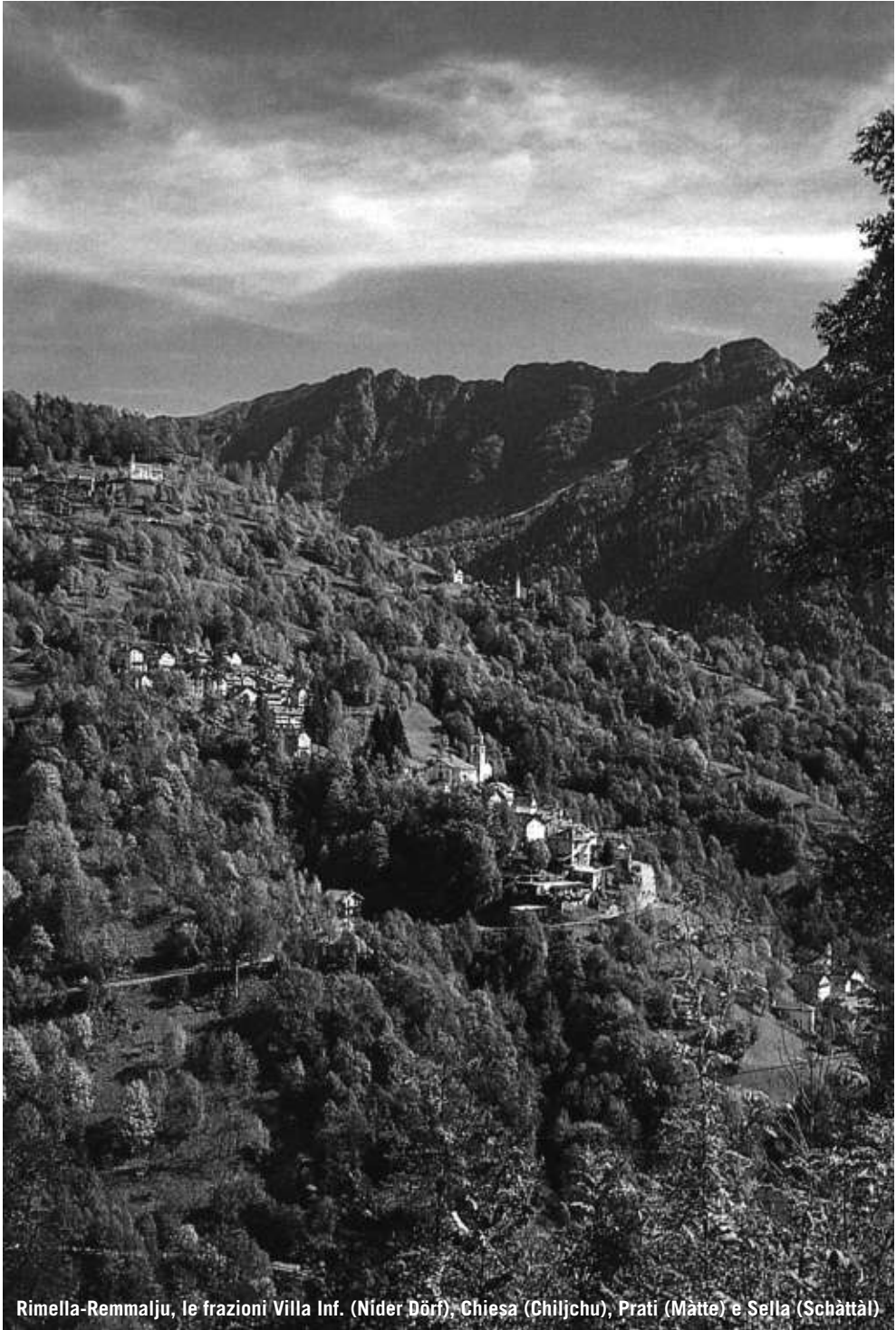
Roma (Demichelis) aveva risposto di aver assolto agli obblighi derivanti dall'Accordo di Parigi ancora con il primo statuto del 1948 (che non citava Mòcheni e Cimbri).

Dopo quasi un decennio di ferme e motivate richieste di riconoscimento giuridico, con costante dialogo con tutte le forze politiche ed istituzioni coinvolte, con la legge Costituzionale 2 del 2001 lo Statuto di Autonomia è stato modificato ed ora ai "Ladini, Mòcheni e Cimbri" della Provincia di Trento è riconosciuto il diritto alla salvaguardia della loro lingua ed identità ed è prescritto che la Provincia di Trento "deve mettere a disposizione risorse finanziarie adeguate alle esigenze di sviluppo culturale, sociale ed economico delle popolazioni ladina, mòchena e cimbra". Questa è la dichiarazione di principio, che è fondamentale, ma che poi si scontra con gli interessi contrastanti: quando si tratta di "soldi" è sempre il più grande e forte che la spunta, mentre ai più piccoli vengono riservare le rimanenze, se ce ne sono.

In questi ultimi anni, grazie alla modifica delle Legge Regionale 10/88, all'approvazione della Legge Provinciale 4/1999 e della Legge nazionale 482/99, hanno potuto essere avviati numerosi progetti utili alla valorizzazione della nostra lingua ed identità (notiziario comunale, trasmissione radiofonica, sito internet [www.luserna.org](http://www.luserna.org), ludoteca, toponomastica, corsi, segnaletica, ecc.).

Concludendo: la nostra situazione è difficile, ma il pessimismo della ragione è superato dall'ottimismo della volontà. E la buona volontà la riscontriamo non solo a livello dell'Amministrazione Comunale ma anche dei privati: quest'anno per esempio sono nate due piccole imprese, in questo momento sono aperti quattro cantieri comunali e il doppio di privati, con 8 abitazioni in ristrutturazione o costruzione. Se centoventi anni fa c'era chi sosteneva che le isole linguistiche germanofone del Trentino erano ormai estinte, sono convinto che tra altrettanti anni la nostra Comunità ci sarà ancora.

Certo è che tutti – amministratori pubblici e cittadini – dobbiamo fare la nostra parte.



Rimella-Remmalju, le frazioni Villa Inf. (Nider Dörf), Chiesa (Chiljchu), Prati (Matte) e Sella (Schättäl)

# RIMELLA – REMMALJU

## *Comunità walser della provincia di Vercelli*

PRESENTAZIONE GEOGRAFICA di Milena Feghiz Vasina, pag. 125 – STORIA DELLA COMUNITÀ di Milena Feghiz Vasina, pag. 128 – TRADIZIONI di Milena Feghiz Vasina, pag. 152 – LA COMUNITÀ LINGUISTICA di Milena Feghiz Vasina, pag. 157 – NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE di Milena Feghiz Vasina, pag. 161 – VITA CULTURALE di Milena Feghiz Vasina, pag. 163.

### **PRESENTAZIONE GEOGRAFICA**<sup>174</sup>

Paesino delizioso, Rimella, disteso con le sue numerose frazioni su un territorio che, naturalmente e geologicamente aspro e selvaggio, nasconde meraviglie di bellezza stando emozioni e stupori sempre nuovi in chi ci vive ancora e in chi, oggi, si avventuri a visitarlo.

Paese anche meraviglioso Rimella, tutto da conoscere a poco a poco per apprezzarne la bellezza che si scopre gradualmente man mano che dal basso del torrente si sale verso le cime da dove lo sguardo può spaziare su ampi panorami dal Monte Rosa e dalle montagne svizzere fino alla pianura lombarda. Tutto da scoprire anche per apprezzare le doti della gente che in lunghi secoli ha saputo valorizzarlo e viverci con un coraggio e una sapienza che ancora oggi possiamo leggere nella solidità delle costruzioni, tutte in armonia con l'ambiente e funzionali all'economia che è stato possibile svilupparvi.

Un paese misterioso che si poteva pensare irraggiungibile non solo nei tempi andati a causa degli impervi e pericolosi sentieri che lo collegavano a Varallo, ma anche, e almeno fino all'immediato secondo dopoguerra, perché la carrozzabile, costruita in tempi diversi durante l'Ottocento, si inerpica stretta e sconnessa seguendo il corso del Mastallone con una serie allora di strettissime curve, dove era necessario, qualora si fosse incontrato – ma era raro – qualche mezzo di trasporto che viaggiava in senso inverso, operare tutta una serie di manovre per poter proseguire. Era uno spettacolo insieme affascinante ed inquietante. Il paesaggio infatti, selvaggio, misterioso, si presentava in certi punti come un'impenetrabile barriera di scoscese pendici boschive attraverso le quali non si capiva bene come potesse proseguire la strada, che continuava, invece, a svolgersi tortuosa e stretta fra strapiombanti pareti rocciose intagliate nelle forme più incredibili dal millenario corso del torrente, dalla pioggia, dal vento, dal gelo. Poco prima del Gulotto, passava anche sotto un piccola galleria scavata nella viva roccia che, dal Kawal incombente, scen-

---

174 Avvertiamo che quanto segue riproduce riveduta, corretta e molto ampliata buona parte del fascicolo *Per una storia di Rimella* che lo scrivente ha elaborato nel 2000 su incarico del Comune di Rimella e per conto del CSWR presso il quale è reperibile in fotocopia.

deva precipite fino al torrente stesso. Ma era una vera sorpresa quando, dopo l'orrida bellezza della spaccatura alla Madonna del Rumore, il paesaggio cominciava ad aprirsi ed apparivano ad una ad una le piccole frazioni, a cominciare dal Grondo dove, fino agli anni Sessanta del secolo scorso terminava la carrozzabile e si fermava la corriera, l'unico mezzo che portava e riportava da Varallo gli abitanti delle numerose frazioni. Queste si raggiungevano allora soltanto a piedi o per la *schtigu*, ardito lavoro di ingegneria viaria e documento ancora oggi della genialità e della secolare esperienza costruttiva del Walser rimellesi; oppure per il più dolce e pittoresco sentiero che passava, e passa tuttora fra splendidi faggi, accanto alla cappella di S. Marco, e permetteva di raggiungere con più agio le frazioni della Villa Inferiore e della Chiesa. Da qui si diramavano i sentieri per tutte le altre frazioni, ma anche per passare, attraverso il Colle della Dorchetta, nella Valle Anzasca o, attraverso la Colma di Campello e la Valle Strona al Lago d'Orta, la Val d'Ossola e il Lago Maggiore.

Geograficamente il territorio di Rimella è situato sui 1000 m. di altezza fra le Valli Anzasca e Ossola a nord, il Monte Rosa ad occidente, la Valle Sesia a sud-est e i Laghi d'Orta e Maggiore ad oriente, ed è inciso dai torrenti Landwasser ed Enderwasser che, confluiti alla Madonna del Rumore, si buttano poco dopo nel Mastallone, affluente del Sesia. Il territorio è chiuso da una cerchia di monti anche dirupatissimi, alcuni dei quali contrassegnati solo dai toponimi antichi che i rimellesi sceglievano in base alle caratteristiche dei luoghi: il Sonnenhorn (*Sunnahööru*, m. 2161), l'Altemberg (m. 2390), Il Capezzone (*Kup\_u*, m. 2422), il *Gratit\_e* (m. 2026), il Capio (m. 2171), *Xa\_tal* (m. 2238), il *Kawal* (m.1887). Lungo le creste di queste montagne si incontrano dei passi che per secoli hanno reso possibile, ma rendono possibile ancora oggi a chi è disposto non solo a camminare ma a salire per erti sentieri, la comunicazione con le vallate viciniori: così *Agaatsu* (m. 1184) e anche la Res (m. 1419) che assicuravano una rapida comunicazione con la valle di Fobello. Nella Valle Anzasca si passava attraverso il *Bachfurku* (m.1818, segnato nella cartina topografica di Bauen con la grafia *Baxfurku*), detto in italiano Dorchetta; lo *Strönerfurku* (o Bocchetta di Campello, m. 1924) che permetteva la comunicazione con Campello Monti, fondata alla fine del XIII secolo dai rimellesi e da Rimella dipendente fino al XIX secolo. La linea di cresta Altemberg-Capezzone, displuviale fra la Valle del Landwasser e quello dello Strona, fa anche da confine fra la provincia di Vercelli, cui appartiene Rimella, e l'attuale provincia di Verbania, cui appartiene la Valle Strona ad eccezione dell'alpe Capezzone e dell'omonimo laghetto che appartengono invece ancora al Comune di Rimella. Su queste montagne, in luoghi scelti con grande oculatezza nei secoli scorsi, si annidano gli alti alpeggi (cfr. cartina topografica): l'alpe Capezzone (*Kup\_u*, m.1845); l'alpe Biserosso (*Bischerush*, m. 1718); l'alpe Pianello (*Bedemje*, m. 1801) e altri più piccoli nella zona orientale; nella zona occidentale sono dislocate l'alpe Scarpiola (m.1400), Pianaronda (m. 1797) e l'alpe di Vegliana già fiorente ma ridotta oggi ad un alpeggio fantasma con le baite tutte diroccate. Oggi soltanto alcuni di questi alpeggi sono ancora "caricati" (ovini, bovini, caprini).

Per le caratteristiche del territorio lasciamo la parola a M. Bauen che, in apertura al suo libro sul dialetto rimellese, così si esprime: "Il territorio di Rimella presenta un aspetto selvaggio dei monti e accoglie, fra le sue altezze e profondità, strette gole rocciose, torrentelli incassati tra ontani robusti, ripide dorsali, erti prati da fieno, tra fitti boschi di faggio, abeti e frassini, e alpeggi ad altezze aeree, spesso faticosamente raggiungibili, situati tra creste rocciose e fasce detritiche. Quasi su ognuno dei ripidi pendii che accenni a



pianeggiare e che sia in un certo modo facile a raggiungersi, si trova un piccolo gruppo di case o villaggio, le cui case si raccolgono attorno ad una cappella più grande, se proprio una chiesa non vi trova posto"<sup>175</sup>. Un documento del 1828 precisa che le pendenze sono valutate dai 40° ai 45°. Nello stesso documento si osserva come "...sebbene non vi siano vedute particolari non vi è però monotonia nell'aspetto generale del territorio. Le gradazioni dei monti, dorsi, gli angoli salienti e rientranti del territorio, il contrasto della verdura con la nudità delle rocce in estate e del candore delle nevi col nero degli scogli in inverno, non lasciano l'osservatore privo di varie sensazioni"<sup>176</sup>.

La distribuzione dei nuclei abitativi risulta con chiarezza dalla cartina topografica di Bauen che li distingue in quattro zone: Centro, S. Gottardo (*Ä Rund*), S. Anna (*Erörtu*), il territorio del Capezzone. Nella prima troviamo le frazioni cantonali di Grondo (*Grund*), Villa Inferiore (*Niderdörf*), Chiesa (*Tser Xilxu*), Prati (*En Matte*), Villa Superiore (*Dörf*), Sel-la (*\_attal*); nella seconda S. Gottardo (*Ä Rund*) e nuclei minori come la Selletta (*\_attelte*), *Wang, Wärch, Wärch di sotto, Bedenje, Emmra*, tutte dislocate nella valle dell'Enderwasser; nella terza S. Anna (*Erörtu*), che si trova nella parte nord del Landwasser, Pianello (*En d Äku*), Roncaccio Inferiore (*In du Niidru*), Roncaccio Superiore (*In dun Oobru*), Riva (*Riiwu*), S. Antonio (*Summertsianu*), *Tsum Trog, Tsunenngo*; alla quarta appartengono i pas-si e gli alpeggi di cui abbiamo già detto.

In questo territorio non facile da addomesticare, spesso ostile e per la configurazione del terreno e per fattori climatici (valanghe, piene, ecc...), è vissuta per oltre sette secoli fino ad oggi una popolazione che con intelligenza, spirito di iniziativa, coraggio e vivo senso religioso della vita<sup>177</sup>, ha costruito una cultura e una civiltà che può considerarsi unicum nella storia delle popolazioni Walser dell'arco alpino. Rappresenta infatti un caso esemplare nella vicenda storico culturale che accomuna i gruppi Walser insediatisi nel Piemonte perché "è riuscita a mantenere intere più a lungo e proprie organizzazioni e i propri caratteri tradizionali" (Sibilla). Oggi Rimella è un comune della provincia di Vercelli, Regione Piemonte, con una popolazione, accertata nel 2001, di 140 residenti, ma gli abitanti stabili sono poco più della metà. Sono cifre che dicono molto sullo spopolamento che affligge questo come altri paesi di montagna. Ma non sempre è stato così. Se consideriamo dati che troviamo in Bauen<sup>178</sup> e quelli accertati recentemente nel Comune, possiamo constatare un ritmo crescente di sviluppo dal 1631 al 1831, punto massimo raggiunto a Rimella e il progressivo declino, prima lento poi rapidissimo, della popolazione fino ai giorni nostri. Più in particolare negli anni 1631, 1750, 1783, 1801 e 1831 Rimella contava rispettivamente 904, 800/1000, 1062, 1175, 1831 abitanti; negli anni 1872,

---

175 M. Bauen, *Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella (Valsesia, Piemont)*, Bern, Stuttgart 1978 – L'opera è uscita in traduzione italiano a cura del Dott. E. Vasina col titolo: *La lingua di Rimella (Valsesia-Piemonte) tra cultura alto tedesca e italiana*, Borgosesia CSWR, 1999. La citazione è a p. 27 della traduzione italiana. Le citazioni successive saranno sempre riferite alla traduzione italiana.

176 A. Lovatto, *Notizie statistiche concernenti la comunità di Rimella: 1828*, in Remmalju 1999, p.8

177 F. Tonella Regis, *Rimella*, Remmalju 1999, p.4; M. Remogna, *Sentimento della morte e riti connessi, quali presenze del quotidiano vivere dei rimellesi*, Remmalju 1997, p. 9 e segg.

178 M. Bauen, op. cit., p.31

1900, si nota un lento decrescere con rispettivamente 1057 e 1232 abitanti, per scivolare poi molto rapidamente nel 1943, 1971, 1981, 1990, 1995, 2000, rispettivamente ai 362, 287, 276, 211, 160, 147 fino ai 140 residenti attuali. La popolazione è distribuita in 15 frazioni, qualcuna oggi completamente disabitata.<sup>179</sup>

In tutto questo ha certamente inciso, oltre l'avvento della società industriale e post industriale, l'emigrazione, fenomeno endemico di Rimella che verrà precisato nel prosieguo di questo lavoro. Qui ci limitiamo a richiamare la preghiera che gli emigranti recitavano alla partenza da Rimella e al ritorno con parole che si leggono ancora alla Madonna del Rumore (Liebu Frouwa tsum Schteg)<sup>180</sup>:

“Salve patria diletta! In questo giorno  
da te partiam. Deh! Vergine pietosa  
proteggi i nostri e noi sino al ritorno”.

“Torniam , o Vergine santa ed amorosa,  
e qui stanchi, facendo breve posa,  
di tua bontade abbiamo il cuore ripieno”.

## **STORIA DELLA COMUNITÀ**

Non si può parlare della storia di Rimella senza citare gli studiosi che per primi hanno contribuito a discutere e anche ad illuminarne momenti significativi. Mi riferisco al canonico Michele Manio (1865–1924), al prof. Luigi Rinoldi (1867–1955), ambedue rimellesi, e al linguista svizzero prof. Marco Bauen (1925–1993).

Il canonico Manio ha pubblicato nel 1905 *Parole lette in occasione della solenne distribuzione dei premi agli alunni delle scuole comunali di Rimella il 29 settembre 1905*. La piccola pubblicazione, un opuscolo di appena 35 pagine fittamente stampate, costituisce un punto di riferimento più volte citato dagli studiosi, perché nelle *Annotazioni* e nell'*Appendice* aggiunte al testo, fornisce una vera e propria messe di notizie storiche sui rimellesi ricavate, come l'autore ci informa, dalla consultazione dei Registri parrocchiali “quelli almeno che ebbero la fortuna di sfuggire all'incendio che distrusse verso la fine del XVII secolo l'Archivio parrocchiale stesso”, dalle memorie del Prevosto Cusa [...], da documenti conservati sia presso l'Archivio provinciale sia presso l'Archivio della Curia di Novara oltre che da fonti orali e dalla tradizione...”<sup>181</sup>. Fra le *Annotazioni* è rilevante l'affermazione che l'idioma parlato a Rimella “è indizio certo che essa deve la sua origine a popoli di razza teutonica [...] venuti dalla Svizzera e, propriamente dal Canton Vallese, la cui discesa nella Val Sesia non risalirebbe molto avanti il XIII o XII secolo”<sup>182</sup>,

---

197 Ibid., p.33

180 F. Vercellino, *Emigrazione nella comunità di Rimella nel XIX secolo*, in Remmalju 1991, p. 14

181 M. Manio, *Parole lette in occasione della solenne distribuzione dei premi agli alunni delle scuole comunali di Rimella*, Novara, Tip. Vescovile, 1905, p.4

182 ibid, p.13



**Rimella-Remmalju, 1948, gruppo di persone in costume locale, ancora normalmente usato**

così come il rilievo che la mancanza di documenti anteriori al sec. XVI non permetteva all'autore una esaustiva compilazione degli elenchi di tutti i rimellesi appartenenti allo stato religioso e alle civili professioni se non a partire dal XVII secolo<sup>183</sup>. Rilievo che, in qualche modo, concorda con l'esigenza, oggi chiara, della necessità di un lavoro interdisciplinare "per approfondire ed estendere capillarmente le ricerche in tanti campi oggi poco o nulla dissodati, su aspetti e momenti della presenza Walser a Rimella [...], soprattutto per fare opera di sutura fra le origini dugentesche e i primi sviluppi trecenteschi di questa colonia, e la meglio conosciuta vicenda dei rimellesi dall'età napoleonica fino ai giorni nostri"<sup>184</sup>.

---

183 *ibid.*, p.20, nota 1

184 A. Vasina, 22 luglio – *Nascita del vocabolario "TS REMMALJERTITTSCHU ITALIANO-TITTSCHU*, in *Remmalju 1997*, p.8

Nell'opuscolo del can. Manio il nome di ciascun rimellese citato è corredato da concise note biografiche che gettano luce su molti aspetti della vita e società rimellese dal 1528 al 1900.

Il professor Luigi Rinoldi ha scritto una Storia di Rimella, manoscritto datato 27 marzo 1943. Il lavoro di Rinoldi, a parte la citazione dell'Art.55 degli Statuti valesiani, si basa su considerazioni di carattere linguistico, tradizioni orali, ricordi personali ed esperienze vissute, ma rappresenta pur sempre un contributo cospicuo alla storia di Rimella<sup>185</sup>.

Marco Bauen ha pubblicato nel 1978 Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella (Valsesia, Piemonte), uscito in traduzione italiana nel 1999, "la prima opera di impianto scientifico moderno dedicata ai colonizzatori Walser rimellesi [...] che sarebbe diventata punto di riferimento indispensabile per i successivi contributi di approfondimento e/o di divulgazione dello stesso Autore sempre in ambito linguistico e di altri studiosi in settori disparati della cultura storica e delle tradizioni popolari rimellesi"<sup>186</sup>. Libro fondamentale, questo, per Rimella, nato dall'incarico dato a Bauen dal professor Zinsli dell'Università di Berna, per una monografia sulla situazione linguistica di Rimella in cui la sintassi tedesco-rimellese doveva costituire il tema più importante<sup>187</sup>. Monografia che si è concretata nel qui citato libro, opera giudicata dallo studioso E. Rizzi unica nel suo genere sia perché "era stata scelta Rimella, antichissima comunità Walser, isolata fra le montagne della Valsesia come campo di ricerca o meglio, come straordinario laboratorio linguistico" sia anche per il fatto non trascurabile che l'autore, oltre a conoscere perfettamente le due lingue in contrasto, aveva imparato a parlare il rimellese. Così ancora E. Rizzi nel commosso ricordo di Bauen premesso all'edizione italiana del libro, dove aggiungeva che Bauen in 10 anni di lavoro e prima che il massiccio spopolamento dissanguasse la comunità, raccolse copiose testimonianze dalla viva voce dei rimellesi nati nel XIX secolo, riuscendo a ritrovare brani preziosissimi di dialetto scritto<sup>188</sup>.

Pur avendo Bauen dedicato il suo lavoro prevalentemente all'analisi scientifica della lingua e al relativo dibattito critico, nell'ultima parte ci propone una serie di informazioni di carattere storico cronologicamente ordinate e distinte in dettagli non datati e presi dalla tradizione prevalentemente orale; dettagli certi e indicazioni attendibili, aspetti geografico-storico-folkloristici, includendo fra le indicazioni attendibili anche l'ipotesi che Rimella sarebbe stata abitata dai Walser prima del 1300, ipotesi molto vicina alla verità storica e solo più tardi accertata dalla scoperta di documenti che Bauen non conosceva ancora ma dei quali sospettava l'esistenza, indicando anche i luoghi nei quali dovevano trovarsi.

Ai sopra citati lavori altri si accompagneranno o seguiranno. Fra questi vanno segnalati gli studi condotti in prospettiva antropologica e di alto valore scientifico del prof. P. Sibilla: *Una comunità Walser delle Alpi. Strutture tradizionali e processi culturali*, Firenze, Ol-

---

185 E. Vasina, *Una prestigiosa figura di rimellese, il Prof. Luigi Rinoldi*, in Remmalju 1993, p. 22

186 A. Vasina, *Ricordo di Marc Bauen glottologo dei Walser*, in Remmalju 1994, p.2

187 M. Bauen, *Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella (Valsesia, Piemonte)*, Bern, Stuttgart 1978 e nella traduzione di E. Vasina, uscita col titolo *La lingua di Rimella (Valsesia Piemonte) tra cultura alto tedesca e italiana*, CSWR, Borgosesia, 1999, p.20.

188 E. Rizzi, in M. Bauen, op, cit., trad. It., p.6

schki 1980, e *I luoghi della memoria. Cultura e vita quotidiana nelle testimonianze del contadino valesiano G. B. Filippa (1778–1838)*, S. Giovanni in Persicelo (Bo), Fondazione Arch. Enrico Monti, 1985; ma anche gli articoli rigorosamente documentati pubblicati sulle riviste *Lo Strona*, De Valle Sicida, periodico annuale della Società Valesiani di Cultura pubblicato a Borgosesia (No), sulla rivista del Centro Studi Walser di Rimella *Remmalju*, e il già citato il fascicolo *Per una storia di Rimella*.

Ma chi erano questi Walser rimellesi? Da dove venivano? Già negli autori citati troviamo che nell'aspro e selvaggio territorio di una valle laterale del Mastallone si era stanziato proveniente dalla Svizzera un piccolo gruppo, divenuto sempre più consistente, di quei contadini pastori di stirpe e lingua tedesca che, nel quadro delle profonde trasformazioni economico-politico-sociali e religiose verificatisi in Europa intorno al Mille, colonizzato il Vallese, avevano dovuto migrare superando il crinale alpino. Che fossero Alemanni era già sicuro per Rinoldi il quale, sfatata la leggenda che si trattasse di gruppi dispersi di guerrieri Cimbri e Teutoni sconfitti da Caio Mario, ricavava quel dato da considerazioni prevalentemente linguistiche (nel Tittschu non esistevano termini che si riferissero ad armi belliche), ma anche dal riferimento, come aveva già fatto Manio e faranno altri, all'art. 55 degli Statuti valesiani che imponeva a questi "Svizzeri alemanni l'obbligo di prestare giuramento ad ogni nuova potestà e, in caso contrario, "di dover tosto ripartire dalla valle stessa".

Più complessa invece la questione delle motivazioni che hanno spinto i vallesani ad emigrare, della data del loro primo insediamento nella piccole valli dell'Enderwasser e del Landwasser e quella delle direttrici di penetrazione dei nuovi territori. Per quanto riguarda le motivazioni, oggi la critica storica più aggiornata propende per quelle di natura economica, lo sfruttamento cioè e la valorizzazione in aree periferiche di alta quota dei grandi patrimoni ecclesiastici e laici, nel nostro caso il Capitolo dei Canonici di S. Giulio d'Orta, il monastero benedettino di S. Graciniano di Arona, i conti di Biandrate che possedevano, e certamente si contendevano, alpeggi nel territorio di Rimella, già sfruttati precedentemente come pascolo e abitati solo nel periodo estivo.

Per la data dell'insediamento e le direttrici dell'immigrazione va detto che già Manio, Rinoldi e Bauen se ne erano occupati, ma nulla si è potuto affermare con certezza finché, in tempi più recenti "una circostanza fortunata ha consentito di portare alla luce alcune preziose pergamene sulla fondazione di Rimella provenienti dall'Archivio del Capitolo di S. Giulio, documenti che fanno di Rimella la più documentata fra le colonie walser"<sup>189</sup>.

A Bosco Gurin è stato scoperto recentemente un documento di qualche anno più antico, ma questo nulla toglie al fatto che oggi siamo in grado di far risalire con certezza la fondazione di Rimella al 1255, certamente una delle date più antiche degli insediamenti walser nell'area Cisalpina avvenuti probabilmente attraverso un processo di piccole migrazioni su una delle quali, quella che ha portato i Walser a Rimella, getta luce una delle pergamene di cui sopra.

Il documento, rogato a S. Giulio d'Orta e datato 11 novembre 1256, è l'atto con cui tre uomini, già insediatisi in quelle terre l'anno precedente nell'alpe Rimella e in due parti del-

---

189 E. Rizzi, *Storia dei Walser*, Fondazione Monti, 1992, p.63

l'alpe Rondo, e cioè Giovanni che fu da Terminen (da cui il più antico cognome dei Walser rimellesi, *Termignone*, tuttora esistente), Anselmo fu Giovanni de Monte, assieme al figlio Pietro, e Guglielmo fu Ugo de Balma entrano in società con altri uomini di analoga provenienza per lo sfruttamento in 12 quote dei beni avuti in affitto su quelle alpi dal prevosto e dal Capitolo della canonica di S. Giulio e promettono, tutti insieme, di sottoporsi ai fitti, oneri e gravami derivanti da tale investitura e giurano fedeltà al prevosto della canonica. Si può dire, osserva il professor A. Vasina, che toponimi e antroponimi, come ad esempio *Pietro di Aimone Deveri*, *Guebus Alemannus de Simplono* (Sempione), in più casi accreditano una provenienza di questi coloni conduttori dal Vallese e una loro penetrazione al di qua delle Alpi lungo la Valle della Toce fino a lambire il Lago d'Orta e risalire per la Valle dello Strona fino a raggiungere i luoghi alpestri [...] sulle pendici dei monti Capezzone, Capio e Kawal<sup>190</sup>.

Altra direttrice di penetrazione, come ipotizza P. Zinsli in *Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont, Frauenfeld und Stuttgart*, Huber 1970, segue la linea Macugnaga-Valle Anzasca-Colma della Dorchetta (*Baxfurku*-cfr. cartina topografica). Ciò che importa comunque rilevare è il carattere stabile e pacifico dell'insediamento testimoniato, se non altro, dal fatto che i coloni si erano visti riconoscere il diritto di costruire un mulino ad acqua, avvio di quella attività molitoria che caratterizzerà l'economia rimellese fino agli anni Trenta, Quaranta del secolo scorso. La natura pacifica dell'insediamento walser rimellese sembra una costante di questa comunità se in un documento del 1829 troviamo l'affermazione che "la gioventù non si dedica alla guerra e sarebbe atta alla scienza e alle arti liberali se avesse i mezzi per applicarvisi. Nello stesso documento si accenna anche all'opinione di Fassola, che per primo scrisse la storia della Valsesia, il quale attribuisce l'origine di Rimella agli avanzi di Teutoni scampati alla battaglia data a loro dai romani condotti da Caio Mario e si confuta tale opinione prospettando invece l'ipotesi che i Rimellesi siano originari dal Vallese come dimostravano "il vernacolo che vi si parla e le antiche fabbriche che sussistono ancora"<sup>191</sup>.

Oltre al documento di cui si è detto, una quindicina di altri ci permettono, almeno fino alla conclusione del Trecento, di individuare alcune significative tappe del non facile cammino percorso dai nostri coloni in terre dove all'asperità dei luoghi e alla durezza del lavoro si accompagnavano le conseguenze delle tensioni fra i Biandrate e i Canonici di S. Giulio e non mancavano altri fatti, gravissimi per un'economia di tipo agropastorale, quali razzie e furti di bestiame come quello patito dai Walser rimellesi nel 1260. Dieci anni dopo, comunque, possiamo registrare qualcosa che denota una maggiore stabilità. Nel 1270 infatti un gruppo di coloni, di chiara provenienza vallesana, 4 residenti nell'alpe Rimella (da notare che Rimella inizialmente viene citata solo come uno degli alpeggi esistenti nella valle) e 9 abitanti nelle due parti dell'alpe Rotondo (Rondo nel già citato documento del 1256), si uniscono per meglio definire la dipendenza dalla canonica di S. Giulio mediante il rinnovo, ripetibile ogni 15 anni dai loro eredi in perpetuo, dell'in-

---

190 A. Vasina, *Alle origini della Comunità Rimellese*, in Remmalju 1994, p. 28 e sgg.

191 A. Lovatto, *Notizie statistiche concernenti la comunità di Rimella:1828*, in Remmalju 1999, p.12

vestitura di dette alpi. Rimella compare per la prima volta come unità insediativa delle singole alpi menzionate prima, distinte una dall'altra. Le nuove clausole prevedono "che gli affittuari con le loro famiglie possono abitare nella località di Rimella, costruire case e mulini, pascolare e sfruttare i boschi, dietro un versamento di 9 lire imperiali al Capitolo di S. Giulio nel giorno di S. Martino, per 15 anni; la corresponsione della decima sui prodotti vegetali e animali, secondo la consuetudine delle riviere del Lago d'Orta, di un canone di reinvestitura quindicennale di 20 soldi imperiali e infine, il riconoscimento di essere uomini (homines) sottoposti alla giurisdizione contenziosa e volontaria della canonica di S. Giulio ma non al pagamento del fodro (diritto di ospitalità ai canonici)"<sup>192</sup>. Altre tappe importanti sono il 1314, quando Rimella viene ricordata per la prima volta come *villa*, cioè villaggio, segno questo dello sviluppo anche qualitativo della comunità, e i decenni successivi quando, per la riconferma dell'affitto ereditario dell'alpe Rimella, al posto dei capi famiglia si recano all'isola di S. Giulio due procuratori, eletti dai *consoli* – che Rimella come altre comunità rurali alpine del tempo era riuscita a darsi – e dai *consiglieri e vicini* riuniti in assemblea. Segno, questo, di una comunità che si autogovernava e che sarà connotata dall'autogoverno pur nel succedersi in quel territorio di dominazioni diverse: dall'Impero agli Spagnoli, ai Savoia, a Napoleone.

Dalle carte seguenti quella del 1314, risultano le tormentate vicende fra Rimella e il Capitolo dell'isola di S. Giulio e l'ultima testimonianza a noi nota dell'esistenza del Comune consolare a Rimella ancora nel 1394, anche se ridotto ormai a pure funzioni amministrative, come rileva Augusto Vasina alla fine del citato articolo aggiungendo, a conclusione, che se alla fine del Trecento "si sono vieppiù venuti precisando i lineamenti demico-insediativi ed economico-sociali della comunità rimellese, altri aspetti essenziali della sua presenza storica – ad esempio quelli culturali e religioso-ecclesiali – ci restano tuttora sconosciuti; come del resto ignoriamo ancora il processo di integrazione della comunità walser nel contesto valsesiano fra Medioevo ed Età Moderna. Ma questo è un capitolo di storia locale tutto da riscoprire"<sup>193</sup>. Riscoperta non facile, aggiungiamo noi, anche a causa degli incendi che hanno distrutto, come abbiamo già visto, la casa prepositurale alla fine del XVII secolo, ma anche successivamente il Municipio con archivi e tutti i documenti nel dicembre 1697, nel 1813 e nel 1960; così come intere frazioni: nel 1818 andò a fuoco *Tser Chilcho* (Chiesa) tranne l'edificio della chiesa; nel 1853, un incendio distrusse tutte le case, eccetto due, alla frazione Prati, case che poi sono state ricostruite tutte in pietra. Tuttavia contributi di studio apparsi con ritmo crescente sulla rivista Remmalju, ai quali faremo riferimento più avanti, mostrano quale ricchezza di dati e informazioni su importanti aspetti della vita rimellese relativi al periodo fino ad oggi poco documentato, si possono ricavare dalla ricerca negli archivi diocesani, civici, di Stato e parrocchiali, dalle interviste a possibili testimoni, ma in particolare dallo studio di rogiti notarili perché sappiamo con certezza che Rimella è stata un vivaio di notai fin dal Cinquecento e anche prima, come risulta dagli atti notarili relativi agli anni dal 1396 al 1556.

---

192 A. Vasina, op. cit., con riferimento a "Le pergamene di S. Giulio d'Orta e dell'Archivio di Stato di Torino", a cura di G. Fornaseri, Torino 1958.

193 A. Vasina, *ibid.*

La storia di Rimella si arricchisce di dati e informazioni man mano che si progredisce nei secoli dell'età moderna i cui inizi rimangono però tuttora oscuri. Lumi ci vengono dal prof. Augusto Vasina che nell'articolo, del quale riproduciamo di seguito ampi brani, "Note di storia sociale rimellese fra Quattrocento e Cinquecento"<sup>194</sup> comunicando i risultati dell'esame da lui fatto dei 44 atti notarili (pergamene) custoditi nel Museo civico di Rimella sotto il titolo "Carte antiche del Museo di Rimella dal 1396 al 1556" afferma che "la rilettura e trascrizione parziale di queste carte [...] hanno offerto la possibilità di sviluppare una serie di considerazioni sullo sviluppo della comunità rimellese fra medioevo ed età moderna vista anche retrospettivamente al confronto di quanto si è potuto ricostruire del suo Duecento e Trecento."

E prosegue: "in linea di massima si può osservare come, a distanza di molti decenni, la popolazione rimellese sia cresciuta in ogni senso sul suo primitivo nucleo caratterizzante di Walser [...]. Risulta aumentato notevolmente il numero delle famiglie i cui indici onomastici in parte confermano un rapporto di continuità coi primitivi insediamenti Walser, in parte, invece, sembrerebbero attestare fenomeni immigratori da territori e località finitime e comunque non lontane [...]. Per quanto è dato comprendere si tratta di famiglie numerose di proprietari terrieri, agricoltori e pastori e anche professionisti (ad esempio notai), fra loro abbastanza integrate da vincoli di parentela e non di rado riunite in consorzi. Su base onomastica [...] vengono definendosi in modo non sempre lineare i cognomi familiari: quelli di famiglie ancora esistenti come, oltre ai Termignone, i Ferrari, gli Ubezzi, i Calzino [...]; e di altre estinte o quasi, almeno nel Rimellese: i Maffioletti, i Fogli [...]. Cresce, dunque, il numero delle famiglie e, assai più di prima, appare articolata la loro dislocazione in frazioni e presso alpeggi e corsi d'acqua che compaiono per la prima volta nei tempi qui considerati: oltre ai toponimi Rimella e Rondo (o Rotondo), ricordati inizialmente come alpeggi, finalmente vengono testimoniate come "ville" anche le frazioni di cui è costituito il comune già operante, come si è visto nei secoli XIII e XIV, e ora retto almeno da un console (tale rappresentante della comunità rimellese, identificato in Milano fu Alberto Calzino figura nel 1479...) che esercita il suo mandato in *villa Ecclesie* (cioè a Chiesa), presso la residenza comunale. Il nucleo più frequentemente menzionato nelle carte, soprattutto per le rogazioni notarili, è la *villa Ecclesie* [...] anche come centro della vita religiosa per la presenza della parrocchiale di S. Michele Arcangelo (a.1517) di un cimitero (a.1431) e pure di una piazza (a. 1526). In proposito non si può non accennare al fatto che in Chiesa (nella frazione, N.d.R.) si concentra l'edilizia più qualificata del paese, con case porticate e loggiati, dove si svolgono le contrattazioni alla presenza di testi e notai che, nel caso del Quattrocento sono in prevalenza di provenienza fobellina [...] mentre, nel '500 sono tutti di estrazione rimellese"<sup>195</sup>.

Sempre dall'articolo del prof. Augusto Vasina apprendiamo inoltre che "accanto a Rondo (= S. Gottardo?), che viene ancora richiamato in queste carte, compaiono nuove frazioni, come il vicus (o viculus) ville Superioris (a.1451, perg. n. 2), Sella (a. 1470. perg. n. 3);

---

194 A. Vasina, *Note di storia sociale rimellese fra Quattrocento e Cinquecento*, Remmalju 1998, p.42 e segg.

195 A. Vasina, *ibid.*, p. 43; Silvia Pizzetta "Il notaio Emiliano Calcino di Rimella". De Valle Sicida n° 1/1995, pag. 275 e in Remmalju 1996, Pag.13



Roncaccio (a.1484 perg.n.12); la località Reorte in Castello (a.1517, perg.n.20); Grondo (a.1537, perg.n.32a). In ogni caso l'ubicazione dei beni fatti oggetto di contrattazione (...) risulta sempre preceduta dalla formula in territorio Rimelle, da considerare ambito di attuazione del diritto consuetudinario comunale.

Rilevato che, nella documentazione esaminata la località più frequentemente ricordata è Scarampoglio (toponimo che ricorre in almeno 12 carte) e che dall'insieme degli atti notarili esaminati si ricava "uno spaccato della vita comunitaria rimellese nelle sue espressioni individuali e sociali e nelle sue forme materiali", il prof. Vasina A. ci offre un'ulteriore messe di dati che l'economia del presente lavoro non ci consente di riprodurre e per la quale rimandiamo alla lettura diretta dell'articolo stesso, citiamo però la conclusione in cui si dice che "da più segni sembra legittimo affermare che Rimella, pur conservando alcuni dei primitivi caratteri germanici, nel '400, '500 fece notevoli passi avanti nel processo di ambientamento nel mondo valsesiano.

In questo senso, fra l'altro sembrerebbero deporre da un lato la minore pregnanza walseriana degli antroponimi rimellesi, dall'altro una significativa presenza di toponimi locali di origine germanica".

Nel libro di Bauen<sup>196</sup> sono attestate, come dati certi e indicazioni attendibili, la costruzione (1518) e la consacrazione della Chiesa a Parrocchiale (a.1528), segno della crescita di importanza della Chiesa "in villa Ecclesie" (cfr. A. Vasina, art. cit.), ma ci vengono anche offerti dati sul problema della sepoltura dei morti di Campello che dovevano essere trasportati a piedi, per un pericoloso sentiero, attraverso la Colma (*Strönerfurku*, 2000 m. di altezza ca.), per essere seppelliti nella Chiesa di appartenenza, cioè Rimella. Tale problema era grave perché i campellesi morti nella stagione invernale dovevano essere congelati nella neve nel lato nord della *Strönerfurku* per poter essere seppelliti a Rimella solo dopo lo scioglimento della neve stessa. Viene risolto, ma solo nel 1551, con la consacrazione del nuovo cimitero di *Kampel* (Campello), per cui, ci informa Bauen, il 21 aprile dello stesso anno viene utilizzato per l'ultima volta il "*Töturschte*" detto "*Obrun Balme*". Dalla stessa fonte veniamo a sapere che l'11 settembre del 1597 infine, Campello viene separato dalla Parrocchia di Rimella ed annesso a quella di Forno (Valstrona). Campello diventerà Comune indipendente da Rimella solo nel 1814.

Le notizie finora citate sulla Rimella del Quattro-Cinquecento, alcune delle quali confermate da recenti ricerche negli archivi Diocesano di Novara e civico di Varallo, contribuiscono a creare l'immagine di una comunità viva che, nonostante l'asperità del paesaggio, la durezza di un lavoro faticoso quando non pericoloso, gli ostacoli posti da una economia agro-pastorale e da condizioni di vita spesso ai limiti della sopravvivenza, ha saputo, con l'intelligenza, il coraggio, la tenacia e la disponibilità al sacrificio alimentata da uno spirito religioso profondamente sentito di tutti i suoi membri, creare una cultura ricca ed originale testimoniata ancora oggi dal numero, solidità e bellezza degli edifici sacri, in primo luogo la Chiesa Parrocchiale<sup>197</sup>, dalle case ad uso di abitazione come casa Robbo

---

196 Marco Bauen, op. cit. traduz. it. pag. 397.

197 Silvia Pizzetta "La Cappella-Ossario di Rimella", Remmalju 1994, pag. 5. "La casa a Rimella", Remmalju 1996, pag.13.

(De Robo)<sup>198</sup> che porta ancora, incisi nel legno di una architrave la data di costruzione (1593), i nomi dei proprietari e il contrassegno di famiglia, unico finora noto di quelle antiche case Walser. Ma ciò che sorprende è il numero delle persone colte che la società walser rimellese è riuscita ad esprimere, come da più fonti ci viene attestato. I dati documentati infatti si moltiplicano man mano si procede nei secoli dell'età moderna. Così ci risulta che nel '500 Rimella annoverava 24 notai di cui 13 operanti nel paese<sup>199</sup> – ma già M. Manio<sup>200</sup>, negli elenchi elaborati su ricerche d'archivio, enumera un prete rimellese nel '500, tre nel '600, una ventina nel '700, oltre a notai e causidici (37 di cui 31 operanti fra il 1539 e il 1809), avvocati, medici, veterinari, chimici, farmacisti, capitani, ingegneri [...] scrittori, pittori e scultori tutti operanti fra il Cinquecento e il Settecento.

La citazione di ogni persona, in Manio, è corredata di brevi notizie biografiche che ci permettono di conoscere anche aspetti della vita del tempo e non solo rimellese. Così veniamo, fra l'altro, a sapere che il prete rimellese don Antonio era curato di Ornavasso verso il 1528; che don Carlo Andrea Reale (Riolo) rimellese e parroco di Rimella, Vicario Foraneo, ha fatto costruire un nuovo oratorio alla Madonna del Rumore, iniziato nel 1760 e benedetto nel 1767; che don Domenico Antonio Tosseri, "sacerdote di vasta cultura, di largo cuore e di grande merito", già Parroco della Cattedrale di Novara, arciprete di Ornavasso e infine Parroco e Vicario Foraneo di Rimella, notaio apostolico, ha ideato e fatto costruire con un contributo veramente eccezionale di lavoro di tutti i rimellesi la nuova, splendida chiesa Parrocchiale (l'attuale) di Rimella. Di don Dom. Ant. Tosseri, primo dei Parroci di Rimella che ebbe il titolo onorifico di Prevosto, abbiamo notizie anche in Bauen<sup>201</sup>, specie per la questione della lingua. Dice Bauen che nel 1771 il Vescovo di Novara "trasferisce don Domenico Antonio Tosseri( .. ) il quale predicava In tedesco, da Ornavasso a Rimella e da quel momento proibisce nel modo più assoluto ai genitori della parrocchia di Ornavasso di insegnare ai loro bambini il dialetto tedesco ..." aggiungendo che "fino al 1771 in Ornavasso si predicò esclusivamente in tedesco. In quell'anno il vescovo trasferì da Ornavasso a Rimella l'ultimo prete che si sia servito del tedesco nel confessionale e nella predicazione...". Sembra infatti, come lo stesso Bauen ci informa, che Carlo Felice, re di Sardegna (1821–1831), abbia proibito l'uso dei nomi tedeschi e il dialetto tedesco, il che confermerebbe l'indicazione di Zinsli su Walser Volkstum, che in Rimella la lingua tedesca fu soppressa già nel 1829. C'informa inoltre Bauen che "il 5 luglio del 1788 viene inaugurata la nuova grande Chiesa parrocchiale edificata in sette anni dagli abitanti del luogo secondo il progetto dell'arciprete don Antonio Tosseri qui trasferito da Ornavasso". Notazione quest'ultima che ci fa riflettere e pensare a quella moltitudine di persone, discendenti dai primi coloni insediatisi a Rimella nel XIII secolo, che non saranno mai citate negli annali della storia ma che hanno reso possibili le alte espressioni artistiche e culturali della comunità rimellese con il loro quotidiano umile e silenzioso lavoro che significava, a Rimella, levate in ore antelucane (tre – quattro), specie nella stagione estiva, cura degli animali, taglio del fieno in luoghi anche dirupatissimi, cura dei

---

198 Mario Remogna, *"Casa Robbo a Sella"*, Remmalju 1993, pag. 13

199 Silvia Pizzetta, *De Valle Suicida*, op. cit., 1/1995, pag. 275.

200 Michele Manio, op. cit., Appendice, Pag. 20.

201 Marco Bauen, op. cit., trad. it., pag. 398.

piccoli orti e campi dove si coltivava quanto era possibile a quell'altitudine e necessario al sostentamento quotidiano (molto parco), sfrondata degli alberi – frassini in particolare – percorsi per impervi sentieri, i soli che allora rendevano Possibili le comunicazioni<sup>202</sup>.

Il che non ha impedito a questa gente, sia pure condizionata dall'asperità del luogo ma saldamente unita dalla comune fede cristiana e dal vincolo della lingua parlata indistintamente da tutti, uomini, donne e bambini fino all'immediato secondo dopoguerra, di essere autosufficiente, ben organizzata oltre che sensibile al bisogno di istruzione e di scuola.

Due altre figure di rimellesi vanno citate infine: padre Filippo Reale dei frati Minori francescani, uomo dottissimo e versato nelle discipline sia filosofiche che teologiche, oratore di grido e vigoroso polemista, specie contro i giansenisti, e Giovanni Battista Filippa, fondatore del Museo di Rimella che ancora oggi porta il suo nome ed è, in assoluto, il primo Museo civico della Valsesia.

Padre Reale, oltre che per l'intensa partecipazione alla vita della Chiesa e della società del suo tempo si ricorda anche per l'orazione in onore di S. Gioconda da lui pronunciata a Rimella nel 1790, in occasione del trasporto alla Chiesa prepositurale delle spoglie della Santa Martire, compatrona del paese e ancora oggi molto venerata. L'orazione fu pubblicata nello stesso anno<sup>203</sup> in un opuscolo che nel frontespizio porta un'indicazione per noi di un certo interesse. Vi si dice infatti che è stata "recitata dal Padre Lettore Filippo di Rimella (...) sul chiudersi del solenne triduo celebrato il dì 27, 28, 29 di giugno a spese de' divoti consorti rimellesi abitanti in Novara ed in Vigevano ..." La citazione richiama il tema delle confraternite e sodalizi esistenti e operanti in Rimella, ma anche fuori, fra gli emigranti rimellesi – nel nostro caso quelli di Novara e Vigevano appunto.

Ora, poiché non è possibile in questa sede procedere ad approfondimenti più ampi della storia rimellese nell'età moderna, noi scegliamo di chiudere questa breve rassegna proprio con il tema "confraternite", che richiama in qualche modo anche quello dell'istruzione e della scuola, utilizzando, nell'esposizione soprattutto i risultati delle ricerche che Rina Dellarole Cesa ha pubblicato su Remmalju<sup>204</sup> anche se importantissimo rimane il lavoro, sviluppato in chiave antropologica, del prof. P. Sibilla<sup>205</sup>. Ricerche d'archivio condotte con crescente frequenza in tempi recenti su importanti aspetti di Rimella nell'età moderna contribuiscono a mettere in evidenza la solidità sociale e la ricchezza, specie culturale, del paese allora densamente popolato persistendo la modestia dell'economia,

---

202 Ferruccio Vercellino, *Cenni storici sul tronco di strada per Rimella: Baraccone, Frazione Grondo*, Remmalju 1993, pag. 30.

203 P. Filippo da Rimella, *Orazione in onore di Santa Gioconda Martire, Milano 1790*. (L'opuscolo a stampa, purtroppo mutilo nell'ultima parte, è in possesso della Sig.na Piera Rinoldi abitante a Rimella Albergio Capio)

204 Rina Dellarole Cesa, *Luoghi pii del Comune di Rimella dell'anno 1728*, Remmalju 1996. pag. 33; cfr. F. Tonella Regis, *La parrocchia di Rimella nella cima della Valle*, in De Valle Sicida, op. cit., n°1/1995, pagg. 303 segg.

205 Paolo Sibilla, *I luoghi della Memoria – cultura e vita quotidiana nelle testimonianze del contadino valesiano G. B. Filippa 1778–1838*, op. cit., e *Una Comunità Walser delle Alpi*, op. cit.

da cui l'emigrazione cronica<sup>206</sup>, e la difficoltà e pericolosità delle comunicazioni con l'esterno specialmente nella stagione invernale.<sup>207</sup> Parlando del passato, una persona intervistata dal dott. Remogna<sup>208</sup> ha detto: "Erano tempi in cui c'era più povertà e di un pane la gente era contenta" – povertà, ripetiamo, che non ha impedito ai rimellesi di curare l'istruzione – specialmente nel Settecento – e di provvedere capillarmente (cura dei luoghi di culto, costruzione o ricostruzione in pietra – abili costruttori quali erano – delle abitazioni) alle necessità materiali ma anche spirituali della gente che allora popolava le frazioni ed era numerosa, come testimoniano i dati statistici pubblicati dal can.co Manio e dal prof. Bauen rispettivamente nel 1905 (dati dal 1631 al 1831) e nel 1978 (con dati dal 1631 al 1971). Da Manio (op. cit. pag. 31) risulta che nel Settecento le famiglie erano 200 con 874 abitanti nel 1715, e 214 con 1062 ab. nel 1703, numero che nel 1801 diventa di 1175 unità, con un crescendo rilevato anche da Bauen su dati forniti dalla Segreteria comunale di Rimella, dai quali risulta che nel 1750 il numero oscillava fra gli 800 e i 1000 abitanti, saliva ancora a 1062 nel 1783 e a 1381 (punto massimo raggiunto) nel 1831, per poi scendere progressivamente ai 362 abitanti del 1943, ai 320 del 1971 e crollare, aggiungiamo noi, ai 140 residenti del 2001.

Nell'età moderna, soprattutto nel Settecento, in questa Rimella così popolata si studiava e numerosi, ben organizzati sodalizi, funzionavano sia nel campo della spiritualità che dell'assistenza, come possiamo desumere oltre che dalle ricerche della citata R. Dellarole Cesa, anche da quelle di S. Bruno sulle visite pastorali compiute a Rimella dai vescovi Mons. Taverna, Mons. Balbis Bertone e da Mons. Morozzo Della Rocca, rispettivamente nel 1617, 1760 e 1821<sup>209</sup>. Dagli atti relativi apprendiamo che Rimella era una "cura sparsa" con "curato bono", e "populo bono", abitata da individui appartenenti al ceppo walser, "theutonici", e che una parte degli uomini era in grado di comprendere l'italiano (visita Taverna 1617). Notazione questa che ci rimanda al fenomeno dell'emigrazione, intensa specie nei mesi da marzo a ottobre che, se metteva gli uomini a contatto con il circostante ambiente neolatino, faceva gravare tutto il peso dei lavori e la cura della famiglia sulle donne, le quali invece conoscevano soltanto il "tittschu" idioma dei primi coloni walser.

Apprendiamo inoltre, fra le altre interessanti informazioni che gli atti delle visite pastorali ci forniscono su molteplici aspetti della vita quotidiana a Rimella, l'importanza della "consuetudine plurisecolare e propria dei paesi di campagna e di montagna del prete cappellano o parroco-maestro di scuola, di lettere e di principi cristiani, estesa a giovani non necessariamente avviati al sacerdozio"<sup>210</sup>. Per i rimellesi l'acquisizione di un livello almeno elementare di alfabetizzazione costituiva un elemento irrinunciabile nella formazione dei giovani, destinati in maggioranza ad intraprendere la via dell'emigrazione, e pertanto

---

206 Ferruccio Vercellino, *Emigrazione della Comunità di Rimella nel XIX secolo*, Remmalju 1991, pag.12.

207 Marco Bauen, op. cit. traduz. it. pag. 401, nn. 32, 33, ma anche P. Sibilla, *Una Comunità Walser delle Alpi*, op. cit., pag. 30 e segg..

208 Mario Remogna, *Cibo e attività agro-pastorale nella vita quotidiana di Rimella*, Remmalju 1994, pag.17.

209 Sara Bruno, *Testimonianze rimellesi nei documenti dell'Archivio storico della Diocesi di Novara*, Remmalju 1996, pag. 30.

210 Franca Tonella Regis, *La Parochia di Rimella nella cima della valle*, De Valle Sicida, n. 1/1995, pag. 312.

bisognosi di saper leggere e far di conto per poter svolgere adeguatamente il proprio mestiere, spesso di tipo artigianale e altamente qualificato, ed essere in grado di comunicare per iscritto con le famiglie rimaste in patria. A questo provvedevano sia le lezioni di Dottrina Cristiana che si svolgevano “esclusivamente nei pomeriggi festivi del periodo compreso tra S. Michele (29 settembre) e le Calende di maggio”, nonostante le precarie condizioni delle vie di comunicazione durante l’inverno”, sia il Cappellano. Fin dagli inizi del Settecento infatti, una parte delle offerte e donazioni degli emigrati fu destinata “al mantenimento del cappellano titolare del beneficio laicale posto sotto il titolo di S. Michele, al quale competevano gli obblighi di confessare, di celebrare la Messa festiva ‘in aurora’, e di fare ‘schola gratis a sei figlioli da nominarsi dalla detta Comunità per sei mesi in ciascun anno’<sup>211</sup>, scuola gratuita che già nel 1760 risultava aperta anche ad alunni “a pagamento”. Da questi dati risulta l’importanza del ruolo non solo religioso ma anche formativo dei parroci e cappellani di Rimella i quali si dimostrarono all’altezza del compito col fornire “accanto alla generale preparazione di base, anche una formazione culturale più approfondita per i giovani destinati alla professione notarile e alla carriera ecclesiastica”. Dobbiamo aggiungere però che spesso i sacerdoti-maestri di Rimella avevano studiato, oltre che al Seminario di Novara, anche in altri centri di cultura superiore. Così il cappellano Giuseppe Antonio Colombo nato a Rimella nel 1710, che aveva frequentato i Corsi di Lettere, Retorica e Teologia speculativa presso la Regia Università di Torino; così il parroco Carlo Andrea Reale, nato nel 1704, che si era formato a Casale Monferrato.

Quanto sopra detto mentre da un lato spiegherebbe l’alto numero di persone colte vantato da Rimella in età moderna, dall’altro mostra come pur nelle difficili condizioni ambientali, Rimella non è del tutto una realtà isolata dal resto del mondo, ma è con questo in un contatto spesso fecondo di conseguenze positive.

Le visite pastorali ci offrono anche notizie sulle Confraternite. Così sappiamo che nel 1617 (visita pastorale di Mons. Taverna) era attiva in Rimella la Confraternita di S. Spirito che “disponeva di terreni che producevano dieci staia di segale all’anno” e che “i priori passavano di casa in casa per raccogliere le generose elemosine in natura ...” e che “il ricavato complessivo veniva utilizzato per cuocere, il giorno dell’Ascensione, i pani da distribuire ai poveri del luogo e ai forestieri e ai cosiddetti “vicini” cioè ai membri della comunità ...<sup>212</sup>”.

Notizie più ampie su tali sodalizi si trovano nella relazione sullo stato e amministrazione dei Luoghi Pii del Comune di Rimella che nell’anno 1728 il notaio rimellese Alberto Colombo ha presentato, su richiesta, al Gran Pretore della Valsesia. Da esse appare la partecipazione della gente alla vita del proprio paese come attestano le attività delle confraternite come quella del SS. Sacramento ad es. e il funzionamento degli Oratori.

Più in particolare, sia la Confraternita del SS. Sacramento, canonicamente eretta sin dal 1625, che gli Oratori hanno propri organi di funzionamento: per il SS. Sacramento, un tesoriere, un priore e altri ufficiali che vengono cambiati ogni due anni, che amministrano i beni e sono tenuti ad un rendiconto annuale “davanti al curato e ai confratelli vestiti

---

211 Sara Bruno, loc. cit. pag. 32.

212 Sara Bruno, ibid.; F. Tonella Regis, *De Valle Sicida*, cit., pag. 313.

dell'abito turchino; per la "Carità antica dei poveri", un procuratore che annualmente dà conto dell'amministrazione davanti al parroco e al popolo della Chiesa parrocchiale, e da un collettore delle elemosine; per gli Oratori i procuratori tenutari delle Ville (frazioni) che ogni anno, a rotazione, si cambiano e i conti, dati alla presenza di tutti i terrieri, vengono riconosciuti approvati e sottoscritti dal curato del luogo. La relazione del notaio Colombo precisa inoltre che "le elemosine si spendono a beneficio e decoro di essi Oratori nei quali si celebra (ancora oggi, aggiungiamo noi) messa ogni anno nella festa del santo titolare e nelle rogazioni e alcune altre volte nell'occasione della somministrazione dei sacramenti agl'infermi e a richiesta di qualche persona devota."

Gli Oratori, distanti "in parte mezzo miglio, in parte un miglio e parte due dalla parrocchia" sono posti sotto diversi titoli e invocazione dei santi e così dislocati:

- 1) nella Villa Inferiore la Madonna della Neve
- 2) nel Roncaccio Inferiore la Madonna delle Grazie
- 3) nel Roncaccio Superiore la Visitazione di S. Maria ad Elisabetta
- 4) sopra il Pianello e Villa del Molino le Vergine Santissima dell'Annunziata
- 5) sopra la Villa del Toso (?) la Vergine Assunta
- 6) nel Graziano S. Martino e Sant'Antonio da Padova
- 7) nel Grondo S. Marco e S. Ambrogio
- 8) nella Villa dei Prati S. Nicolao
- 9) nella Villa Superiore S. Bernardo
- 10) nella Villa della Sella S. Quirico
- 11) nella Villa di Rondo S. Gottardo.

Il discorso sulle Confraternite e gli Oratori ci pone di fronte ad attività di particolare valore per capire le radici e la natura del governo del paese caratterizzato da autonomia decisionale e amministrativa e da quella interazione di autorità civile ed ecclesiastica che perdureranno ben oltre l'età napoleonica e che in Rimella, a causa del particolare isolamento, risultano particolarmente accentuate rispetto alle altre Comunità della Valsesia. La vita del paese, come ci informa il professor Sibilla, era regolata dalle decisioni che le "vicinanze" prendevano nelle rispettive frazioni in pubbliche assemblee normalmente aperte ad ogni adulto del gruppo, ma di solito precluse agli esterni, che avevano luogo nella piazza antistante l'oratorio ed erano preannunciate dal suono della campana. Tutti avevano facoltà di parola anche se le decisioni ultime spettavano solo ai terrieri. Questi a loro volta eleggevano un Tesoriere dell'Oratorio che rimaneva in carica un anno e che poteva essere riconfermato. Ad evitare che una famiglia detenesse troppo a lungo i poteri, la prassi prevista dalle norme tradizionali imponeva che si seguisse un principio di rotazione o perlomeno di alternanza, prassi seguita ancora oggi per la cura degli Oratori dai pochi rimasti ad abitare nelle frazioni. Erano eleggibili solo i maschi che avessero dato prova di probità e di perfetta conoscenza delle norme consuetudinarie e dei regolamenti riguardanti le materie di interesse pubblico. Ancora nei primi decenni del Novecento il potere locale delle vicinanze, legittimato dalla tradizione e dal consenso sociale, veniva congiuntamente esercitato dai "terrieri capi famiglia" detti "consorti" che si riunivano ancora sempre in assemblea pubblica sulla piazza davanti all'Oratorio oppure dentro in caso di maltempo o nella stagione invernale. Durante la stagione del ciclo agrario le riunioni si tenevano in scadenze fisse, ma in occasioni straordinarie o di particolare urgenza erano convocate al suono della campana. Le materie trattate erano molteplici e talvolta motivo di contrasti anche gravi contenuti però, se non superati, in un "gruppo

corporato chiuso” come Rimella dove nessuno poteva presumere di condurre un’esistenza individuale separata dagli altri. La stessa realtà ambientale, osserva il prof. Sibilla dal quale vengono tratte tutte queste informazioni, imponeva l’aggregazione di tutte le forze disponibili, soprattutto nel passato, in cui l’isolamento del paese sembrava un fatto insuperabile. Le decisioni ordinarie riguardavano l’organizzazione generale della vita della frazione, l’uso delle acque, la definizione del carico delle prestazioni personali da dedicare al lavoro collettivo indispensabile per la manutenzione delle mulattiere e dei sentieri e per la spalatura della neve praticata soltanto nelle strade cosiddette “mortuarie”, cioè quelle che erano tradizionalmente considerate sicure da possibili insidie del male ed erano percorse dai cortei in occasione di battesimi, matrimoni e funerali.

Nelle assemblee di vicinanza si prendevano misure di prevenzione della devianza (rara nella società rimellese) e a sostegno delle persone più deboli come anche per l’istruzione dei giovani. Tutto ciò era reso possibile dall’esistenza di un fondo patrimoniale, attribuito all’Oratorio, costituito da lasciti e legati di piccoli boschi e appezzamenti di terreno che, dati in affitto, consentivano di provvedere con il ricavato a modeste opere di recupero e di conservazione dei beni collettivi oltre che a sopperire ai bisogni delle persone più deboli e degli anziani in difficoltà. Il tesoriere, annualmente eletto dai consorti, era direttamente responsabile del funzionamento dell’Oratorio dedicato ad un Santo particolarmente venerato nella frazione; doveva inoltre tenere i registri contabili e incrementare sia i beni che il numerario. Ad aumentare le disponibilità finanziarie contribuiva anche la consuetudine, ancora oggi praticata, di mettere all’asta, dopo la messa, fuori della chiesa le “offerte in natura” recate dai fedeli in occasione della “festa” in onore del Santo Patrono della frazione.

Economia di sussistenza, perdurante flusso migratorio e problematiche quando non pericolose condizioni di viabilità che caratterizzano la vita rimellese del Sei-Settecento, costituiscono lo scenario di fondo della storia di Rimella nell’Ottocento e buona parte del Novecento<sup>213</sup>. Da recenti ricerche possiamo ricavare notizie utili per definire, quella rimellese, un’economia di sussistenza fino a tutta la prima metà del Novecento e poco oltre. Essa appare fondata in primo luogo sull’allevamento del bestiame e la lavorazione dei prodotti animali, in particolare l’attività lattiero casearia attuata con tecniche e modalità che si protraggono quasi invariate nel tempo fino al XX secolo inoltrato. Segue la coltivazione, dove possibile, dei cereali – fra i quali la segale sembra fosse meno rara fino all’Ottocento – oltre ai legumi e ortaggi coltivati allora, come ancora oggi, nei piccoli orti ricavati a fatica dal terreno adiacente o vicino alla casa di proprietà. Importantissimi in questa economia fino a tempi molto vicini, la cura dei prati, lo sfalcio dell’erba, la sfogliatura degli alberi, in particolare frassini, e la raccolta delle foglie secche di faggio. Fino a non molto tempo fa il paesaggio era caratterizzato da ampi, anche se ripidi, prati curatissimi, oggi sostituiti dai boschi che avanzano in stretto rapporto con il calo della popolazione.

Di fronte all’invarianza dell’allevamento e della produzione lattiero casearia, sono le culture e conseguentemente il modo di alimentarsi che cambiano invece con l’introduzione

---

213 M. Remogna, *Cibo e attività agro-pastorale nella vita quotidiana*, Remmalju 1994, pag. 17 e segg.

(XVII–XVIII secolo) della patata che i rimellesi coltivano ancora oggi in piccoli appezzamenti di terreno. Quanto altro era necessario all'alimentazione (mais per la polenta, sale, riso) doveva essere importato dalla pianura, da Varallo in primo luogo. Varallo che a quei tempi si raggiungeva con 6 ore di cammino per sentieri anche molto pericolosi e sotto l'incombente minaccia di valanghe nella stagione invernale e di alluvioni sempre. Le merci di scambio per la Rimella di allora erano "butirro, formaggio, cuoi, e vitelli piccoli nati da pochi giorni" come ci informa la relazione che nel 1828 il notaio Michele Cusa ha redatto per la Vice-Intendenza di Varallo.<sup>214</sup> In detta relazione risulta inoltre che "la lana si fila in paese e per la massima parte in panno grossolano detto mezzalana che serve a vestire molti individui d'ambo i sessi del paese". Interessanti anche le notizie sulla popolazione che "alla fine del 1817 era di anime n°1035. I maschi nati nel decennio compreso fra il 1° gennaio 1818 e tutto Xbre 1827: n°218; morti 118; eccedente: 100. Femmine nate in detto decennio: n°192; morte 142; eccedente: 50. Eccedente totale: 150; totale al termine del 1827: anime 1185". Rileva inoltre il Cusa che un buon terzo degli uomini dai 14 ai 50 anni emigra a Novara e Vercelli per esercitare le professioni di "oste, bottigliere, cuoco, cameriere e brentatore" mentre muratori e falegnami, "onde supplire alla mancanza di prodotti indigeni e pel mantenimento delle loro famiglie", lavorano a Fobello e a Campello. Cusa attribuisce l'aumento della popolazione di Rimella in quel tempo al fatto che l'emigrazione era diretta verso luoghi vicini o relativamente vicini al paese. Sottolinea però anche due fatti che rafforzano l'idea di Rimella come comunità ordinata e solidale: il buon costume e l'economia di molti abitanti, l'indole pacifica specie dei giovani che sarebbero adatti, dice, agli studi se avessero i mezzi per applicarvisi, e il fatto che le persone d'ambo i sessi sanno quasi tutte leggere e scrivere. Una società quindi – se si eccettua "qualche piccolo furto di piante, di commestibili, o altri piccoli oggetti e qualche risse senz'armi, casi che in un decennio non superavano la ventina" – ordinata e solidale i cui abitanti, in particolare le donne, avevano una decisa inclinazione al lavoro. Alla voce arte e mestieri si ricordano in Rimella due sacerdoti, un diacono, un notaio, un pittore pensionato di S.M. a Roma e, passando agli artigiani, 30 muratori, 20 falegnami, 4 sarti, 2 tessitori e 1 calzolaio senza contare le persone impegnate nei 4 mulini del cantone Grondo, due dei quali a 2 macine e tre a una sola. Un'economia di sussistenza che si trasmette pressoché immutata nel tempo oltre che per la tipologia del territorio, in buona parte improduttivo, per le pessime condizioni della viabilità dovute, come già detto, a valanghe e inondazioni, ma anche a frane e smottamenti. Nel 1837 un primo tratto del percorso che collegava Rimella a Varallo fu trasformato in sterrata utilizzabile anche per il transito dei cavalli, ma solo nel 1866 venne aperta al traffico la prima carrozzabile nel tratto Varallo-Baracccone, e verso la fine del secolo nel tratto Baracccone-Grondo, la prima frazione del paese che rimase capolinea del percorso per oltre mezzo secolo. Nell'immediato secondo dopoguerra fu progettato e lentamente, ma molto lentamente, costruito il tratto tra Grondo e Chiesa, che fu raggiunta il 14 luglio 1869 per proseguire poi, diramandosi, fino a toccare tutte le frazioni, eccetto S. Anna, dislocata nella parte alta del corso del Lanwasser. Oggi la strada c'è, ma la gente non c'è quasi più.

---

214 A. Lovatto, *Notizie statistiche concernenti la Comunità di Rimella 1828*, Remmalju 1999, pag. 8 e segg.



Sul finire del Settecento l'età contemporanea si apre dunque con una Rimella popolosa, abitata da gente che si autogovernava con le strutture civili e religiose di cui si è già parlato, dotata di una chiesa fra le più belle se non la più bella della Valsesia, di numerosi altri edifici sacri, testimonianza dello spirito religioso dei rimellesi<sup>215</sup>; di scuole funzionanti, oltre che di uno strumento culturale eccezionale per quei tempi, il Museo G. B. Filippa.

Vivaci anche l'attività agro-pastorale, seppure insufficiente a sostentare tutti, base dell'economia del paese, e quelle artigianali – al Grondo funzionavano segherie e mulini – e commerciali in loco e fuori<sup>216</sup>, le vie di comunicazione inadeguate, spesso pericolose, alto il tasso di emigrazione nei paesi vicini e all'estero, ben distribuite nelle diverse frazioni case e casere, vero monumento alla sapienza costruttiva e al buon gusto della popolazione, le quali ancora oggi contribuiscono ad ingentilire un paesaggio dal punto di vista geologico aspro e selvaggio.

Il periodo qui considerato si chiuderà, invece, sul finire del XX secolo con un'immagine del paese di tutt'altro segno, caratterizzata dallo spopolamento, dalla chiusura delle scuole locali<sup>217</sup> e da altri fenomeni che già Bauen negli anni '70 aveva osservato e descritto<sup>218</sup>.

Consacrando nel 1788 la nuova parrocchiale il vescovo di Novara mons. Balbi Bertone usò l'appellativo di "basilica" nel presentare la nuova chiesa. Ricca di preziose opere in marmo e in legno, e di pitture. Nel 1862 la chiesa fu dotata di un organo costruito dai F.lli Mentasti di Novara, recentemente (1997) fatto restaurare dall'infaticabile e benemerito parroco don Giuseppe Vanzan col contributo finanziario della Soprintendenza per i Beni Artistici e Ambientali di Torino (£. 50.000.000) e di fondi raccolti con le offerte della Comunità di Rimella (£. 30.000.000).

Tralasciando altri particolari sul valore artistico della costruzione<sup>219</sup>, noi qui vogliamo sottolineare ancora una volta lo spirito religioso del popolo rimellese che ha contribuito col lavoro di tutti e con altri mezzi alla sua realizzazione, così come a quella degli altri edifici sacri, Oratori, cappelle e cappelle costruiti tra il Sei-Settecento e sparsi<sup>220</sup> nelle diverse frazioni e lungo i praticati sentieri: una specie di "Biblia pauperum" sia per le numerose scritte di invocazione sia per il richiamo ai testi sacri i quali, anche se riprodotti in latino, erano compresi dalla gente che ne conosceva il significato avendolo chiarito durante le lezioni di catechismo, a scuola, durante le sacre funzioni in chiesa e anche nella propria famiglia essendo l'analfabetismo a Rimella cosa rara. Rimandando a più oltre un discorso sul Museo, diremo qui che a Rimella le scuole allora c'erano e funzionavano. Sul tema disponiamo di informazioni ricavate da un articolo di A. Lovatto che riproduce integralmente un documento stilato nel 1829 dal notaio rimellese Michele Cusa; da un ar-

---

215 L. Rinoldi, *Manoscritto* cit.

216 Alberto Lovatto (a cura di), *Notizie statistiche concernenti la comunità di Rimella: 1828*, Remmalju 1999, pag. 8

217 Piergiorgio Vasina, *La cosa pubblica a Rimella*, Remmalju 1995, pag. 32

218 Marco Bauen, op. cit., pagg. 29 e 31

219 C. Debiaggi, *S. Michele, la chiesa parrocchiale di Rimella*, in Remmalju, 1999, pag. 25

220 Rita Dellarole Cesa, *La memoria e il tempo. Mastri costruttori a Rimella*, Remmalju 1997, pag. 45

ticolo di M. Remogna e da quello di F. Vercellino,<sup>221</sup> apparsi rispettivamente su Remmalju 1999, 1995 e 1994. Dal documento Cusa, pubblicato da Alberto Lovatto, sappiamo che a Rimella “vi è una scuola in cui si insegna il leggere, lo scrivere, la lingua italiana, gli elementi dell’aritmetica e della latinità. Essa è frequentata da 40 e più fanciulli che fanno progressi a vista d’occhio, ed è diretta dal signor Gio. Ubezzi che ha fatto plausibilmente il suo corso di filosofia. Se si dicesse che al presente la scuola di Rimella non invidia nessuna di quelle della Valsesia né per il metodo né per la direzione né per l’ordine e la stessa simmetria estrinseca, non si farebbe nessuna esagerazione<sup>222</sup>”. Questi dati rispecchiano la situazione nel 1828.

Dall’articolo di Remogna, ricchissimo di altri dati, stralciamo e riproduciamo, citando liberamente, solo alcune informazioni<sup>223</sup>. Su questa base veniamo a sapere, che i bambini a S. Gottardo erano 29 “tutti in una stanza”, che si scaldavano con la legna del comune che i genitori tagliavano e portavano a gerle, a turno; che la “maestra era Teresa Cusa, che era brava e che poi andò a fare da perpetua a don Vasina”. Veniamo informati inoltre che “la scuola era rurale, istituita dal Comune con il contributo statale” e che nel 1927 i ragazzi si ritenevano fortunati di avere “un maestro ‘vero’ cioè diplomato[...], mentre ai tempi dei [...] nonni l’insegnamento era impartito per lo più da donne volonterose autorizzate ma non diplomate (uso corrente nelle zone rurali). Il catechismo (chiamato “dottrina”) veniva insegnato dal sarto Rinoldi e da pie donne, spesso di sabato, stando a gruppi in Chiesa, davanti ad un altare, con una verifica successiva del Parroco”.

Ultimo rilievo, già da noi riportato, ma confermato da statistiche relative alla metà del XIX secolo e contenute in un quaderno manoscritto esposto al Museo Filippa: “le persone d’ambo i sessi sanno quasi tutte leggere e scrivere”.

Più in generale e considerando la vita del paese nella sua globalità, possiamo notare che l’avvicinarsi nel Sette-Ottocento di dominazioni diverse – i Savoia, la Francia rivoluzionaria e napoleonica e ancora il Regno Sardo, poi Regno d’Italia – non sembra abbia inciso sensibilmente sul tradizionale sistema di vita rimellese. Qualche traccia di quelle dominazioni è conservata ancora nel Museo di Rimella e trapela da uno dei racconti in tittschu pubblicati da Bauen che narra di una tassa sul sale e di una ribellione del popolo espressa con l’issare “un berretto rosso in cima ad un bastone”. Il re, per questo, avrebbe dato l’ordine di “mettere a ferro e a fuoco il paese”, ordine fortunatamente non eseguito. Ma i nemici più pericolosi per Rimella erano il fuoco e i fattori meteorologici: l’acqua e la neve. Nell’Ottocento si verifica infatti un numero impressionante di incendi, di alluvioni e di valanghe. Gli incendi distruggono il municipio (1813) – già andato a fuoco una volta nel 1697 – con tutti gli archivi e intere frazioni – Chiesa nel 1818 e Prati (*En Matte*) nel 1853 – distruggendo nel contempo documenti e le antiche case walser costruite col sistema *blokbau* in legno su una base di pietra. Gravi anche le alluvioni. Memorabile quella

---

221 Ferruccio Vercellino, *Cenni sui documenti d’archivio relativi alla scuola elementare di Rimella*, Remmalju 1994 pag.37

222 Alberto Lovatto, *Notizie statistiche concernenti la Comunità di Rimella: 1828*, cit.

223 Mario Remogna, *Storie di bambini di montagna*, Remmalju 1995, pag. 27

del Landwasser del 27 agosto 1834 che ha minacciato di distruggere l'intera frazione Grondo. L'alluvione del 1880 ha spazzato via in località ai Molini (*Tse Mijene*) un intero gruppo di case walser poi ricostruite in pietra, e quella del 1900 ha distrutto il ponte costruito forse 400 anni prima in località detta "delle due acque" perché alla confluenza del Landwasser nel Mastallone. Rimane sempre incombente il pericolo delle valanghe dal tardo autunno all'inizio della primavera. Alcune sono rimaste memorabili sia per il volume della neve caduta sia per le vittime provocate, come ad esempio quella, testimoniata da sei croci di ferro, due più grandi e quattro piccole, alla frazione Prati. Caduta in un imprecisato inverno anteriore al 1861 ha causato la morte di un'intera famiglia. Lungo i sentieri praticati dai rimellesi fino a qualche decennio fa, si incontravano molte di queste croci a ricordo di morti tragiche avvenute. E la serie dei casi più gravi sarebbe lunga. L'inverno del 1887/88 ad es. rimarrà negli annali della meteorologia per la durata, la frequenza e la quantità della neve caduta. Non ci sono state vittime ma Rimella, che allora contava più di 1000 abitanti, rimase per lungo tempo completamente isolata. In tempi più vicini a noi, nel 1973/74, si è calcolato che la neve caduta complessivamente fra il tardo autunno del '73 e la primavera del '74 abbia superato nella frazione di S. Gottardo gli 8 metri di altezza; osserviamo però che da allora il fenomeno si è progressivamente attenuato. Fenomeni che non sono senza conseguenze per l'economia del paese a definire la quale può essere utile il giudizio espresso nel 1840 da un osservatore esterno: "la produzione del suolo, scarsamente irrigato da fontane e ruscelli, non sono che boschi, pascoli, fieno e patate. Di commercio non havvi che risparmi del prodotto del bestiame".<sup>224</sup> Ma allora "c'era più povertà e di un pane la gente era contenta".

La modestia dell'economia che perdurava nonostante la costruzione della nuova strada Varallo-Rimella, non ha impedito comunque ai rimellesi di avere nell'Ottocento scuole elementari funzionanti in ben 3 frazioni – a Chiesa, S. Gottardo e S. Antonio – con 4 classi e di istituire nel 1837 la classe V; e neppure di provvedere nel 1862/63 alla sostituzione nella chiesa parrocchiale del vecchio, deteriorato organo con uno nuovo costruito dai F.lli Mentasti di cui abbiamo detto<sup>225</sup>. Così non ha impedito la prosecuzione di un'intensa attività edilizia (conservazione, ristrutturazione o costruzione di ponti, case ed edifici sacri) affidati in prevalenza a mastri costruttori rimellesi.<sup>226</sup> Nell'Ottocento continua l'emigrazione maschile diretta anche all'estero ma va detto, come osserva Remogna, che se la maggioranza della popolazione ricavava ancora di che vivere dalla modesta proprietà agricola e dalla lavorazione dei prodotti lattiero caseari, una voce sia pur magra del bilancio della famiglie riguardava proprio l'emigrazione maschile. Essa oltre che di mettere a frutto le abilità di muratori, boscaioli, minatori, proprie dei rimellesi, di svolgere altri mestieri come brentatori, osti, camerieri, permetteva di offrire, individualmente o associati, un consistente apporto economico non solo alla famiglia ma anche all'educazione dei giovani, al restauro e abbellimento dei luoghi di culto e alle opere di carità.

---

224 M. Remogna, *Cibo e attività agro-pastorale della vita quotidiana di Rimella*, Remmalju 1994, pag. 18

225 A. Sacchetti, *L'organo antico della Chiesa prepositurale di Rimella: una risurrezione annunciata*, Remmalju 1998, pag.5

226 cfr. R. Dellarole Cesa, cit., Remmalju 1997, pag.45

Questa era un'altra voce importante dell'economia dei rimellesi che per lunga tradizione si prendevano cura dei vecchi e dei membri più deboli della comunità. Parecchi erano i rimellesi affetti da menomazioni fisiche o psichiche, forse anche a causa dell'endogamia diffusamente praticata ma anche della pericolosità del lavoro e dell'ambiente.

Concludendo possiamo dire che anche il XIX secolo si chiude con un quadro di Rimella tutto sommato positivo per popolamento, autogoverno, ordine e coesione interna, ma si chiude anche con un avvenimento eccezionale: la visita della Regina d'Italia Margherita di Savoia. La cronaca dell'avvenimento ci è tramandata da un foglio di semplice quaderno di scuola manoscritto e conservato nel Museo di Rimella. La descrizione ci presenta un paese in festa che riceve la sua Regina alla Madonna del Rumore sotto un arco di fronde e fiori, con un coro di 60 ragazze vestite con il bellissimo costume locale. La Regina viene poi accompagnata alla frazione Chiesa per l'incontro ufficiale con la popolazione.

Tenendo presente che i temi dell'emigrazione,<sup>227</sup> della viabilità e comunicazioni,<sup>228</sup> delle case di abitazione,<sup>229</sup> sono diffusamente trattati sulla rivista Remmalju e nelle altre opere da noi già citate, possiamo ora a considerare Rimella nel XX secolo fino agli ultimi decenni che è storia, o meglio cronaca, della comunità rimellese attuale.

Il secolo XX si apre con un'immagine positiva del paese ma si chiude con un quadro di tutt'altro segno anche se non privo di luci di speranza per la volontà di pochi, coraggiosi e intraprendenti, impegnati a fare quanto possibile per la rinascita del paese a partire dal salvataggio della lingua e della cultura, che è quanto dire dell'identità del rimellese, in forme e modi già in atto e altri tutti da inventare. Questo a dispetto dell'indifferenza indotta, specie nei giovani, dal processo mediatico di omologazione che conduce al disinteresse per la politica e per la partecipazione attiva ai problemi della comunità diffusi nella società odierna e proprio l'opposto di quanto praticato nei secoli dai Walser rimellesi.

Il paese continua, almeno fino all'immediato secondo dopoguerra, come un'isola non solo dal punto di vista linguistico (il titschu è ancora universalmente parlato) ma anche sociale, con un'amministrazione regolata dalle leggi dello Stato ma anche, specie per quanto riguarda l'economia agro-pastorale, dal preesistente secolare diritto consuetudinario. Questo suo carattere di comunità "separata" e non facilmente accessibile, ha fatto sì che gli eventi di portata nazionale ed internazionale della prima metà del Novecento, incluse la crisi degli anni Trenta, non abbiano intaccato ritmi di vita ed un'economia che sia pure ai limiti della sussistenza e nella condizione geofisica molto aspra che conosciamo, continuava a basarsi sulle modeste risorse locali con tecniche e mezzi collaudati da secoli. Questo almeno fino al 1944 quando la popolazione stessa del paese si è trovata direttamente coinvolta negli eventi bellici. In seguito, "l'avvento della civiltà industriale e la dissennata penalizzazione dell'attività agro-pastorali hanno condannato Rimella [...]"

---

227 F. Vercellino, *Emigrazione della Comunità di Rimella nel XIX secolo*, cit., Remmalju 1991, pag. 12

228 S. Pizzetta, *Le case walser di Rimella*, Remmalju 1999, pag. 33

229 P. Vasina, *La cosa pubblica a Rimella – Problematiche e speranze di un Comune di alta montagna*, in Remmalju 1995, pag. 32

ad uno spopolamento ben diverso da quello dei secoli scorsi e che ha avuto caratteri drammatici<sup>57</sup> resi evidenti soprattutto da un segnale: la chiusura negli anni Novanta “causa denatalità e alti costi” prima della Scuola Media poi delle Elementari già così fiorenti nel paese.

Attualmente i bambini abitanti stabili a Rimella sono tre, due in età scolare e un infante. I dati anagrafici del Comune per 1989 parlano chiaro: abitanti 215; nati 3; morti 6.<sup>230</sup> Ma la partecipazione della gente alla vita del paese è ancora alta se le elezioni per il rinnovo del Consiglio Comunale svoltesi nel maggio dell’anno successivo mostrano un 76% di votanti.

Tornando al primo Novecento è possibile rilevare nel “gruppo corporato chiuso rimelleso” segni di maggiore apertura e relazione col mondo esterno a partire dall’inaugurazione nel paese di un albergo. In Valsesia, dove già nel secondo Ottocento si era scoperto nel turismo basato sulla bellezza dei luoghi una nuova fonte di reddito, si erano costruiti molti alberghi nelle zone montane più ricche di attrattiva. Seguendo questa traccia i coniugi rimellesi Virginio e Maria Fontana aprirono nel 1913 l’albergo che avevano costruito in pieno sole nella frazione Chiesa. Nei loro auspici l’albergo che porta ancora oggi il loro nome, doveva diventare “*l’albergo reclam di questo Comune*”.<sup>231</sup> Scorrendo le osservazioni e i commenti segnati dai clienti sul registro, o “Album dell’Albergo” è possibile, di riflesso, passare in rassegna gli eventi più significativi per il paese fino al 1950 circa, con un intervallo di silenzio sul 1943–44. Scorrono così davanti ai nostri occhi la partecipazione dei giovani rimellesi alla prima guerra mondiale e il ricordo doloroso dei caduti; l’inaugurazione del nuovo concerto di campane nel 1924; il fascismo richiamato dall’apposizione alle date di un numero romano a significare l’Era Fascista; qualche lapidario accenno agli anni Quaranta, come il disegno di una svastica con inscritto un fascio littorio con il motto “*Usque in finem*” e la scritta “*Vincere*” seguita da un commento evidentemente postumo “*e infatti...*”. Quasi nulla invece sul 1943–44 eccetto una data e un’espressione significative per la Resistenza in cui il paese si è trovato coinvolto: “*2/1/1944, ultimo del fascismo, Franco il Ribelle*”. È la data dell’occupazione del paese da parte dei partigiani di Moscatelli.

Gli anni Trenta passano senza scosse per Rimella e per il piccolo albergo che registra però nell’Album anche qualche lamentela perché “*la strada è ripida e faticosa, manca ancora la luce elettrica*”. Già sappiamo che la carrozzabile si fermava alla frazione Grondo. Per la luce elettrica va detto che negli anni Trenta per iniziativa dell’avvocato Giuseppe Ubezzi è stata costruita al Grondo una piccola centrale per la produzione di energia elettrica utilizzando le acque del Landwasser. L’Azienda elettrica municipale fu gestita dalla famiglia Ubezzi della frazione Chiesa fino all’allacciamento alla rete regionale avvenuto nel 1967.

Altre fonti ci informano più in particolare sugli anni Trenta e sul coinvolgimento di Rimella nel conflitto.

---

230 *Dal Municipio*, Remmalju 1990, pag. 16

231 E. Fontana, *Album dell’Albergo Fontana*, Remmalju 1993, pag. 7 e segg.

Per gli anni Trenta dobbiamo notare una serie di provvedimenti relativi alla scuola: con deliberazione podestarile del dicembre 1927, V Era Fascista, si stabilisce di dedicare il nuovo edificio scolastico in via di ultimazione ai “Caduti per la Grandezza della Patria” e di far apporre sulla facciata una lapide con i nomi degli Eroi, fregiata dallo stemma sabauda e dall’emblema del Fascio Littorio. Una delibera podestarile del marzo 1930 conferisce l’incarico di “maestra elementare” nella frazione S. Gottardo alla rimellese Teresa Cusa. Nel 1937 un’altra delibera podestarile del mese di dicembre istituisce la V classe elementare in Rimella precisando che detta classe deve essere dotata di carte geografiche di tutti i Continenti nonché di quelle dell’Africa Orientale.<sup>232</sup>

Ma è stata la guerra a sconvolgere la vita del piccolo paese seminando paura e terrore nel 1944 quando Rimella si è trovata nel mezzo della lotta fra i partigiani di Moscatelli e i nazifascisti. Occupata prima dagli uni poi dagli altri, è stata oggetto di un bombardamento, fortunatamente senza vittime, nel marzo 1944, ma ha corso il rischio, successivamente, di essere messa a fuoco per rappresaglia dai fascisti che l’avevano occupata a loro volta e si è salvata grazie all’intervento del coraggioso parroco di allora, don Giuseppe Buratti prematuramente deceduto nel 1949, del quale i rimellesi conservano grata memoria. È rimarchevole il fatto che il rimellese professor L. Rinoldi abbia portato a termine proprio nel 1943 il suo manoscritto sulla storia di Rimella.

Quanto sopra delineato si svolge in un quadro politico che potremo definire lineare. Ciò che in altri paesi del mondo e nell’Italia stessa contrassegnava drammaticamente la vita politica – lotta di classe, lotta fra i partiti – a Rimella aveva scarsa risonanza. Rileva A. Lovatto che “l’attaccamento alla Chiesa era certamente espressione del radicamento dei valori tradizionali. Gli atteggiamenti anticlericali, esplicitamente espressi così come posizioni politiche che tendevano verso un forte rinnovamento sociale, erano certamente minoritarie nella comunità rimellese tra guerra e dopoguerra”. E a conferma cita i risultati del 2 giugno 1946 in cui “vengono espressi 212 voti per la Monarchia e 130 per la Repubblica”. Sempre attenendosi ai risultati elettorali rileva inoltre che “l’adesione ai partiti cattolici era, a Rimella, notevole. Nel 1946 la Democrazia Cristiana raccolse il 57% dei consensi e nell’elezione del 18 aprile 1948 raggiunse addirittura il 70%.”<sup>233</sup>

La situazione socio-economica del paese rimane caratterizzata da grande povertà. Già nel 1930 in una relazione inviata al Prefetto di Vercelli veniva evidenziato come la situazione finanziaria del Comune di Rimella fosse preoccupante e dipendesse essenzialmente dal fatto che le spese ordinarie erano coperte con fondi straordinari e che era impossibile aumentare le entrate. La situazione appare ancora più grave nell’esposto inviato, sempre al Prefetto di Vercelli, in data 17/5/1946 dal Sindaco di Rimella Serafino Vasina allo scopo di ottenere agevolazioni per il paese. Nel testo, pubblicato integralmente su Remmalju,<sup>234</sup> si dice che la popolazione da 965 abitanti nel 1922 è scesa a 665 e che la car-

---

232 F. Vercellino, *Cenni sui documenti di archivio relativi alle Scuole Elementari di Rimella – Anni 1943–1947*, Remmalju 1994, pag. 37

233 A. Lovatto, *Placò gli urti, salvò gli altri. Ricordando don Giuseppe Buratti Parroco di Rimella dal 1942 al 1949*, Remmalju 1997, pag. 35

234 F. Vercellino, *Rimella, un’attesa senza fine. Considerazioni su un documento del 1946*, Remmalju 1995, pag. 37 e segg.

rozzabile che la collega a Varallo è sempre ferma al Grondo, per cui le frazioni sono raggiungibili soltanto per erti sentieri e alcune, come S. Anna e S. Gottardo, con ben due ore di cammino. La scuola di S. Gottardo chiusa e i ragazzi costretti a percorrere sentieri pericolosi, causa la neve e le valanghe, per assolvere l'obbligo scolastico alla frazione Chiesa. Si fa presente inoltre che "il bilancio comunale basa essenzialmente sulla tassa bestiame che lassù si applica in modo forzatamente gravoso [...], l'annata agraria si riduce a pochi mesi e ha per prodotto solo patate e un taglio di fieno che non si fa prima di giugno [...]. L'inverno scorso fu particolarmente rilevante per la neve caduta e Rimella fu per diversi mesi bloccata senza viveri perché la Sepral si rifiutò di provvedere generi alimentari di riserva". Dopo aver ribadito che le famiglie, anche numerose con 6/7 figli, per sfamarsi vivono solo di polenta e di riso e che sul caro vita incidono le spese di trasporto, il Sindaco chiede "1°: l'abolizione dell'imposta sui redditi agrari; 2°: il beneficio della maggiorazione sulle imposte erariali; 3°: la costituzione di un magazzino di riserva di generi alimentari per le necessità invernali; 4°: soccorso in denaro o in natura per le famiglie numerose e per i vecchi e inabili agricoltori che non sono più in grado di fare un lavoro redditizio [...]". Questo, secondo la testimonianza di un rimellese come il Sindaco Vasina, il quadro con cui Rimella si apre alla storia della seconda metà del secolo scorso. Ma in questo quadro così negativamente connotato continuava a vivere e a operare con ritmi di lavoro e tecniche collaudate da secoli di esperienza una gente ancora saldamente unita dalla lingua, il tittschu, che tutti parlano, dalla comune fede cristiana, dall'attaccamento alle proprie tradizioni e al proprio paese. La vita insomma ferve ancora nelle frazioni, nei campi, nei prati, nei boschi, negli alpeggi, lungo il torrente. Al Grondo, nella casa del "Presti\_o" (\_ sic!) si cuoce ancora il pane e il mulino macina ancora il mais per la farina con cui fare il *magru*.

Nella seconda metà del secolo tutto ciò va scomparendo lentamente ma inesorabilmente – anche in rapporto al calo della popolazione scesa dai 431 abitanti del 1961 ai 140 del 2001 – per lasciare il posto a forme di vita e attività diversamente impostate e con coraggio intraprese nonostante il persistere dei tradizionali pericoli come il fuoco, la neve e le alluvioni. Nel 1960 infatti il Municipio, che accoglie anche la scuola, viene nuovamente e completamente distrutto da un incendio con tutti i documenti. La Giunta Comunale (sindaco Giovanni Termignone) stanziava immediatamente i fondi per la costruzione di un nuovo edificio che dovrà accogliere, con la scuola, anche un ambulatorio medico; l'opera sarà possibile anche per l'aiuto, continuo già negli anni Cinquanta, dell'On.le Giulio Pastore. Nel 1961 un'alluvione distrugge il ponte della Madonna del Rumore che sarà ricostruito in tempi brevi grazie all'impulso dato al paese dalla costituzione in Rimella, nell'agosto di quell'anno, di una Pro Loco. Anima dell'iniziativa l'Avv. Luigi Ottone che riteneva tale associazione necessaria alla rinascita e allo sviluppo del paese. Diceva che per salvare la montagna bisognava renderla vivibile "con tutte le infrastrutture necessarie per una vita meno sacrificata e non, naturalmente, portare in montagna ciò che poteva rovinare la sua originalità e naturalezza".<sup>235</sup>

---

235 E. Bovio, *Avv. Luigi Ottone – Pro Loco di Rimella*, Remmalju 2002, pag. 23

Il problema delle infrastrutture era complesso: c'era il ponte alla Madonna del Rumore da ricostruire; c'era la carrozzabile dal Grondo alla Chiesa da far proseguire oltre alla Villa Inferiore dove era ferma; c'erano i problemi dell'acquedotto, dell'elettrodotto (l'allacciamento alla rete regionale avverrà per Rimella nel 1967), del telefono e quello dell'incentivazione del turismo. Per usufruire dei contributi per poter realizzare le proprie finalità, la Pro Loco di Rimella si iscrive all'Ente Provinciale del Turismo. Non solo, ma l'avvocato Ottone in rappresentanza della Pro Loco e in collaborazione con l'Amministrazione Comunale cui lo legava un ottimo rapporto, cominciò a portare, sempre con l'aiuto dell'On. Pastore, i problemi di Rimella al Ministero dei Lavori Pubblici oltre che alla Prefettura, all'Amministrazione Provinciale e al Genio Civile di Vercelli, al Consiglio della Valsesia, Comprensorio di Bonifica Montana. Ma non basta, perché a queste iniziative va aggiunto il primo grande incontro di Walser organizzato in Rimella il 15 settembre 1964 con la partecipazione di delegazioni di tutti i luoghi Walser della Svizzera, del Vorarlberg, del Liechtenstein e del Piemonte. Tralasciando le molte altre iniziative nel campo della prevenzione ed informazione sanitaria e quelle volte a valorizzare le tradizioni religiose e il bellissimo costume rimellese, dobbiamo ancora qui rilevare l'apertura in Rimella, sempre nel 1961 e accanto alle scuole elementari, di una Scuola Media, prima come corso di ascolto televisivo poi come scuola regolare distaccata dalla Scuola Media di Varallo dove i ragazzi andavano a sostenere l'esame di licenza alla fine del triennio. Sono gli anni in cui si intensificava l'interesse dei glottologi svizzeri per il tittschu rimellese e (1965) il professor M. Bauen iniziava il pluriennale lavoro di ricerca su questa lingua.

Nel 1969 termina la ricostruzione del Municipio concepita in modo moderno e anti-incendio. L'edificio ospiterà anche la scuola, l'ufficio postale e l'ambulatorio per il medico che vi si recava settimanalmente.

Nel marzo 1971 un'eccezionale nevicata isola Rimella per molti giorni interrompendo linee elettriche e telefoniche. Il fenomeno si ripete l'anno successivo sempre fra marzo e aprile con neviccate di oltre tre metri che tagliano il paese fuori dal mondo per un mese e mezzo, interrompendo ancora linee elettriche e telefoniche e rendendo impossibile per tre settimane ogni comunicazione con la frazione di S. Gottardo. Era parroco in quel tempo don Angelo Fortina che pensò di dover assicurare le comunicazioni mediante un ponte radio. Ma pensò anche, dopo aver notato il continuo esodo di giovani che, raggiunta la maggiore età, lasciavano il paese per cercare lavoro altrove come muratori, camerieri, cuochi, di dare loro lavoro in paese.<sup>236</sup> Fu così che nacque nel luglio del 1976 la Società cooperativa *Mettjene Chilcho s. r. l.* per cablaggi elettronici in merito a bilance per uso chimico – farmaceutico e simili per la ditta Gibertini di Novate Milanese. La piccola fabbrica nei momenti di maggior sviluppo ha dato lavoro fino ad una ventina di giovani rimellesi, ridotti ad una decina negli ultimi tempi. Dopo i faticosi inizi nei locali della casa prepositurale di Rimella, la fabbrica ha oggi una sua sede in un edificio nuovo inaugurato nel 1979. L'iniziativa, che non è riuscita tuttavia né a fermare l'esodo dei giovani dal paese né ad impedire negli anni Novanta la chiusura delle scuole, può essere

---

236 A. Fortina, *Mettjene Chilcho s. r. l. in Rimella*, Remmalju 1992, pag.29



considerata il segno del nuovo corso dell'economia del paese avviato, come sembra, anche ad attività imprenditoriali come il recente accordo del Comune con la Landwasser s. r. l. per la produzione di energie elettrica sfruttando le acque dei due torrenti rimellesi e verso il turismo. Viene meno infatti ogni giorno la pastorizia, già nerbo dell'economia del paese, e ridotta ormai, nella stagione estiva, a tre alpeggi governati esclusivamente da donne, dove si produce però ancora ottimo burro, formaggio e ricotta. Viene meno con la pastorizia anche la fienagione e la cura dei prati sostituiti in misura crescente dal bosco che, sulla riva destra del Landwasser e, ad eccezione di un fazzoletto di prato tagliato ancora dalla fedelissima Delia R., lambisce ormai il torrente e si mangia gli antichi sentieri che dal Grondo salgono all'Agaatsu e alla Res.

Il futuro di Rimella sembra quindi insistere proprio sul turismo per le risorse che il paese può offrire, ma sta già offrendo, con la valorizzazione di quanto è rimasto della ricca cultura walser oltre che della bellezza e del fascino di un territorio quasi incontaminato. Le modalità di tale valorizzazione sono parte integrante delle iniziative messe in atto dal Comune e da varie associazioni e si basano anche sulle possibilità date dal Parco Naturale dell'Alta Valsesia e dalla sezione etnografica del Museo che è in via di allestimento. C'è da notare comunque che nel paese sta profilandosi un nuovo turismo alimentato dall'inserimento di gente che proviene dalla pianura e anche dall'estero. Sono oriundi emigrati che ritornano per brevi periodi ma con continuità, e stranieri innamorati del luogo che, avendo acquistato e restaurato case e casere vendute con sempre maggiore frequenza dai rimellesi, vengono costituendo una nuova forma di ripopolamento del paese come risulta anche dall'inserimento di questi nuovi abitanti temporanei nelle stesse strutture amministrative del paese e nella partecipazione degli stessi alla gestione e alle attività delle Associazioni esistenti in loco.

C'è da rilevare infine, nonostante tutto, una certa vitalità del Comune ravvisabile nell'impegno per potenziare e ammodernare strutture e infrastrutture di pubblica utilità (acquedotto, rete fognaria, illuminazione, viabilità) e utilizzare in modo nuovo l'uso dell'acqua dei torrenti. A ciò vanno aggiunti gli atti amministrativi volti ad approvare gestioni associate della Val Mastallone con la Comunità Montana e le iniziative promosse dall'Ente Regione, dalla Provincia e dalla Comunità Montana stessa intese alla salvaguardia dei vari Comprensori. In questo quadro vanno inserite tutte le opere compiute per rendere più sicura la strada Varallo-Rimella: la sicurezza delle vie di comunicazione infatti è una delle condizioni per lo sviluppo del turismo su cui sembra che oggi la piccola Comunità debba puntare.

La comunità di Rimella versa comunque attualmente in una situazione critica. Già verso la prima metà del '900, come lamentava il ricordato Prof. Rinoldi, la comunità aveva dato segni di decadenza. Era prevedibile una grossa crisi: pastorizia e conservazione del territorio avrebbero dovuto essere sostenute in modo particolare in un mondo che si apriva ad una massiccia industrializzazione e creava uno squilibrio troppo forte. Così l'emigrazione, questa volta interna, portò la gente nelle città finitime di pianura. Il pendolarismo, si sa, comporta crisi nelle famiglie che, per riunirsi, finiscono per stabilirsi definitivamente nei luoghi di lavoro. Una svolta in questo lento decadere sembra essersi defilata col sorgere in Rimella, tre lustri fa circa, del Centro Studi Walser che ha contribuito a ridare alla gente l'orgoglio della propria lingua e della propria identità anche con l'organizzazione di incontri incentrati e sulla lingua e sulla storia del paese. Purtroppo

sono rimasti in pochi e, oltre ai fine settimana, solo in occasione di qualche grande festività religiosa o ricorrenza civile, il paese si ripopola. Le scuole, già fiorenti fino alla metà del secolo scorso, non esistono più. I bambini (tre in tutto, di cui una in età scolare) devono essere trasportati, con grave disagio specie nei mesi invernali, nel paese più vicino a 9 Km. di distanza circa; i giovani, affascinati dalla vita più facile e godereccia della città, sono scarsamente motivati a mantenere le tradizioni, imparare e parlare la lingua, coltivare la propria storia e curare la fisionomia del loro paese.

Attualmente non c'è più crisi economica perché sono bravi muratori e guadagnano bene inoltre, siccome diverse case cominciano ad essere vendute, c'è la possibilità di lavorare in loco nelle opere di ristrutturazione e anche nella costruzione e manutenzione della viabilità.

I residenti nel Comune sono attualmente 120, ma gli abitanti stabili solo una sessantina. Rimane il fatto che il Comune dispone di scarse risorse finanziarie.

## **TRADIZIONI**

Numerose sono le tradizioni che hanno segnato nel tempo la vita della gente rimellese, alcune definitivamente tramontate per i cambiamenti di portata mondiale che hanno investito negli ultimi decenni in modo massiccio anche una Rimella non più isolata, altre invece, persistenti e capaci di segnare ancora oggi momenti cruciali della vita del paese anche se il numero degli abitanti sembra avere toccato il minimo storico.

La vita e la morte, due di questi cruciali momenti, sono segnalati ai rimellesi dal suono delle campane che per secoli, e prima dell'avvento dei moderni mezzi di comunicazione, ha ritmato la vita quotidiana di questo piccolo popolo. Le campane che svolgono tuttora il loro compito, furono inaugurate nel 1923. Erano state rifuse dalla ditta R. Mazzola di Valduggia per iniziativa dell'allora parroco don Severino Vasina e col concorso finanziario di tutti i Rimellesi, anche di quelli emigrati in Francia e in Svizzera.

Tralasciando i particolari relativi ai problemi di trasporto e di installazione che in un paese come Rimella erano veramente grossi (2400 Kg. di peso complessivo distribuiti rispettivamente in 800, 600, 410, 350 e 240 Kg. fra le 5 campane da trasportare a piedi dal Grondo, posto a 980 m., alla frazione Chiesa, situata a 1200, e da issare sul campanile), ci limitiamo qui ad indicare il tipo di segnale e il significato ad esso tradizionalmente attribuito. Ogni campana portava inciso il proprio nome, il peso, la tonalità, i nomi del padrino e della madrina e quello dei caduti in guerra ai quali era dedicata: questo anche per la seconda campana dell'Oratorio della frazione di S. Gottardo (149 Kg.) e quella di S. Antonio (64 Kg.) rifuse nello stesso periodo a spese dei terrieri delle due frazioni.

Attenendoci ad un documentato articolo di G. Strambo,<sup>237</sup> sappiamo che KAMPANUN era il nome della campana grande che portava incisi, oltre al peso anche la tonalità (mi)

---

237 G. Strambo, *Le campane di Rimella – D'Remmalju Klocke*, Remmalju 1990, pag. 6–7. Osserviamo per inciso a questo punto che la grafia dei nomi in titschu sopra riportata appare modificata rispetto a quella usata nel citato articolo che risente dell'incertezza sulla grafia del titschu nel momento in cui tale articolo era pubblicato.



**Rimella-Remmalju, ragazza in costume tradizionale**

e i nomi del padrino, don Severino Vasina, della madrina M. Ubezzi e la dedica ai Caduti Guerra di Libia (1911) e Prima Guerra Mondiale. Il Kampanun veniva suonato a distesa per segnalare un incendio, la scomparsa di una persona e la morte del parroco del paese. D' METTESSTLE era il nome della seconda campana dedicata a S. Gioconda e a S. Luigi. Veniva suonata per indicare il mezzogiorno con l'aggiunta di tre tocchi (*bot*) del Kampanun; l'inizio della Messa festiva; il segnale dell'Ave Maria al mattino e alla sera; la morte di una persona detta in tittschu *agonia*. In questo caso la campana viene suonata a distesa in tre riprese di 5 minuti con trenta rintocchi per ogni ripresa a cadenza molto lenta. Chiudono questo segnale i bot del Kampanun: uno per la morte di un uomo, due per quella di una donna e tre per la morte di un iscritto alla Confraternita del SS. Sacramento.

La terza campana denominata Z' NUWA viene suonata a distesa per segnalare la messa nei giorni feriali. La quarta, detta Z' TÖTA viene suonata per segnalare la morte di una persona il giorno precedente la sepoltura, dopo il segnale del mezzogiorno. Viene suonata a distesa in tre riprese di 100 rintocchi ciascuno. A richiesta della famiglia e per i rimellesi sepolti fuori dal paese può essere suonata anche la domenica successiva alla sepoltura del defunto, dopo il segnale di mezzogiorno. La più piccola delle campane, denominata Z' PASSA, viene usata esclusivamente per segnalare la morte degli iscritti alla Confraternita del SS. Sacramento.

La morte dei bimbi sino all'età scolare viene segnalata alle ore 16.00 in tre riprese con il suono della *mettelste* e della *töta* alternate. Anche il rito dell'Estrema Unzione era segna-

lato prima dal bot del Kampanun, poi dal suono a distesa della *z' nuwa* e infine dal concerto di tutte le campane. Le donne presenti nel corteo che accompagnava il sacerdote indossavano per l'occasione un velo azzurro scuro.

Il sabato e la vigilia (*virabu*) di ogni festa di precetto erano annunciati prima dal suono della seconda campana accompagnata dai *bot* del Kampanun, poi dal suono a distesa della terza campana. Segno di dolore i 33 rintocchi del Kampanun suonati alle ore 15.00 di ogni venerdì per ricordare gli anni e la morte in croce di Gesù, e i tre *bot* finali in ricordo delle tre ore di agonia. Anche l'inizio della messa e i momenti più significativi del rito sono segnalati in ordine successivo dalle prime tre campane. I rintocchi del Kampanun risuonano all'Elevazione. C'è anche, nella tradizione legata alle campane, lo *Strambu lan* che segnala la recita del S. Rosario prima del suono dell'Ave Maria. Il nome è dovuto ai signori Strambo che avevano devoluto alla chiesa un lascito per la recita del Santo Rosario a suffragio delle loro anime.

I segnali delle campane ci consegnano l'immagine di una realtà fortemente segnata da valori religiosi che si sostanziano nella saldezza di un legame fra i componenti della comunità che neppure la morte può spezzare, come testimoniano le numerose tradizioni ancora vive correlate al culto dei morti: processione al cimitero, cura delle tombe, veglie di preghiera con recite del rosario nella casa del defunto la sera precedente la sepoltura – rito al quale partecipano non solo gli abitanti della frazione del defunto ma anche quelli delle altre frazioni –, sante messe in suffragio in particolari ricorrenze. La società rimellese si propone così ancora oggi come una comunità composta dai vivi ma anche dai morti che continuano a vivere non solo nell'affetto e nel ricordo dei vivi ma ad operare concretamente, insieme con loro, e a loro protezione e aiuto. Tale azione concreta è sensibile negli effetti dei lasciti e legati in favore dei vecchi e dei membri più deboli della società, di opere finalizzate all'educazione e all'istruzione oltre che alla manutenzione e funzionalità degli oratori e delle iniziative proprie a ciascuno di essi. È una presenza sentita anche nella tradizione, tuttora praticata, di distribuire ai partecipanti, al termine della messa in suffragio di uno o più defunti e a cura dei parenti, di generi alimentari. Una volta si trattava di pane o di sale essenziali per una comunità che viveva ai limiti della sussistenza; oggi che la vita della famiglia è diversamente impostata, si distribuiscono pacchi di zucchero, riso, pasta. Raramente ancora, e con valore simbolico, il pane. Ma il motivo di fondo è sempre quello antico: il defunto si fa presente con un dono concreto al quale corrisponde, da parte dei vivi, l'impegno della preghiera, dell'onestà della vita, e delle opere buone compiute in suffragio.

Fino ad anni abbastanza recenti erano sentite e praticate altre tradizioni, seguite oggi sempre più raramente, legate al ciclo della vita e collegate al Battesimo, al Fidanzamento e al Matrimonio e che ragioni di spazio non ci permettono qui di approfondire ma che sono ampiamente trattate nelle citate opere del professor Sibilla e nei citati articoli pubblicati su Remmalju dal dottor Remogna. Qui ci limitiamo a ricordare oltre alla tradizione dello scambio del pane che ricorre il giorno dell'Ascensione in cui i rimellesi vanno nella vicina Fobello a ricevere il pane dell'amicizia e il giorno della Pentecoste in cui sono i fobellini a venire a Rimella per ricevere un analogo dono, la festa di Santa Gioconda che si celebra ogni anno con solennità il giorno 15 di agosto. Secondo una tradizione risalente alla fine del Settecento presente nei racconti dei vecchi, sembra che la Santa stessa avesse espresso la volontà di essere venerata a Rimella. Si racconta infatti che quando la splendida urna, che aveva già contenuto le spoglie di S. Agabio e ora conteneva quelle

di Santa Gioconda, portata a braccia da Varallo in su arrivò al punto dove la strada si biforca verso Fobello e verso Rimella, i portatori che in quel momento erano forellini si avviarono verso il proprio paese. Ma l'urna a quel punto divenne così pesante che non fu possibile smuoverla oltre. Ridivenne trasportabile quando fu presa la direzione verso Rimella. Ogni 25 anni è tradizione che l'urna venga portata in processione fuori dalla chiesa parrocchiale verso le frazioni della comunità. Il rito si è rinnovato nel 2001. La notte del 12 agosto, accompagnata non solo da tutti gli abitanti in loco ma anche da un gran numero di emigrati rimellesi e di turisti (si è calcolato che fossero 700 persone), l'urna portata a braccia, a turno, da 6 rimellesi, ha percorso i due chilometri di strada che collegano la frazione Chiesa con la frazione di S. Gottardo dove è rimasta esposta alla venerazione dei fedeli prima di essere riportata la sera della domenica successiva nella Parrocchiale per la solenne messa cantata e il Te Deum di ringraziamento. È stata per Rimella un'esperienza estremamente toccante e suggestiva: la notte era limpida, il cielo trapunto da infinite luminosissime stelle, le frazioni di Prati, Sella, Villa Superiore nelle quali l'urna è sostata per le preghiere di rito sotto gli archi trionfali di fronde e fiori illuminate. Dopo le luci delle frazioni le candele accese portate dalle centinaia di persone in cammino disegnavano nella notte scura una scia luminosa fino a S. Gottardo, illuminata a sua volta e circondata dalla cerchia dei monti sui quali brillavano i falò accesi negli alpeggi. La partecipazione dei rimellesi alla festa della loro compatrona dice quanto certe tradizioni incidano ancora oggi nel cuore della gente per ringraziare la quale il parroco don Giuseppe Vanzan al termine delle funzioni ha usato la tradizionale formula di ringraziamento: *Vrattus Got vòr àllu di, Ljebuschile, vòr welz z maishta mànglut z' dину(n)tire, under und tûschun vòrt*, "Iddio ti renda merito per il dono che mi hai dato e il bene vada in suffragio di tutti i tuoi defunti, soprattutto per coloro che ne hanno più bisogno, moltiplicato per cento e mille volte".

Pochi cenni alle tradizioni correlate al ciclo dell'anno come quella seguita per il carico e lo scarico degli alpeggi corrispondente, salvo spostamenti determinati da variazioni climatiche, rispettivamente al giorno di S. Giovanni (24 giugno) e a quello di S. Michele (29 settembre). I rimellesi però erano soliti far coincidere l'inizio del ciclo agrario con il giorno di S. Marco, il 25 aprile, che si solennizzava con la celebrazione di un rito religioso nella cappella omonima che esiste tuttora ed è situata appena sopra la frazione Grondo. Consuetudini antichissime regolavano i comportamenti dei rimellesi con l'avanzare della stagione buona, tutti ritmati sulle esigenze poste dall'allevamento degli animali, dalle cure richieste dai prati per la fienagione e dalla lavorazione dei pochi terreni adibiti all'agricoltura possibile in quei luoghi. Chi doveva migrare era partito, chi rimaneva si apprestava a compiere tutto quanto richiesto per il trasferimento degli animali sull'alpe con preparativi che impegnavano la gente almeno due settimane prima di S. Giovanni. Particolarmente significativa la festa pastorale che si celebrava tradizionalmente il giorno prima della ritorno dall'alpe. Era caratterizzata dall'accensione di grandi falò vicino agli alpeggi, da un clima di inusitata allegria, da canti, da balli, dalla consumazione di cibi diversi dal solito e dall'allegria dei bambini – allora numerosi negli alpeggi dove la vita, con le sue durezze, era per loro pane quotidiano – che alimentavano i fuochi con rami secchi e cespi di rododendri e quant'altro era possibile trovare in quei luoghi. Non possiamo chiudere il sia pur breve discorso sulle tradizioni rimellesi senza citare quella del Carnevale le cui origini si perdono nella notte dei tempi ma che mantiene an-

cora oggi, sia pure in forme diverse, tutta la sua vitalità. Senza ricorrere a Bauen che già nel suo libro riporta fra i ricordi della gente la descrizione di una notte di Carnevale<sup>238</sup> riportiamo di seguito quanto è contenuto in una delle registrazioni effettuate per l'archivio sonoro.<sup>239</sup> Dice l'intervistata che nell'intervista ha preferito usare il "suo italiano", che tutti assieme "volevano divertirsi un po'. Il bisnonno raccontava che un anno, per divertirsi un po' si sono trovati tutti in piazza a Chiesa. Uno ha portato la zangola con dentro la panna, neanche da dire, e gli altri hanno messo qualcosa, dato qualcosa, hanno sbattuto, fatto la panna montata, la polenta e hanno ballato in piazza e mangiato polenta e panna – forse avevano anche due salamini – ma erano tutti insieme fuori in piazza ed erano contenti, stavano meglio di adesso, andavano più d'accordo. Adesso invece no [...] è tutto diverso". Mancano in questa descrizione particolari che troviamo invece in Bauen il quale parla di maschere: "chi si vestiva da sposo, chi da sposa, chi da diavolo", aggiungendo che il corteo si formava nella frazione più alta e, partendo da quella, scendeva di frazione in frazione fino al Grondo passando fra persone di tutte le età "un po' vecchi un po' giovani" che si assieparono lungo il percorso. Chi non aveva altre possibilità si mascherava indossando semplicemente un sacco ma il divertimento era grande. Oggi il Carnevale rimellese diretto da un comitato organizzatore si celebra ancora. La festa attira molte persone locali e turisti e in genere si attua con la preparazione di un cibo tipico detto *paniccia*. Canti musicali e danze vivacizzano l'incontro che costituisce uno dei motivi di attrazione verso il paese che ha bisogno oltre che di coraggio e di spirito di iniziativa della gente dell'apporto economico che può venire dal turismo.

Qualche cenno sul significato delle tradizioni per il rimellese di oggi. Rimangono vive soprattutto quelle legate alla nascita e alla morte. Non solo i nati (rarissimi ormai) di chi abita attualmente a Rimella, ma anche di emigrati che, per l'occasione, tornano al paese di origine, vengono battezzati nella chiesa parrocchiale con una commovente cerimonia che conserva il sapore e il fascino di antichissime usanze. Il bimbo viene portato in chiesa dalla gente, grandi e piccini, vestita con il pittoresco costume del luogo. Apre la processione la madrina che porta sul capo una culla rimellese di legno, debitamente addobbata, in cui è deposto il bimbo che viene ricevuto dal parroco sulla porta della chiesa. Con la cerimonia che segue, un nuovo cristiano viene a far parte della comunità rimellese; seguono i festeggiamenti di genitori, parenti e amici.

Il culto, molto sentito, dei morti si esprime sia nella veglia funebre in casa del defunto, dove si radunano gli abitanti del paese per recitare del Santo Rosario; sia nella partecipazione alle esequie; sia nella cura delle singole tombe al cimitero, che è sempre fiorito; sia nelle processioni al Campo Santo che il parroco guida in certe occasioni, così come nell'uso, ancora frequente, di far seguire alla S. Messa in suffragio del defunto, una distribuzione di sale o zucchero o pane o pasta agli intervenuti. Alle volte, alla fine della veglia del Rosario, in tempi passati si distribuiva una monetina.

Altra tradizione degna di nota è l'"Incanto" che ha luogo dopo la Messa in occasione della festa del Santo cui è dedicata la Chiesa o l'Oratorio. Consiste nella vendita all'asta del-

---

238 M. Bauen, op. cit., pag 344

239 Archivio sonoro 2001 (Rim – GE 1.1B)

le offerte in natura portate dai fedeli; Il ricavato va in beneficio della Chiesa o dell'Oratorio dove la festa viene celebrata. Ogni frazione, ma anche ogni alpeggio, ha la sua festa che richiama la gente delle altre frazioni, ma anche un buon numero di turisti e di rimellesi migrati in pianura o all'estero. Ciò significa che persiste vivo nella gente l'attaccamento ai propri luoghi e alle proprie tradizioni. Anche la festa del pane (Ascensione) è molto sentita. Importantissime le celebrazioni del 15 agosto in cui coincidono la festa dell'Assunzione e quella di Santa Gioconda, Patrona del paese. Va ancora ricordata la solenne processione con cui ogni 25 anni le reliquie di Santa Gioconda, conservate dentro un'arca di vetro, vengono portate, di notte, a lume di centinaia di candele, dalla Chiesa parrocchiale alla frazione di S Gottardo e riportata alla parrocchiale la notte successiva. Altre tradizioni sono legate ai ritmi dell'allevamento del bestiame, ma oggi la pastorizia è in crisi, non se ne vede il futuro e sono solo le donne a sostenerne il peso. Sono ancora solo tre le famiglie che hanno nuclei consistenti di bestiame – distribuito in tre alpeggi – e alle quali altri affida i pochi animali che possiede.

Tradizioni che hanno ancora il potere di attirare, per un momento di festa, rimellesi, oriundi e turisti sono la festa del Carnevale (è di rito preparare la paniccia) e la festa degli Alpini.

Consistente è la partecipazione dei rimellesi alle Walsertreffen in cui si distinguono anche i giovani che, nel preparare in modo originale la presentazione del gruppo alla manifestazione, mettono in atto tutta la loro inventività e il loro impegno.

## **LA COMUNITÀ LINGUISTICA**

La lingua di Rimella, il tittschu, è classificata dagli studiosi come appartenente al gruppo alemannico alpino.<sup>240</sup> Sono dialetti tedeschi parlati in Italia con varianti anche molto sensibili dai discendenti di quei coloni alemanni che, provenienti dal Vallese, si erano stanziati nella zona intorno al Monte Rosa a partire dalla metà del XIII secolo: Bosco Gurin, Formazza, Ornavasso, Rimella, Rima, Rimasco, Alagna – nella regione Piemonte – Issime e Gressoney – nella Valle d'Aosta. Il tittschu rimellese è stato fino a tempi abbastanza recenti il normale modo di esprimersi in famiglia e nei rapporti sociali, esclusi gli atti ufficiali della comunità, le lezioni scolastiche e le omelie in chiesa che si tenevano in italiano. Negli anni '70 del secolo scorso Bauen osservava che fra i rimellesi si parlava tedesco senza eccezioni e che "i bambini della prima classe, all'inizio della scuola, non erano in grado di parlare una parola di italiano".<sup>241</sup> Nel decennio precedente egli aveva studiato direttamente e a lungo questo popolo del quale aveva imparato a parlare bene la lingua e col quale aveva convissuto nei mesi estivi negli alpeggi e nelle frazioni per cogliere "dal vivo", insieme alla lingua l'autentica storia del paese che, diceva, era storia orale,

---

240 M. Bauen, *Sprachgemischter...*, cit.; *Il dialetto tittschu di Rimella*, in Remmalju 1992, pag. 2; S. Dal Negro e T. Molinelli (a cura di), *Comunicare nella Torre di Babele*, Carocci, Roma 2002, pag. 27; M. C. Di Paolo, *Un'indagine sul Remmaljertittschu: il lessico delle attività lavorative domestiche*, fascicolo a stampa P.C. 2002

241 M. Bauen, *ibid.*, pag. 40.

scritta sulle labbra della gente. Della lingua di Rimella infatti non esistono testi scritti se si eccettuano le notazioni prese durante brevi visite a Rimella di ricercatori svizzeri nel primo Ottocento, oltre ai tentativi, sempre nel primo Ottocento, di mettere per iscritto testi sacri come la Parabola del figliol prodigo, i Dieci Comandamenti e il Padre Nostro e alcuni componimenti poetici del primo Novecento nei quali si alternano versi italiano con versi in tittschu.<sup>242</sup>

Mettere per iscritto l'originario dialetto rimellese ha comportato un dibattito non indifferente quando a Rimella ci si è trovati di fronte al problema della grafia da adottare per l'elaborazione e la stampa del vocabolario *Ts Remmaljertittschu Italiano-Tittschu* programmato dal Centro Studi Walser fin dalla sua prima costituzione nel 1990. Recensendo quest'opera sulla Rivista Italiana di Dialettologia la prof.ssa S. Dal Negro scrive: "[...] per l'impianto generale del lavoro il vocabolario del dialetto di Rimella si è avvalso della supervisione di M. Bauen [...]: il risultato più immediato di questa collaborazione consiste nella felice scelta del sistema di trascrizione adottato, e cioè la cosiddetta grafia unificata, un sistema semplificato impiegato con variazioni minime per la trascrizione di tutti i dialetti alemannici".<sup>243</sup>

Per il suo carattere di *isola linguistica* depositaria di elementi di un patrimonio lessicale molto antico, Rimella è stata oggetto di interesse da parte di linguisti svizzeri fin dal primo Ottocento e, in tempi molto più recenti, anche di studiosi italiani (Fazzini, Dal Negro, Di Paolo).

La serie degli studiosi svizzeri è lunga. Le prime indagini risalgono al 1834 con M. Schottky che passa due volte per Rimella annotando vocaboli dialettali e nomi rurali e osservando che "qui si parla un dialetto tedesco molto primitivo".<sup>244</sup> Continua con A. Schott nel 1842, W. Halbfass nel 1894, H. Nabert (1904), K. Bohnenberger che approfondisce flessione e fonetica nel 1910; E. Balmers nel 1924; F. Gysling nel 1929, il quale registra fonograficamente testi in tittschu, ancora Balmers nel 1930; R. Hötzenköherle che compie registrazioni per l'Atlante Linguistico della Svizzera tedesca nel 1952/53. Nel giugno 1958 un gruppo di studenti dell'Università di Berna, sotto la guida del professor Zinsli, fa rilevamenti e indagini sul folklore e la toponomastica producendo, in numero limitato, un disco ricordo per i partecipanti. Infine, nell'estate 1965, il professor Bauen<sup>245</sup> su incarico del professor Zinsli inizia i suoi primi soggiorni a Rimella e le prime sistematiche indagini sul tittschu analizzato nel quadro dell'ambiente geografico e della storia del paese.

L'analisi linguistica, documentatissima, verte sulla Fonetica, la Morfologia, il Vocabolario e soprattutto le singole Particolarità Sintattiche nel loro rapporto con la sintassi italiana e la composizione e mescolanza del sistema sintattico. L'ampio studio, corredato da una prima Appendice con Saggi dialettali di tradizione orale e scritta e una seconda con notizie storico-geografiche su Rimella, ci presenta il dialetto rimellese "come una variopinta

---

242 M. Bauen, *ibid.*, pag. 367, 382, 383.

243 D. Vasina e C. Buccelloni (a cura di) *Ts Remmaljertittschu – Vocabolario Italiano-Tittschu, Rimella C.S.W.*, 1995, pp. 279, in *Remmalju* 1998, pag.3

244 M. Bauen, *op. cit.*, pag.411.

245 M. Bauen, *ibid.*, pag. 412.



mescolanza di parti del discorso tedesche e italiane". L'autore si dice impressionato "dalla evidente e forte infiltrazione italiana come anche dalla predominanza del lessico tedesco, e così pure dalle molte particolarità del linguaggio ancora riconoscibili come tedesco walser". In particolare la "morfologia si dimostra senza eccezioni ancora tedesca e strettamente legata al lessico tedesco [...]. La sintassi si profila invece come il territorio nel quale l'influsso italiano è divenuto massivo, per cui essa assume significato preponderante per giudicare le condizioni del dialetto".<sup>246</sup> Se la fonetica dell'originario linguaggio tedesco walser, per Bauen, è per buona metà italiana, questa lingua, parlata da una popolazione autoctona non ancora (negli anni '70 del XIX secolo n.d.r.) mescolata, "si avvale ancora attualmente di un *vocabolario tedesco con morfologia tedesca* intatta, ancorata ad una sintassi a forte componente romanizzata fino alla prevalenza, avendo il tedesco rimellese già raggiunto in alcuni tipi di proposizioni la soglia del passaggio all'italiano". Paradossalmente e contrariamente a quanto si nota altrove, a Rimella la trasformazione della sintassi si è verificata prima del cambio del vocabolario e, negli anni '70, ancora lo precedeva. Bauen notava inoltre non solo come il tedesco-rimellese fosse già giunto "pericolosamente al momento del trapasso all'italiano" ma che, se non si rendeva al più presto vivibile la vita in Rimella con provvedimenti economici e sociali e con un risanamento delle strutture tale da impedire il continuo spopolamento del paese, si sarebbe verificato, insieme con la perdita della lingua, anche lo sfaldamento della comunità. E concludeva amaramente le sue riflessioni dicendo: "Comunque, alla fine, non ci sarà più nessun *Remmaljertittschu*".<sup>247</sup>

Studi recenti sembrano confermare molte delle osservazioni dello studioso svizzero. S. Dal Negro cita, in base a K. Bohnenberger, un censimento linguistico effettuato nel 1900 nell'ambito di tutte le comunità walser a sud delle Alpi secondo il quale "la comunità di Rimella risulta una delle più compatte dal punto etnico e linguistico, contando infatti 1005 tedescofoni su una popolazione di 1007 individui (99,8%)", mentre ad Alagna, nello stesso tempo, la percentuale era del 69,9% e ad Issime era del 56,2%. Attualmente per Rimella, come ci informa sempre Dal Negro, "disponiamo sia dei dati di Di Paolo (1999), che nel 1996 attesta ancora 90 parlanti il dialetto walser locale, il 56,6% del totale dei residenti (158 persone), sia dalle osservazioni sul campo di Giocosa (2000). Da quest'ultimo studio si evince che tutte le persone indagate conoscono e usano l'italiano, quasi tutte sono parlanti della varietà locale piemontese, mentre un gruppo più ristretto è anche tedescofono o ha una competenza passiva del dialetto tedesco".<sup>248</sup>

Per quanto riguarda la documentazione storica già sappiamo che a causa di numerosi incendi che hanno colpito gli archivi comunali e, nel '600, anche quello parrocchiale, essa risulta quasi nulla se si eccettuano dati presentati da Bauen come certi e come "indicazioni più precise e attendibili relative alla predicazione e all'insegnamento religioso nel secondo Settecento e la probabile proibizione dell'uso della lingua e dei nomi tedeschi

---

246 M. Bauen, *ibid.*, pag. 295.

247 M. Bauen, *ibid.*, pag. 298 e segg.

248 S. Dal Negro e P. Mulinelli, *op. cit.*, pagg. 32-33.

da parte del re Carlo Felice di Sardegna".<sup>249</sup> Dal punto di vista linguistico è significativa anche l'informazione che Sibilla ci offre circa l'italianizzazione dei cognomi che risalirebbe al XIV secolo.<sup>250</sup> Secondo Bauen e Zinsli comunque l'uso del tedesco nella predicazione in chiesa e nel confessionale si sarebbe protratto sicuramente sino alla fine del '700 e l'istruzione a scuola fino al 1829 quando, come abbiamo già visto, il notaio M. Cusa affermava che molti rimellesi sapevano leggere e scrivere in italiano. Rimandando all'esame diretto dei sopra citati autori per una più precisa informazione sulle caratteristiche fonologiche, morfologico-lessicali e sintattiche del tittschu, qui ci limitiamo a sottolineare che esso si presenta come una lingua caratterizzata dalla "compresenza di valesiano e di dialetto tedesco come codici interni alla comunità, adatti cioè all'espressione dell'identità locale dei parlanti, in contrapposizione all'italiano". Così nelle considerazioni conclusive del suo lavoro la dott.ssa S. Dal Nero che aggiunge: "Dialetto tedesco e valesiano sono perciò in competizione negli stessi ambiti d'uso, con una differenziazione anche simbolica troppo limitata perché possa mantenersi vitale, ed è per questo che il dialetto tedesco, oltre ad essere usato sempre meno, [...] sembra occorrere sempre meno nella forma di un codice misto, quasi limitato ad un'ulteriore caratterizzazione locale del valesiano".

A Rimella, essendo le scuole sia elementari che medie chiuse dagli anni '90, non esiste ovviamente né insegnamento *della*, né *nella* lingua.

Un corso di lingua in tittschu, avviato a cura del C.S.W.R. si registra nelle scuole elementari, ancora esistenti, a partire dal gennaio 1991, così come un Corso serale *Tittschu* frequentato da giovani non più in età scolare (cfr. Remmalju 1991, pag. 21). Attività analoghe sono documentate anche per l'anno scolastico successivo con la pubblicazione su Remmalju 1992 di saggi delle attività svolte dagli alunni. Non esistono ulteriori attività documentate per gli anni scolastici successivi. Risulta invece un'iniziativa per far conoscere meglio la lingua ai locali e incentivarne l'uso, messa in atto dal C.S.W.R. con un incontro sulla lingua tenuto dalla signora H. Bauen e dal prof. D. Vasina che hanno spiegato alla gente del luogo come si scrive e come si legge un testo in tittschu. A questa, nel 2002, è seguito, a cura del Comune di Rimella che ne ha delegato l'attuazione al C.S.W.R., un corso di lezioni sulla lingua, la storia e l'archivio sonoro da poco completato.

Da lungo tempo non si eseguono più in chiesa, durante i riti e le cerimonie che pure persistono nonostante il pauroso calo demografico, canti e preghiere in tedesco. Tuttavia anche per la stimolazione dell'interesse per la lingua e la memoria storica e su esplicito invito della signora Bauen, a Rimella si è ripresa la recita in tittschu del Padre Nostro. È avvenuto nella notte di Natale del 2002, e c'è un gruppo di persone che intende continuare l'iniziativa. C'è da notare infine che, al termine delle funzioni che concludevano le solenni celebrazioni in onore di S. Gioconda ricorrenti ogni 25 anni, il parroco abbia ringraziato i presenti con la tradizionale formula in tittschu "*Vrattus Got...*" da noi già citata.

---

249 M. Bauen, op. cit., pag. 398, nn. 8 e 15; ma anche P. Zinsli, *Walser Volkstum ...*, cit., pag. 269.

250 P. Sibilla, *Una Comunità Walser delle Alpi*, cit., pag. 93.



Rimella-Remmalju, scorcio estivo della frazione S. Gottardo (z' Rund)

## ***NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE***

La normativa che regola a Rimella gli interventi finalizzati alla tutela del patrimonio storico, linguistico e culturale del paese, fa capo alle seguenti leggi:

Legge Regionale 20 giugno 1979 n° 30, successivamente modificata con la L. R. 15 novembre 1982 n° 35, e abrogata dall'art. 11 della L.R. 17 giugno 1999 n° 37.

- La legge di settore n° 30/79 emanata dalla Regione Piemonte in ottemperanza agli artt.4, 5, 7, del proprio Statuto, mentre riconosceva nel territorio piemontese 4 minoranze linguistiche: piemontese, occitana, franco-provenzale e walser, poneva il Piemonte tra le prime Regioni a Statuto Ordinario ad avere una normativa di tutela delle minoranze linguistiche, e questo nel vuoto legislativo nazionale che sarà colmato solo dalla Legge n°482/99. Ricordiamo a questo punto che la rivista del Centro Studi walser di Rimella *Remmalju* sarà pubblicata nel 1990 con un contributo della Regione Piemonte e dell'Amministrazione Provinciale di Vercelli a norma delle Leggi Regionali 30/79 e 35/82 sopra citate.

L. R. 10 aprile 1990, n° 26 modificata e integrata dalla

L. R. 17 giugno 1997, n° 37 "Tutela, valorizzazione e promozione della conoscenza dell'originale patrimonio linguistico del Piemonte".

Il primo articolo della L. R. 10 aprile 1990 n° 26, modificata ed integrata dalla n° 37/1997, indica esplicitamente che "La Regione Piemonte, nello spirito degli artt. 3, 6, 9 della Costituzione Italiana e in attuazione degli artt. 4,5,7 dello Statuto Regionale [...] tutela e valorizza l'originale patrimonio linguistico del Piemonte e ne promuove la conoscenza". Indica inoltre i principi ispiratori di una politica di tutela delle minoranze linguistiche nel quadro più generale della salvaguardia e valorizzazione del patrimonio storico e culturale della Regione e la possibilità per i Comuni e i loro Consorzi, le Comunità Montane, Enti, Istituti e Associazioni che promuovono programmi e singole iniziative volte alla conoscenza e diffusione del patrimonio linguistico regionale, di presentare domanda di contributo (art.3) rendendo note le modalità da seguire per ottenerlo e usufruirne (art. 10).

Legge di Stato 15 dicembre 1999, n° 482: "Norme in materia di tutela delle minoranze linguistiche". Questa legge mostra un'inversione di tendenza, rispetto al passato, nella considerazione delle minoranze linguistiche sia a livello europeo che a livello nazionale precedente alla sua emanazione.

Alle leggi citate vanno aggiunti: il Decreto del Presidente del Consiglio dei Ministri 10 dicembre 2001 relativo alla ripartizione dei fondi previsti dagli artt. 9, 15 della Legge n°482/99; la Risoluzione del Parlamento Europeo – 16 ottobre 1981, su una Carta Comunitaria delle lingue e culture regionali e una Carta dei diritti delle minoranze etniche; la Carta Europea delle lingue regionali e minoritarie del Consiglio Europa 5 novembre 1992.

Va notato che, nel vuoto legislativo nazionale precedente l'emanazione della Legge n° 482/99, l'esistenza di uno specifico quadro normativo della materia ha consentito di sviluppare, negli anni intercorrenti, una politica di tutela e valorizzazione delle lingue storiche del Piemonte promovendo interventi conoscitivi di ampia portata (cfr. artt. 3, 4, 5, 6 della Legge 37/1997) e favorendo lo sviluppo di molteplici iniziative diffuse su tutto il territorio regionale.

In questo quadro generale opera il Settore Promozione del Patrimonio Culturale e Linguistico della Direzione Regionale Promozione Attività Culturali, Istruzione e Spettacolo, istituito nel 1998. Con riferimento alla fondamentale Legge Regionale n° 26/1990 e la n° 37/1997, detto Settore per quanto concerne la tutela promozione e valorizzazione della conoscenza dell'originale patrimonio linguistico del Piemonte opera a sostegno di iniziative in favore di Comuni, Comunità Montane, Enti, Istituti ed Associazioni che svolgono attività in materia nella Regione Piemonte, purché le domande vengano ritenute idonee per estensione quantitativa e qualitativa o per il valore innovativo delle proposte. Opera inoltre come sostegno a iniziative assunte direttamente dalla Regione nel campo della Didattica delle lingue minoritarie; della Drammaturgia in lingua; della Musica popolare e tradizionale; della Valorizzazione della cultura alpina; della Ricerca scientifica; dell'Editoria piemontese. Ci limitiamo a ricordare, in riferimento alla normativa riguardante anche Rimella, solo i sopra citati punti principali.

Poiché a Rimella l'unico sviluppo possibile sembra legato, dato il grave spopolamento del paese, al recupero e alla valorizzazione di quanto rimasto di storia cultura e ambien-

te, l'ambito di applicazione delle Leggi Regionali per mezzo degli organi a ciò preposti riguarda:

la cultura (Museo; salvaguardia e tutela della lingua, storia e cultura rimellese; editoria);  
la salvaguardia e valorizzazione del patrimonio artistico rimellese (chiesa parrocchiale, oratori, ristrutturazione di edifici di valore storico);

la salvaguardia e tutela del patrimonio naturalistico (Parco, antichi sentieri, biotopo);  
interventi atti ad incentivare il turismo.

Concludiamo ricordando ancora che la pubblicazione della rivista Remmalju, del Remmaljertitschu Italiano/Titschu, della traduzione in italiano del libro di Bauen e altre iniziative del CSWR sono state possibili anche con il contributo della Regione Piemonte oltre che, per la traduzione del Libro M. Bauen, della Comunità Europea.

## **VITA CULTURALE**

Piccolo popolo vissuto, lo ripetiamo, fino a qualche decennio fa con un'economia ai limiti della sopravvivenza, colpito nell'ultimo secolo da un processo di spopolamento che lo ha portato ai minimi storici mai registrato prima ci si presenta invece, e paradossalmente oggi, con una vita culturale complessa, caratterizzata da nuove e vivaci energie spirituali che, trascendendo la sfera culturale in senso stretto, tendono a innovare e rafforzare i tentativi in atto per la rinascita, anche economica e sociale, del paese altrimenti votato, in quanto "Rimella", a morte sicura. Tutta la sua storia, almeno per quanto fino ad oggi ci è dato di sapere e in attesa di ciò che i ricercatori all'opera per la grande Storia di Rimella in via di elaborazione ci faranno ulteriormente sapere, è segnata sul piano culturale di personalità di rilievo come padre F. Reale, C. A. Reale, padre M. Manio, il professor L. Rinoldi, ma anche l'aviatore M. Manio, oltre al prevosto A. Tosseri e altri come don Severino Vasina, benemerito per la conservazione e l'arricchimento del patrimonio artistico e culturale del paese.

Attualmente sono di grande rilievo per la vita culturale l'istituto del Museo G.B. Filippa, varie associazioni fra cui il C.S.W.R. e l'intensa attività svolta dal parroco don Giuseppe Vanzan per il restauro, la conservazione e l'arricchimento del patrimonio degli edifici religiosi del paese.

Il Museo è un istituto di antica data nato agli inizi del XIX secolo come collezione privata del rimellese G.B. Filippa nella natia frazione Sella e qui sistemata originariamente col nome di "Gabinetto di curiosità e cose rare". Nel 1836, con atto redatto dal parroco di allora don Gaudenzio Cusa, Filippa donò la sua collezione al comune di Rimella che lo ha sistemato alla frazione Chiesa e lo gestisce tutt'ora cercando, negli ultimi tempi, di caratterizzarlo sempre più come eco-museo. A tale fine è stato di recente acquistato, con il contributo della Regione, un immobile alla frazione Sella da adibire a sede, appunto, del costituendo eco-museo e a sede del C.S.W.R. attualmente ospitato nei locali del Municipio.

Ma vediamo più da vicino l'origine di questo istituto culturale. Il fondatore, Giobatta Filippa, nato nella frazione Sella nel 1770 ed emigrato alla fine del secolo, come tanti altri giovani rimellesi, aveva avuto modo di conoscere il mondo come era fuori dei patrii confini.

Dopo aver militato nell'Armata napoleonica e combattuto in terra di Spagna, fu congedato nel 1812 per malattia contratta in servizio, come attesta la fotocopia del foglio di congedo siglato "Regno d'Italia" conservata nel Museo attuale. Ritiratosi nella frazione natia impegnò le proprie energie, dotato com'era di buona intelligenza e di senso pratico, nel rinnovare l'Oratorio di S. Quirico della Sella di cui fu eletto e riconfermato Tesoriere, e nel perfezionare la collezione di monete, libri e cose rare che era venuto procurandosi via via con l'intenzione di far conoscere anche ai rimellesi chiusi entro la ristretta cerchia dei loro monti, il mondo come era fuori. Buona parte di questo materiale erano doni di rimellesi emigrati per motivi di lavoro in varie parti dell'America del nord<sup>251</sup>.

La collezione è sistemata attualmente nei locali di un'antica casa attigua alla Casa prepositurale e vicina sia al Municipio sia alla Chiesa. "Si tratta – dice il professor A. Vasina – di un'eredità [...] senza dubbio prestigiosa per il centro che la ospita, ma anche impegnativa per l'intera comunità che è chiamata a tutelarla e a valorizzarla, attraverso un ulteriore riordinamento in sezioni più specifiche e omogenee dei reperti e oggetti che la costituiscono"<sup>252</sup>.

Una visita al Museo permetterebbe ad una persona attenta e appena un po' preparata di ricostruire a grandi linee l'evoluzione storica di Rimella dalle origini al secondo '900, aggranciandone i momenti più significativi a quanto, salvato nel tempo da dispersioni di varia natura, è ancora esposto sulle pareti e custodito nelle vetrine del Museo. Si potrebbe così, per il Medioevo, risalire alla metà del XIII secolo con la copia del contratto stipulato nel 1256 fra i primi coloni walser insediatisi stabilmente nelle valli rimellesi; per l'età moderna, al XV, XVI secolo (raccolta dei 44 rogiti notarili relativi alla comunità rimellese dal 1396 al 1556); al periodo '500 – '700 (collezione di libri antichi fra i quali l'edizione originale, datata 1732, di un trattato di scienze matematiche composto da Cristiano Wolf per i suoi studenti); alla Rivoluzione francese (berretto giacobino "frigio" in legno di larice, rosso, datato 1797, che era stato issato sull'albero della libertà eretto davanti alla chiesa di S. Quirico alla frazione Sella che, secondo L. Rinoldi, all'epoca dell'occupazione francese del nord Italia era sede di un Luogotenente di Governo); all'età napoleonica (codice civile per il Regno d'Italia, Milano 1806; quadro con medaglione di Napoleone e altre medaglie del tempo, lettere di Napoleone a Giuseppina, Atto di Costituzione della Loggia dei Franchi Muratori in Torino, rilasciato il 7 maggio 1806 dal Grand'Oriente di Francia, il già citato foglio di congedo del Filippa e una piccola gavetta, ricordo del suo servizio presso il Quinto Reg.to a Padova nell'anno 1812). Se agli ultimi due reperti citati aggiungiamo le *"Memorie della vicinanza della Sella e altre memorie patrie raccolte dal Sig. Gio. Batta Filippa fu Michele Tesoriere dell'Oratorio e fondatore del Museo"*, diario definito "una pagina rara ed importante della storia civile e culturale di una comunità walser nell'epoca della Restaurazione", possiamo dire che il Museo di Rimella ci offre anche interessanti aspetti di ciò che siamo soliti chiamare età contemporanea. Libri, opuscoli, carte, medaglie, quadri, ci rimandano anche al Regno di Sardegna, al quale nel '700 Rimella era stata aggregata; al ministro Bogino, ai sovrani sardi Carlo Felice e Maria Cristina di Bor-

---

251 A. Del Secco, *Guida alla visita del Museo Gio. Batta Filippa di Rimella*, Remmalju 1993, pag. 3

252 A. Vasina, *Il Museo Filippa di Rimella*, Remmalju 1990, pag. 17

bone, al Risorgimento, al Regno d'Italia, alla Resistenza durante la Seconda Guerra Mondiale. Segno, tutto questo, che altri avevano continuato, e secondo il suo espresso desiderio, ciò cui Filippa aveva dato inizio. Questo fatto spiega la presenza nel Museo di reperti provenienti da più parti del mondo, monete, biglietti di viaggio, stampe..., che sono documenti del mai cessato fenomeno migratorio, ma spiega anche la documentazione fotografica dell'attività della Pro Loco fondata nel 1960. Si spiega così anche la presenza di suppellettili e oggetti vari della semplice vita quotidiana dei rimellesi nel paese e all'alpe, ma anche nei boschi. Ci sono parecchi saggi delle essenze proprie del territorio rimellese: frassino, larice..., così come tracce dei tentativi di avviare in loco attività minerarie. Fra i reperti esposti, la pirite aurifera e la foto di una macina per minerali trovata alla base del Kawal, nei pressi di una miniera oggi, naturalmente, abbandonata. "Last but not least", in uno scaffale fra i libri sulla storia e cultura dei walser una copia del libro di M. Bauen "*Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella*" edito in lingua tedesca già nel 1978 ma di cui i rimellesi, che non conoscono la lingua tedesca anche se parlano il titschu, non hanno potuto conoscere il contenuto così importante per la loro lingua e la loro storia fino a quando, ma solo nel 1999, non è uscita la traduzione italiana. Il Museo che Filippa aveva creato per la sua gente non era comunque destinato ad un popolo di analfabeti bensì a persone che in buona parte sapevano leggere e scrivere e disponevano degli elementi di una cultura di base.

Va notato infine che nei locali del Museo sono state ospitate negli ultimi decenni mostre di pittura anche estemporanea; una importante mostra sui documenti relativi alle Visite pastorali effettuate a Rimella dal '500 in poi e su oggetti della vita quotidiana, allestita nel 1995 dalla Società Valsesiana di Cultura ma anche, e con cadenza annuale, a cura del Comune nell'ultimo decennio, apprezzate e molto frequentate mostre fotografiche sul paesaggio, la vita e i costumi di Rimella nel tempo.

La vita culturale del paese ha, da un quindicennio a questa parte, un altro vivace e creativo centro di animazione nel Centro Studi Walser di Rimella, costituito una prima volta con atto privato nel 1988 e ricostituito come Associazione culturale priva di scopi di lucro, con un nuovo statuto nel gennaio 1996 da 13 soci fondatori<sup>253</sup>. Il C.S.W.R. ha funzionato sotto la presidenza del prof. Dino Vasina fino all'autunno 1999 quando, in seguito alle sue dimissioni irrevocabili, la presidenza è stata assunta dal dott. Eugenio Vasina, oriundo rimellese che, accettando l'incarico, ha assicurato la continuità dell'associazione alla quale comunque il prof. Dino Vasina continua a dare la propria qualificata collaborazione sempre ispirata al motto che riportiamo per esteso con cui si presenta, a partire dal primo numero uscito nel 1990, la rivista Remmalju:

Er haie(n)entracht d asschu under ts chime,  
und hawwer noch gbunnt e bljeschpu.  
Esch hétschech àrkit, und mu schinetsch  
Wé(n)e shtërmu.  
Wé làng? En ts hüüsich isch mì ljeksch wet ...

---

253 Cfr. Remmalju 1996, pag. 2

*Abbiamo smosso la cenere del focolare,  
e vi abbiamo ancora trovato della brace.*

*Si è ripresa e ora brilla*

*come una stella.*

*Per quanto tempo ancora? Nella casa è rimasta poco legna...*

Nonostante la “poca legna rimasta”, al Centro Studi Walser si devono contributi sempre più significativi per quantità e soprattutto per qualità, non solo alla conoscenza e continuità del tittschu rimellese ma anche, e in collaborazione con il Comune, la Parrocchia, la Pro Loco e le altre Associazioni, alla promozione di iniziative per la rinascita del paese e alla vitalità dei rapporti con le altre comunità walser tedescofone così come con le minoranze linguistiche di altra radice. Più in particolare e in attuazione alle finalità statutarie al C.S.W. rimellese si devono fra l’altro:

1. le prime iniziative in favore della lingua animate con generosità e passione dal prof. Dino Vasina al quale si devono anche le numerose traduzioni in tittschu documentate nei primi numeri di Remmalju;
2. la rivista Remmalju che esce con continuità dal 1990, con veste tipografica e qualità di contenuti sempre più apprezzati;
3. il dizionario “*Ts Remmaljertittschu / Italiano – Tittschu*” elaborato dal prof. Dino Vasina e uscito nel 1995;
4. la pubblicazione del libro di M. Bauen, *Sprachgemischter Mundartausdruck in Rimella (Valsesia – Piemonte)*, tradotto dal tedesco in italiano dal dott. Eugenio Vasina con la collaborazione del prof. Dino Vasina e di altri per quei testi in tittschu che Bauen a differenza di tutti gli altri casi, non aveva tradotto né in tedesco, né in italiano, né in tedesco e in italiano insieme. Al prof. Dino Vasina si deve anche la trascrizione del tittschu secondo le ultime regole dettate dal professor Bauen;
5. videocassette su Rimella;
6. la riproduzione delle audiocassette contenenti la registrazione di conversazioni, narrazione di racconti, interviste da Bauen stesso effettuate nel corso della sua pluriennale indagine sul tittschu rimellese e dalla famiglia donate, dopo la sua morte, alla Comunità di Rimella. Queste audiocassette costituiscono il primo archivio sonoro del tittschu rimellese riprodotto così come era parlato negli anni '70 del secolo scorso;
7. l’elaborazione in atto di un’organica ed ampia storia di Rimella affidata dal C.S.W.R. ad una équipe di studiosi sotto la direzione del prof. Augusto Vasina, titolare della cattedra di Storia Medievale presso l’Università di Bologna. La fase avanzata dei lavori di ricerca e di composizione ne fa prevedere prossima la pubblicazione.

Il Centro assicura inoltre la presenza, quando necessario, di Rimella sulla stampa e la tivù locali, la presenza con una pagina web su Internet, la collaborazione alla riuscita dell’annuale manifestazione dell’Alpaa a Varallo e la partecipazione agli incontri internazionali delle Comunità walser (Walsertreffen).

Validi contributi alla vita culturale nel suo complesso vengono offerti anche dalle altre Associazioni presenti in loco, ciascuna per le competenze specifiche proprie: l’Associazione Nazionale Alpini (A.N.A.) operante in Rimella dal 1949; il Comitato Carnevale che mantiene viva una secolare tradizione del paese e la Pro Loco. A quest’ultima in particolare si deve, fin dalla sua costituzione, un intenso lavoro di innovazione anche culturale



con l'istituzione della Scuola Media in Rimella nel 1961, oltre che di promozione economica e sociale<sup>254</sup> durato qualche decennio. Affievolitosi fino quasi a scomparire verso la fine del secolo scorso, da qualche anno tale impegno è rinato oggi a nuova vita, ricco di iniziative che puntano soprattutto sul futuro turistico del paese.

Non si può chiudere il quadro delle attività culturali a Rimella senza menzionare infine la vasta indefessa opera svolta spesso anche con la personale, fisica prestazione di opera dal parroco don Giuseppe Vanzan veramente benemerito del paese per il restauro, la conservazione e l'abbellimento della parrocchiale e dei numerosi edifici sacri di cui è ricco il territorio. Un rilievo a parte merita il restauro dell'ottocentesco organo di cui abbiamo detto, reso possibile dal contributo della Regione e dalle offerte di tutti i rimellesi. Lo strumento inaugurato il 19 agosto 1997 da un concerto del maestro Arturo Sacchetti, ha messo in evidenza le sue meravigliose possibilità nel luglio 1999 nel concerto con cui il maestro Alberto Brunelli, organista titolare del Duomo di Ravenna, ha concluso la cerimonia di presentazione al pubblico della traduzione italiana del libro di Bauen e quella dello scoprimento di una lapide in onore di G. B. Filippa all'esterno del Museo e, all'interno, di un bassorilievo del professor Bauen stesso. Musiche di Frescobaldi, Bellini, Perosi e altri grandi maestri dal Sei all'Ottocento hanno splendidamente concluso una giornata di alto valore per la vita culturale di un paese sulla cui rinascita si appuntano le speranze e gli impegni di tutti coloro che si rendono conto del valore di civiltà del piccolo popolo rimellese che ha saputo vivere per secoli in un paese difficile, anche se per altri versi affascinante, ed elaborare valori che molto possono dire e dare anche al mondo di oggi.

Una menzione a parte va riservata al Centro Studi Walser di Rimella (C.S.W.R.) che funziona, come abbiamo già detto, dal 1988, con statuto rinnovato nel 1996. A detto Centro si devono, oltre alle numerose pubblicazioni di cui a pagina 17 del fascicolo allegato: a) la organizzazione di lezioni sulla lingua e la storia di Rimella; b) la elaborazione ad opera di una equipe di studiosi coordinata dal prof. Augusto Vasina dell'Università di Bologna, di una "Storia di Rimella" che uscirà nel 2003 e conterà di 450 pagg. con una ricca e aggiornata bibliografia; c) un intenso lavoro di appoggio culturale e organizzativo a Comune e Pro Loco locali; d) la realizzazione di un Archivio Sonoro della lingua di Rimella; e) La comunicazione e gli scambi culturali con altre comunità Walzer anche a livello internazionale; f) la collaborazione alla riuscita delle Walsertreffen e dell'Alpaa; g) la costituzione di un Archivio ove raccogliere tutto quanto pubblicato su Rimella, nonché tutta la bibliografia servita al linguista glottologo svizzero prof. Marco Bauen per studiare, già negli anni sessanta del secolo scorso, e pubblicare in tedesco nel 1978 il suo lavoro sulla lingua di Rimella che è il "Tittschu", un unicum che ancora viene approfondito per la sua singolarità di mescolanza tra lessico tedesco antico e strutture sintattiche italiane.

---

254 E. Bovio, art. Cit., Remmalju 2002, pag. 23



Sappada-Plodn, visione d'insieme dell'abitato

(foto DANIELI)

# SAPPADA – PLODN

## *Comunità germanofona della provincia di Belluno*

STORIA DI SAPPADA di Alberto Peratoner, pag. 169.

### **STORIA DI SAPPADA**

Le origini di Sappada affondano le radici in un arco di secoli che non permettono, per assenza di documenti, una ricostruzione precisa – datazione compresa – del processo che portò allo stabilirsi del primo insediamento.

Il carattere puramente leggendario della tradizione orale che narra di una fuga di un gruppo di famiglie da Villgraten, presso Sillian, a motivo delle vessazioni degli Heimfels, intorno al X sec., è ormai accertato. La ricerca storica ha pure permesso di riconoscere che il documento del 1078 menzionato e dato per perduto da più studiosi dell'Otto e Novecento e ancor oggi citato in molte pubblicazioni a carattere turistico e divulgativo come "primo documento" riguardante Sappada, non è mai esistito e corrisponde ad un fraintendimento storiografico nel passaggio delle informazioni sull'infeudamento dell'area interessata ai Patriarchi di Aquileia, tra J. Bergmann e G. Ciani, fraintendimento poi consolidatosi con G. Fabbiani.

Va pure scartata la datazione tarda proposta dalla dialettologa M. Hornung, che in base ad alcune osservazioni sulla sedimentazione linguistica di alcune caratteristiche del dialetto sappadino, ha ritenuto di poter assegnare intorno al 1270 l'origine di Sappada, stabilendone pure l'area di provenienza nella zona di Heimfels. A questa datazione si oppone in modo netto quanto è espresso inequivocabilmente nel primo documento esteso effettivamente tramandato, del 1296 (il primissimo, di appena un anno precedente, è una scarna indicazione di un lascito di due denari aquileiesi *in ecclesia de Sapata* da parte di tal *Henricus Fantuluttus de Comelians*), in cui il patriarca di Aquileia Raimondo della Torre investe perpetuamente i sappadini dei masi e delle terre abitate, elevandone però la tassa in vigore sino ad allora, in riferimento a quanto "solevano corrispondere dai tempi antichi". Se, dunque, nel 1296 si fa esplicito riferimento all'uso in vigore "dai tempi antichi", non è neppure concepibile che il primo stanziamento della comunità datasse appena al 1270, ovvero neppure un trentennio prima.

Uno studio contestuale dei movimenti delle popolazioni in età altomedioevale, nella zona interessata, sembra suggerire, piuttosto, l'ipotesi di una retrodatazione dell'origine dell'insediamento di Sappada. A cavallo tra VIII e IX secolo, le diocesi di Aquileia e di Salisburgo (elevata a metropoli nel 798) concorrono su due fronti all'opera di evangelizzazione delle popolazioni alpine: quando, nel 796, Pipino organizzerà una spedizione in Pannonia per la definitiva sottomissione degli Avari, sarà la Chiesa di Aquileia a rilanciare, col patriarca Paolino, l'opera evangelizzatrice, con l'invio di clero preparato e l'impostazione di metodi missionari caratterizzati dall'opportuna umanità e tolleranza volute dal patriarca. Per precisare le aree di rispettiva competenza, nell'811 Carlo Magno fissò

al corso della Drava il confine tra le due regioni metropolitiche. Per quanto dipese dalla diocesi di Salisburgo, l'evangelizzazione degli Sloveni Carantani andò di pari passo con la loro germanizzazione, ed è possibile ipotizzare che una sacca appartenente a questa stessa etnia possa aver dato origine, in un periodo indefinito dei secoli successivi, all'insediamento della conca di Sappada. Questo sarebbe confermato da alcuni toponimi a componente slavofona della zona, in particolare delle valli immediatamente a settentrione di Sappada, nonché da alcuni vocaboli del dialetto sappadino, in cui si registra traccia di radici paleoslave.

Nel periodo in questione, tra l'VIII e il X secolo, permanenze stagionali nelle valli estreme del Cadore per il pascolo – e, potremmo aggiungere, per le attività estrattive – potrebbero essersi col tempo trasformate in residenze ed insediamenti stabili. In particolare a Sappada diversi toponimi testimoniano l'importanza dell'attività mineraria nell'area immediatamente a Nord dell'attuale insediamento, tra il Monte Ferro, i Laghi d'Olbe e il Vallone Rio della Miniera.

Quanto al toponimo *Sappada*, parrebbe sufficientemente evidente la sua dipendenza dal dialettale *\_epod'n*, nome dell'attuale nucleo abitativo di Cima Sappada, del resto il primo ad incontrarsi nel salire dalla Val Degano e che potrebbe a buon titolo aver designato l'abitato vallivo nel suo insieme, dato che i primi e più antichi contatti furono col versante carnico. La sua origine, poi, potrebbe essere *zum poden*, indicativo della posizione "sul pianoro" della borgata, oppure nel suo composto potrebbe celarsi il dialettale *Plod'n*, corrispondente a *Sappada* nell'idioma locale, e a sua volta ricollegabile all'idronimo *Plavis*, dipendente dalla radice indoeuropea *plou* ("scorrere"), all'origine di più vocaboli legati al fluire dell'acqua. È del resto possibile supporre che l'abitato originario si sia formato proprio a Cima Sappada, sia per la posizione favorevole, immediatamente allo sbocco della Val Sesis, che i primi coloni potrebbero aver percorso per raggiungere la vallata sappadina, sia per la morfologia pianeggiante e insieme relativamente ridotta in superficie e quindi particolarmente adatta ad un facile insediamento di primo taglio, sia infine per la posizione dominante la vallata.

All'origine dell'abitato di Sappada potrebbe, inoltre, collegarsi quella del paese di Sauris, altra isola linguistica germanofona, posta a Sud di Sappada, rispetto alla quale è separata dall'interposta Val Pesarina. Tra i due paesi dovette esservi sin dai primi secoli del loro insediamento una certa comunicazione, e riteniamo significativo a questo proposito il fatto che *\_ehre* in sappadino designi il passo Siera, profonda incisione nella catena meridionale della conca di Sappada, dalla quale immette nella Val Pesarina, in direzione di *\_ahre*, nome dialettale di Sauris.

Il 3 aprile 1077 l'imperatore Enrico IV infeuda l'intero Friuli, Cadore incluso, al patriarca Sigardo di Tengling; da questo momento il territorio della conca di Sappada rientra sotto la giurisdizione del Patriarcato di Aquileia. Nei secoli successivi alcuni flussi migratori potrebbero aver sovrapposto al nucleo originario slavo-carantano quella componente più nettamente germanofona affine alla zona di Sillian riscontrata dai dialettologi, destinata a prevalere e ad imporsi nell'impasto linguistico risultatone.

In un tale contesto di un insediamento ormai arricchitosi di successivi apporti di popolazione, trova posto il citato documento del 1296 – con la menzione di un fitto corrisposto "dai tempi antichi", che obbliga a risalire indietro di almeno due secoli, e ancora oltre –, dal quale apprendiamo pure che Sappada doveva essere in quest'epoca organizzata in regolare unità amministrativa rappresentata da un *decano* per gli atti ufficiali.



Sappada-Plodn, case contadine

(foto DANIELI)

Altri documenti del 1308 e 1318, emessi dalla signoria caminese, cui i territori cadorini erano stati subinfeudati, dispongono i termini della composizione di contese occasionate da molestie e vessazioni di piccoli potentati contermini, mentre in un documento del 1334 troviamo la prima menzione delle miniere di ferro a Sappada, che alcuni abitanti di Caprile chiedono di sfruttare rivolgendosi al patriarca Bertrando di San Genesio.

Nel 1347, ripreso possesso del Cadore, temporaneamente sottratto da Lodovico da Brandeburgo, il patriarca Bertrando concede ai sappadini il bosco della Digola, allora chiamato *Bosco nero* ("il nostro bosco denominato negro in seno al monte di Palidiola nel bacino di Sappada"). Il documento cita Sappada come dipendente dalla gastaldia della Carnia: rimarrà sotto tale giurisdizione territoriale anche durante i domini veneto, napoleonico e austriaco, fino all'annessione alla provincia di Belluno, nel 1842.

Nel 1373 i sappadini ottennero in concessione d'uso una parte del bosco sul versante occidentale delle Terze, di proprietà del Comune di Lorenzago. Del rinnovo di tale concessione si conservano documenti del 1388 e del 1403, ma caduto lo stato patriarcale, Sappada continuò ad appartenere alla gastaldia di Carnia, incorporata nel 1420, insieme a tutti i territori del patriarcato, al dominio della Repubblica di Venezia. Nel 1431 fu ricostruita la pieve matrice di Gorto, in posizione dominante presso la frazione di Cella (Ovaro), al cui interno due iscrizioni ricordano la dedicazione e il titolo della *Pieve matrice di tutto il Canale (di Gorto), di Sappada e Cercivento*, importante testimonianza della dipendenza di Sappada da questa antichissima pieve, che fu deputata a provvedere alla

sua assistenza spirituale. In questo periodo abbiamo anche la prima menzione di una presenza sacerdotale: nel 1440 un tale Giovanni, *presbitero e monaco d'Allemagna*, officia e dimora a Sappada. Al suo seguiranno altri nomi di presbiteri, che col tempo assumeranno carattere residenziale permanente, fino all'ottenimento del titolo ufficiale di Curazia, nel 1630, con il sacerdote autoctono Osvaldo Cottrer (1628–1642) e dello statuto giuridico di parrocchia nel 1791.

In seguito ai fatti dell'invasione tedesca delle truppe di Massimiliano e della "battaglia di Cadore" del 1508, Sappada viene coinvolta nell'istituzione di presidi militari all'Acquatona e in Visdende, ma rimase tagliata fuori dalle tormentate e drammatiche vicende successive, sia a motivo della posizione isolata rispetto alle aree direttamente coinvolte, sia per la scelta di altre e più agevoli vie di passaggio delle truppe veneziane tra Friuli e Cadore, come il passo Mauria o forcella Lavardet. Nel XVI secolo, sotto il dominio veneziano, si intensificarono notevolmente l'esportazione ed il commercio del legname, con il documentato coinvolgimento dell'area di Sappada e dei boschi della Val Sesis, ma lo sfruttamento boschivo suscita una complessa sequenza di controversie con il Comune di Lorenzago riguardanti l'utilizzo del bosco della Digola, documentata in una serie di atti, dal 1515, con episodi che sfociarono talvolta in manifestazioni turbolente, e ancora nel 1580, con il Centenaro del Comelico inferiore e ancora con Lorenzago. Nel 1662 il cospicuo pagamento di 816 ducati, effettuato da Pietro Solero a nome dell'intera comunità, affrancò definitivamente Sappada dal pagamento annuo dei tributi alla gastaldia della Carnia.

Nel 1732, alla chiesa di S. Margherita, esistente da un periodo imprecisato e comunque documentata nel 1295, viene ad aggiungersi la chiesa di Sant'Osvaldo a Cima Sappada, il cui titolo ricalca significativamente quello della parrocchiale di Sauris. La chiesa di S. Margherita verrà ricostruita in forma ampliata nel 1776–1779.

In questo periodo Venezia progetta l'ampliamento della strada di comunicazione tra il Tirolo e il Friuli, sfruttando il passaggio per la Val Degano e Sappada, finalmente posto ad esecuzione tra il 1762 e il 1763, con la realizzazione di opere di risanamento e consolidamento sistematico a maggior percorribilità della strada snodantesi da Udine alla Val Pusteria, attraverso il Canal di Gorto, Sappada e passo Montecroce Comelico, di cui resta documento in un'iscrizione incisa in un cippo, presso l'Acquatona.

Per quasi un secolo Sappada, insieme al Cadore ed alla Carnia, subisce l'alternarsi delle dominazioni francese ed austriaca, dalla caduta della Serenissima nel 1797 al 1814, che segna la fine del Regno d'Italia e la nascita del Lombardo-Veneto, e da questa data fino all'unione al Regno d'Italia, nel 1866. In quest'arco di tempo, essa rimane legata alla Carnia fino al 28 marzo 1852, quando viene scorporata dalla provincia di Udine e unita alla provincia di Belluno, mentre per la giurisdizione ecclesiastica rimane legata (e tale è ancora ai giorni nostri) alla diocesi di Udine, erede del soppresso Patriarcato di Aquileia. Va ricordata, per questo complesso periodo, l'indizione, nel 1804, del primo pellegrinaggio al santuario di Maria Luggau nella valle del Gail, allora motivato da un voto per la protezione dalle epidemie del bestiame, col che fu inaugurata una tradizione protrattasi, pur con lunghe interruzioni nei periodi bellici o per difficoltà di ordine politico, fino ai giorni nostri. È pure da ricordare che agli inizi dell'Ottocento, mentre la popolazione di Sappada superava per la prima volta il migliaio di persone, fu introdotta in Cadore la coltura della patata, che in breve tempo raggiunse anche l'alta valle del Piave e divenne rapidamente una componente fondamentale dell'alimentazione locale.

Il periodo della dominazione austriaca è segnato a Sappada dall'apertura della scuola elementare, nel 1823, con sede in borgata Mühlbach (una sezione staccata a Cima Sappada sarà inaugurata nel 1849), ma è pure caratterizzato dall'approfondirsi dell'antico contrasto tra masisti e fogolisti, retaggio delle molteplici stratificazioni che diedero forma, nei secoli, alla comunità sappadina, contrasto che, riaccesasi con un ricorso il 19 settembre 1826 contro lo sfruttamento indebito dei fogolisti di parte del Digola, la contesa si protrasse tortuosamente fino all'accordo ratificato presso il Commissariato distrettuale di Rigolato l'11 ottobre 1848, con il quale si stabilì la partizione del Digola in tre lotti, due di pertinenza dei masisti e uno a disposizione di tutti gli abitanti del paese. In quello stesso anno Sappada fu parzialmente coinvolta dai moti insurrezionali che andavano contagiando l'Italia e avevano raggiunto il Cadore, con la cospirazione di una quarantina di sappadini, miranti ad ostacolare il passaggio delle truppe austriache verso il Cadore insorto, fu stroncata sul nascere con l'incarcerazione dei ribelli e del loro capo, Pietro Solero.

L'ultimo quarto dell'Ottocento e il primo decennio del Novecento videro il rapido avviarsi delle prime imprese alpinistiche, connesse ad un primo fenomeno di frequentazione turistica, mentre Sappada cominciava a dotarsi dei primi alberghi. Si avvia un graduale interessamento alle montagne della conca sappadina che porta, nel 1890 alla pubblicazione, da parte di Carl Diener, nell'ambito del prestigioso periodico delle associazioni alpinistiche austro-tedesche «*Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins*», di un'ampia e dettagliata descrizione di quello che egli denomina *die Sappada-Gruppe*<sup>255</sup>.

Nel primo trentennio del Novecento, Sappada è 'ferita' da due incendi che distruggono, nel 1908, l'intera borgata Bach, e nel 1928 l'intera borgata Granvilla (Dorf), ma sempre in quegli anni l'abitato viene beneficiato dall'allacciamento della luce elettrica e da un primo acquedotto (1911).

La Grande Guerra coinvolge direttamente Sappada a motivo del vicino confine, tenuto costantemente dagli Alpini e rifornito con la partecipazione dell'intera popolazione dalla fine di maggio del 1915 – con eroiche azioni, nei tre mesi successivi, per l'attestazione della linea di fronte sul contesissimo monte Peralba – alla fine di ottobre del 1917. Si conserva memoria dell'eroica dedizione con cui la popolazione civile di Sappada contribuì all'approvvigionamento degli alpini, col concorso di donne, giovani e anziani, che durante la primavera del 1916 riuscirono addirittura a trascinare, a braccia, due cannoni da 149 fino ai Laghi d'Olbe. In conseguenza della rotta di Caporetto, il fronte fu abbandonato in una precipitosa ritirata e Sappada evacuata di gran parte della popolazione. Più di 800 profughi sappadini furono riuniti ad Arezzo, dove trovò sede provvisoria il Municipio di Sappada e da dove poterono tornare nella loro vallata il 22 marzo 1919.

Dal 1922, la realizzazione della nuova strada, più a valle del vecchio percorso attraverso le borgate occidentali e prolungata nel 1930 per la parte orientale del paese, determinerà il caratteristico andamento parallelo dei due tracciati che rimarranno a caratterizzare l'impianto viario, influenzando sulla distribuzione insediativa lungo la vallata.

---

255 Carl Diener, *Die Sappada-Gruppe*, in: «*Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins*», XXI, 1890, pp. 321–372, ill., 1 cartina.

La ripresa del turismo cadorino e delle imprese alpinistiche degli anni '20 e '30 (con la connessa inaugurazione, nel 1925, del Rifugio Fratelli De Gasperi e, nel 1926, del Rifugio Pier Fortunato Calvi), che culmineranno nel 1929 nel prestigioso decreto ministeriale di riconoscimento di Sappada quale Stazione di soggiorno e turismo, seconda in provincia solo a Belluno e a Cortina d'Ampezzo, e nell'avvio, negli anni trenta, del turismo invernale, è nuovamente interrotta dal secondo conflitto mondiale, che vede ancora Sappada teatro tragico di episodi connessi al reclutamento della popolazione ed alle atrocità della guerra; qui, la supposizione di parte tedesca di trovare nei sappadini dei facili alleati, forse dettata dalla comunanza linguistica, venne smentita dai fatti. Il 2 maggio 1945 i tedeschi abbandonano Sappada, dove la sera le campane suonano a festa e la domenica successiva, 6 maggio, si celebra col canto solenne del *Te Deum* la conclusione del conflitto.

Terminata la guerra, Sappada conobbe una rapida espansione dell'industria turistica, con la moltiplicazione delle strutture ricettive e la dotazione di impianti di risalita per gli sport invernali. Dagli anni '60 agli anni '80, con una particolare intensità negli anni '70, la rapida conversione dell'economia sappadina in un'economia di tipo turistico assume un carattere tale da rischiare di compromettere l'identità e la memoria storica della cultura locale. In quegli anni sorgono alcune iniziative, prima tra tutte l'istituzione del Museo etnografico, promosso dall'iniziativa di Giuseppe Fontana per arginare in qualche modo la dispersione in atto di alcune vestigia del patrimonio culturale sappadino. Grazie anche a questo impulso, Sappada negli ultimi anni pare avviata ad assestare una messa a punto di una rinnovata idea della propria identità e della consapevolezza della ricchezza del proprio patrimonio linguistico e culturale.



# SAURIS – ZAHRE

## ***Comunità germanofona della provincia di Udine***

PRESENTAZIONE di Lucia Protto, pag. 175 – STORIA DELLA COMUNITÀ di Lucia Protto, pag. 176 – LE TRADIZIONI di Lucia Protto, pag. 191 – LA COMUNITÀ LINGUISTICA di Lucia Protto, pag. 196 – NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE di Lucia Protto, pag. 202 – VITA CULTURALE di Lucia Protto, pag. 202

### **PRESENTAZIONE**

Nel 1871 Angelo Arboit descriveva così il territorio di Sauris: «Non c'è luogo più montagnoso di questo, in Carnia né più lontano dall'umano consorzio. Sia che ci si vada da Sappada, da Mione, da Ampezzo o da Forni, tra i quali paesi è compreso, non ci si arriva in meno di quattro ore»<sup>256</sup>. Queste parole sintetizzano come dovesse apparire la zona agli occhi di un visitatore proveniente dall'esterno, nella seconda metà del XIX secolo.

La valle di Sauris è situata nella parte occidentale delle Alpi Carniche, in una conca che si estende in senso longitudinale lungo l'alto corso del torrente Lumiei<sup>257</sup>. Confina ad est con la regione Veneto e la provincia di Belluno, più precisamente con il Comune di Vigo di Cadore, accessibile attraverso la sella di Razzo (1724 m.). A sud una cresta montuosa che va dal monte Tinisa (2100 m.) al monte Bivera (*Veisperkhoul*, 2474 m.) la separa dall'alta valle del Tagliamento e dai Comuni di Forni di Sopra, Forni di Sotto e Ampezzo. Con quest'ultima località la valle di Sauris comunica attraverso il passo del monte Pura (*Perkh*) e la forra del Lumiei (*Lunte*). A ovest è delimitata dal Canale di Gorto, mentre in direzione nord-nord ovest corre un'altra cresta montuosa, che si sviluppa dal monte Col Gentile (2075 m.) al Pezzocucco (1914 m.), facendo da confine con il Comune di Ovaro e la Val Pesarina.



**Sauris-Zahre, scorcio del capoluogo, Sauris di Sotto. Sullo sfondo, il campanile della chiesa di S. Osvaldo.**

256 A. Arboit, *Memorie della Carnia*, Bologna, Forni, 1871, p. 224.

257 Per una sintetica descrizione del territorio saurano nei suoi aspetti geomorfologici e climatici si rimanda a S. Zilli, *Il paesaggio della conca di Sauris*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre. Una comunità delle Alpi Carniche*, Udine, Forum Editrice Universitaria Udinese, 1998, pp. 19–27, al quale si fa qui ampio riferimento.

La vallata si sviluppa ad un'altezza superiore ai 1000 metri s.l.m.; la linea dello spartiacque che la circonda corre a quote elevate rispetto alla media della montagna friulana e non scende sotto i 1428 metri del passo Pura.

I numerosi corsi d'acqua (oltre al Lumiei, i rii Poch, Plottenpoch, Novarza con i loro affluenti) hanno scavato solo in parte i terreni della conca, costituiti in prevalenza da dolomie calcaree e calcari bituminosi, spesso ricoperti da detriti morenici e di falda. Se si escludono alcune zone soggette a fenomeni erosivi, in particolare verso il passo di Razzo e il Cadore, il paesaggio presenta una morfologia dolce, con alternanza di ampie aree boschive e pascolive, specie sul versante a solatio, dove sono sorti gli insediamenti umani, sia permanenti che stagionali, e dove è distribuita la maggior parte delle malghe. Su questo versante la diffusione dei pascoli ha mantenuto l'estensione del manto boscoso a quote inferiori anche ai 1500 metri, mentre sul versante meridionale il limite superiore del bosco supera i 1700 metri.

Uno degli elementi caratterizzanti oggi il paesaggio saurano è il lago, un invaso artificiale creato dalla diga, costruita tra il 1941 e il 1948 nella parte iniziale della forra del Lumiei. Lo specchio d'acqua ha una superficie di oltre 1,6 kmq e occupa il fondovalle.

Il territorio compreso nella conca è amministrato solo in parte dal Comune di Sauris, essendo il resto suddiviso tra sette Comuni limitrofi. La popolazione residente supera di poco le 400 unità. I centri abitati principali sono tre. L'abitato di Sauris di Sotto (*Dörf*), sede comunale, è posto a 1214 m.s.l.m., al margine occidentale di una vasta area alluvionale un tempo destinata alle coltivazioni e a ridosso di un modesto rilievo, dominato dalla chiesa di S. Osvaldo. Più ad occidente, su una serie di terrazzamenti alle pendici meridionali del monte Morgenleit, si trova Sauris di Sopra (*Plozn*), che con i suoi 1400 metri di quota è il più alto insediamento permanente della regione Friuli-Venezia Giulia. A 1236 m.s.l.m., nella vallata formata dal rio Plottenpoch, è situato il centro più orientale della conca, Lateis (*Latais*). Nacque come insediamento temporaneo costituito da stavoli che si trasformarono in seguito in abitazioni permanenti. Il carattere sparso dell'abitato riflette ancora la destinazione originaria. A questi tre centri, nei quali abita circa il 95% della popolazione, si aggiungono le due borgate di Velt (1270 m.) e La Maina (*Ame Lataise*, 1020 m.). Quest'ultima località, che si trovava inizialmente nel fondovalle, fu ricostruita più a monte dopo l'erezione della diga.

## **STORIA DELLA COMUNITÀ**

L'alta valle del Lumiei era nota alle popolazioni delle valli limitrofe ben prima del XIII secolo, epoca della colonizzazione da parte di popolazioni di lingua tedesca. Lo dimostra il fatto che a quel tempo i boschi e i pascoli della conca erano già stati assegnati ai villaggi circostanti (il che spiega perché il comune di Sauris amministrò solo una parte del territorio della conca). Lo dimostra anche la toponomastica<sup>258</sup>. In italiano e in friulano la località è denominata Sauris, in tedesco die Zahre, in saurano de Zahre. Nei documen-

---

258 N. Denison, *Elementi di toponomastica su Sauris/Zahre*, in D. Cozzi – D. Isabella (a cura di), *Sauris/Zahre. Una comunità delle Alpi Carniche*, Udine, Forum Editrice Universitaria Udinese, 1999, pp. 187–199.

ti più antichi sono attestate le forme romanze Sauras, Saures, Saurya e quella tedesca Zeer<sup>259</sup>. Delle due forme Saurya e Zahre la prima è la più antica, mentre quella tedesca è da considerarsi «un prestito con sostituzione consonantica ad inizio parola e conseguente realizzazione della monottongazione bavarese di [-au-] in [-a:-], che quindi all'epoca della colonizzazione non si era ancora conclusa»<sup>260</sup>.

Ma quando e come si verificò questa colonizzazione?

Nell'immaginario collettivo dei Saurani sono ancora vive alcune leggende, che con lievi varianti narrano di due soldati tedeschi, fuggiti dalla loro terra e rifugiatisi in questa vallata nascosta e selvaggia. Inizialmente essi vivevano di caccia, poi cominciarono, con molta fatica e tra mille difficoltà, a dissodare il bosco per ricavarne terreni coltivabili<sup>261</sup>. Il sacerdote saurano Luigi Lucchini specificava che i due Tedeschi erano fuggiti «non si sa bene da qual parte della Germania (probabilmente dalla Carinzia o dal Tirolo) per togliersi al duro peso della milizia» e collegava questa secolare tradizione al ricordo di una processione che i Saurani compivano ogni anno nella località carinziana di Heiligenblut (Sagritz), sede di un rinomato santuario<sup>262</sup>. Una delle varianti della leggenda di fondazione afferma che i due fondatori sarebbero arrivati in località *Raitrn* (presso Sauris di Sotto), dove avrebbero costruito la prima capanna; pochi anni dopo uno dei due si sarebbe separato e avrebbe stabilito la propria dimora in località *Rikelan* (nei pressi di Sauris di Sopra). Secondo un'altra versione, i fuggiaschi erano tre e arrivarono dapprima sui monti di Sappada; non sentendosi sicuri, proseguirono fino alla valle del Lumiei, che scelsero proprio per la sua selvatichezza. In questa versione, il terzo personaggio si sarebbe insediato nel luogo chiamato *Taitce gorte* (orto tedesco), nella zona di Lateis.

Se dalle descrizioni affascinanti e colorite fornite dalle leggende si passa al terreno della storia, bisogna riconoscere che i documenti più antichi (noti, fra l'altro, solo in estratto o attraverso citazioni di seconda mano) non forniscono molte notizie sulle origini e sui primordi della comunità saurana. Il primo documento, ormai perduto, che ne menziona l'esistenza risale al 1280<sup>263</sup>. In questo atto Awardo, figlio di Raypreto di Socchieve, riconosce

---

259 *Ibidem*, p. 187. A pag. 192 Denison analizza la forma *Zeer*, che compare in un documento del 1500. Si tratterebbe del tentativo di ripristinare una supposta forma più antica del termine *Zahre*, forse condizionato anche dall'etimologia popolare, tuttora diffusa, che fa derivare il termine dalle *Zähren* (saur. *zehre*, lacrima) sparse nel corso della colonizzazione.

260 *Ibidem*. Sia il nome *Zahre* che il nome *Zarz*, ted. dialett. [tsa:re], col quale è anche conosciuto il paese di Sorica, ex isola linguistica tedesca in Slovenia, all'incirca coeva di Sauris, potrebbero derivare dallo stesso idronimo pre-romanzo e pre-sloveno savira 'il corso (d'acqua)' (E. Kranzmayer – P. Lessiak, *Wörterbuch der deutschen Sprachinselmundart von Zarz/Sorica und Deutsch-Rut/Rut in Jugoslawien*, Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten, 1983, s.v. *Zarz*).

261 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni ed avvenimenti fino ai giorni nostri di Sauris*, Sauris, Circolo Culturale Saurano "F. Schneider", 1992, pp. 8–13, 94–95. La versione raccontata dallo Schneider coincide sostanzialmente con le versioni tuttora circolanti.

262 L. Lucchini, *Memorie del santuario di S. Osualdo in Sauris Arcidiocesi di Udine*, Udine, Tipografia del Patronato, 1880, p. 18; ID., *Saggio di dialettologia sauriana*, Udine, Tipografia del Patronato, 1882, pp. 13–14.

263 J. Bianchi, *Thesaurus Ecclesiae Aquilejensis*, Civitas Utini (Udine), typographia archiepiscopali Trombetti-Murero, 1847, p. 35, n. 34; P. Paschini, *Notizie storiche della Carnia da Venzona a Monte Croce e Camporosso*, 3<sup>a</sup> ed., Udine-Tolmezzo, Libreria Editrice "Aquileia", 1971, p. 43, nota 3.

di avere in feudo dalla Chiesa di Aquileia, oltre ad altri appezzamenti e proprietà, una aira di astori ed un'altra di sparvieri "in contrata de Sauris". In un altro documento, anch'esso perduto, del 1306 veniva citata per la prima volta la località di Sauris di Sopra (*Plozn*): un certo Nicolò figlio di Adraboreto di Sauris ottenne dal patriarca di Aquileia l'investitura di un podere "in villa de Plazas, in loco qui dicitur Sauras"<sup>264</sup>. Del 1318 è il primo documento ancora esistente, riguardante anch'esso un'investitura feudale del territorio di Sauris<sup>265</sup>.

Questi scarni dati sono facilmente inquadrabili nella situazione del Friuli tra XIII e XIV secolo, con il potere civile e religioso in mano ai patriarchi di Aquileia, che amministravano il loro vasto territorio attraverso una fitta rete di feudatari ecclesiastici e laici, per lo più di etnia e lingua tedesca<sup>266</sup>. Appare, dunque, logico che la Chiesa aquileiese assegnasse in feudo parte del territorio di Sauris ai signori di Socchieve, che controllavano il distretto al quale appartiene geograficamente la valle del Lumiei. Appare anche evidente che in quel momento il territorio fosse abitato, se qualcuno vi allevava rapaci da caccia. Ancor più probante in questo senso è il documento del 1306, attestante l'esistenza di una *villa*.

Agli atti giuridico-amministrativi andarono affiancandosi nel tempo i documenti ecclesiastici. Purtroppo un incendio, nel 1758, distrusse l'archivio parrocchiale. Un certo numero di documenti superstiti, tuttavia, consente di ricostruire le prime fasi della storia religiosa della comunità, storia che, come si vedrà, è strettamente legata alla questione delle origini.

Una bolla del 1328 concedeva quaranta giorni d'indulgenza ai fedeli che in determinate ricorrenze liturgiche avessero visitato le due chiese di S. Osvaldo e di S. Lorenzo<sup>267</sup>. In un secondo documento del 22 luglio 1344, ancora conservato nell'Archivio parrocchiale di Sauris, Giovanni, vescovo di Parenzo e vicario patriarcale, confermava alla chiesa di S. Lorenzo i quaranta giorni d'indulgenza<sup>268</sup>.

Queste concessioni patriarcali miravano a formare un beneficio parrocchiale che consentisse alla comunità, isolata per alcuni mesi all'anno, di mantenere un curato e di provvedere alle esigenze dei due edifici sacri, pur rimanendo formalmente soggetta alla pieve di Castoia (Socchieve). Così nel 1354 il patriarca Nicolò concedeva "due parti della Decima della Villa di Sauris al Reverendo Prete Tommaso di Contergnaco Pievano della Chiesa in Sauris per il suo sostentamento"<sup>269</sup>. Il patriarca successivo, Ludovico Della Torre, nel 1364 destinava tutta la decima al mantenimento di un prete curato nelle chiese di S. Lo-

---

264 J. Bianchi, *Thesaurus...*, cit., p. 338, n. 1154.

265 S. Dall'Oglio, 1318, agosto 17 *Civitate Austria (Cividale)*. "Matiusso di Moimacco, abitante a Spilimbergo, riceve in feudo da Folchero di Savorgnan la villa di Sauris", in "De Zahre reidet", n° 60, 1991.

266 La forte presenza di una nobiltà tedesca è legata alla successione ininterrotta, fra l'XI e la metà del XIII secolo, di patriarchi di sangue germanico.

267 G. Della Stua, *Vita di S. Osvaldo re di Nortumberland e martire colla storia del suo culto*, Udine, Antonio del Pedro, 1769, p. 81. L'abate Della Stua riportò in estratto la bolla, che vide in originale nell'archivio della chiesa di S. Osvaldo. Oggi l'originale non esiste più.

268 Archivio Parrocchiale di Sauris, *Fondo membranaceo*, pergamena n° 82.

269 Questo e i due successivi documenti del 1364 e del 1376 sono noti in estratto da Della Stua, *Vita di S. Osvaldo...*, cit., p. 81.

renzo e di S. Osvaldo. Tale concessione venne confermata nel 1376 dal patriarca Marquardo di Randeck per il mantenimento di un sacerdote nella chiesa parrocchiale di Sauris.

Il riconoscimento delle particolari esigenze e caratteristiche della parrocchia risultano ancor più evidenti da un documento del 1470, col quale si confermava il giuspatronato popolare nell'elezione del curato, mediante il voto dei capifamiglia, diritto che è stato esercitato fino agli anni '70 del secolo scorso<sup>270</sup>.

La bolla del 1328 attesta l'esistenza, già a quell'epoca, di due edifici di culto a Sauris di Sotto e di Sopra, intitolati rispettivamente ai santi Osvaldo e Lorenzo. Mentre la devozione a S. Lorenzo, diacono della Chiesa romana e martire nel III secolo, è ben documentata in Italia fin dall'antichità, sulla figura di S. Osvaldo e sulle vicende legate alla diffusione del suo culto è bene soffermarsi brevemente, in quanto strettamente legate al problema delle origini e alla storia di Sauris.

Il primo a scrivere della vita di Osvaldo fu il venerabile Beda, nella *Historia ecclesiastica gentis Anglorum*<sup>271</sup>. Secondo Beda, Osvaldo fu re del Northumberland, regione a nord dell'Inghilterra, tra il 633 e il 643. Aiutato dal vescovo Aidano, evangelizzò il Northumberland ed il Wessex, del cui re sposò la figlia. Fu particolarmente amato dal suo popolo, soprattutto per le sue doti di umiltà e generosità. Si racconta che durante un banchetto avesse fatto spezzare un piatto d'argento per donarne i pezzi ai poveri; questo episodio gli valse la profezia del vescovo Aidano, secondo la quale la sua mano destra sarebbe rimasta per sempre incorrotta. Osvaldo morì nella battaglia di Maserfield, il 5 agosto 643, ucciso dal re pagano Penda. Il suo corpo smembrato fu ritrovato un anno dopo dal fratello, che provvide a seppellire la testa a Lindisfarne, le mani e le braccia a Bamborough. Il culto di S. Osvaldo si diffuse velocemente, alimentato dalla notizia, riferita da Beda, che l'intercessione del santo avrebbe salvato il monastero di Selsey, nel Sussex, da un'epidemia di peste. Nei cronisti successivi la leggenda di Osvaldo si arricchì di aspetti prodigiosi e di particolari, volti ad evidenziarne la nobiltà di stirpe e di carattere. Egli assunse i lineamenti ideali di un cavaliere medioevale, bello e valoroso, pronto a sacrificarsi per la salvezza del suo popolo e per la fede, fino alla morte.

Nel XV secolo si diffuse in area tedesca un poema epico-cavalleresco, derivante da fonti duecentesche. Vi si narravano le vicende di Osvaldo, innamorato della figlia di un re pagano. Per poterla sposare, egli la rapisce, aiutato nell'impresa da un corvo parlante, che porta alla fanciulla i messaggi di Osvaldo e l'anello di fidanzamento. Nel poema viene anche esaltata la generosità dell'eroe. Questa versione della leggenda ha contribuito alla definizione dell'iconografia del santo, rappresentato, a Sauris e in quasi tutto il nord Italia, con la corazza e la spada (che ricordano l'eroismo in battaglia e il martirio), il mantello purpureo, la corona e lo scettro (simboli della regalità) e con un corvo recante un anello d'oro nel becco, appoggiato sulla mano sinistra. Alla stessa leggenda va ricondotta la fortuna del santo nel sud della Germania e in particolare nei paesi alpini.

---

270 Archivio Parrocchiale di Sauris, *Fondo membranaceo*, pergamena n° 83.

271 Per la vita di S. Osvaldo e la storia della reliquia e del santuario di Sauris di Sotto si vedano L. Lucchini, *Memorie...*, cit., e A. Tilatti, *La parrocchia di Sauris: le chiese, gli uomini, i santi*, in D. Cozzi - D. Isabella - E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 63-90.



**Sauris-Zahre, il coro liturgico di Sauris canta alcuni brani tradizionali per Radio Klagenfurt, nella chiesa di S. Osvaldo a Sauris di Sotto, 1960.**

A Sauris si conserva, da tempo immemorabile, una reliquia di S. Osvaldo, secondo la tradizione un pollice. Non è possibile sapere se essa fosse compresa tra le *multas reliquias et sanctitates* che il vescovo Nicolò trovò nelle chiese saurane in occasione della loro consacrazione nel 1361<sup>272</sup>. Quel che è certo è che la fama di cui godette la chiesa-santuario di S. Osvaldo nei secoli scorsi è legata alla presenza della reliquia. Sulle modalità con le quali essa sarebbe giunta a Sauris discussero ampiamente studiosi ed eruditi del XVIII secolo<sup>273</sup>. Nel 1750 mons. Carlo Camuccio scriveva che “piacque a Dio sino da molti secoli di far portare da un Cacciatore Tedesco nella Chiesa della Villa Sauris situata nelle più alte montagne della Carnia, Diocesi di Aquileja, Stato Veneto, un Osso del Dito di s. Osvaldo Martire”<sup>274</sup>. Il racconto si accorda con le leggende locali sulla fondazione, anzi, ne prende probabilmente spunto. Qualche tempo dopo, l’abate Della Stua dava un’altra versione della vicenda,

sostenendo di averla raccolta dalla tradizione orale: la reliquia sarebbe stata recata da un soldato carno, che aveva preso parte alla battaglia di Maserfield e, dopo la morte del santo re, ne aveva reciso un dito per portarne con sé un ricordo<sup>275</sup>. Risposta, dunque, la figura del soldato, non più tedesco, ma carno, appartenente, cioè, alla popo-

---

272 La bolla del 1361 fu trascritta nel 1515. Quest’ultimo documento è conservato nell’Archivio Parrocchiale di Sauris, *Fondo membranaceo*, pergamena n° 85.

273 Una sintesi delle ipotesi sulla provenienza della reliquia e, in generale, sul problema delle origini della comunità si trova in G. Brunettin, *Illazioni su un’origine*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 43–61.

274 L. Lucchini, *Memorie...*, cit., appendice, n° 2, p. 49.

275 G. Della Stua, *Vita di S. Osvaldo...*, cit., p. 60.

lazione celtica che abitava il Friuli prima dell'invasione romana<sup>276</sup>. Al Della Stua fece eco Niccolò Grassi, che in un'operetta storica sulla Carnia, ricordando la presenza della reliquia a Sauris, per rendere ragione della lingua tedesca parlata in questa comunità ne faceva risalire le origini agli antichi Cimbri, costretti dalla sconfitta subita ad opera dei Romani a cercare rifugio nelle valli alpine<sup>277</sup>.

Il passaggio del Friuli dalla Repubblica di Venezia al dominio asburgico, sancito dal Trattato di Campoformido (1797), suscitò l'interesse del mondo accademico di lingua tedesca per le isole linguistiche di origine germanica nella regione. Si occuparono così di Sauris e della sua lingua Josef Bergmann, il dottor Lotz, Carl von Czoernig, riportandone tutti le origini e la cultura ad una matrice tedesca. Il primo considerava i Saurani un residuo di un'antica popolazione tedesca in Friuli. Il dottor Lotz, con lo pseudonimo di Mupperg, nel 1876 propose per l'idioma saurano una derivazione dal Goto o dal Longobardico. Per verificare la tesi del Mupperg, il barone von Czoernig nel 1880 si spostò appositamente da Trieste a Sauris, riconoscendo nella lingua locale una radice franco-bavarese e sottolineando la somiglianza con la parlata di Gottschee, isola linguistica tedesca nella Carniola<sup>278</sup>.

Si deve, però, ad uno studioso saurano la prima indagine linguistica approfondita, che si rivelò illuminante anche ai fini della ricostruzione storica. Nel Saggio di dialettologia sauriana (1882), il sacerdote Luigi Lucchini individuò nei dialetti delle valli carinziane di Möll e di Lesach le forme linguistiche più vicine a quelle del dialetto saurano<sup>279</sup>. Nella stessa opera, come già accennato, egli riferì la tradizione, "ancor fresca" ai suoi tempi, secondo la quale in passato i Saurani solevano recarsi ogni anno in processione a Heiligenblut (Sagriz) in Carinzia, tradizione di cui non si poteva più ricostruire la motivazione, ma che alcuni sospettavano "potesse avere qualche relazione coll'origine di Sauris".

Anche il geografo Giovanni Marinelli, riconosciuta l'appartenenza delle parlate tedesche della Carnia al ramo alto tedesco, individuava, sulla base del dialetto, delle leggende e degli usi, la zona d'origine della comunità saurana in qualche vallata del Tirolo o dell'al-

---

276 Giordano Brunettin fa giustamente notare che nell'epoca in cui Della Stua scrive (seconda metà del '700) era già stata portata a compimento la "venetizzazione" del territorio di cultura e lingua tedesche dell'alta valle del Piave e soprattutto delle zone montane interessate dall'emigrazione di popolazioni tirolesi e carinziane. A tale scopo fu ampiamente favorito lo stanziamento di gruppi di famiglie provenienti dai territori da lungo tempo soggetti alla Repubblica veneta nei distretti alpini dai quali la Serenissima traeva il legname per le esigenze del proprio Arsenal.

277 N. Grassi, *Notizie storiche della provincia della Carnia*, Udine, Fratelli Gallici, 1782, pp. 173-174.

278 Le varie ipotesi avanzate dai linguisti tedeschi sono riassunte in L. Lucchini, *Saggio...*, cit., pp. 7-11 e in Brunettin, *Illazioni...*, cit., pp. 50, 59-60, note 49-50.

279 L. Lucchini, *Saggio...*, cit., pp. 13-14: «Certamente il Sauriano s'avvicina moltissimo a' dialetti di Möllthal e di Lesachthal. A me bastò sfogliare alquanto il *Kärntisches Wörterbuch* del Lexer per vedere come tante forme e tanti modi di dire che io credeva tutto propri del nostro dialetto si trovano altresì ne' parlari delle valli principalmente del Möll e di Lesach. Io credo pertanto che appunto nel nostro vernacolo paragonato co' vari dialetti tedeschi, e specialmente con quelli della Carintia, si possano rinvenire quelle notizie che indarno domandiamo a' perduti documenti; poiché le lingue, quantunque a poco a poco si trasformino, conservano però una fisionomia che il tempo, fosse pure di nove secoli quanti pressoché ne conta Sauris di esistenza, non può del tutto scancellare». Il Lucchini non fornì, però, elementi a sostegno di questa datazione.

ta Carinzia (Pusteria, alta valle della Drava), dalla quale i primi coloni sarebbero partiti in pieno Medio Evo, forse favoriti da qualcuno dei Patriarchi tedeschi dell'epoca<sup>280</sup>. Quest'ultima ipotesi è stata ripresa, in tempi più recenti, da Nimis e da Toller, il quale inquadrava la fondazione di Sauris «nei movimenti migratori disposti dai Patriarchi, che vollero ripopolare le terre a loro soggette deducendo parecchie colonie tedesche e slave»<sup>281</sup>. Nel corso del '900 è stata definita con relativa certezza la questione delle origini, ad opera di linguisti che, seguendo la via inaugurata da Padre Lucchini, hanno utilizzato i dati emersi dai loro studi sull'evoluzione del dialetto saurano per integrare le scarse testimonianze d'archivio.

In tempi diversi Giovanni Lorenzoni, Maria Hornung e Norman Denison sono giunti a conclusioni sostanzialmente concordi sullo stanziamento nell'alta Val Lumiei di coloni provenienti da un'area compresa tra la Pustertal, la Lesachtal e la Oberdrautal, più precisamente dalla parte occidentale della Lesachtal, vicina all'antico confine tirolese-carinziano<sup>282</sup>. A sostegno di questa tesi, Lorenzoni ricordava anche la forte venerazione per S. Lorenzo e S. Osvaldo nelle località di St. Lorenzen e Kartitsch. Particolarmente illuminanti, poi, le osservazioni di Denison sull'espressione vezzeggiativa saurana *khla kartitschar* (piccolo kartitschese) per "ragazzino" e il soprannome di una famiglia di Sauris di Sotto, Tilgar, il quale ha dato nome ad un canalone franoso nelle immediate vicinanze del paese (*tilgar lie*). Ricordando che gli abitanti di Tiliach si chiamano tutt'oggi Tilgar, Denison trova nelle due espressioni la conferma che i Saurani derivano almeno in parte dalla zona di Kartitsch e Tiliach. Riguardo all'epoca dell'insediamento, Lorenzoni proponeva una datazione alla prima metà del XIII secolo, la Hornung al 1250 circa; Denison ritiene possibile che l'immigrazione sia durata qualche decennio (tra il 1250 e il 1280 circa).

---

280 G. Marinelli, *Guida della Carnia*, Tolmezzo, G.B. Ciani, 1906, pp. 15–16, 384–385.

281 G.P. Nimis, *I centri storici di Sauris. Ricerca di identità e ipotesi di sopravvivenza per una comunità emarginata della Carnia*, Venezia, Marsilio, 1977, p. 24; M. Toller, *Sauris. Storia civile e tradizioni*, Udine, Arti Grafiche Friulane, 1963, p. 10. Questa interpretazione trova sostegno nell'analisi di Pier Paolo Viazzo sul processo di colonizzazione delle alte valli che interessò le Alpi, specie nel settore orientale, nel tardo Medioevo, colonizzazione promossa da membri dell'aristocrazia terriera e da monasteri per uno sfruttamento più intensivo dei loro possedimenti nelle terre marginali d'alta quota (P.P. Viazzo, *Comunità alpine. Ambiente, popolazione, struttura sociale nelle Alpi dal XVI secolo ad oggi*, 2<sup>a</sup> ed. riveduta e ampliata, Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, San Michele all'Adige/Carocci, Roma, 2001, pp. 148–149).

282 G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris oasi tedesca in Friuli*, estratto dal "Bollettino della Società Filologica Friulana", annata XIII<sup>a</sup>, nn. 3, 4, 6, Udine, Istituto delle Edizioni Accademiche, 1938, pp. 10–19; M. Hornung, *Isole linguistiche tedesche derivate da insediamenti austriaci in Carnia e in Carniola*, in "Almanacco culturale della Carnia", n° 6, 1991, pp. 33–47. Secondo la Hornung la fondazione di Sauris è da considerare "un ben calcolato trasferimento di gente, ordinato dai conti di Gorizia che avevano il potere anche da quelle parti" (p. 40). Norman Denison ha pubblicato numerosi articoli e saggi sulla lingua saurana; ai fini dell'argomento che si sta trattando, si cita qui *Sauris: la questione delle origini*, in *Atti del convegno "Timau, Sauris, Sappada, isole alloglotte da salvare"*, Centro Studi di Timau, 30–31 luglio 1982 e *Spunti teorici e pratici dalle ricerche sul plurilinguismo con particolare riferimento a Sauris*, in *Aspetti metodologici e teorici nello studio del plurilinguismo nei territori dell'Alpe-Adria*, Atti del Convegno Internazionale, Udine, 12–14 ottobre 1989, pubblicati nel 1990 da Aviani Editore, pp. 169–177.



È giusto, infine, riportare le ultime due ipotesi formulate sulla fondazione della comunità saurana, che, sebbene non fondate su elementi concreti, hanno tuttavia un loro fascino.

Giordano Brunettin ha inserito la colonizzazione della conca nel quadro politico-economico dell'area comprendente il Friuli, la Carinzia e il Tirolo attorno alla metà del XIII secolo<sup>283</sup>. Tra il 1218 ed il 1251 fu patriarca di Aquileia (in quel periodo la massima carica ecclesiastica e politica del Friuli) Bertoldo di Andechs, della famiglia dei duchi di Merania, proprietari di ampi possedimenti in Germania e Carniola, marchesi d'Istria e imparentati con i conti di Gorizia, che dominavano grandi zone della Carinzia occidentale e l'intera val Pusteria e i cui discendenti avrebbero governato anche il Tirolo. In poche parole, nella metà del XIII secolo si venne a costituire, al di là delle Alpi, una vasta dominazione nelle mani di casate consanguinee, con la possibilità di sviluppare nuove iniziative economiche, come l'allevamento e l'agricoltura in quota, praticati dai grandi monasteri benedettini collegati alle casate egemoni. Il monastero di Weingarten, presso Ravensburg, aveva acquisito nel corso dei secoli XII e XIII enormi latifondi nella Carinzia occidentale e nel Tirolo. Secondo la tradizione, una reliquia di S. Osvaldo era stata traslata proprio in questo monastero, che avrebbe favorito nei propri possedimenti la diffusione di cappelle, chiese e borghi intitolati al santo inglese. In Tirolo i beni terrieri di Weingarten suscitarono gli appetiti dei signori della contea, dando luogo ad aspre contese. È possibile che anche in Carinzia il conflitto fosse sfociato in prevaricazioni ed episodi di violenza nei terreni del monastero. Proprio questa circostanza potrebbe aver spinto un gruppo di massari dell'abbazia, risiedenti nella valle del Lesach, a cercare rifugio e condizioni di vita più pacifiche e favorevoli in una valle remota del patriarcato aquileiese. A protezione dei coloni potrebbe essere intervenuta l'abbazia di Moggio, potente centro monastico ai piedi delle Alpi friulane. Brunettin non esclude un'altra variante a quest'ipotesi: la fondazione di una nuova comunità potrebbe essere inserita nel generale movimento di colonizzazione verso territori esterni all'Impero e, quindi, liberi da vincoli giuridici ed amministrativi, che si verificò in Germania tra XII e XIII secolo<sup>284</sup>.

All'ambito monastico ha fatto riferimento pure Stefano Dall'Oglio per spiegare la presenza delle reliquie di S. Osvaldo a Sauris e nel continente europeo in generale<sup>285</sup>. È stata in precedenza ricordata l'importanza del vescovo Aidano nell'opera di evangelizzazione del Northumberland, la regione inglese di cui Osvaldo era sovrano. Lo stesso Aidano fondò il monastero di Lindisfarne (non lontano dalle coste settentrionali del Northumberland), il cui *scriptorium* produsse alcuni dei più ricchi codici miniati dell'epoca. Nell'VIII secolo i monaci irlandesi e scozzesi si trasferirono sul continente, dove fondarono monasteri, diffondendo la loro scrittura, il loro pensiero ed i loro usi religiosi. Proprio a questi monaci potrebbe essere dovuto l'arrivo nell'Europa centrale delle reliquie dei loro santi, tra i quali Osvaldo era particolarmente legato a loro dal punto di vista storico, religioso e culturale. Per il resto, Dall'Oglio si ricollega all'ipotesi del Marinelli, secondo la

---

283 G. Brunettin, *Illazioni...*, cit., pp. 55–56.

284 *Ibidem*, p. 61, nota 91.

285 S. Dall'Oglio, *San Osvaldo: Riflessioni sulla presenza a Sauris della Reliquia; ipotesi sulla sua presenza a Sauris, anche in rapporto alle origini del Paese*, in "De Zahre reidet", n° 59, 1990.

quale l'insediamento di famiglie contadine di ceppo tedesco nelle montagne della Carnia e della Slovenia fu favorito dai patriarchi aquileiesi. Durante una di queste "emigrazioni forzate" sarebbero arrivati nell'alta val Lumiei sia i primi abitanti di Sauris che la reliquia.

I primi documenti storici, uniti alle indicazioni ricavabili dalle leggende di fondazione, inducono ad immaginare la conca di Sauris abitata, nei primissimi tempi, da pochi nuclei familiari. Secondo Lorenzoni, dei sei cognomi di marca tedesca che compaiono nei registri parrocchiali a partire dal 1758 (anno dell'incendio che distrusse l'archivio parrocchiale, con tutti i registri precedenti), soltanto tre sono riconducibili al periodo dell'insediamento<sup>286</sup>.

Queste prime famiglie fondarono i due villaggi di *Dörf* (Sauris di Sotto) e *Plozn* (Sauris di Sopra), dedicandosi all'allevamento, all'agricoltura e alla caccia<sup>287</sup>. Il paesaggio stesso di Sauris, con la presenza di vaste superfici a pascolo sulle alture e di prati e campi strappati al bosco attorno ai paesi, rivela una pratica secolare del sistema agropastorale alpino. Oltre ai prodotti dell'allevamento, la sussistenza della comunità era legata alla coltivazione delle poche specie adatte al clima e all'altitudine (grano saraceno, segale, avena, orzo, fave, cavolo cappuccio)<sup>288</sup>. Per le materie prime non reperibili *in loco* (soprattutto il sale, indispensabile alla conservazione degli alimenti) si ricorreva al baratto con le comunità più vicine.

È facile immaginare che i primi coloni attingessero alle folte foreste della vallata per costruire i primi edifici (case, stalle e fienili, chiese o cappelle), utilizzando le tecniche costruttive e le tipologie architettoniche della zona d'origine. Ancora oggi, infatti, risultano evidenti le affinità tra gli edifici saurani e quelli della Lesachtal o della Gailtal, soprattutto negli stavoli (*anschichtn*) e nei depositi per il fieno (*hittn*) sparsi nei prati fuori dai centri abitati e meno soggetti, quindi, ai cambiamenti dettati dal desiderio di adeguarsi alle tipologie architettoniche delle vallate vicine.

---

286 G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris...*, cit., p. 6. Lorenzoni osservava che il cognome Bolf è documentato solo dal 1762 al 1786 e quindi si tratterebbe di una famiglia immigrata in epoca recente. I Tolar proverrebbero dal Tirolo, essendo il nome del primo della famiglia (Sebastiano) accompagnato dall'attributo *tirolensis* (1777). Quanto ai Miniger, si tratterebbe di una derivazione dal nome proprio latino Dominicus. Perciò le prime tre famiglie insediate a Sauris dovrebbero essere state quelle dei Plotzer, degli Schneider e dei Trojer, cognomi tuttora presenti a Sauris e riscontrabili anche nella Lesachtal. Il nome Tolar sopravvive come *hausnome* (nome di casa), il nome Bolf (Wolf) come soprannome di famiglia. Riguardo a quest'ultimo, va aggiunto che esso compare in un documento del 1602 ed è quindi meno recente di quanto asserisse Lorenzoni.

287 *Dörf* = paese, villaggio; *Plozn* = radura (nel bosco). Secondo Denison il toponimo *Dörf* indicherebbe che fu Sauris di Sotto l'insediamento originario, quindi il "villaggio" per antonomasia (N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, cit., p. 188).

288 D. Cozzi, *Za mitme Abröle Pfluekh auf Stöle ... Coltivare e allevare a Sauris*, in D. Cozzi - D. Isabella - E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 157-184; D. Isabella, *Il sistema alimentare saurano tra quotidianità e festività*, in D. Cozzi - D. Isabella (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 55-90. Tra le colture tradizionali saurane vanno ricordati anche il lino e la canapa, che assieme alla lana consentivano alla comunità la completa autosufficienza per quanto riguarda la produzione dei tessuti.

Dal punto di vista politico-amministrativo, la storia di Sauris segue le vicende di gran parte del Friuli, governato dai patriarchi di Aquileia nei secoli XIII e XIV, passato sotto il dominio della Repubblica veneta nel 1420, ceduto nel 1797, con il trattato di Campoformido, all'Austria, sotto il cui controllo rimase (salvo una breve parentesi di dominio francese tra il 1805 e il 1814) fino al 1866, data dell'annessione al Regno d'Italia.

Nel quadro della Carnia, invece, la comunità saurana si trovò, in epoca tardo-medioevale e moderna, in una situazione particolare. Fatta eccezione per Forni di Sopra e di Sotto (soggetti alla potente casata dei Savorgnan), il resto della Carnia era organizzato amministrativamente in quattro quartieri (Socchieve, S. Pietro, Gorto, Tolmezzo) e nella *Terra* di Tolmezzo, la comunità più grande e numerosa, sede del gastaldo. Sebbene dal punto di vista geografico la *villa* di Sauris appartenesse al bacino dell'alto Tagliamento e quindi al quartiere di Socchieve, essa dipendeva direttamente dalla *Terra* di Tolmezzo, assieme alle *vill*e di Sappada, Forni Avoltri, Timau e Cleulis, anch'esse comunità situate in territori di confine o in corrispondenza dei passi più importanti<sup>289</sup>. In considerazione della dislocazione disagiata e dello scarso rendimento dei terreni, inoltre, nel 1392 i Saurani furono esentati dalle tasse<sup>290</sup>. Quest'occhio di riguardo nei confronti della comunità continuò sotto la dominazione veneta, in linea, peraltro, con la generale politica di rispetto dell'autonomia e delle prerogative della Carnia perseguita da Venezia.

Forse nel corso del '500 o già nel secolo precedente si verificò, da parte di alcune famiglie di Sauris di Sotto e di Sopra, la scelta di stabilirsi permanentemente nelle due località più orientali della vallata, Lateis (Latais) e La Maina (*Ame Lataise*), fino a quel momento sfruttate stagionalmente per la stabulazione<sup>291</sup>. Il 6 dicembre 1500 un certo Leonardo Ladeyser e sua moglie Kungundis ottennero a Roma una bolla d'indulgenza per le chiese di S. Lorenzo e di S. Osvaldo<sup>292</sup>. Secondo Denison *Ladeyser* sarebbe la trascrizione grafica di *Lataisar*, abitante di *Latais*<sup>293</sup>. Nella visita pastorale del 1602, comunque, risulta che ci fossero sedici *fuochi* (nuclei familiari) a Sauris di Sopra, trenta a Sauris di Sotto, cinque a Lateis e tre alla Stua<sup>294</sup>.

---

289 G. Marinelli, *Guida...*, cit.; P. Paschini, *Notizie storiche della Carnia...*, cit.; F. Bianco, *Carnia XVII-XIX. Organizzazione comunitaria e strutture economiche nel sistema alpino*, Pordenone, Biblioteca dell'Immagine, 2000, p. 16; C. Puppini, *Tolmezzo. Storia e cronache di una città murata e della Contrada di Cargna. Dalle origini al XVII secolo*, Udine, CO.EL., 1996, p. 86.

290 P. Paschini, *Notizie storiche della Carnia...*, cit., pp. 91-92.

291 Il toponimo *Latais* è stato variamente interpretato. L'ultima ipotesi, la più convincente, è quella che lo fa derivare da una parola di origine celtica, già attestata in latino, *tegia* (con articolo romano *la-* da *illa* integrato nel termine), con significato originario 'capanna', 'casa'. Nel territorio alpino sia di lingua romanza che tedesca il termine ha assunto il significato di 'fienile', 'stalla con fienile', 'caseificio', che ben si adattano ad una località abitata solo stagionalmente. Il lessema *Latais* sta anche alla base delle formule per indicare l'altra località, La Maina (*ame Lataise, afn d'Latais*) (N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, cit., pp. 192-195). La denominazione italiana di quest'ultima borgata deriva dalla costruzione, nel 1830, di una cappella (*maina*). Prima di quella data, la borgata prendeva nome dalla stua (sbarramento artificiale di tronchi, pietre, terra) posta lungo il torrente Lumiei ai fini della fluitazione del legname.

292 M. Plozzer (a cura di), *Storia della chiesa di S. Lorenzo M. in Sauris di Sopra*, supplemento a "De Zahre reidet", agosto 1985, p. 61.

293 N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, cit., pp. 192-193.

294 M. Plozzer (a cura di), *Storia della chiesa di S. Lorenzo...*, cit., pp. 63-64.

Nel corso del '500 lo sfruttamento intensivo dei boschi della val Lumiei da un lato, il diffondersi della fama del santuario dedicato a S. Osvaldo dall'altro furono occasione, per la comunità saurana, di frequenti contatti con il mondo esterno. Nel territorio di Sauris si trovavano due boschi *banditi* (riservati dalla Repubblica di Venezia all'utilizzo del proprio arsenale). Gli altri boschi di proprietà della comunità venivano in parte utilizzati dalle famiglie locali, in parte affittati a commercianti del posto o forestieri. In ogni caso, lo sfruttamento boschivo divenne per Sauris, come del resto per le altre comunità della Carnia, fonte di reddito e di lavoro indotto (boscaioli, segantini, addetti alla costruzione di stue e canali per la fluitazione, carradori). Proprio a Sauris sarebbe stata installata, nel XVI secolo, la prima segheria della Carnia<sup>295</sup>. L'elevata richiesta di manodopera dovette attirare nella vallata nuovi immigrati, come dimostra la presenza, nei documenti e nei libri parrocchiali, di nuovi cognomi di origine romanza (Petris, Polentarutti, Colle, Somvilla, Lucchini, Domini).

Nei documenti ecclesiastici ricordati all'inizio le due chiese di Sauris di Sotto e di Sopra godevano dei medesimi benefici e non appare alcun elemento di superiorità dell'una sull'altra. La parrocchia era unica, retta da un unico pastore che provvedeva alla cura spirituale dell'intera comunità. A partire dal '500 e per tutto il corso dei secoli XVII e XVIII, il santuario di S. Osvaldo, grazie alla fama taumaturgica della sua reliquia, divenne uno dei centri devozionali più famosi del Friuli, meta di pellegrinaggi non solo dalle località più vicine, ma anche dalle città venete, in particolare da Venezia. I visitatori, oltre a dotare la chiesa di un ricco corredo di argenterie e paramenti sacri, lasciavano cospicue offerte, che avrebbero permesso agli abitanti di Sauris di Sotto di mantenere un nuovo sacerdote, a vantaggio del paese e dei frequentatori del santuario. Perciò la comunità di Sotto, appoggiata da Lateis e dai casali isolati, nel 1637 chiese ed ottenne di poter avere un cappellano residente per tutto l'anno. L'erezione della cappellania di S. Osvaldo fu il primo passo di una lunga ed aspra contesa tra le due comunità principali, che sfociò, nel 1809, nel trasferimento della parrocchia da S. Lorenzo a S. Osvaldo<sup>296</sup>.

Nonostante la perdita dell'archivio parrocchiale nell'incendio del 1758, numerosi documenti conservati soprattutto negli archivi di Udine forniscono dati utili a ricostruire la storia sociale ed economica della comunità tra i secoli XVII e XIX. Si può riscontrare, ad esempio, che le nascite e le stipule di contratti si concentravano in alcuni mesi o periodi dell'anno<sup>297</sup>. Questo fenomeno è probabilmente legato all'emigrazione stagionale. Come in tutta la Carnia, anche a Sauris era diffusa l'emigrazione maschile, che consentiva di integrare il magro bilancio delle famiglie. Si verificava così che diverse persone, sia giovani che adulte, lasciassero il paese d'autunno e vi facessero ritorno in tarda primavera o in estate, per affiancare i familiari nel periodo cruciale dei lavori agricoli. Le mete, le attività intraprese, la quantità di persone coinvolte subirono dei mutamenti nel tempo. Nel

---

295 G. Marinelli, *Guida della Carnia e del Canal del Ferro. Nuova edizione a cura di Michele Gortani*, Tolmezzo, Stabilimento Tipografico "Carnia", 1924-25, p. 222; M. Toller, *Sauris...*, cit., p. 15.

296 Per la storia della parrocchia di Sauris e del santuario di S. Osvaldo, si veda A. Tilatti, *La parrocchia di Sauris...*, cit., pp. 63-90.

297 A. Fornasin, *La vita economica a Sauris tra Seicento e Settecento*, in D. Cozzi - D. Isabella - E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 97-98.

1629, ad esempio, il numero di persone assenti da Sauris è esiguo: 9 persone su 231 abitanti<sup>298</sup>. Cinquant'anni dopo, sono 25 i maschi di Sauris che si trovano «in Giermania», e fra questi ci sono tre fratelli «tutti picholi che sono andati a servire»<sup>299</sup>. Appare forte, in quel periodo, il legame con il mondo di lingua tedesca, tanto da giustificare l'abitudine di mandare i figli a "servire" nelle regioni austriache.

Forse già nel Seicento emigrava da Sauris qualche tessitore, ma è soprattutto nel corso del Settecento che si infittiscono le notizie su tessitori saurani impegnati a lavorare nella pianura friulana e veneta<sup>300</sup>. Nel questionario napoleonico del 1807 si legge che «principiano ad emigrare in ottobre e novembre, e stanno fino in giugno. Cominciano all'età di anni 12 circa e continuano fino all'età di anni 50 circa e s'applicano ai mestieri di sarto e tessaro»<sup>301</sup>.

Alcuni di questi emigranti scelsero di stabilirsi definitivamente in altri paesi. Questa circostanza, assieme ad altri fattori, quali un tasso di nuzialità piuttosto basso ed un'età elevata al momento del matrimonio, contribuiscono al mantenimento, almeno fino alla metà dell'Ottocento, di un regime demografico a bassa pressione, in linea con le tendenze generali dell'area alpina<sup>302</sup>. Fino al 1830 si registra una sostanziale stabilità del numero di abitanti, oscillante attorno a 500.

La situazione cambia attorno alla metà del secolo, con una decisa impennata nella seconda metà. Nel 1881 a Sauris ci sono 797 abitanti, che salgono a 844 nel 1901. Tra le cause dell'incremento demografico sono da annoverare l'introduzione della coltivazione della patata, la diminuzione dei tassi di mortalità, soprattutto infantile, il progressivo incremento delle attività collegate all'allevamento e alla pratica dell'alpeggio.

Lo sbilanciamento, all'interno del sistema agropastorale, a favore dell'allevamento e della produzione casearia ebbe gravi conseguenze sull'economia locale<sup>303</sup>. La popolazione di Sauris si trovò esposta ad un progressiva dipendenza dal mercato esterno, tanto che lo scrittore locale Fulgenzio Schneider ricordava le "lunghe file di gente come processioni, che partivano da Sauris poco dopo la mezzanotte, coi lumi accesi per illuminare il faticoso monte Pura", senza tenere conto del freddo né della neve, perché "la necessità costringeva di affrontare qualunque pericolo per fornirsi di un po' di grano, e specialmente anche per accontentare i mercanti di Ampezzo che, arroganti aspettavano la portata del burro"<sup>304</sup>.

---

298 *Ibidem*, p. 97.

299 C. Lorenzini, *L'inchiesta del 1679 nella trascrizione di Giovanni Gortani*, in G. Ferigo – A. Fornasin (a cura di), *Cramars. Emigrazione, mobilità, mestieri ambulanti dalla Carnia in Età Moderna*, Udine, Arti Grafiche Friulane, 1997, p. 471.

300 G.P. Gri, *Berkn, tessere*, in D. Cozzi – D. Isabella (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 12–13. A differenza di tanti paesi della Carnia settentrionale, nei quali la popolazione maschile era specializzata nel piccolo commercio ambulante di spezie, farmaci, merceria ed altro nei Paesi d'oltralpe, Sauris e i villaggi nella fascia inferiore della Carnia erano caratterizzati da mestieri collegati con l'universo tessile.

301 Questionario napoleonico del 1807, Archivio Comunale di Sauris.

302 E. Navarra, *La comunità di Sauris tra Settecento e Ottocento*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 105–109.

303 D. Cozzi, *Za mitme Abröle...*, cit., pp. 161–162.

304 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, cit., pp. 62–63.

Dallo stesso scrittore si apprende che negli ultimi decenni dell'Ottocento, a causa dell'industrializzazione, gli uomini saurani non andavano più in pianura a fare i tessitori, ma sceglievano altre mete migratorie, ad esempio "Germania e Svizzera nel 1888, dove in nove mesi all'anno potevano farsi delle belle stagioni consecutivamente fino allo scoppio della guerra del 1915"<sup>305</sup>. Nel primo ventennio del '900 gli emigranti saurani, spesso accompagnati dalle famiglie, sono presenti in Austria nell'area delle segherie carinziane, specialmente a Feldkirchen, e nella Svizzera tedesca<sup>306</sup>. Alcune famiglie, già a partire dalla fine dell'Ottocento, scelsero invece di partire per l'Argentina, in particolare per la regione del Chaco, dove numerosi gruppi di agricoltori friulani avevano fondato città e paesi. Queste ultime emigrazioni, di carattere definitivo, dovettero funzionare da regolatore demografico, se nel decennio 1901-1911, in controtendenza con il quadro generale della montagna friulana, la popolazione di Sauris subì un calo.

La Prima guerra mondiale toccò solo marginalmente la comunità, che dovette comunque pagare il suo tributo in vittime (ventisei caduti)<sup>307</sup>. Le cronache ricordano l'arrivo a Sauris, nel 1916, del generale Clemente Lequio con un drappello di genieri. Durante l'occupazione del 1917-1918 arrivò nella valle anche una truppa di Austroungarici, che fece razzia di viveri, foraggio, animali e asportò i bronzi sacri e le lamiere di rame del campanile della chiesa di S. Osvaldo.

I primi decenni del XX secolo videro lo sviluppo del corporativismo ed un notevole miglioramento della viabilità e delle comunicazioni<sup>308</sup>. Nel 1905 fu realizzato il collegamento telegrafico con Ampezzo. Già nel 1898 era stata istituita una latteria sociale a Sauris di Sopra, alla quale nel 1907 si aggiunse quella di Sauris di Sotto. L'anno dopo fu costituita di fatto una Cooperativa di Consumo, divenuta poi ufficialmente nel 1920 "Unione Cooperativa di Consumo", tuttora esistente<sup>309</sup>. Nel 1918 fu completata la strada militare per Ampezzo, attraverso il monte Pura, tracciata dal generale Lequio.

Ma l'opera che più rappresenta, nella memoria collettiva dei Saurani, la fine del cosiddetto "isolamento" e l'ingresso nella modernità è la strada del Bûs, che collega Sauris ad Ampezzo seguendo la forra del torrente Lumiei (*Lunte*). Nel corso dell'Ottocento lungo la forra si snodava già un ardito sentiero e alla fine del secolo si diffuse l'idea di costruire una strada rotabile, che evitasse la salita al passo del Pura. Fu tuttavia necessario attendere il XX secolo per assistere all'inizio dei lavori, che si svolsero, tra alterne vicende, dal 1919 al 1934<sup>310</sup>. Eccezionale fu la realizzazione del ponte sul Lumiei, struttura in cemento armato ad arcata unica, lungo un centinaio di metri e alto sull'alveo 105 metri.

---

305 *Ibidem*, p. 66.

306 I dati sono tratti da F. Micelli, *Sauris: identità ed emigrazione*, in D. Cozzi - D. Isabella - E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 279-291, che presenta un'analisi approfondita dei flussi migratori.

307 Per le vicende della Prima guerra mondiale a Sauris: F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, cit., pp. 166-195; M. Toller, *Sauris...*, cit., pp. 23-24.

308 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, cit., pp. 63-65; M. Toller, *Sauris...*, cit., p. 23.

309 M. Plozzer (a cura di), *1920-1970. 50 anni a servizio della Comunità Saurana*, Sauris, Unione Cooperativa di Consumo, 1983.

310 F. Schneider, *Raccolta di antiche tradizioni...*, cit., pp. 74-93; M. Toller, *Sauris...*, cit., pp. 24-28.

Tra il 1936 e il 1939 fu realizzata anche, ad opera del Genio Militare, la strada per il Cadore, attraverso l'altopiano di Razzo.

Il relativo miglioramento della qualità della vita non bastò a frenare l'emigrazione, che continuò in parte a scegliere come meta l'Argentina, ma fu diretta anche verso la Francia, in particolare verso Montauban, in Aquitania. Nel corso di un decennio (1921–1931) la popolazione passò da 834 a 750 residenti: una contrazione demografica sensibilmente inferiore alla media della montagna friulana (–9.0% contro –12.8%), così come fu notevolmente inferiore la crescita della popolazione tra 1871 e 1931 (+0.8% contro +19.9%).

Più delle cifre, è interessante l'analisi delle scelte degli emigranti. La partenza di grossi nuclei familiari, sia per la Francia che per l'Argentina, è giustificata dall'offerta di lavoro agricolo, su terra propria. Se nel periodo antecedente la Prima guerra mondiale gli emigranti avevano scelto di fare i boscaioli e i segantini in Austria e in Svizzera, nel periodo tra le due guerre scelsero di fare i contadini. Si denota così la sostanziale fedeltà al genere di vita praticato nel paese d'origine<sup>311</sup>.

Anche la Seconda guerra mondiale interessò Sauris marginalmente, pur facendo registrare una trentina di vittime (tra militari e civili). Gli episodi più cruenti si verificarono nel 1944, legati soprattutto agli scontri e alle rappresaglie fra le truppe tedesche e i partigiani carnici<sup>312</sup>. Nel dicembre di quell'anno e nei primi mesi del 1945 salirono più volte a Sauris a cercare alimenti e foraggio truppe cosacche e russe, aggregate all'esercito tedesco.

Tra il 1941 ed il 1948 la conca di Sauris fu teatro di un'opera grandiosa: la costruzione dell'impianto idroelettrico del Lumiei, con l'imponente diga di sbarramento, all'epoca la più alta d'Italia e una delle maggiori al mondo, con i suoi 136 metri di altezza. Nonostante gli eventi bellici e le difficoltà logistiche, i lavori ebbero uno svolgimento abbastanza regolare, tranne una sospensione nel periodo dell'occupazione tedesca. A causa della scarsità di manodopera locale, impegnata sul fronte, tra la primavera e l'autunno 1943 vennero impiegati nei lavori 300 prigionieri di guerra neozelandesi. Ben 21 operai persero la vita durante la realizzazione. Le case della località La Maina, che si trovavano nel fondovalle riempito dal bacino artificiale, furono ricostruite più a monte.

Nel dopoguerra riprese con vigore l'emigrazione, diretta verso l'Italia e soprattutto verso il Friuli, secondo una tendenza che già aveva caratterizzato il periodo immediatamente precedente il conflitto, quando i divieti di emigrare all'estero avevano favorito i movimenti migratori interni<sup>313</sup>. Nel periodo 1945–1976 emigrarono da Sauris circa 740 persone. Tra il 1951 ed il 1971 la popolazione calò del 25%.

Questo spopolamento massiccio, comune a tutta la montagna friulana, rese evidenti la crisi dei modelli di vita tradizionali e la rottura degli equilibri economici interni. Al calo

---

311 F. Micelli, *Sauris: identità...*, cit., pp. 285–286.

312 M. Toller, *Sauris...*, cit., pp. 30–32. A più riprese componenti della brigata partigiana "Garibaldi" trovarono rifugio a Lateis. Nella brigata militavano molti uomini di Ampezzo. Questa località fu per alcuni mesi, nel 1944, capitale della "Repubblica libera della Carnia".

313 F. Micelli, *Sauris: identità...*, cit., pp. 287–288. Dopo il 1945 l'emigrazione verso l'estero riprese, seppure in tono minore. Di un certo rilievo sono le partenze (15) per la Svizzera nel periodo 1964–1976.

demografico si accompagnarono infatti la drastica riduzione dei capi di bestiame, la diminuzione della percentuale di occupati nell'agricoltura e nell'allevamento, il sempre più ridotto sfruttamento dei pascoli e delle strutture in alpe<sup>314</sup>.

Nel 1976 il Friuli fu colpito da un disastroso terremoto, le cui conseguenze nel territorio di Sauris furono abbastanza contenute. Paradossalmente, questo evento segnò per la terra friulana l'inizio di un riscatto sul piano sociale, economico, culturale. Nella seconda metà degli anni '70 e all'inizio degli anni '80 la comunità saurana diede segnali di risveglio, con il sorgere di gruppi ed associazioni impegnati nella valorizzazione della lingua e della cultura locali (il coro "Zahre", il Circolo Culturale Saurano "Fulgencio Schneider"), con iniziative di recupero dell'architettura spontanea e delle attività artigianali tradizionali (lavorazione del legno, tessitura) e con il potenziamento di attività già esistenti (lavorazione delle carni suine, turismo). Emblematico appare in questo senso l'anno 1980, nel quale fu festeggiato con convegni e manifestazioni il settecentenario del toponimo "Sauris" e fu varato dall'Amministrazione comunale il "Progetto Sauris", progetto di sviluppo integrato, il cui perno era costituito da un turismo a basso impatto, con formule innovative e rispettose dell'ambiente e della fisionomia della comunità<sup>315</sup>.

Nel 1983 il Comune beneficiò di una legge regionale speciale (L.R. 2/83) per la tutela delle tipologie tradizionali dei centri storici di Sauris di Sopra e di Sotto. I cospicui finanziamenti permisero la ristrutturazione di buona parte del patrimonio edilizio, il rifacimento delle opere di urbanizzazione primaria e delle strutture comunitarie di servizio.

Negli ultimi vent'anni le scelte effettuate sembrano aver momentaneamente scongiurato il rischio dell'estinzione della comunità. Accanto al turismo, si sono consolidate o sono state avviate attività economiche compatibili (artigianato, edilizia, prodotti alimentari) in grado di garantire la permanenza dei residenti<sup>316</sup>.

All'orizzonte si prospettano ora nuove sfide, come l'evoluzione da un turismo "stanziale" ad un turismo "di passaggio" o la ricerca di soluzioni per un rilancio del turismo invernale, in crisi per la carenza di neve e per la mancanza di strutture sportive di forte richiamo.

Da tempo ormai è in forte declino il settore dell'agricoltura e dell'allevamento, con logiche conseguenze anche sull'ambiente. Ma la sfida maggiore appare quella legata al mantenimento dell'identità e della specificità culturale e linguistica della comunità.

---

314 S. Zilli, *Il declino dell'allevamento in quota nella montagna friulana: il caso Sauris*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 189–203. Il numero di esemplari bovini passò da 429 esemplari nel 1970, suddivisi tra 76 aziende agricole, a 151 capi nel 1982, ripartiti tra 27 aziende.

315 Esempio, in questo senso, l'idea dell'*albergo diffuso*, consistente nel recupero di alcuni edifici dei centri storici per ricavarne camere ed appartamenti, gestiti in forma unitaria e forniti, tramite apposite convenzioni, di servizi di ristorazione, portineria, commerciali ecc. Lo scopo era quello di fornire al turista strutture ricettive qualificate e completamente autonome, ma "calate" nell'ambiente locale.

316 Un discorso a parte andrebbe fatto per la qualità della vita. Nonostante i notevoli miglioramenti compiuti nel settore della viabilità, permangono le difficoltà nel fruire di alcuni servizi (strutture sanitarie, scuole secondarie, offerte culturali e di svago) posti nei centri di Tolmezzo e Udine e si prospetta, per quelli in loco, il rischio della chiusura o di un notevole ridimensionamento (scuola materna ed elementare, ambulatorio medico, ufficio postale).



## LE TRADIZIONI

Le trasformazioni avvenute soprattutto nel corso del XX secolo hanno avuto profonde ripercussioni su diversi aspetti della cultura, materiale e simbolica, della comunità di Sauris. La descrizione delle tradizioni principali qui fornita fa riferimento ad un periodo coincidente, più o meno, con la prima metà del '900. Alcune di queste consuetudini si sono ormai perse, altre sono sopravvissute o sono state recuperate, spesso con modalità e tempi diversi rispetto al passato, per adeguarle alle mutate esigenze.

Gli eventi e le tappe più importanti nella vita dei singoli e delle famiglie erano vissuti dai Sauriani con semplicità e sobrietà, in accordo con il loro temperamento e con un forte sentimento religioso. Questa profonda religiosità si esprimeva nelle ricorrenze liturgiche, ma anche nelle pratiche devozionali quotidiane e domestiche (le preghiere, il Rosario serale, il segno della croce al suono dell'*Angelus*) e in una serie di piccoli riti propiziatori e di scongiuro, che oggi vengono facilmente bollati come superstizioni, ma che un tempo erano fonte di sicurezza e di sostegno contro le incertezze e le difficoltà della vita di ogni giorno<sup>317</sup>.

In questo contesto si collocano le particolari attenzioni della donna nel periodo della gravidanza e dello svezzamento, per proteggere il bambino da influenze negative e pericoli (ad esempio, mettere nella culla o tra le fasce cuscineti contenenti materiale benedetto: ulivo, incenso, cera, acqua). Il battesimo veniva impartito pochi giorni dopo la nascita; i bambini delle frazioni venivano portati con la gerla fino alla chiesa principale. I genitori del primo bambino nato dopo l'Epifania o dopo Pasqua (ricorrenze nelle quali veniva rinnovato il fonte battesimale) offrivano un agnello al sacerdote. Quaranta giorni dopo il parto, la puerpera doveva recarsi in chiesa a ricevere la Purificazione; prima di allora le era proibito allontanarsi da casa oltre i limiti di caduta dell'acqua dalle grondaie.

Durante la prima infanzia il trattamento riservato a maschi e femmine era sostanzialmente lo stesso, tranne che nell'alimentazione: ai neonati maschi veniva aggiunto alla pappa un pezzetto di burro, per rinforzare i lombi e prevenire l'ernia. Anche l'abbigliamento era indistinto per bambini e bambine, ed entrambi partecipavano alle questue infantili del periodo natalizio.

Con l'età scolare e l'adolescenza si accentuavano le differenziazioni sessuali. Soltanto i maschi potevano girare con le raganelle durante la Settimana Santa o accompagnare i cantori della Stella. Verso i 13-14 anni gli adolescenti dovevano "pagare il battesimo" (*zoln de tafe*) per essere ammessi nella cerchia dei giovani, offrendo una piccola festiciola.

La fine dell'adolescenza era sancita dalla coscrizione. Dopo la visita di leva, i coscritti e le ragazze loro coetanee, vestiti a festa, con cappelli pieni di fiori di carta e nastrini colorati, giravano per il paese e per le osterie, accompagnati da suonatori.

---

317 Sul rapporto tra religione e magia, sulle pratiche protettive e difensive, sull'uso di amuleti e sull'immaginario popolare saurano si veda D. Isabella, *La parola e la scrittura: orizzonti simbolici*, in D. Cozzi - D. Isabella (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 93-120. Le tradizioni religiose sono raccolte in L. Protto - D. Isabella, *Pete vur ins/Prega per noi. La devozione popolare a Sauris*, Quaderno 2, Zahre-Sauris, Centro Etnografico, 2001.



Sauris-Zahre, maschere belle (scheana schembln) del carnevale saurano.

Questa ed altre feste erano importanti occasioni di socializzazione e conseguentemente di corteggiamento tra ragazzi e ragazze e di formazione delle nuove coppie<sup>318</sup>. Il matrimonio era celebrato in maniera modesta, a cominciare dall'abbigliamento. La sposa indossava il vestito tradizionale saurano o il *tailleur*, nelle tinte del marrone, del verde, del grigio o del nero. Spesso gli abiti e gli accessori erano prestati, per limitare le spese. La sera della vigilia, le amiche della sposa si ritrovavano sotto la sua finestra a cantare una serenata augurale. Quando gli sposi erano di frazioni diverse, dopo la cerimonia nuziale si svolgeva il rituale del tavolino (*tischle*): i giovani della frazione che con quel matrimonio "perdeva" una ragazza preparavano allo sposo un tavolino con liquori e altre bevande, che lo sposo doveva pagare. Lo stesso trattamento viene riservato al giovane forestiero che sposa una ragazza del posto. Oggi al rito del tavolino si abbina solitamente o si sostituisce quello del taglio del tronco. I familiari degli sposi offrivano poi a parenti e amici un pranzo, nel quale comparivano sulla tavola pane bianco, carne, dolci, pietanze raramente presenti nei pasti di tutti i giorni. La giornata si concludeva con canti e balli. L'ultimo evento della vita privata nel quale era coinvolta tutta la comunità era la morte. La sera, in casa dell'estinto si svolgeva la veglia funebre, alla quale partecipavano, oltre ai parenti, uno o due membri per ogni famiglia del paese. Si recitava più volte il Rosario completo, anche per tutta la notte, per accompagnare l'anima nel trapasso.

Il giorno del funerale la bara era portata a spalla dalla casa alla chiesa e da questa al cimitero<sup>319</sup>. Il trasporto era effettuato da sei persone, di sesso maschile o femminile a seconda del sesso del defunto. Questo compito veniva solitamente affidato ai figliocci e alle figliocce, se il defunto era di mezza età o anziano, ai coetanei se era giovane. Le bare dei bambini erano lasciate aperte fino al cimitero; il santolo (padrino di battesimo) trasportava il coperchio, la santola la cassa, all'interno della quale erano sistemati, accanto alla piccola salma, dei fiori. Le corone funebri erano preparate a mano: i ragazzi raccoglievano fronde di abete e le componevano in forma circolare, le ragazze le adornavano con fiori colorati di carta velina. In cimitero, al termine delle esequie, tutti i presenti passavano a benedire la bara, aspergendo acqua santa.

Altri rituali tradizionali si svolgevano nel corso dell'anno, legati a ricorrenze liturgiche e spesso in concomitanza con il ciclo delle stagioni ed il calendario agro-pastorale.

Nel periodo tra Natale e l'Epifania si svolgono ancora le questue augurali di bambini e adulti. I primi compiono il giro del paese in due occasioni, cantando una filastrocca (*Pistelea* nel giorno dei Santi Innocenti, *'s naje johr* il primo giorno dell'anno) e ricevendo doni alimentari da ogni famiglia.

In date e con modalità diverse da frazione a frazione si svolge il giro della Stella. Sul far della sera, un gruppo di giovani e adulti porta attraverso i borghi una stella colorata ed

---

318 Lo studio di Elisabetta Navarra sulla demografia della comunità di Sauris tra XVIII e XIX secolo ha evidenziato, fino al 1858, una percentuale di matrimoni endogamici sempre superiore al 90% (E. Navarra, *La comunità di Sauris...*, cit., p. 115).

319 Gli abitanti di Lateis e La Maina, non avendo un proprio cimitero, portavano i defunti a Sauris di Sotto per il funerale e la sepoltura. La bara veniva trasportata con un carro (sostituito, quando c'era neve, da una slitta), preceduto da un bambino che portava appesa al collo con un nastrino nero una piccola croce e reggeva un lumino ad olio, e seguito da parenti e amici.

illuminata, fissata su un bastone di sostegno. Fino agli inizi del Novecento il rituale era riservato a cantori maschi, tre dei quali vestiti da re magi, mentre oggi vi partecipano uomini e donne<sup>320</sup>. Essi eseguono antichi canti augurali natalizi (i Canti della Stella, *Stearnliedlan*) in tedesco antico, italiano, latino.

Il Carnevale (*der voschankh*) iniziava ufficialmente quando il sacerdote aveva finito di benedire le case<sup>321</sup>. Solitamente si andava in maschera il giovedì, il sabato e la domenica. I festeggiamenti del Carnevale tradizionale saurano hanno molte caratteristiche in comune con quelli di altre zone dell'arco alpino. Tipica, ad esempio, è la divisione in maschere belle (*de schean schembln*) e brutte (*de scheintan schembln*). Le prime indossavano i vestiti della festa ed erano aggraziate e compassate nei movimenti. Le altre portavano vestiti consumati e rattoppati e si comportavano in maniera rozza e sgraziata. Le maschere erano sempre in coppia. Chi si vestiva da uomo aveva il volto coperto da una maschera lignea oppure camuffato con fuliggine (specialmente le maschere brutte); chi era vestito da donna portava sul volto un velo o un pezzo di stoffa bianca, trattenuti sul capo da una *kapelina*, un cilindro di cartone decorato con fiorellini di carta, perline e lunghi nastri.

Solo verso la metà del '900 alle maschere brutte e belle si aggiunsero le *riké*, che richiamano mascheramenti di tipo slavo-alpino. Esse indossavano pantaloni o gonnellini bianchi o dai colori chiari e una camicia bianca alla quale erano applicati fiorellini di carta. Molto colorato era anche il copricapo, simile alla *kapelina* delle maschere belle, ma ancora più sgargiante di fiori e nastri. Le *riké* giravano con strumenti musicali o oggetti rumorosi, cantando una filastrocca.

Le vecchie maschere lignee di Sauris, attualmente conservate nel Museo delle Arti e Tradizioni Popolari di Tolmezzo, rispetto alle maschere di altri paesi del Friuli si caratterizzano per una maggiore compostezza e sobrietà nell'espressione, per la regolarità dei tratti e la delicatezza dei colori, anche se non mancano maschere dai tratti grotteschi.

Il rituale della mascherata era semplice e ripetitivo. Sul far della sera, nelle vie dei paesi girava per tre volte il *rölar*, avvisando che era tempo di vestirsi: "Haint geaman schembl!" (stasera si va in maschera!). Il *rölar*, vestito con indumenti vecchi e laceri, il volto coperto da una maschera o da uno spesso strato di rues (fuliggine), portava in vita una cintura alla quale erano appese le *röln*, sfere di bronzo che racchiudevano una pallina e che, agitati, producevano un suono cupo, che serviva ad avvisare le maschere, ma anche a terrorizzare i bambini, ai quali la mascherata serale e il successivo ballo notturno erano preclusi.

Le maschere si radunavano nel punto stabilito e cominciavano a girare il paese, casa per casa, accompagnate da uno o due suonatori e dal *kheirar*. A seconda delle località e dei periodi, la figura del *kheirar* poteva coincidere con quella del *rölar* o essere impersonata da un altro uomo o ragazzo. I termini *kheirar* e *rölar* non indicano tanto un tipo di ma-

---

320 M. Toller, *Sauris...*, cit., pp. 37–38.

321 Le notizie sul Carnevale a Sauris sono state tratte da N. Petris, *Il carnevale saurano*, in D. Cozzi – D. Isabella (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 121–128; Ferrante Schneider, *Der zahrar voschankh*, in "De Zahre reidet", n° 64, 1992.

schera, quanto una funzione. Il *kheirar* portava abiti scuri, grosse dalmine (zoccoli di legno) da stalla, una maschera dall'espressione severa e soprattutto una grande scopa di saggina, dalla quale prendeva il nome. *Kheirn*, infatti, significa spazzare e questo era il compito precipuo del personaggio. Quando le maschere arrivavano davanti ad una casa, egli batteva col manico della scopa sull'uscio, entrava in cucina, spazzava il pavimento con ampi movimenti circolari, faceva entrare i suonatori e poi la prima coppia di maschere, che eseguiva alcuni giri di danza e usciva. Il *kheirar* scopava di nuovo il pavimento e faceva entrare la seconda coppia, e così via, prima le coppie belle e dopo le brutte, fino all'ultima coppia. Poi il gruppo si spostava nella casa successiva e ripeteva lo stesso rituale. Alla fine il gruppo si ritrovava in uno stanzone abbastanza ampio per accogliere tutte le coppie. Qui si svolgeva il ballo vero e proprio, che si protraeva per diverse ore.

I gesti compiuti dal *rölar* e dal *kheirar* hanno un chiaro significato simbolico: il suono dei campanacci ha il compito di allontanare le forze negative e gli spiriti nocivi. Anche il rituale della scopa è legato all'esigenza di spazzare via il vecchio, il brutto, per far posto al nuovo, al bello, al ritorno della primavera e al rinnovarsi della vita.

Pur nella ripetitività, c'era comunque lo spazio per trovate e mascheramenti sempre nuovi. Nei tempi antichi, nella terzultima domenica tutti si vestivano bene, perché era la domenica dei signori, dei benestanti (*hearnsuntach*). La penultima domenica, quella dei contadini (*pauarsuntach*), le maschere imitavano i lavori dei campi, con gli attrezzi appositi. L'ultima domenica, quella dei mendicanti (*petlarsuntach*), durante il giorno tre ragazzi facevano il giro del paese, raccogliendo generi alimentari (farina, uova, strutto, burro, ricotta) con i quali la sera veniva preparata una cena di gnocchi per le maschere. Il giovedì grasso (*vastignpfinzntokh*) nelle osterie o nelle case si mettevano in scena parodie dei mestieri (arrotino, dentista, venditore ambulante) e si imitavano persone del paese.

A partire dagli anni '60 del Novecento i festeggiamenti carnevaleschi si adeguarono sempre più a mode importate dall'esterno, finendo per perdere completamente i loro tratti peculiari. Nel 1992 la Pro Loco pensò di rispolverare il Carnevale tradizionale, con la collaborazione della scuola elementare, che svolse una ricerca sul tema. Due artigiani locali realizzarono diverse maschere in legno, copiando o ispirandosi ai modelli originali, conservati a Tolmezzo. Così il Carnevale saurano viene oggi riproposto, con alcune modifiche, legate alle mutate esigenze della popolazione e allo sviluppo del turismo, ma con una sostanziale fedeltà al rituale tradizionale. Certo sono andate ormai perse la spontaneità e l'allegria spensierata, rievocate dagli anziani nei loro racconti.

Nella Settimana Santa i bambini girano per le strade con le loro chiassose raganelle, il cui strepito sostituisce il suono delle campane, mentre nelle chiese si commemorano con austere funzioni la Passione e Morte di Cristo. Tra le celebrazioni del Triduo pasquale, particolarmente suggestiva è la processione che si svolge a Sauris di Sopra nella sera del Venerdì Santo: una grande croce con i simboli della Passione viene portata attraverso il paese, tra il gracidiare delle raganelle e fuochi e lumini accesi ai bordi delle strade.

Ogni frazione ha le sue ricorrenze religiose. Le più sentite sono quelle patronali (S. Osvaldo a Sauris di Sotto, S. Lorenzo a Sauris di Sopra, SS. Trinità a Lateis, Patrocinio di S. Giuseppe a La Maina) e quelle dedicate alla Madonna. La statua del santo festeggiato e, quando esiste, la reliquia vengono portate in processione. In queste ed in altre ricorrenze si svolgono in chiesa alcune benedizioni rituali: dell'acqua, del sale e della frutta all'Epifania, del pane a Pasqua, del mazzo di fiori ed erbe officinali (*baipusch*) alla Nati-

vità di Maria. In generale le festività religiose sono celebrate con minor solennità e partecipazione che in passato, ma rimane ancora forte il sentimento di affermazione dell'identità comunitaria ad esse collegata. Negli ultimi anni sono state riprese alcune usanze, ad esempio il pranzo dei malghesi in Canonica nel giorno di S. Osvaldo (5 agosto), ricorrenza nella quale i conduttori degli alpeggi scendevano a Sauris di Sotto per portare al sacerdote le offerte in formaggio (quartese) e venivano ospitati per il pranzo.

Strettamente collegata al senso d'identità della comunità è anche la tradizione del pellegrinaggio al santuario austriaco di Maria Luggau, in Lesachtal. I pellegrini saurani vi si recavano a piccoli gruppi, camminando per quattro giorni e facendo tappa, sia all'andata che al ritorno, a Sappada. Non è nota l'origine di questa consuetudine. Forse essa nacque in seguito a qualche voto espresso dalla comunità, oppure fu legata al tipo di miracoli per i quali questo luogo di culto era conosciuto. Si è tramandato fino ad oggi il racconto del pellegrinaggio di una famiglia di Sauris di Sopra con un bambino morto, trasportato in una gerla e miracolosamente "resuscitato" nel santuario, giusto il tempo per poterlo battezzare<sup>322</sup>. La tradizione, venuta meno con la Prima guerra mondiale, è stata recuperata in anni recenti. Come in passato, questo itinerario religioso da un lato porta i Saurani nelle terre d'origine, dall'altro costituisce un'occasione di incontro con l'altra comunità germanofona di Sappada.

## LA COMUNITÀ LINGUISTICA

Il dialetto di Sauris appartiene al gruppo bavarese meridionale dell'alto tedesco. Presenta quindi notevoli analogie con i dialetti tirolesi e carinziani, appartenenti al medesimo ceppo.

Come già ricordato, a partire dall'800 si manifestò un notevole interesse per l'idioma saurano da parte di linguisti italiani e stranieri, i cui studi hanno permesso di definire la zona di provenienza dei primi coloni e il periodo dell'insediamento, in base al confronto con i dialetti delle vallate austriache più vicine e all'analisi dei fenomeni fonetici e morfologici<sup>323</sup>. Oltre al ruolo di supporto ed integrazione delle fonti storiche, l'importanza del

---

322 Nel Libro dei Miracoli della Madonna di Luggau è ricordato questo episodio o un altro analogo, ottenuto dalla famiglia di Nicolò di Peter (Petris), di Sauris di Sopra, nel 1637 (W. Baum, *Deutsche Sprachinseln in Friaul*, Klagenfurt, Carinthia Verlag, 1980, p. 37).

323 Agli studiosi citati bisognerebbe aggiungere Battisti, secondo il quale le oasi tedesche del Friuli «provengono in epoca relativamente recente [scorcio del medioevo] da quella varietà bavarese alpina che si parla ad oriente di Olang in Pusteria, cioè dal moderno carinziano» (C. Battisti, *La parlata tedesca*, in G. Marinelli, *Guida della Carnia e del Canal del Ferro. Nuova edizione...*, cit., p. 87). Un esame dei fenomeni linguistici del dialetto saurano si trova in L. Lucchini, *Saggio...*, cit., pp. 15-18, G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris...*, cit., pp. 12-21, N. Denison, *Elementi di toponomastica...*, cit. Può risultare inoltre utile, anche se incompleto, Ferrante Schneider, *Dialetto saurano. Fonologia e grafia, cenni di grammatica, sostantivi ed altro*, Sauris-Zahre, Comune, 2000.



Sauris-Zahre, festa patronale di S. Osvaldo, 2000.

saurano è legata anche alla possibilità, per gli studiosi, di ricostruire l'evoluzione del tedesco e di approfondire numerose questioni linguistiche<sup>324</sup>.

Una delle caratteristiche del dialetto saurano è sicuramente la ricchezza di dittonghi, conforme alla dittongazione delle vocali lunghe dell'alto tedesco, comune alle isole linguistiche tedesche del Triveneto. Come constatava Lorenzoni, nel dialetto saurano appare perfetta la dittongazione del medio alto tedesco  $\hat{e} > \acute{e}a$  e m.a.t.  $\hat{o} > \acute{o}a$ , fenomeno che risale alla metà del IX secolo, e quella di  $\hat{i} > \acute{a}i$  e  $\hat{u} > \acute{á}u$ , che si sviluppò tra XI e XII secolo

---

324 Norman Denison ha definito Sauris "un laboratorio linguistico, un vero paradiso per il glottologo", che a Sauris, come nelle altre isole linguistiche, può trovare spunti per lo studio di questioni di plurilinguismo e pluriglossia, contatti fra lingue, competenza linguistica ecc. (N. Denison, *Spunti teorici e pratici...*, cit., p. 169).

(XIII per i territori al di qua del Brennero)<sup>325</sup>. Abbiamo così, per esempio: m.a.t. ÊWIC > *éabik* (eterno), MÊR > *méar* (più); m.a.t. NÔT > *nóat* (bisogno), HÔCH > *hóach* (alto), RÔT > *róat* (rosso); m.a.t. LÎTE > *láite* (costone), SÎTE > *sáite* (lato, costa); m.a.t. HÛZ > *háus* (casa), KLÛBEN > *khláubm* (raccolgere).

Perfetta appare anche l'evoluzione del m.a.t. a ad o, ad esempio in m.a.t. ALT > *olt* (vecchio), HAR > *hor* (lino), WANT > *bont* (parete).

L'evoluzione di *e* e di *ë* del m.a.t. ad *ei* in sillaba lunga o allungata, fenomeno abbastanza remoto, ha dato luogo a m.a.t. EBEN > *éibm* (piano), ECKE > *éikhe* (angolo, cima), BRËT > *préit* (asse).

Sono, inoltre, presenti nel saurano i dittonghi *úe* (derivato dal m.a.t. uo), *ai* (da m.a.t. iu) ed *óu* (dall'allungamento della vocale *o*): m.a.t. GUOT > *gúet* (buono), BLUOME > *plúeme* (fiore), KRIUZE > *khraíts* (crocefisso), NUWE > *náie* (nuovo), BIUNTE > *páinte* (terreno recintato), TOR > *tour* (portone), GLOCKE > *klowkhe* (campana), LOCH > *louch* (buca).

Non ci sono, invece, tracce del passaggio della *e* metafonica ad *a*, avvenuto nel territorio bavarese intorno all'ultimo ventennio del XIII secolo. Poiché nel saurano la *e* metafonica si è conservata, è ovvio, secondo Lorenzoni, che i coloni tedeschi lasciarono le loro terre d'origine prima della fine del '200.

Caratteristico è il turbamento delle vocali *i* davanti a *r* e *o* davanti a *r* ed *l*: *khurche* per Kirche (chiesa), *hurte* per Hirte (pastore), *burt* per Wirt (oste), *ört* per Ort (luogo), *bört* per Wort (parola), *dörf* per Dorf (villaggio), *böl* per Wohl (bene), *bölke* per Wolke (nuvola), *hölz* per Holz (legno).

C'è ancora da segnalare la monottongazione bavarese di *au* in *\_*, che dà come esito m.a.t. LOUFEN (attraverso *laufen*) > *l\_fn* (correre), ma anche rom. *Sauras* o *Saures* > *Z\_re*, che dimostra che all'epoca della colonizzazione il fenomeno non si era ancora concluso.

La sostituzione consonantica *s* > *z(ts)* ad inizio parola si ritrova anche in altri prestiti romanzi, ad esempio rom. *secchia* (dal lat. *situla*) > *zigl*.

Per quanto concerne le consonanti, un altro fenomeno di rilievo riguarda l'evoluzione della bilabiale *b* a *w* (italiano *v*), che nel bavarese alpino è documentata dal XIII secolo in poi. Nel saurano questa evoluzione si è arrestata alla fase *b*, quindi m.a.t. WINKEL > *binkhl* (angolo), WALT > *bolt* (bosco), WAZZER > *bosser* (acqua), WANT > *bont* (parete).

La *p* del m.a.t. si conserva ad inizio di parola: *pame* per Baum (albero), *prueder* per Bruder (fratello), *peisar* per Besser (meglio).

Si conserva anche la *v* del m.a.t.: *vues* per Fuß, *vride* per Friede (pace, tranquillità), *vrogn* per fragen (domandare).

Altrettanto interessante e fecondo di spunti e riflessioni si è rivelato lo studio del lessico. La presenza di certe parole ed espressioni che nel tedesco meridionale sono entrate nella seconda metà del XIII secolo (*pis* "fino a", *begn* "per via/ragione di", *zome* "insieme"), è uno degli elementi che inducono a datare la fondazione della comunità tra il 1250 e il 1280<sup>326</sup>. Anche la forma *voschankh*, ted. 'Fasching', per il Carnevale è un importante indi-

325 G. Lorenzoni, *La toponomastica di Sauris...*, cit., pp. 12–13.

326 N. Denison, *Spunti teorici e pratici...*, cit., pp. 171–172.



catore per la datazione dell'insediamento. Essa è precedente all'innovazione 'Fasnacht', che si trova, ad esempio, a Sappada nella forma *vosenochn*<sup>327</sup>.

Di difficile interpretazione è invece la presenza di parole come *agnleiser* (ted. Augengläser, "occhiali"), *ure* (Uhr, "orologio"), *stunde* ("ora"), *piksn* (Büchse, "schioppo"), *khugl* (Kugel, "pallottola"). Questi termini erano sconosciuti nella prima metà del '200, poiché si riferiscono a cose che non sarebbero state inventate prima del '300. È possibile, dunque, che siano stati importati dopo l'arrivo dei primi coloni, oppure che l'insediamento, iniziato subito dopo il 1250, si sia protratto fino al 1300 e oltre<sup>328</sup>.

Certo è, come afferma Denison, che «a partire dal 1350 all'incirca, le denominazioni di innovazioni materiali non vengono normalmente più dal paese di origine ma, con rare eccezioni, dal territorio linguistico neolatino»<sup>329</sup>.

Questa considerazione introduce il tema dell'evoluzione del dialetto saurano. La necessità di intrattenere rapporti sociali ed economici con le comunità vicine e con le istituzioni sovraterritoriali ha indotto fin dall'inizio i Saurani ad apprendere altre lingue, determinando una condizione di pluriglossia. Nonostante ci fossero, fino al XIX secolo, persone che non conoscevano altro idioma che il saurano (soprattutto donne), era abbastanza usuale riscontrare la conoscenza e l'utilizzo di tre lingue: il saurano per la comunicazione familiare e paesana, il friulano (soprattutto nella variante carnica) per i contatti con i paesi vicini e di pianura, l'italiano per gli atti ufficiali e le comunicazioni scritte in genere.

La distanza dalla madrepatria ed il parziale isolamento resero molto difficile attingere al repertorio linguistico delle terre d'origine (dove, nel frattempo, il tedesco si stava sviluppando per proprio conto) per disporre di neologismi, adatti a designare nuovi oggetti, tecniche di lavoro, concetti. Fu così naturale ricorrere a prestiti linguistici dalle comunità vicine. Questa permeabilità non rimase limitata al lessico, ma si estese a tutti i livelli della struttura linguistica (morfologico e sintattico). Fino alla fine dell'Ottocento, comunque, il divario tra il saurano e il tedesco parlato nei Paesi d'oltralpe doveva essere limitato, grazie anche alla presenza di testi di catechesi in tedesco e all'esistenza di una "scuola in tedesco" (forse un corso serale). A Josef Bergmann, che nel 1849 aveva affermato che i Saurani parlavano un dialetto tedesco molto corrotto, frammisto a parole italiane e ad espressioni incomprensibili e pronosticava al loro dialetto una rapida totale scomparsa, nel 1882 Padre Luigi Lucchini replicava: «Non si può negare che il nostro dialetto, investito da ogni parte dal Carnico e dal Cadorino, non si sia stemperato e corrotto, accettando, a danno della sua purezza, molte voci che man mano gli venivano imposte; ma, quanto a vita, esso non è certo prossimo alla sua estinzione come avvisava il Bergmann. Noi sappiamo anzi che in alcune case più segregate dal commercio coi forestieri, da quelle donne specialmente di antico stampo che appena due o tre volte sono uscite dal baci-

---

327 N. Denison, *Friuli: laboratorio (socio)linguistico*, in G. Fornasir – G.P. Gri (a cura di), *La cultura popolare in Friuli "Lo sguardo da fuori"*, Atti del convegno di studio, Udine, Palazzo Mantica, 21-XI-1992, Udine, Accademia di Scienze, Lettere e Arti, 1992, p. 52.

328 N. Denison, *Spunti teorici e pratici...*, cit., p. 172.

329 *Ibidem*.

no di Sauris, si parla il dialetto con una purezza relativamente ammirabile; e così, crediamo, si parlerà in seno alle famiglie dai loro nipoti da qui a due, tre secoli»<sup>330</sup>.

Dal punto di vista sociologico, tuttavia, la situazione di "isola" etnolinguistica e la consapevolezza della diversità indusse nella popolazione un senso d'inferiorità, che si accrebbe nel corso del '900, quando il miglioramento della viabilità rese più facili e frequenti i contatti con l'esterno. Il disagio e la vergogna erano acuiti dall'atteggiamento degli abitanti dei paesi limitrofi, che spesso deridevano i Saurani e li apostrofavano come *crautins* (mangiatori di crauti e, per assonanza, *cretini*). Nel sistema linguistico saurano, il dialetto tedesco divenne dunque il codice di minore prestigio, inadeguato ai rapporti che non fossero strettamente quelli paesani e privo della qualifica di *lingua*<sup>331</sup>.

A questo "indebolimento" interno si aggiunsero le sollecitazioni e le pressioni da parte delle istituzioni, soprattutto scolastiche. Se fino agli anni '50 la maggior parte dei bambini in età pre-scolastica parlava saurano e imparava l'italiano solo a scuola, dagli anni '60 fu richiesto ai genitori di non insegnare il dialetto saurano ai propri figli, per non interferire con l'apprendimento della lingua ufficiale. Negli ultimi decenni l'aumento della scolarizzazione, la massiccia diffusione dei mezzi d'informazione, l'intensificarsi dei rapporti con persone esterne alla comunità, l'accresciuta percentuale di matrimoni esogamici hanno contribuito a ridurre drasticamente la conoscenza e l'utilizzo dell'idioma locale. Non esistono stime ufficiali sulla diffusione attuale del saurano. Secondo una recente tesi di laurea, la percentuale dei parlanti all'interno della comunità è del 70%<sup>332</sup>. Il 13% degli abitanti ha una competenza passiva, il 17% una competenza nulla<sup>333</sup>. La percentuale dei parlanti è più alta nelle classi di età più elevate (quasi il 100% tra i nati prima del 1929). Con il diminuire dell'età aumenta generalmente la conoscenza passiva a scapito di quella attiva. Nelle generazioni più giovani, inoltre, c'è un maggiore ricorso a prestiti ed una spiccata tendenza a parlare il dialetto seguendo le regole sintattiche dell'italiano. Il saurano è usato in ambito familiare, nei locali pubblici, nei negozi, nei luoghi di lavoro. L'utilizzo appare condizionato non tanto dal luogo, dalla situazione o da ragioni di prestigio, quanto dalla capacità o meno degli interlocutori di capire e parlare la lingua loca-

---

330 L. Lucchini, *Saggio...*, cit., pp. 11–12.

331 "Per gli abitanti dei piccoli centri è un'esigenza primordiale quella di sapersi adeguare al comportamento linguistico dei centri di più alto prestigio e potere, per motivi non solo economici ma anche psicologici [...] Nella concezione di molti saurani la loro parlata non aveva lo statuto di *lingua*, bensì quello di *patois*. Di conseguenza, non aveva nessuna integrità strutturale da difendere. E poi, una tale difesa contro la penetrazione di sostanze e/o strutture linguistiche friulane e italiane sarebbe stata priva di ogni motivazione comunicativa, perché tutti quelli che capivano il saurano capivano anche il friulano e l'italiano" (N. Denison, *Ana vier börtlan in Tsarars*, in D. Cozzi – D. Isabella – E. Navarra (a cura di), *Sauris/Zahre...*, cit., pp. 36–37).

332 F. Cattarin, *Saurano e timavese: tradizione, integrazione, innovazione*, tesi di laurea, Facoltà di Lingue e Letterature Straniere, Università di Udine, a.a. 1999/2000.

333 Per avere un quadro completo dei parlanti bisognerebbe allargare l'indagine ai Saurani emigrati, per lo meno a quelli che risiedono in Regione (sul modello del censimento linguistico effettuato dalla Provincia di Trento per il 2001). Molti di loro tornano spesso nella comunità d'origine, dove hanno modo di conversare in saurano con parenti ed amici. Anche nelle famiglie nelle quali entrambi i coniugi sono originari di Sauris si usa spesso il dialetto.

le. Negli ambienti pubblici, si verifica spesso che la presenza di persone con competenza passiva o nulla induca ad adottare un codice linguistico comprensibile a tutti. In casa questa situazione appare meno vincolante e sembra prevalere l'abitudine. Ad esempio, i nonni dialogano in saurano tra di loro e con i figli, in italiano con i nipoti.

Si riscontra ancora un largo utilizzo del saurano nella toponomastica. Purtroppo molti nomi documentati fino ai primi decenni del '900 sono andati persi, soprattutto quelli legati ad attività scomparse o a località poco frequentate, ma quelli più noti sono tuttora nell'uso comune, anche se alcune persone li utilizzano senza conoscerne il significato. Le tabelle stradali all'ingresso dei centri abitati recano, sotto il nome italiano della località, quello saurano, in caratteri più piccoli. Esistono poi gli *hausnomen*, identificanti una singola abitazione o gruppi di abitazioni e derivanti dalla posizione dell'edificio (ad esempio *Poudnar, Gruebar*), dal mestiere o dal nome di qualcuno che lo avesse occupato (*Maurar, Schuestar, Sefn*). Questi nomi accompagnavano solitamente il nome proprio, in sostituzione del cognome, e permettevano di identificare subito e in modo inequivocabile le persone, soprattutto in caso di omonimia. Gli *hausnomen* sono tuttora usati con questa funzione soltanto dagli anziani; tuttavia diverse famiglie, negli ultimi anni, hanno apposto accanto all'uscio di casa una tabella di legno sulla quale è inciso il nome della casa. L'Amministrazione comunale ha in cantiere un progetto articolato di ripristino e valorizzazione di questa "microtoponomastica" all'interno dei paesi.

C'è una certa sopravvivenza del saurano anche nella sfera ecclesiastica. L'uso della lingua locale, ma anche del tedesco standard, nella liturgia, nella catechesi, nella pratiche devozionali domestiche è ampiamente documentato per il passato. Per i secoli più remoti appaiono significative le richieste, da parte dei parrocchiani, di sacerdoti in grado di parlare la lingua locale e la presenza di alcuni preti sappadini (sebbene in misura minore rispetto a quella di sacerdoti saurani a Sappada). Verso la metà dell'800 mons. Giorgio Plozzer tradusse il catechismo in saurano. Finché ci furono presbiteri capaci di esprimersi nella lingua locale, le omelie e le confessioni si svolgevano in saurano. Una serie di quadri della Via Crucis in tedesco, nella chiesa di S. Lorenzo, a Sauris di Sopra, e un repertorio abbastanza ricco e vario di preghiere in saurano induce a ritenere che pure nelle forme devozionali paraliturgiche si preferisse la lingua locale. Negli ultimi decenni, grazie anche all'appoggio di due sacerdoti particolarmente sensibili e attenti alla cultura locale, si è assistito ad un recupero di testi, orali e musicali, del patrimonio religioso saurano, tra i quali i Canti della Stella e alcune preghiere. Da un anno nella Messa domenicale si recita il *Padre Nostro* nella traduzione saurana di Ferrante Schneider. Ad altri studiosi e appassionati locali si deve, inoltre, la traduzione di brani delle Sacre Scritture e della "Zahrar Meisse" (Messa saurana), eseguita per la prima volta dal coro "Zahre" nel 2000.

Nel 1990, su iniziativa del maestro Ferrante Schneider, il dialetto saurano venne introdotto nella scuola di Sauris, sotto forma di attività facoltative rivolte agli alunni delle elementari. Il maestro Schneider predispose traduzioni di fiabe, filastrocche musicate e un opuscolo contenente elementi grafo-fonematici<sup>334</sup>. L'attività di Ferrante Schneider è stata continuata negli ultimi anni dalla maestra Novella Petris. Nell'anno scolastico 1996/97

---

334 Parte di questo materiale è confluita in Ferrante Schneider, *Dialetto saurano...*, cit.

l'insegnamento del saurano e in saurano è divenuto obbligatorio, in base al progetto di sperimentazione (L. 297/94, art. 278) "Valorizzazione e salvaguardia del patrimonio culturale e linguistico dell'isola alloglotta di Sauris (Udine)". Attualmente la lingua e la cultura saurana vengono insegnate nella scuola materna (cinque alunni) ed elementare (quattordici), per un rispettivo monte orario settimanale di otto ore. Occasionalmente vengono coinvolte persone del luogo, in veste di "esperti" delle tradizioni. Molto utile si è rivelato il sostegno dell'Università di Udine (Cattedra di Didattica delle Lingue Moderne), con la collaborazione della quale sono stati realizzati il libro "Der Relé unt de glikhlikhat" (testo quadrilingue: italiano, friulano, saurano, timavese) e la videocassetta "Bielscrivint". Non potendo disporre di strumenti didattici già pronti, nel corso degli anni l'insegnante ha dovuto creare autonomamente i materiali per poter svolgere la propria attività. Questi materiali verranno inseriti in un libro di lettura per la scuola elementare, di prossima pubblicazione.

Nonostante l'entusiasmo e l'impegno di insegnanti e bambini, i risultati appaiono molto condizionati dalla mancanza di continuità oltre la scuola elementare e dal mancato o scarso apprendimento del dialetto nell'ambito familiare.

## **NORMATIVE E LORO ATTUAZIONE**

Le comunità germanofone del Friuli-Venezia Giulia godono di una specifica tutela da parte della Regione, in base alla Legge 4 del 15 febbraio 1999. Essa prevede il finanziamento a progetti legati alla difesa e salvaguardia della cultura e lingua locali.

Grazie a questa legge, è stato possibile realizzare una serie di iniziative: la pubblicazione di studi e ricerche sul saurano e sulla cultura locale; la registrazione su CD della "Zahrar Meisse" e la pubblicazione dello spartito della stessa; la realizzazione di mostre tematiche presso il Centro etnografico di Sauris di Sopra e di una videocassetta ad uso didattico sulla lavorazione del legno ("*Bie d'ont 's hölz gorbate*"); lo studio e la catalogazione dei paramenti e degli arredi sacri della chiesa di S. Osvaldo, che verranno esposti nel Centro storiografico di Sauris di Sotto, e la predisposizione di materiale multimediale sulle origini, la storia, la lingua della comunità, sempre nella stessa struttura.

Nei primi anni della sua applicazione, la L.R 4/99 finanziava soltanto i progetti presentati dalle Amministrazioni comunali; dal 2003 possono accedere ai finanziamenti anche altri enti ed associazioni locali.

## **VITA CULTURALE**

Negli ultimi decenni la volontà di riscatto sociale e culturale e il desiderio di rivalutare tradizioni e valori radicati nella storia della comunità hanno dato vita a numerose attività, che hanno coinvolto singoli ed associazioni del paese.

Si è già parlato del ruolo sostenuto dalla Chiesa locale nella rivitalizzazione di alcune tradizioni religiose. Il bollettino parrocchiale "De Zahre reidet" (Sauris parla) da oltre trent'anni propone in ogni numero saggi di poesia e prosa in saurano, ricerche dei bambini della scuola elementare locale, articoli e notizie sulla storia e sulle tradizioni religiose e non della comunità.

In ambito parrocchiale nacque, nel 1975, il coro misto "Zahre", mosso fin dall'inizio dall'intenzione di riscoprire e valorizzare il patrimonio musicale autoctono, tanto religioso (canti in tedesco antico della tradizione natalizia) quanto profano (ballate e canti amorosi in saurano). L'interesse immediatamente dimostrato da associazioni e cultori d'oltralpe ha permesso al gruppo di esibirsi più volte in Austria e Germania e di diventare, sia in Italia che all'estero, il portabandiera della cultura e dell'identità saurana. Negli anni il repertorio si è arricchito di villotte friulane, brani di musica sacra e della tradizione popolare italiana ed estera, componimenti originali di autori contemporanei, soprattutto friulani. Tuttavia l'impegno e l'amore per la tradizione musicale locale sono rimasti il fulcro dell'attività, come dimostra il progetto della "Zahrar Meisse", concluso in occasione del Giubileo del 2000. Nato dal desiderio di un corista di avere una Messa nella propria madrelingua, esso ha coniugato un testo in saurano (traduzione delle parti canoniche della Messa latina ad opera di Tiziano Minigher) con la musica creata ex novo dal maestro Mauro Vidoni, evocando però passaggi melodici di canti della tradizione saurana<sup>335</sup>.

Il Coro Zahre ha avuto nel corso del tempo un organico oscillante tra i 25 ed i 35 elementi e ha visto avvicinarsi alla direzione don Guido Manfredi (sedici anni), Ferrante Schneider (un anno), Mauro Vidoni (dieci anni) e attualmente il maestro Mario De Colle. Il suo ruolo in seno alla comunità è stato ed è rilevante anche dal punto di vista sociale, rappresentando esso un punto di riferimento e un forte momento d'aggregazione e di incontro tra persone di generazioni diverse. All'attività corale liturgica e concertistica esso ha affiancato, inoltre, l'organizzazione di corsi strumentali per ragazzi e del festival musicale internazionale "Zahrarmonie" ed il sostegno alle iniziative folkloristiche e culturali.

Una vita altrettanto lunga vanta il Circolo Culturale Saurano "Fulgenzio Schneider". Esso nacque nel 1976 per iniziativa di alcune persone che, mosse da un forte amore per la lingua e la cultura della propria comunità, decisero di dare una veste ufficiale alle attività che già svolgevano sia singolarmente, componendo poesie o dedicandosi a ricerche sulle tradizioni locali, sia collettivamente, riunendosi per discutere dei loro interessi. Dotata formalmente di statuto nel 1985, questa associazione ha svolto per anni una preziosa opera di valorizzazione, tutela e promozione della cultura saurana, attraverso iniziative forse non eclatanti, ma che hanno contribuito in modo decisivo alla presa di coscienza, da parte della popolazione, di possedere un patrimonio che non può andare perso. In questa direzione si collocano l'organizzazione, nel 1980, di una serie di manifestazioni per ricordare i settecento anni dalla comparsa del toponimo Sauris nei documenti, con un convegno internazionale di studi e mostre fotografiche e di artigianato locale; la collaborazione con università e associazioni italiane e straniere, tra le quali "Sprachinselfreunde" di Vienna e "Freunde der Zimbern" di Salisburgo; l'interessamento per la redazione di un vocabolario saurano-italiano, curato dal prof. Denison; interviste registrate agli anziani per ricostruire la storia locale; la pubblicazione, nel 1992, di "Raccolta di antiche tradizioni ed avvenimenti fino ai giorni nostri di Sauris", riproduzione anastatica di un manoscritto di Fulgenzio Schneider.

---

335 La genesi del progetto della "Zahrar Meisse" e le scelte linguistiche e musicali operate sono illustrate in Coro Zahre di Sauris (a cura di), *De Zahrar Meisse*, Sauris, 1999/2000.

Questa fu l'ultima iniziativa di rilievo, alla quale seguirono alcuni anni di crisi e di inattività, causate dalla difficoltà di trovare dei ricambi alla guida dell'associazione, specialmente tra i giovani.

Nel 2002 il Circolo Culturale ha ripreso ufficialmente l'attività, riallacciando i contatti con altre associazioni e aderendo al Comitato Unitario delle Isole Linguistiche Storiche Germaniche in Italia. Per quanto concerne le attività locali, sono state programmate delle serate di lingua e cultura saurana ed una serie di laboratori teatrali.

Nell'ultimo decennio anche la Pro Loco si è dedicata, accanto alle manifestazioni di carattere turistico-gastronomico, ad alcune iniziative di recupero e valorizzazione del patrimonio culturale locale, ad esempio con la riproposizione del Carnevale tradizionale. L'associazione è proprietaria di un archivio di oltre 500 fotografie, illustranti la vita e i cambiamenti della comunità dalla fine dell'Ottocento ad oggi. Per divulgarle ha organizzato alcune mostre fotografiche e pubblica, dal 1997, un calendario tematico, con testi in italiano e saurano.

Nel 1994 ha aperto i battenti il Centro di informazione etnografica, nato dalla collaborazione tra il Comune di Sauris ed il Centro Studi Regionali, in particolare il gruppo di ricerca coordinato dal prof. Gian Paolo Gri dell'Università di Udine. L'Amministrazione comunale ha acquistato un vecchio rustico a Sauris di Sopra, originariamente adibito a stalla e fienile, ristrutturato in modo da conservare, all'esterno, le caratteristiche dell'architettura saurana, e da ricavare, all'interno, spazi espositivi e una saletta per conferenze e riunioni. Pensato come punto d'incontro tra gli interessi culturali locali (associazioni, scuola, singoli appassionati) e le ricerche di studiosi ed enti esterni, il Centro etnografico svolge attività di ricerca su temi della cultura materiale e simbolica della comunità, presentando poi i risultati tramite mostre temporanee e pubblicazioni. Sia nella fase di ricerca che in quella di riproposizione museografica risulta fondamentale la collaborazione della popolazione, tramite le informazioni orali, raccolte su supporto magnetico, ed il prestito di oggetti per la durata delle esposizioni.

È in fase di allestimento il Centro di informazione sulla storiografia locale, ospitato in alcuni vani della canonica di Sauris di Sotto. Oltre ad offrire al turista notizie sulla storia della comunità attraverso materiale grafico e multimediale, esso ospiterà parte dei paramenti ed arredi sacri del santuario di S. Osvaldo.

Nello stesso edificio è stata aperta, nel 1997, la biblioteca comunale "Padre Luigi Lucchini".

Accanto alle istituzioni e alle associazioni, nel campo della cultura e della tutela della lingua hanno operato e continuano ad operare, con passione e tenacia, diversi cultori locali. Tiziano Minigher *Riglar*, socio fondatore e per molti anni presidente del Circolo Culturale Saurano, ha composto poesie in saurano e tradotto alcuni brani del Vangelo. Ha pubblicato sul "De Zahre reidet" molti articoli sulla lingua, sulla storia, sulle tradizioni e sulla flora della vallata. Mario Plozzer si è occupato di storia locale, con interventi sullo stesso periodico e con pubblicazioni sulla chiesa di S. Lorenzo e sull'Unione Cooperativa di Consumo<sup>336</sup>. Augusto Petris, presidente del Coro "Zahre" per venticinque anni, e l'in-

---

336 M. Plozzer (a cura di), *Storia della chiesa di S. Lorenzo M...*, cit. e 1920-1970. 50 anni..., cit.

segnante Novella Petris sono fortemente impegnati nella valorizzazione della cultura e della lingua locale e hanno portato la loro esperienza a convegni ed incontri con istituzioni culturali esterne. Bruno Petris *va Plozn* si è occupato della toponomastica non solo del suo paese d'origine, Sauris di Sopra, ma anche di un'altra comunità germanofona della Carnia, quella di Timau/Tischlbong<sup>337</sup>. Ha curato l'antologia poetica "Testi saurani. Zarar stiklan" e scrive egli stesso poesie in saurano, friulano, italiano<sup>338</sup>. Compone poesie in saurano e italiano anche Fernanda Plozzer.

Non si può non richiamare di nuovo la figura di Ferrante Schneider, che con competenza e passione ha introdotto nella scuola locale lo studio della lingua e della cultura saurana e ne ha costantemente sottolineato tra i compaesani l'importanza e la ricchezza. Egli aveva intrapreso l'elaborazione di un sussidio linguistico per tutta la comunità, opera che la prematura scomparsa, nel 1995, gli ha impedito di completare<sup>339</sup>.

L'opera svolta dalla comunità di Sauris per la tutela e la valorizzazione del proprio patrimonio linguistico-culturale ha trovato spesso il sostegno di studiosi ed enti esterni. Oggi questo appoggio appare tanto più fondamentale, in rapporto alla situazione attuale e alle prospettive per il futuro.

Due sono le esigenze che appaiono prioritarie. Da un lato si avverte la necessità di poter disporre in tempi brevi di adeguati strumenti didattici per bambini e adulti e del vocabolario, iniziato dal prof. Denison. Dall'altro lato è urgente raccogliere testimonianze in tutti gli ambiti possibili, dalla toponomastica, alla gastronomia, ai racconti popolari, perché non vada irrimediabilmente disperso un patrimonio di conoscenze affidato unicamente alla memoria delle persone. Per raggiungere entrambi gli obiettivi è necessaria una sinergia tra Saurani e collaboratori esterni.

Grazie alle recenti normative in favore delle minoranze linguistiche (L. 482/99 e L.R. 4/99) oggi non mancano i fondi. Tuttavia, né le risorse economiche né le iniziative promosse dalle istituzioni potranno garantire, di per sé, un futuro alla lingua e alle tradizioni saurane, se non ci sarà un forte coinvolgimento della popolazione e l'assoluta consapevolezza che quella lingua e quelle tradizioni sono una risorsa non solo economica e turistica, ma anche e prima di tutto umana.

Non è superfluo ribadire questi concetti, espressi in maniera esemplare qualche anno fa da Denison:

«Esaminando attentamente il complesso linguistico-culturale saurano (e altri simili) si riesce poco a poco a capire meglio come lingue e culture nascono, come funzionano in

---

337 B. Petris, *Toponimi germanici nella frazione di Sauris di Sopra. Saggio toponomastico di Sauris*, Udine, La Nuova Base, 1975; ID., *Tischlbong/Tamau/Timau*, Udine, Grillo, 1980.

338 B. Petris, *Testi saurani. Zarar stiklan*, Udine-Baidn, Grillo, 1978. Alcune poesie di Bruno Petris, Tiziano Minigher e Fernanda Plozzer sono state pubblicate nel libro di fotografie di Iginio Durisotti *Sauris Zahre*, Arezzo, Immedia, 1999.

339 Qualche anno dopo l'Amministrazione comunale ha raccolto in un volume parte del materiale che Ferrante aveva già predisposto: Ferrante Schneider, *Dialetto saurano...*, cit., nel quale, oltre ad elementi di fonologia e grafia e cenni di grammatica, ci sono anche raccolte di sostantivi, appunti per un dizionario saurano, un glossario della flora e della fauna di Sauris e la ballata "Der zahrar jeger", appositamente composta per gli alunni della scuola elementare.

convivenza e in concorrenza, e come – purtroppo – muoiono. Ci si accorge che la lingua non è soltanto uno strumento del quale l'uomo si serve, ma è anche un comportamento sociale, politico, economico, una parte dell'identità del gruppo e dell'individuo. Partecipando alla vita di una comunità, si contribuisce automaticamente al suo destino linguistico, magari senza volerlo. È strano come certa gente creda che della sopravvivenza (o meno) di una sua tradizione linguistica possano essere responsabili altre persone o istituzioni.

La mia più grande soddisfazione sarebbe: riuscire a convincere i saurani – *tutti* i saurani – a continuare a parlare saurano fra di loro (cioè, dove è necessario, a tornare a parlarlo, oppure nel caso dei figli – sarà pure necessario anche farne e dar loro la possibilità di rimanere a Sauris! – a impararlo). Sembra la cosa più facile e più naturale, ma per tante ragioni, discusse da me in altra sede, sarà molto, molto difficile. Questo me lo auguro però, non perché il saurano rappresenti un aspetto della cultura tedesca (o austriaca, o germanica, o cinese) ma perché la tradizione linguistica è una parte insostituibile della storia e della cultura dei saurani; anzi, il dialetto saurano – meglio: *de tsarar \_proche*, la lingua saurana – è l'aspetto più caratteristico, più originale dei saurani»<sup>340</sup>.

---

340 N. Denison, *Ana vier börtlan ...*, cit., p. 29.

Sette Comuni Vicentini – Siben Kameun, veduta dell'abitato di Roana-Robaan





# SETTE COMUNI-SIBEN KAMEUN

## *Comunità cimbra della provincia di Vicenza*

I CIMBRI DEI SETTE COMUNI di Sergio Bonato, pag. 207.

### ***I CIMBRI DEI SETTE COMUNI***

“Cimbria” fu denominata la città di Vicenza dal poeta umanista Ferreto dei Ferreti nel 1300. Cimbria: un mito rimbalzato lungo i secoli da quel lontano 100 avanti Cristo, quando il condottiero romano Caio Mario sbaragliò i Cimbri e i Teutoni discesi dalle lande della Germania in cerca di terre e di sole. Non più Cimbri, ma Goti, Alemanni, Longobardi, Bavaresi discesero circa 1000 anni dopo in diverse regioni italiane sempre in cerca di terre sole. Venivano dalla Germania, in gruppi di famiglie e di tribù, ma le loro origini risalivano all’alta Sassonia, da dove erano partiti gli antichi Cimbri raccontati dagli storici romani. Lungo quelle strade percorse da popoli e popoli da tanti secoli, spesso tra conflitti sanguinosi, sempre con integrazioni profonde, si è intessuta gran parte della civiltà d’Europa.

Anche se non poteva connotare completamente l’identità culturale ed etnica della città berica, la denominazione di Cimbria doveva costituire qualcosa di più di un riferimento mitologico e di una suggestione poetica. Il conte Francesco Caldogno, ispettore ai confini della Repubblica di Venezia nel 1500 ed autore di una relazione sulle prealpi vicentine, scriveva che “Questi uomini delli Sette Comuni, siccome tutti gli altri delli monti vicentini, per l’ordinario parlano tedesco, con tutto chè molti abbiano anco la lingua italiana... Né sono molte decine di anni che parte di loro vicini alla città hanno persa quella lor lingua, che appunto è la medesima dei Goti, coi quali parlando assieme, benissimo l’intendono...” Dunque all’inizio del 1500 la lingua denominata cimbra era parlata fino alle vicinanze di Vicenza. Lo stile gotico che ha lasciato una incisiva impronta in chiese e palazzi nel 1200 e nel 1300, fu a Vicenza certamente qualcosa di più di uno stile architettonico. Nomi di luoghi, tradizioni, culti religiosi, elementi diversi parlano ancor oggi di queste radici germaniche in tutto il territorio vicentino: dal nome dei monti Berici, al culto della Madonna dell’8 settembre, a un certo spirito selvatico e forte, tipico non solo dei montanari vicentini, molti tratti parlano di eredità culturale germanica, tramandata in modo inconsapevole, eclissata nel tempo attraverso i flussi culturali diversi, come la diffusione della religione cristiana, l’azione di venetizzazione condotta da Venezia, il processo di nazionalizzazione imposto dallo stato italiano. Nonostante queste trasformazioni e specialmente nonostante i meccanismi di massificazione e di omologazione legati all’economia moderna, sulla montagna vicentina i riferimenti alla civiltà germanica e alla cultura cosiddetta cimbra sono ancora vivi.

Resta una densa toponomastica cimbra, una vasta gamma di parole per indicare luoghi un tempo percorsi da tanta vita, ora in gran parte abbandonati o in via di abbandono. È stato osservato che “ i nomi di luogo, saldamente ancorati alla realtà fisica, quasi scritti

nella terra e nel paesaggio umano, costituiscono la parte più resistente al mutamento dell'intero patrimonio linguistico". Così da Altissimo a Recoaro, dal Tretto di Schio a Tonezza, e specialmente sull'altopiano dei Sette Comuni, da Rotzo ad Enego, troviamo ancor oggi una mappa di nomi cimbri che indicano particolarità geografiche, riferimenti a lavori e ad avvenimenti storici, collegamenti alla fantasia e alla mitologia popolare. In tutta la montagna vicentina sentiamo chiamare tal (valle), ebene (luogo pianeggiante), loch (cavità), bise (prato), spitz (cima), laita (pendio), gruba (conca), linta (luogo dei tigli), lersch (luogo dei larici)...A Lusiana troviamo la contrada Soster, la contrada dei calzolai, a Enego la contrada Stoner, dei lavoratori della pietra, a Gallio la contrada Stellar, la contrada delle stalle (da cui deriva anche il cognome Stella), a Roana il Tanzerloch, il buco delle danze, la coolgruba, la conca del carbone, il kaltaprunno, la sorgente fredda, l'oxabeck, la strada dei buoi, il rossabegale, il sentiero del cavallo...Ad Asiago troviamo il Karbarlaba, la pozza delle avene, il prunno, il luogo della sorgente, il rasta, il luogo del riposo...Sono parole usate da tutti, anche da molti turisti, senza la comprensione del loro significato. Sono come fossili, antiche forme di lingua e di cultura, orme di un passato secolare non completamente cancellato, in cui si possono trovare riferimenti alle origini e alla storia delle popolazioni cosiddette cimbre. La lingua ancora usata in modo vivo ai nostri giorni da pochi anziani a Roana e a Mezzaselva costituisce infatti l'unico documento che ci aiuta a decifrare il fenomeno cimbro, fenomeno non ancora chiaro, nonostante le ricerche e gli studi in campo storico e linguistico negli ultimi secoli.

Alcuni esperti collegano le popolazioni cimbre alla migrazione longobarda che ha interessato così profondamente il territorio vicentino. Basta ricordare la basilica a Vicenza di San Felice e Fortunato divenuta in periodo longobardo, nei secoli IX e X, un centro di vita economica e culturale, non solo religiosa. E la zona pedemontana con il centro di Fara Vicentina, è tutta disseminata di ricordi legati agli insediamenti e alla vita dei longobardi. Famiglie e gruppi di questo popolo germanico si sarebbero rifugiati sui monti e nell'isolamento avrebbero conservato i loro caratteri e la loro cultura. Sull'altopiano dei Sette Comuni permane ancora il diritto di uso civico, un rapporto di proprietà collettiva tra gli abitanti e il territorio comunale, che gli storici definiscono di origine longobarda.

Altri studiosi ritengono che la tradizione cimbra sarebbe derivata dalla colonizzazione bavarese avvenuta nel 1200 e nel 1300, nell'ambito della Marca Veronese, quando famiglie e gruppi provenienti dalla Baviera si stanziarono sulle montagne vicentine e veronesi, nel territorio tra l'Adige e il Brenta, in cerca di terre da bonificare, da coltivare e da abitare, al seguito di vescovi e conti. Un documento trovato in un convento benedettino di Baviera, attesta di una famiglia costretta a fuggire dalla Germania verso la montagna veneta "tempore famis", in tempo di fame. Le due interpretazioni forse si possono integrare per segnalare diverse e continue immigrazioni di popolazioni germaniche che si sono stabilite sulla montagna vicentina dal secolo VIII al secolo XV. Dall'analisi linguistica risulta infatti che strati di lingua bavarese sono mescolati con elementi di altri dialetti tedeschi e con caratteri dell'antica lingua tedesca. Particolare storico non trascurabile è il fatto che fino al secolo XV le parrocchie della montagna vicentina, pur appartenendo alle diocesi di Vicenza e di Padova (come l'altopiano dei Sette Comuni), erano amministrate da preti e monaci tedeschi, certamente per esigenze di comunicazione linguistica. Una impronta fortemente nordica può essere colta anche nella tradizione fantastica viva nella zona montana e pedemontana fino ai tempi recenti, prima che la televisione e la cultura di massa cancellassero l'immenso patrimonio di memoria e di im-

maginario popolare accumulato in secoli e millenni. Racconti di orchi e di streghe, di sanguinelli e di seleghen baiblen (beate donnette), di alberi e di animali parlanti, erano impregnati di paura e di meraviglia, ispirati ad un animismo strettamente legato all'ambiente naturale di montagna. Uno storico del secolo scorso poteva osservare: "Non si è potuto svellere dall'anima dei nostri popoli parecchie superstizioni che trovano un costante alimento nella presenza di oggetti circostanti e in una rozza ed energica fantasia... si credeva di vedere e di sentire l'apparizione di alcuni spettri o fantasmi, dispensatori del bene e del male, che avevano ciascuno un nome, una figura, un potere distinto particolare". Il sole, "de sunna" in lingua cimbra, era sentito come una divinità benefica e alla fine del lungo e duro inverno esso veniva invocato: "Aussar sunna, mutar bon pitokken", esci, o sole, madre dei poveri. La luna, "dar mano", era concepita come potenza cosmica che scandiva il ritmo delle generazioni e del tempo. Il temporale e il tuono erano temuti come minacce del diavolo, il toibel. In tante espressioni e in tante pratiche si potevano cogliere frequenti echi di religiosità pagana nordica, con i culti a Prea, la Dea Madre Terra, a Thor, il Dio dei tuoni e dei lampi, a Odino, la più grande divinità nelle antiche religioni germaniche. In qualche testimonianza risultavano mescolati tratti di naturalismo pagano con elementi di spiritualismo cristiano come nel racconto di un boscaiolo che andando un giorno in montagna per fare la legna udì una voce proveniente da un abete che gli chiedeva di fare celebrare tre messe in suffragio della sua anima, oppure nel racconto di streghe e di orchi che sul monte Portule sono fatti fuggire dalle benedizioni di vescovi e frati.

**Sette Comuni Vicentini – Siben Kameun, veduta d'insieme di Asiago-Sleghe e dell'Altopiano**



Il gusto dell'orrido e del lugubre era maggiormente accentuato nei racconti ambientati nei löchar, le cavità carsiche che si aprono numerose nel territorio dei Sette Comuni: sono storie di streghe danzanti (il già ricordato tanzerloch, presso Camporovere), storie di ragazzi inghiottiti e spariti (giacominarloch, presso Cesuna), storie di voci vaganti e misteriose (covolo del vento presso Enego).

Oltre alla lingua e alla tradizione fantastica, molte pratiche ed usanze univano le popolazioni cimbre alla civiltà d'oltralpe, modi di lavoro nei campi, nei boschi, nelle case, e riti legati a feste e a stagioni. Solo per ricordare alcuni esempi in parte ancora verificabili ai nostri giorni, la festa dell'Epifania era denominata Draikaisertak, il giorno dei Tre Re, con canti e riti ricorrenti in Baviera. Il carnevale, Fassong in lingua cimbra, era goduto con maschere, balli, in modo intenso e sfrenato, secondo usi diffusi anche in regioni tedesche. Il primo sgelo, l'annuncio di primavera, erano salutati con gran frastuono da campanacci per le strade e con il canto: " Scella, scella a marzo, garibet de Kapuccen, aussar de rajkken", cioè vieni, vieni marzo, finiti i crauti, fuori i radicchi. Ancor oggi a Recoaro l'ultima domenica di febbraio vede una gran festa popolare, una parata di carri e di gruppi folcloristici, tutti intonati al motivo della " chiamata della primavera". Già nel 1700 il Dal Pozzo annotava: "\_ curiosa l'usanza che tuttavia si pratica in quest'isola di monti, come anche nel Tirolo, di chiamare né tre ultimi giorni di febbraio il mese di marzo affrettandolo a venire. Tutti i giovani del vicinato radunatisi alla sera, e forniti di campanelle, di squille, di padelle e altri strumenti, che percossi facciano rumore, incominciano all'imbrunire della sera un orribil fracasso e portatisi alla rinfusa su qualche eminenza, dove possono essere sentiti da lontano, v'accendono gran fuochi e gridano interpolatamente: Marzo, deh vieni, marzo. Carichi di una particolare suggestione nordica erano i riti della Settimana Santa e della Pasqua, vissuti anche quelli in modo naturalistico, come nel venerdì santo, il Vraitertak, giorno di liberazione, giorno di salvezza anche per il mondo fisico, quando non si lavorava la terra " per non colpire il Signore che oggi è morto per tutto il mondo".

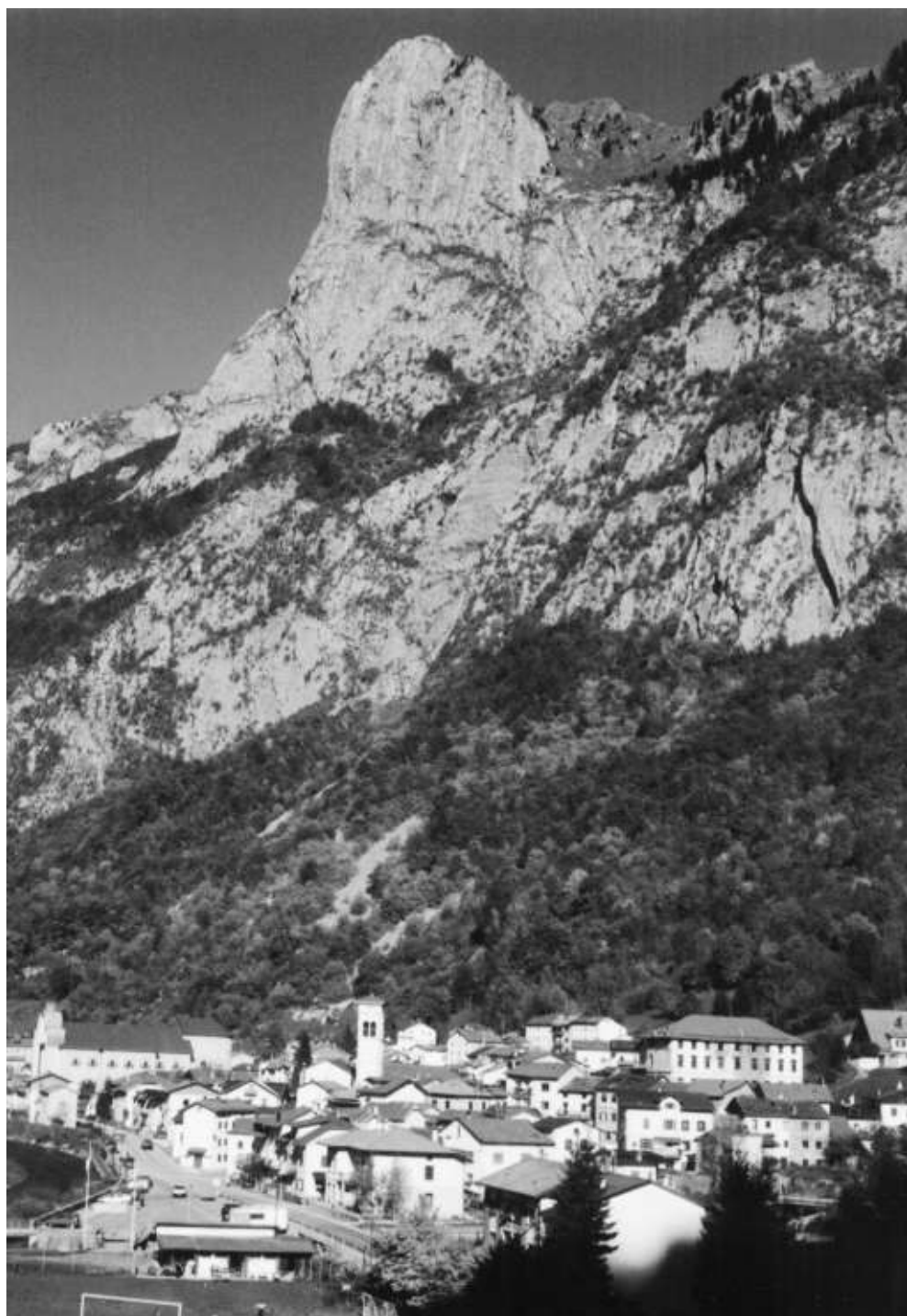
Significativa rilevanza assumevano altre feste di primavera in coincidenza con le ricorrenze cristiane dell'Ascensione e della Pentecoste. Ancor oggi nella vigilia dell'Ascensione tra le splendide fioriture di prati e boschi, Asiago festeggia il più bel giorno dell'anno, il giorno della Grande Rogazione, in cui tutta la comunità diventa una lunga processione che percorre oltre 30 Km per affermare la fedele appartenenza al proprio territorio. Molto sentite dovevano essere anche le notti di San Giovanni, oggi dimenticate, ma documentate presso gli storici. Erano le notti del solstizio d'estate, corrispondenti alle notti di Natale del solstizio d'inverno. Venivano accesi grandi fuochi (il fuoco era festa, il segno sacrale della luce, del calore, della vita) e si praticavano purificazioni con la rugiada, dopo i tripudi della notte, secondo usanze di derivazione longobarda.

Forte e oscuro era il rapporto con i defunti. Nella Halghe nacht bon totem, la santa notte dei morti, "non bisognava uscire, altrimenti i morti ti venivano a prendere", come si esprimeva una anziana donna di Roana. In quella notte si credeva che le anime tornassero a visitare le loro case.

La grande festa dell'inverno, goduta intensamente come nel mondo germanico, era il Natale, la festa del sole che riprendeva ad allungare i suoi giorni. Usanze, riti, canti erano profondamente vissuti, quasi per attingere forza e solidarietà per sostenere le fatiche e dell'esistenza. Anche il bestiame veniva coinvolto in questa festa, con una razione di foraggio a mezzanotte, secondo una pratica ancora seguita nei Sette Comuni. Una canzone

antica canta ancor oggi la storia dell' " unsar libe Got", del nostro caro Dio, venuto sulla terra " zo sten an hortan hia", per stare sempre qui con noi.

Questo patrimonio di cultura popolare è in gran parte scomparso, come va indebolendosi sempre più l'uso della lingua cimbra, nei mutamenti così vorticosi dei nostri giorni. Per recuperare questa memoria e per salvare il rapporto con una tradizione così peculiare, è sorto e lavora a Roana l'Istituto di Cultura Cimbra, intitolato alla prima coscienza storica dei Sette Comuni, Agostino Dal Pozzo. In collegamento con i cimbri della Montagna veronese e della Montagna Trentina, con la collaborazione di esperti italiani e stranieri, specialmente tedeschi ed austriaci, si cerca di conoscere e di far conoscere questa componente non trascurabile della storia e della cultura vicentina, sopravvissuta sulle montagne comprese tra l'Adige ed il Brenta, montagne che lungo i secoli non hanno tanto diviso e separato il Veneto dal Nord, ma sono state un ponte, un luogo di incontro e di comunicazione tra la civiltà italiana e la civiltà germanica. In particolare sono stati pubblicati un Vocabolario della lingua cimbra, un corso di lingua, raccolte di favole cimbre, studi di toponomastica, di storia, di folclore, raccolte di canti cimbri, due audio cassette e un CD di canti. Nelle scuole sono entrate alcune iniziative didattiche di cultura e di lingua cimbra in diversi livelli, come sono stati organizzati con successo incontri di aggiornamento per gli insegnanti. Nella liturgia molto sentite sono le celebrazioni di Messe con canti e preghiere in lingua cimbra. Incontri e convegni di cultura e di lingua cimbra sono organizzati nei Sette Comuni e in diverse altre regioni. Uno strumento di informazione e di comunicazione particolare è il sito internet, collegato con i siti delle diverse comunità cimbre.



Timau-Tischlbong, veduta d'insieme

# TIMAU – TISCHLBONG

## *Comunità germanofona della provincia di Udine*

PRESENTAZIONE di Mauro Unfer, pag. 213 – STORIA DELLA COMUNITÀ di Mauro Unfer, pag. 214 – LE PORTATRICI CARNICHE E LA GRANDE GUERRA di Mauro Unfer, pag. 217 – TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELL'ANNO di Velia Plozner, pag. 218 – APPORTI GASTRONOMICI D'OLTRALPE NELLA CUCINA DI TIMAU di Pietro Adami, pag. 223 – LA COMUNITÀ LINGUISTICA di Francesca Cattarin, pag. 225 – ESPERIENZE DIDATTICHE DELLA SCUOLA DELL'INFANZIA DI TIMAU – CLEULIS di Patrizia Craighero e Velia Plozner, pag. 229 – ESPERIENZE DIDATTICHE NELLA SCUOLA PRIMARIA A TEMPO PIENO DI TIMAU– CLEULIS di Patrizia Craighero e Velia Plozner, pag. 230 – VITA CULTURALE di Mauro Unfer, pag. 235 – BIBLIOGRAFIA, pag. 238.

### **PRESENTAZIONE**

Timau-Tischlbong-Tamau è posto a 832 metri s.l.m. nella Valle del Bût in Carnia (Regione Friuli Venezia Giulia) ai piedi della maestosa parete rocciosa della Creta di Timau e del Ganzschpitz. Timau è un tipico "Strassendorf" (paese lineare, cioè schierato lungo la strada).

È attraversato per tutta la lunghezza dalla strada statale 52 bis che porta al vicino Passo di Monte Croce Carnico, che segna il confine tra Italia e Austria. È via di gran passaggio, soprattutto d'estate, quando è percorsa dai turisti provenienti dal Nord Europa.

In passato l'abitato di Timau si trovava un po' più addentro nella valle, su uno di quei ripiani dove oggi sorge isolato il Tempio Ossario. Tale posizione però era molto più esposta al pericolo delle alluvioni, come quella famosa del 1729, che ha provocato il trasferimento dell'abitato nella posizione attuale.

Il paese si sviluppa per circa un chilometro e mezzo su due strade parallele. Una, quella originaria, stretta fra le case più vecchie ad una certa altezza sul fondo della valle, e l'altra pensata come strada di scorrimento e tracciata nell'immediata vicinanza del fiume, ma con una certa discontinuità degli edifici disposti sui lati. L'apertura di un ampio spazio sul fianco di questa strada con, a settentrione, l'edificio piuttosto sproporzionato della nuova chiesa, ha dato a questo spazio la funzione di centro della vita paesana. Qui sono collocati alcuni edifici nei quali attualmente trovano sistemazione la Casa della Gioventù, il Museo della Grande Guerra, il Circolo Culturale, la Pro Loco e altre istituzioni.

Il paese di Timau è composto da cinque borgate: Braida, Pauarn, Scholeit, Rana, Soga.

Alla data del 23 agosto 2004 contava 432 abitanti.

La Creta di Timau sovrasta il paese per oltre mille metri di dislivello, con grandi solchi incisi nella parete e con la roccia a tratti nascosta da un fitto strato di vegetazione.

L'unico punto che rompe, con la sua autentica verticalità, è il cosiddetto Ganzschpiz (Pizzo del Camoscio). Ma, nelle giornate senza foschia, lo sguardo del passante è attirato an-

cora più a nord, dove si innalzano nel cielo le creste della Cjanevate e, un poco più a occidente, le cime del Cogliàns, che con i suoi 2780 metri è la vetta più alta delle Alpi Carniche.

L'idrografia della valle di Timau fa capo al bacino del fiume Bût, un tempo caratterizzato da una successione di rapide, oggi in gran parte sostituite da imponenti opere artificiali che rompono l'impeto delle acque in modo da ridurre la pendenza del tracciato.

Tipico è anche il "Fontanon", cioè una sorgente che scaturisce dal pendio alla base della parete del Ganzschpitz e, con un salto di un centinaio di metri, confluisce nel fiume principale.

Anticamente l'acqua del Fontanon dava movimento ad un mulino e ad una segheria. Oggi alimenta l'acquedotto della Valle del Bût e la centrale idroelettrica della S.E.C.A.B.

## **STORIA DELLA COMUNITÀ**

Nei secoli il tedesco arcaico della comunità trilingue di Tischlbong-Timau-Tamau è stato vivo testimone delle origini della popolazione insediatasi agli inizi del secondo millennio nei pressi della confluenza del Fontanon con l'antichissima via di comunicazione che, dalla Carnia attraverso il passo di Monte Croce Carnico, conduceva al Norico. Per la particolare posizione geografica e la provenienza dei suoi abitanti, storia, leggenda e tradizione orale si fondono e alle notizie certe sulle origini di Timau si aggiungono saggi di storia popolare che ci raccontano di un tempio pagano dedicato al dio fluviale Timavus.

Secondo la tradizione orale nella nostra zona sono avvenute due colonizzazioni da parte di minatori provenienti dalle valli carinziane del Gail e dal Weißensee: la prima intorno all'anno mille, l'altra verso la fine del XIII secolo.

La toponomastica ci spiega che la formazione di toponimi con il radicale -wang cessa dopo il 1100. Questo elemento conferma la leggenda della fondazione della prima comunità di Timau (in tedesco Tischlwang), scomparsa successivamente a causa di un terremoto oppure di un'epidemia.

Cica un successivo insediamento nel 1284 è ancora la tradizione orale a venirci in aiuto, narrando anche dell'esistenza della chiesetta di Santa Gertrude. In questo caso il racconto popolare è confermato dalle affinità tra la parlata tedesca di Timau e i dialetti carinziani; il raffronto dell'attuale parlata timavese e della variante carinziana del medio alto tedesco conferma che i timavesi sono partiti dall'Austria alla fine del 1300.

Una chiesa, sotto il titolo di Santa Gertrude, è ricordata già in un documento del 1327. In quell'anno Giovanni di Cazuton di Sutrio lascia un legato alla chiesa di Santa Gertrude di Timau. La stessa viene nuovamente menzionata nel 1335 nella disposizione testamentaria del Preposito di San Pietro Manno de' Capponi e nel 1450 nel testamento di Leonardo Bruni di Paluzza. Questi, in occasione del sesto giubileo indetto da Niccolò V, volendo visitare la dimora degli apostoli Pietro e Paolo e temendo di morire intestato, dettò le sue ultime volontà e ordinò "...che si celebri annualmente il suo anniversario con dodici sacerdoti, a ciascuno dei quali spetterà un compenso di venti soldi. Lascia annualmente tre lire di soldi alla chiesa di S. Maria di Paluzza per l'acquisto di due ceri da collocare sull'altare di S. Maria; alla chiesa di S. Daniele lascia invece annualmente quaranta soldi, quindi ordina vari legati in misure di olio in favore di numerose chiese tra cui quella di S. Gertrude di Timau".



Nel 1342 e 1375 troviamo i primi documenti scritti che riportano il nome Timau nella forma tedesca Teschilbang e Teschelwanch. Troviamo, invece, le varianti Tamau, Thomau, Themau rispettivamente nel 1366, 1371 e 1382, in documenti che attestano l'investitura dei Savorgnan e nel 1392 in una concessione del patriarca di Aquileia Giovanni di Moravia.

Numerosi sono gli atti notarili e i contratti che dal 1485 al 1578 regolamentano l'estrazione e la lavorazione dei minerali delle montagne di Timau, in particolare nella località di Pal Piccolo, Pal Grande, Promosio e della Creta. A questo periodo risalgono anche numerosi documenti che riportano notizie della chiesa di Santa Gertrude e di alcuni dei primi cognomi come Prener, Unfer, Mentil e Primus. Gli anni dello sfruttamento minerario hanno richiamato in paese ulteriore mano d'opera dalla Carinzia e dai paesi vicini ed hanno rappresentato per Timau un periodo di incremento demografico e di sviluppo economico tanto che esistevano all'epoca cinque osterie, le quali servivano da punti di ristoro anche ai tanti *cramârs* carnici che, attraverso il Passo di Monte Croce, si recavano con i loro prodotti nelle contrade dell'Austria e della Germania.

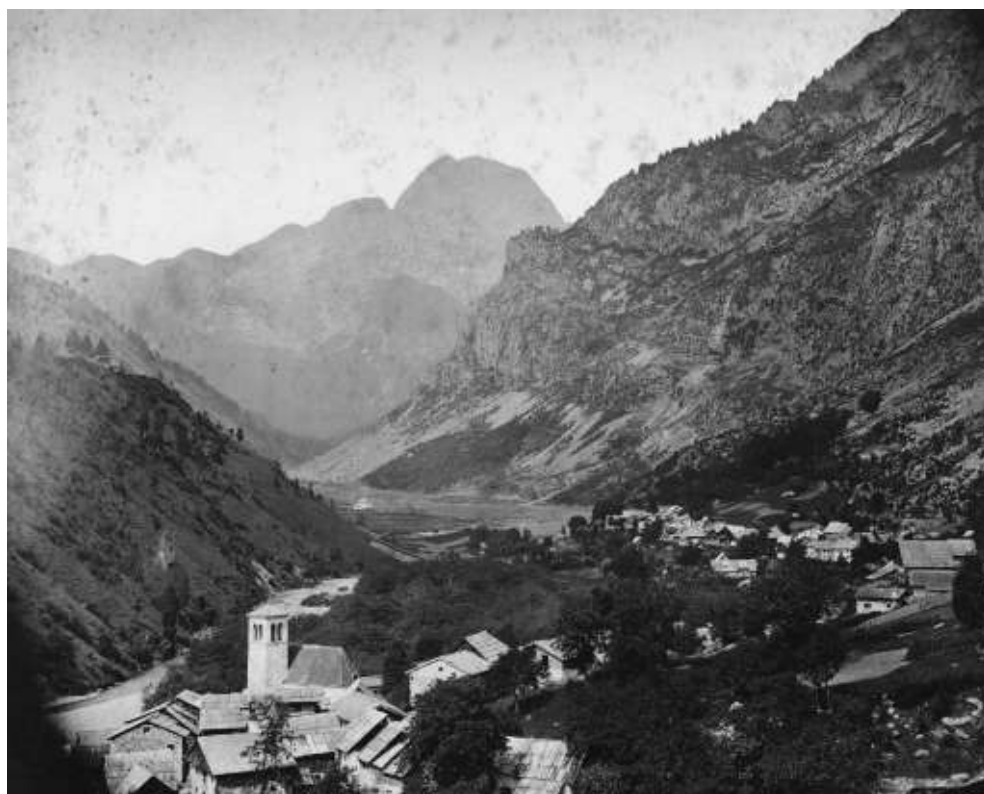
Dalla fine del XVI secolo le notizie riguardanti la chiesa di Santa Gertrude si fanno più frequenti, venendo descritta nelle visite pastorali del 1566 e 1602. In quest'ultima si parla anche del cimitero che aveva intorno e di un crocefisso che, a detta del notaio Broili, portava la data del 1527. La posizione della chiesa, quasi a ridosso della confluenza del Fontanon con il Bût, causò non pochi problemi all'edificio e, infatti, fu danneggiata dalle alluvioni del 1577, del 1714 e del 1719.

Nel XVII secolo le riunioni di vicinia si fanno più frequenti e pertanto gli atti notarili a riguardo sono numerosi, come quello del 1676 dove il Comune di Timau rinnova i suoi statuti oppure quello relativo alla vicinia del 1669 dove il Comune chiede a Venezia sgravi fiscali per far fronte ai danni subiti dalle inondazioni dei "rapacissimi torrenti". Questo scritto è il primo di una lunga serie che documenta la disastrosa situazione idrogeologica della zona che, in seguito all'alluvione del 1714, costrinse diciannove famiglie ad abbandonare le proprie case e a trasferirsi nei paesi limitrofi ed anche oltre confine. Nel 1719 "l'inondazione dell'acqua" inghiainò i terreni e provocò lo sfondamento del muro del cimitero; negli ultimi decenni del 1500 fu invece la chiesa ad essere abbattuta dalle acque. Il 28 e 29 ottobre 1729 Timau venne sepolto da sassi e ghiaia, spinti a valle dopo piogge torrenziali dalle pendici del monte Lavareit, a causa della rottura dello sbarramento formatosi alla stretta del Masareit. I documenti dell'epoca informano che si salvò dalla distruzione solamente la "veneranda Chiesa del S.mo Crocifisso" e che gli abitanti iniziarono a costruire il villaggio in posizione più sicura ad un miglio dalle rovine del vecchio paese.

I Timavesi ricostruirono le proprie abitazioni nell'attuale posizione e nel 1732 riedificarono anche la nuova chiesa di Santa Gertrude.

L'antica chiesa restò per vent'anni diroccata in mezzo alle ghiaie del torrente Bût finché nel 1765 fu riaperta al culto e ciò, secondo la tradizione, avvenne perché, in virtù dell'acqua stagnante presente entro il recinto della chiesa, i devoti fedeli ottenevano molte grazie. Da questo periodo in poi viene ricordata come la Veneranda chiesa del Santissimo Crocifisso.

Cent'anni dopo però i timavesi furono nuovamente alle prese con i danni causati dalle alluvioni, provocate questa volta dal rio Seleit, e con i lutti causati dai ripetuti distaccamenti di rocce dalle montagne sovrastanti. Nacque allora nel corso dei primi anni del Re-



**Timau-Tischlbong, 1876**

gno Lombardo-Veneto un grandioso piano per “salvare la vita agli abitanti”: il trasferimento di Timau in località Aip, che però non venne mai attuato nonostante la realizzazione di un dettagliato progetto.

Nel 1797 cadde la Repubblica di Venezia e il trattato di Campoformio ne segnò definitivamente la fine ed il suo passaggio, Carnia compresa, all’Austria. Nel 1805 i francesi ripresero il Friuli ed anche da noi venne imposto il sistema fiscale amministrativo napoleonico che impose lo scioglimento di tutti i consorzi degli abitanti originari ed il “ben comune” venne trasformato in proprietà comunale. Fu in questo periodo che, per Decreto Prefettizio, il comune di Timau venne aggregato a Paluzza. Dal 1815, dopo la caduta di Napoleone ed il Congresso di Vienna, sotto il diretto dominio austriaco venne creato il Regno Lombardo Veneto, di cui faceva parte anche la Carnia che dal 1866, a conclusione della Terza guerra d’indipendenza, entrò a far parte del Regno d’Italia. Successivamente, l’operazione della vendita dei beni comunali, che in Carnia da secoli erano proprietà collettive delle ville e, pertanto, fonte di sostentamento e di aiuto per le famiglie più povere, costrinse molti carnici ad emigrare per trovare un lavoro necessario al sostentamento delle loro famiglie. Inizialmente si trattò di lavori stagionali ma dopo l’unificazione d’I-

talia se ne cercarono di definitivi, con l'emigrazione in paesi come il Brasile, l'Australia, l'Argentina, gli Stati Uniti oppure l'Europa (Belgio, Lussemburgo, Francia, Austria, Germania), dove i carnici si sono recati fino agli anni Sessanta dello scorso secolo.

Lo scoppio della Grande Guerra richiamò a casa gli emigranti sparsi in tutto il mondo e i carnici si trovarono a combattere per un regno che fino a cinquant'anni prima non esisteva e che non era percepito come il loro. In quegli anni sui monti sovrastanti Timau si verificarono lunghi e sanguinosi scontri, durante i quali gli austro-ungarici cercarono di superare le linee di difesa italiane per scendere in Friuli. Nella zona circostante il passo di Monte Croce carnico le vittime furono migliaia, soprattutto fra i reparti alpini, composti in buona parte da carnici; molti di loro si videro costretti a combattere contro compagni di lavoro, parenti ed amici conosciuti nei cantieri carinziani.

Tra gli anziani di Timau sono ancora vivi i drammatici ricordi della Seconda Guerra Mondiale, il sacrificio di tanti giovani nella campagna di Russia, la strage di Promosio, gli efferati eccidi compiuti nella valle del Bût ed in tutta la Carnia, l'occupazione cosacco-caucasica con la tragica ritirata sotto la neve attraverso Timau ed il Passo di Monte Croce Carnico. Le disastrose condizioni economiche del Dopoguerra costrinsero i timavesi a riprendere la strada dei paesi europei nei quali già dopo la fine del primo conflitto mondiale erano dovuti ritornare per trovare lavoro. La costante mancanza di occupazione, la conseguente emigrazione e il disinteresse delle istituzioni competenti per lo sviluppo della montagna, hanno portato allo spopolamento della nostra valle, all'abbandono della pastorizia, dell'agricoltura e dell'artigianato, riproponendo anche alla fine del secondo millennio un ritorno della forza lavoro in Austria proprio da dove quasi mille anni fa i nostri antenati erano partiti per trovare una vita migliore.

## **LE PORTATRICI CARNICHE E LA GRANDE GUERRA**

Le Portatrici, per le quali il Generale Lequio, Comandante il settore "Carnia", ebbe parole di altissima stima e plauso, erano una vera e propria forza di supporto ai combattenti al fronte.

Dotate di un apposito bracciale rosso con stampigliato il numero del reparto da cui dipendevano, erano adibite per i rifornimenti sino alle prime linee con carichi di trenta – quaranta e più Kg. La loro età variava dai quindici ai sessant'anni e, nelle emergenze, venivano affiancate anche da ragazzi e vecchi. Nei casi di particolare necessità, potevano essere chiamate in ogni ora del giorno e della notte; per il loro servizio furono compensate con una lira e cinquanta centesimi a viaggio, equivalenti a circa 3 euro di oggi.

Tre di loro rimasero ferite: Maria Muser Olivotto, Maria Silverio Matiz da Timau e Rosalia Primus da Cleulis. Una fu colpita a morte: Maria Plozner Mentil. Maria Plozner Mentil era una donna eccezionale, molto benivola sia per la bontà d'animo che per lo spirito d'altruismo. Si può dire che delle portatrici ne fu l'anima e la guida trascinatrice. Sempre in prima fila, in tutte le circostanze, durante i bombardamenti delle artiglierie austriache e quando fischiavano le pallottole, era lei che infondeva coraggio alle compagne in preda a comprensibili paure e smarrimenti.

Questa donna, madre esemplare e coraggiosa, cadde il 15 febbraio 1916. Un cecchino austriaco, appostato a circa trecento metri, le aveva sparato mentre, unitamente alla sua in-

separabile amica Rosalia di Cleulis, stava concedendosi un breve riposo dopo aver scaricato dalla gerla un pesante carico di munizioni a Malpasso di Promosio, sopra Timau. Nella notte dello stesso giorno spirò nell'ospedaletto da campo di Paluzza, assistita da uno zio, trovandosi il marito combattente sul Carso. Aveva appena trentadue anni. I funerali furono celebrati con gli onori militari con la presenza delle compagne portatrici e dei parenti e fu seppellita nel cimitero di Paluzza dove rimase sino al 3 giugno 1934, allorchè venne solennemente traslata al cimitero di guerra di Timau da dove, nel 1937, venne trasferita definitivamente nel locale Tempio Ossario, accanto ai resti di 1763 caduti sul sovrastante fronte.

Lasciò quattro creature in tenera età: la più grande aveva 10 anni, la più piccola appena sei mesi. Nel 1997 il Presidente della Repubblica ha conferito, "MOTU PROPRIO", la medaglia d'oro al valor militare alla memoria dell'Eroina Maria Plozner Mentil quale ideale rappresentante di tutte le Portatrici.

### ***TRADIZIONI LEGATE AL CICLO DELL'ANNO***

La venerazione della Madonna e dei Santi tesa ad ottenere grazie per la propria salute, per quella delle bestie e per un buon raccolto nei campi, ha favorito la presenza lungo i sentieri di montagna di numerose icone, crocifissi e cappelle votive che assicurano conforto al viandante e offrono l'occasione per una sosta durante le escursioni.

**Timau-Tischlbong, maschere di carnevale**



Nei giorni di festa ognuno interrompeva le proprie occupazioni e partecipava alla Santa Messa e alle funzioni religiose. Nei giorni feriali non mancava mai di recitare un Padre Nostro davanti alle immagini votive che incontravano lungo le stradine. È per questo che numerose sono le tradizioni legate alla fede.

Le testimonianze di fede cristiana, di riti pagani, di amicizia tra il valligiano e la natura, vengono riproposte attraverso antiche tradizioni e manifestazioni e...quando cala la notte, non manca mai il divertimento al suono della fisarmonica.

Anche la cucina locale è frutto prezioso di antichissime abitudini alimentari che dal campo, dall'orto e, più su, dal bosco e dalla malga, ha saputo trarre, ad uso per lo più familiare, prodotti semplici, genuini e caratteristici.

## SGHENAAR

1 gennaio – bincn – i bambini da soli o a piccoli gruppi girano di casa in casa a portare gli auguri di buon anno, in cambio ricevono caramelle, un pezzo di cioccolata...e, in tempi più recenti, qualche monetina. Un tempo si andava bincn prima che le campane suonassero mezzogiorno.

5 gennaio – is bosar baichn – ogni famiglia si reca alla funzione pomeridiana con un contenitore in cui raccoglie l'acqua salata che il parroco ha benedetto.

6 gennaio – chemant da drai kiniga i giovani diciottenni, travestiti da Re Magi, girano di casa in casa con la stella e, al canto di una semplice melodia, portano gli auguri per il Nuovo Anno. Le offerte raccolte vengono utilizzate per festeggiare la maggiore età.

Miar bincn enck oln  
a glickligis hailigis nois joar.  
Hiaz unt in ola da zaitn  
dar Schtearn scholt baitar laichtn.  
Miar bincn enck  
a ckuckl voula chindar,  
a paitl voula gelt  
unt vil lust in da belt.

– e, al pomeriggio da chindar baichn – funzione religiosa della benedizione dei bambini.

## FEVRAAR

2 febbraio – da cherzn neman – per la Madonna Candelora in chiesa vengono distribuite le candele benedette da conservare accanto all'acquasantiera.

3 febbraio – in hols baichn – benedizione della gola

... febbraio – vastar pfinsti – *leistar tog van vosching*

è possibile vedere lungo le vie del paese la *maschkar min klouk*: figura paurosa e selvaggia con il volto *zicht* e le mani *henta* sporchi di fuliggine *ruas*. Indossa una camicia *pfat* da lavoro sopra pantaloni di velluto a coste lunghi fino al ginocchio *housn a la schport*, grossi calzettoni di lana *bulana schtimpfa* e ai piedi zoccoli o grossolani scarponi con i ramponi *zoukl min grifas*.

La caratteristica consiste nel portare legati sulla schiena con funi da fieno *schtricka* uno o più campanacci *kloukn* (quelli portati dalle mucche in malga) che rimbalzano sulle gobbe posticce *pikl*. Caratteristica è l'andatura saltellante che permette la produzione di suoni ritmati.

Nessuno ha il potere di far smettere il rumore prodotto, solamente il *maschkar* decide quando farlo.

Appesi attorno alla vita o al petto ha delle cotiche – *krodias*, delle salsicce *birschtlan*, delle orecchie di maiale *oarn van vocka*, legate con lo spago, che mordicchia di tanto in tanto.

La tesa del cappello è ornata con rami d'abete – *tasn*. Quando si fa buio è possibile incontrare il *jutali*. Indossa un cappello *huat* ricoperto da un ampio velo colorato *pferbats zeitl* che scende a ricoprire interamente il volto, una camicia *baisis blusl* e una gonna *baisn chitl*, entrambe bianche. Intorno alla vita una fascia alla quale sono legati molti nastri colorati *pferbata pentar*; ai piedi calze bianche *baisa schtimpfa* e *schkarpets* (calzature fatte interamente di tela) e guanti bianchi *baisa hencach* a ricoprire le mani.

Una caratteristica di queste maschere è la silenziosità, che bene si associa al colore bianco dei vestiti. Si sposta in piccoli gruppi, camminando leggermente sulle punte, entra nelle case, fa accomodare i suonatori non mascherati, poi inizia a ballare al suono della fisarmonica. I balli concessi sono tre: se desidera fermarsi ancora, è obbligata a farsi riconoscere, togliendo il velo.

L'ultimo giorno di Carnevale è abitudine bruciare il fantoccio di fieno e foglie che rappresenta Re Carnevale, mentre, tra le grida e i lamenti, vengono pronunciate queste parole *Vosching, vosching, amboi hostunsten varlosn?* a significare che è terminato il tempo dell'allegria e inizia la Quaresima.

... *oschn tog* – in chiesa si ricevono le Ceneri

## MERZ

... *Via Krucis* – ogni venerdì di Quaresima viene celebrata, al Tempio Ossario di Timau (chiesa del *Santissimo Crocifisso – Oltn Got – Crist Vieri*), la *Via Krucis* con grande partecipazione di fedeli provenienti, in pellegrinaggio, dalle parrocchie vicine: ogni venerdì una parrocchia diversa.

18 marzo – *da schaiba sghlon* – la tradizione vuole che la vigilia di San Giuseppe i giovani del paese si riuniscano, in una altura sopra l'abitato, per il lancio delle *schaiba* o *schaima*: rotelle di legno infuocate.

Il lancio delle rotelle segue un rituale ben preciso; le prime rotelle vengono lanciate in onore di San Giuseppe, della Madonna e di Santa Geltrude, la patrona del paese, le altre vengono associate ai nomi delle nuove coppie. Dalla direzione presa dalla rotella durante il lancio si possono trarre auspici riguardo il futuro della coppia; se la rotella giunge al greto del fiume la coppia dura, se, invece, la rotella si spegne durante il volo significa che la coppia dura poco. L'ultimo lancio è stato organizzato nel 1996, successivamente la siccità del terreno ha sconsigliato l'accensione di fuochi. Un tempo l'avvenimento era particolarmente seguito, poiché si potevano conoscere le nuove coppie che si formavano tra paesani o con forestieri.

## APRIL

1 aprile – *in avriil gian* – prestare la massima attenzione agli scherzi degli amici

...*Polm Sunti* – inizia la Settimana Santa. Nelle case e nelle stalle vengono appesi i rametti di ulivo benedetto.

L'annuncio delle funzioni religiose durante la Settimana Santa viene dato dalle *krasghulas* – raganelle

... *paicht pfinsti* – cerimonia religiosa con la lavanda dei piedi

... *choar vrait* – processione, verso sera, al Tempio Ossario  
... *tafsonsti* – benedizione del fuoco e del cero pasquale e cottura della schultar  
... *Oastar toog* – benedizione, durante la prima Messa, delle vivande per la colazione di Pasqua: *schultar, pinca, salam, zoutna ailan, ailan va cikolata*.  
25 aprile – *min chraiz par Unchircha* – la parrocchia di Santa Geltrude si reca in pellegrinaggio alla chiesa del Cristo Crocifisso – Tempio Ossario.

## MAI

3 maggio – *chimpt is chraiz va Paluc unt va Trep* – pellegrinaggio alla chiesa del Cristo Crocifisso – Tempio Ossario delle parrocchie di Paluzza e Treppo Carnico  
... maggio – *rogazions par Unchircha* – funzione religiosa delle rogazioni alla chiesa del Cristo Crocifisso – Tempio Ossario  
... maggio – *rogazions avn Vraitouf* – funzione religiosa delle rogazioni al cimitero  
... maggio – *rogazions pan Jegarastlan* – funzione religiosa delle rogazioni alla chiesetta Jegarastl, posta sopra il paese  
Lungo i vari percorsi le preghiere e le benedizioni impartite dal sacerdote chiedono la protezione dalle calamità naturali, dalle guerre, dai terremoti.  
... maggio – *Schenscha toog* – il giorno dell'Ascensione pellegrinaggio alla chiesa madre di San Pietro in Carnia per l'annuale bacio delle croci.  
Ogni anno un diverso gruppo di famiglie si unisce per adornare con nastri colorati la croce astile. Al mattino presto, un piccolo gruppo di parrocchiani percorre il tragitto fino a San Pietro (15 km circa) a piedi, la maggior parte si reca in macchina. I fedeli provenienti da tutti i paesi della valle e giunti, con le croci delle parrocchie, sul pianoro sottostante la chiesa, attendono di essere chiamati al bacio con la croce astile della chiesa madre di San Pietro. Il rientro in paese è previsto per la sera; l'incontro tra la croce che si è recata a San Pietro e la croce della chiesa di Santa Geltrude avviene in località Casali Segga per poi proseguire in corteo fino alla chiesa.  
31 maggio – *rosghari petn par Muatar Gotis van chlopf in Oubarlont min schual chindar* – l'ultimo rosario del mese di maggio viene recitato in località Oubarlont con la presenza degli alunni delle scuole elementari che danno lettura dei propri fioretti.

## SGHUIN

13 giugno – *min chraiz af Trep* – in pellegrinaggio a Treppo in occasione della festa di San Antonio  
15 giugno – *chimpt is chraiz va Curcuvin* – la parrocchia di Cercivento in pellegrinaggio alla chiesa del Cristo Crocifisso – Tempio Ossario  
...giugno – *onlein da mainalan min chlepaman eistar virn Korpus Domini* – in occasione della processione del Corpus Domini le cappelle e le ancone lungo le vie del paese vengono abbellite dai rami di maggiociondolo.  
24 giugno – *da roasn baichn* – nella ricorrenza di San Giovanni vengono benedetti i fiori (asparago selvatico, margherite, fiori di sambuco...); ogni famiglia conserva il mazzo in un angolo del sotto tetto ed è solita bruciarne una parte in caso di piogge abbondanti.

## LUI

Primo sabato di luglio – *chimpt is chraiz va Kulina* – la parrocchia di Collina – Forni Avoltri – in pellegrinaggio alla chiesa del Cristo Crocifisso – Tempio Ossario

...luglio – *dal alm baichn* – durante il mese vengono benedette le malghe della zona. Un tempo questa era l'occasione per una sana scampagnata in montagna, ad accompagnare il parroco erano il sagrestano e un nutrito gruppo di bambini che potevano anche gustare la ciotola di latte, il formaggio e la polenta che veniva loro offerta. Recentemente queste ascensioni, data l'età del parroco e l'assenza di bambini, non si svolgono più a piedi, ma con i mezzi delle Guardie Forestali.

Terzo sabato di luglio – *chimpt is chraiz va Diviana* – la parrocchia di Givigliana – Forni Avoltri – in pellegrinaggio alla chiesa del Cristo Crocifisso – Tempio Ossario

## AVOSCHT

15 agosto – *Madona d'avoscht* – grande festa in paese in occasione del Ferragosto.

Accanto alle cerimonie religiose con la processione della statua della Madonna, numerose sono le iniziative delle Associazioni locali quali serate folcloristiche, serate danzanti, pesca di beneficenza...

16 agosto – *min chraiz af Paluc* – la parrocchia di Santa Geltrude si reca in pellegrinaggio a Paluzza

## SETEMBAR

8 settembre – *groasar sunti van hirtn* – la demonticazione coincideva un tempo con la festa dei pastori. Era in questa giornata che venivano presi gli accordi per l'anno successivo: i pastori, con una stretta di mano, si impegnavano a garantire la loro presenza concordando il salario.

Un tempo le strade erano attraversate da greggi e mandrie rumorosi e ordinati che seguivano docilmente i pastori, ora vengono trasportati a valle dai camion che li depositano direttamente davanti alle stalle.

È possibile assistere solo al rientro tardivo di quelle poche bestie che, dopo l'alpeggio, hanno trascorso un periodo negli stavoli fuori paese.

... settembre – *heipt on da schual* – con emozione e trepidazione inizia il nuovo anno scolastico

## OTOBAR

prima domenica di ottobre – *Roasnchronz* – la parrocchia di Santa Geltrude si reca in pellegrinaggio a Kötschach per *Roasnchronz*. Alcuni parrocchiani percorrono il tragitto a piedi partendo alla mattina presto, altri, i più numerosi, fruiscono della corriera. Durante la cerimonia viene reso grazie per il buon raccolto dei campi e vengono portati in processione ricchi cesti ripieni dei vari prodotti dell'orto e del campo.

Al termine della Santa Messa viene donato ad ogni partecipante un rametto con spighe di grano, avena ...che vengono conservate, vicino all'acquasantiera, fino all'anno successivo.

... ottobre – *anian toog cnochz za rosghari* – ogni sera si prega il Santo Rosario

## NOVEMBAR

1 novembre – *geat abeck da fiakkola* – alla mattina presto viene celebrata al Tempio Ossario la Santa Messa al termine della quale viene accesa e benedetta la "fiaccola della fraternità" che giungerà al Camposanto di Redipuglia il giorno quattro novembre, dopo aver acceso le lampade ai monumenti in onore ai caduti che incontra lungo il percorso.



4 novembre – *meis par Unchircha* – Santa Messa al Tempio Ossario

16 novembre – *doarf Sunti* – festa solenne in onore della patrona Santa Geltrude, ora trasferita alla domenica precedente o successiva.

Oltre alle cerimonie religiose, Santa Messa al mattino e processione con la statua della Santa al pomeriggio, in ogni famiglia si cucinano i *chropfn*, il piatto per eccellenza delle grandi occasioni e preparato dalle mani esperte e pazienti delle donne.

... novembre – *heipt on da Venta* – ha inizio l'Avvento

... novembre – *oschteichn in vocka* – macellazione e lavorazione del maiale

## DICEMBAR

5 dicembre – *chimpt dar San Nikolò* – ogni anno la notte del cinque dicembre arriva per la gioia di grandi e piccini San Nicolò. Particolarmente pittoresca la scenografia creata attorno a San Nicolò che discende solennemente dal fianco della montagna, trascinando la slitta carica di doni in compagnia di giovani del paese che gli illuminano l'ultimo tratto di percorso con le torce.

15 – 23 dicembre – *Missus Est* –

25 dicembre – *Bainacht toog* –

31 dicembre – *leistn toog van joar* –

## APPORTI GASTRONOMICI D'OLTRALPE NELLA CUCINA DI TIMAU

La cucina tipica della Carnia e anche quella di Timau è frutto prezioso di antichissimi costumi alimentari di un popolo di montagna che ha saputo trarre, ad uso per lo più familiare, prodotti genuini sia dal campo che dall'orto, ma anche dal bosco e dalla malga.

Vanta – questa cucina – piatti talora semplicissimi per ingredienti e fattura, ma sempre carichi di personalità, e altri ricchi per nobiltà di componenti, con accostamenti sorprendenti, indimenticabili di spezie e aromi.

In tempi remoti le esigenze alimentari di lassù erano soddisfatte invero più che altro dai frutti secondari dell'allevamento del bestiame e dai prodotti di un'agricoltura abbastanza povera e sorda ad ogni vocazione naturale dei terreni, tanto da trascurare qualsiasi conveniente specializzazione culturale.

Si trattava in prevalenza di:

- *plenta* – polente, che prima di prepararsi con il mais, si cucinava con diversi cereali minori,
- *meschta* – meste, sorta di farinata di mais molto simile allo storico *süf*, ma un po' più densa, cotta nell'acqua, che si mangiava versandovi sopra del latte freddo,
- *migneschtra* – appetitose mignestris, prevalentemente brodose e sempre ben calde per combattere meglio la rigidità del clima, arricchite man mano di ingredienti molto semplici, fino a diventare preparazioni piene di fantasia, equilibrate nei sapori e con caratteristiche gastronomiche ben definite,
- *necklan* – gnòcs, preparazioni povere spesso frutto dell'utilizzo di avanzi, a base di pane raffermo prima, poi di patate, semolino o farina, dalle dimensioni più disparate, sempre robusti e gradevoli al palato, tradizionalmente arricchiti solo da prodotti comunissimi locali quali ricotta affumicata (*ckrauchta schouta* – scuète fumade), burro fu-

so (*sghmolz* – ont), salame (salàm), erbe aromatiche (*greisarach* – jerbuzzis), latte colostro (*kaloschtara* – calostri), biete (bledes), zucca (*kavoca* – cavoce).

Fra le delizie del tempo, meritevole di essere gustato da quanti amano le preziosità, v'è anche il *frico*, che riunisce – secondo una credenza popolare della Carnia – tutti i profumi dei pascoli alpini: è semplice fritto di formaggio, tagliato a piccole fette, anche con l'aggiunta di patate, cipolla, mele.

Inoltre a Timau, colonizzata nel secolo XIII da minatori provenienti dalla Valle del Gail, si nota ancora oggi l'influsso sulla cucina delle usanze carinziane, nonostante l'isolamento secolare e durissimo abbia comportato un forzato graduale adeguamento agli stentati parametri dell'economia agricola locale, con conseguente impoverimento dei cibi e perdita di alcuni dei valori gastronomici originari di maggior pregio.

Basta ricordare al riguardo:

- *da Farvalan*, piatto semplicissimo, senza condimento alcuno, adatto agli anziani e ai bambini. Si fa con la farina di frumento unita a dell'acqua fredda, in modo da ottenere un composto granuloso che viene versato successivamente in acqua e latte bollenti. Si mescola lentamente fintanto che l'impasto diventa un po' cremoso e si formano piccoli gnocchetti. Ricorda molto da vicino la pasta a bricioli carinziana (*Wasserfarvalan*), che molto spesso peraltro viene arricchita dall'uovo;
- la speciale *varhackara*, cioè il lardo della parte sottocutanea del maiale con poca carne attaccata, salato, pepato e appeso ad essiccare. Viene poi tagliuzzato molto finemente, mescolato – se lo si desidera – con dell'aglio e conservato nella *piera*. Con la *Vahachara* – che è tradizionalmente in uso soprattutto a St. Ruprecht e dintorni, in Carinzia – si prepara un appetitosissimo antipasto o merenda, spalmandola cruda su fette di pane o crostini; oppure un prelibato condimento per verdura fresca o minestrone, nonché per la preparazione di un originalissimo frico, mettendola a friggere in un pentolino, togliendo successivamente i pezzettini di carne, aggiungendo formaggio e cipolla e cuocendo tutto fino ad ottenere una preparazione piuttosto croccante;
- *da chropfn*, ovvero i *cjalzòns*, molto simili nella forma di mezzaluna, nel singolare gonfiore e nella tipica increspatura dei bordi ai *Kasnudel* carinziani, peraltro di più ridotte dimensioni. Presentano – quelli preparati nel centro abitato timavese – un accentuato sapore di menta;
- *is pluatburscht*, che non è altro che il *Blutwurst* portato dai minatori carinziani. Ormai del tutto in disuso, assomiglia al cinquecentesco *boldòn* carnico che si ottiene "... mettendo a bollire il sangue di maiale, aggiungendovi un po' di latte, di farina, di cannella e di pepe. Si fa bollire fino a quando il composto non comincia ad addensarsi. Nel frattempo si lavano le budella che vengono riempite con il sangue, quindi chiuse e messe a bollire. Si raffreddano poi, si tagliano a fette e si mangiano rosolate nello strutto ...";
- *in bildinkaffe*, una sorta di bevanda singolarissima, che proprio vero caffè non è, ma semplicemente un grossolano surrogato. Secondo una antica usanza importata dall'Austria si utilizzava allo scopo un tipo di fava coltivata a Timau ai bordi di tanti orti familiari. Il frutto era costituito da bacelli piuttosto simili ai fagioli, di color grigio, un po' tondeggianti che si mettevano a seccare al sole e poi ad abbrustolire, cercando di uniformarne la cottura. I bacelli cotti diventavano neri e venivano macinati, ottenendosi una polvere – alle volte finissima – che si metteva in un piccolo contenitore con

acqua. Il risultato era un liquido scurissimo, molto amaro e forte, che si gustava zuccherato e "... tanto caldo quanto lo si poteva sopportare." Era indicato anche come digestivo o contro il mal di pancia, comunque come "... ottimo rimedio contro la rozzezza di alcuni cibi ...".

Un altro surrogato, pure un tempo molto corrente, era *in kaffee min piachlan* cioè di semi di faggio ovvero faggiole.

- *La Schultar*

L'apporto senza dubbio più significativo proveniente dalla Carinzia e radicato da secoli nella cucina di Timau, fino a diventarne peculiarità distintiva è la Schultar.

Il rituale di preparazione, gelosamente custodito in ambito familiare, è tuttora assolutamente artigianale. Si tratta della spalla di maiale che ogni famiglia al momento della macellazione conserva ben speziata, salata, affumicata ed appesa a stagionare da dicembre a marzo. Il giorno di Pasqua, durante la messa, viene benedetta e, accompagnata dalla focaccia dolce, consumata in compagnia di parenti e amici.

## LA COMUNITÀ LINGUISTICA

A prescindere dal dibattito relativo all'esistenza o meno di un precedente insediamento di matrice linguistica neolatina, si può con certezza affermare che nel corso dei secoli la comunità di Timau ha legato la propria identità storica alla parlata locale, appartenente alla famiglia dei dialetti sud-bavaresi di tipo carinziano. Si tratta di una lingua risalente alla fine del XIII secolo che fino agli anni Cinquanta ha rappresentato il mezzo di comunicazione e di interrelazione privilegiato dagli abitanti della comunità che, tuttavia, non sono rimasti insensibili al contatto con il contesto linguistico romanzo circostante. Successivamente l'influenza del friulano e più ancora dell'italiano ha ridimensionato il prestigio e, con esso, la frequenza d'utilizzo del timavese. Solamente la popolazione anziana e una parte cospicua della popolazione adulta dimostrano di possedere una



Timau-Tischlbong, ex voto del 1754

buona competenza in tutte e tre le lingue, mentre tra i giovani è diminuito il numero di coloro che parlano correntemente il timavese. La presenza del Circolo culturale, così come del coro e del gruppo folcloristico, vuole testimoniare la volontà di preservare dall'oblio la lingua e la cultura che rendono così unica la storia della comunità di Timau.

## LE ORIGINI

È difficile stabilire con precisione il periodo in cui i coloni abbandonarono il territorio d'origine per trasferirsi nel luogo dove ora sorge Timau. L'assenza di una documentazione, che possa certificare l'epoca della colonizzazione, può essere supplita allo stato attuale da alcune considerazioni di carattere linguistico e filologico. Un primo esempio è dato dal fenomeno linguistico che costituisce una prova tangibile delle affinità che intercorrono tra il timavese e gli altri dialetti carinziani: il fenomeno della *Kärntner Dehnung*. Esso si compone di due processi successivi:

- allungamento della vocale breve
- indebolimento dell'affricata forte che segue la vocale (es. *eejsn, treejfn*).

La *Kärntner Dehnung* si sviluppò intorno al 1300 e quindi, se anche nel timavese si riscontrasse l'attuazione del primo e del secondo stadio, il momento della migrazione dovrebbe essere fatto risalire al 1300 o ad un'epoca posteriore. In realtà nel timavese si rileva che il processo si è fermato al primo stadio che ha quindi comportato il semplice allungamento della vocale breve. Ciò significa che l'epoca del trasferimento va fissata ad un'epoca anteriore al 1300, quando il processo non si era ancora concluso, come è avvenuto invece per gli altri dialetti carinziani.

Considerata l'area d'origine dei coloni, sarebbe ovvio far rientrare il timavese nel gruppo delle lingue germaniche. Tuttavia, in molti casi, le lingue si sottraggono a qualsiasi tipo di caratterizzazione e di descrizione fondate sul concetto di sistema governato da regole e norme prescritte. Le lingue sono lo strumento attraverso cui le persone comunicano e, facendo ciò, ne garantiscono la continuità. Sono quindi calate in un contesto storico-sociale che per sua natura è sottoposto a costanti mutamenti e, di conseguenza, i membri della comunità adeguano il proprio mezzo linguistico alle nuove esigenze.

## DEFINIZIONE DELLA SITUAZIONE DI CONTATTO

Il territorio, che ha accolto i coloni, rimanda ad un ambiente linguistico di matrice neolatina che tuttora rappresenta la cornice, entro la quale operano i timavesi. Per tale motivo la lingua timavese è stata definita lingua minoritaria di secondo ordine, affiancata dal friulano, nella varietà carnica, che ha acquisito lo status di lingua minoritaria di primo ordine in quanto parlato da un numero più elevato di persone, rispetto a quanto avviene nella comunità timavese, ma privo di un reale peso e prestigio in campo sociale, economico e scientifico. Questi ultimi domini prevedono l'utilizzo quasi esclusivo della lingua italiana, intesa quale lingua ufficiale dello stato italiano. Il timavese, il friulano e l'italiano costituiscono pertanto il repertorio verbale della comunità di Timau ovvero l'insieme delle varietà linguistiche conosciute dagli abitanti sia a livello di conoscenza attiva e/o di conoscenza passiva.

Propriamente nella fase della migrazione e dell'insediamento si individua il momento in cui ai coloni si presentarono le condizioni favorevoli per la rielaborazione di una lingua a se stante, indipendente dalla matrice germanica, sottoposta invece ad un più diretto influsso del contesto neolatino. Alcuni aspetti linguistici più conservativi sono stati mante-

nuti, altri devono la loro sopravvivenza ad analoghe strutture presenti nelle lingue romanze, altri ancora presentano caratteristiche innovative, soprattutto in campo lessicale. La distanza sostanziale e strutturale, che separa le lingue germaniche da quelle romanze, è stata infatti annullata e, nel corso dei secoli, si è assistito ad un ininterrotto passaggio di prestiti nel timavese e alla formazione di calchi lessicali e strutturali. Tali contaminazioni ed interferenze caratterizzano la normale evoluzione di una comunità in cui più varietà linguistiche entrano in contatto. Dal punto di vista storico-diacronico, al momento dell'insediamento si potrebbe ipotizzare uno stato di "monolinguisimo" relativo, da cui si è giunti ad una situazione di plurilinguismo che si è successivamente evoluta in pluriglossia. Una comunità pluriglossica è caratterizzata da una sovrapposizione delle lingue comunemente parlate o anche solamente comprese dai parlanti, per ordine d'importanza e di prestigio in ambito economico e sociale. Il fenomeno della pluriglossia nasce dall'emergere di una necessità comunicativa di natura economica e psicologica. Il ruolo della lingua era, infatti, per Timau strettamente legato alle esigenze commerciali con l'esterno e al bisogno di sentirsi accettati dalla comunità friulanofona che, fino agli anni Sessanta, ha incarnato il modello di maggior prestigio. In seguito al friulano è subentrata la lingua italiana causa la diffusione dei mezzi di comunicazione e di un processo più capillare di alfabetizzazione. Recentemente il contesto si è ulteriormente ampliato in concomitanza con il processo di globalizzazione che consente alle giovani generazioni di accedere a nuove esperienze conoscitive. Sono proprio loro a non conoscere la parlata locale. A seconda dei casi sono bilingui, parlano cioè l'italiano e il friulano, oppure usano esclusivamente l'italiano nei rapporti con le altre persone, ma comprendono il friulano. Pochi sono coloro che parlano correntemente il timavese. Attualmente la competenza in tutte e tre le lingue è pertanto appannaggio degli adulti – anche se non di tutti – e degli anziani.

## IL FRIULANO

Poiché Timau è una frazione di Paluzza e i timavesi devono rivolgersi agli uffici comunali del capoluogo per richiedere per esempio dei documenti, l'uso del friulano è molto diffuso. La varietà, adottata dai nativi, si avvicina al friulano di Paluzza, sebbene la presenza di friulanofoni, provenienti da altre località sia della Carnia che del Friuli, renda più diversificata la situazione linguistica. Per essere più precisi, la varietà di Paluzza presenta l'uscita – e nei sostantivi femminili singolari e- es in quelli plurali. Tuttavia è necessario operare una distinzione tra il friulano, inteso come codice e utilizzato nelle interrelazioni con parlanti friulanofoni, e il friulano concepito come varietà facente parte del repertorio verbale della comunità timavese, da cui attingere eventuali prestiti di genere femminile. In tal caso la scelta cade sull'uscita -a, del singolare, -as, del plurale, che caratterizza sia i prestiti più antichi sia quelli più recenti, in base al principio dell'analogia. L'utilizzo del friulano si registra anche da parte dei ragazzi, che frequentano la scuola superiore di primo e secondo grado, e dei bambini in età scolare, dal momento che le classi ospitano alunni e alunne di Cleulis, dove si parla il friulano, e di Timau. L'aspetto più interessante risiede nel fatto che, mentre anche i ragazzi, i cui genitori sono entrambi originari di Timau, parlano il friulano, tra le ragazze l'utilizzo si limita quasi esclusivamente a quelle nate in famiglie in cui la madre è friulanofona. Tale scelta può essere il retaggio di un passato in cui solo gli uomini intrattenevano rapporti con le comunità viciniori, al contrario delle donne. Ancor oggi, quindi, le ragazze identificano il friulano come la lingua dei maschi. Il rifiuto del friulano rivela probabilmente anche un atteggiamento

mento negativo nei confronti di una lingua, che, come il timavese, non consente ad una persona, per di più di sesso femminile, di contare nella società.

### **ALTERNANZA DI PIU' LINGUE E REGISTRI**

Affrontando con superficialità tali realtà, si giunge a considerare superflua la presenza delle lingue di minoranza in una società proiettata verso altri codici e moduli espressivi, offerti per esempio dalla lingua inglese. Abbandonando questa visione così pessimistica, si potrebbe invece considerare la compresenza di più codici come strategia per dare continuità alla lingua di minoranza, pur tra non trascurabili difficoltà. La possibilità di disporre di più codici produce quella variazione di registri e riduce quelle situazioni di impasse che si verrebbero a creare per la mancanza di parole o espressioni "autenticamente" timavesi. Si assiste quindi al fenomeno del code switching, termine tecnico con cui si intende l'alternanza di più lingue, che può limitarsi ad un'unica parola, ad un'intera espressione oppure ad un intero frammento comunicativo.

In realtà il contatto tra le tre varietà linguistiche è stato sempre presente e i parlanti hanno applicato nel corso dei secoli continui meccanismi di adattamento del materiale di matrice neolatina alle strutture fonetiche e morfologiche della parlata locale. Basti pensare alla comunissima domanda: *Bivil joarn hosta?* – Quanti anni hai? Chi conosce la lingua tedesca sa che la stessa frase si traduce con: *Wie alt bist du?* Eppure nessun parlante obietta al fatto che esista una tale distanza dal tedesco e, viceversa, un punto di contatto con il contesto linguistico neolatino. Attualmente si assiste ad un processo di atrofizzazione della competenza creativa, considerata l'immissione massiccia e incontrollabile di nuovi termini tecnici, burocratici, ecc. Sono aumentati i temi di discussione tra i parlanti che esulano da quelli legati alle attività del passato, quali il taglio del legname, lo sfalcio dei prati, che non riescono ad essere più concorrenziali con le nuove professioni. I membri di tutte le comunità di minoranza si trovano pertanto ad operare su due fronti: da un lato sentono la necessità di recuperare al più presto il patrimonio lessicale, lasciato in eredità dagli antenati, dall'altro sono coscienti che per conservare la propria lingua devono riconoscere ed accettare i cambiamenti avvenuti. Tale sforzo si palesa ulteriormente in questa fase, così ricca di novità e di possibilità da sfruttare, che prevede l'uso scritto di lingue, trasmesse quasi esclusivamente a livello orale. Ne sono testimoni le numerose pubblicazioni in lingua timavese edite dal Circolo Culturale.

### **LA SITUAZIONE LINGUISTICA NEL 2003**

Non disponiamo di dati scientifici aggiornati sul livello di conoscenza del timavese e del friulano a Timau. Ma riteniamo che, per gli adulti, non si debbano discostare molto da quelli rilevati assieme al prof. Francescato nel 1990.

Il numero di adulti che conoscono il timavese è molto elevato, infatti circa il 70% dei residenti hanno una conoscenza attiva, dove per conoscenza attiva si intende una persona capace di capire e parlare la lingua in questione.

La percentuale sale fino all' 87 % se aggiungiamo il numero di coloro che dichiarano di avere solo una conoscenza passiva. E per conoscenza passiva si intende la sola capacità di capire. Se i dati esaminati, riferiti agli adulti, ci possono sembrare incoraggianti, non possiamo dire lo stesso per quelli riguardanti i bambini ed i giovani sotto i vent'anni. In questo caso le percentuali sono molto al di sotto del 50%. Solo il 49% ha una conoscenza attiva, il 26% l'ha passiva ed il 25% non lo parla.

## **ESPERIENZE DIDATTICHE DELLA SCUOLA DELL'INFANZIA DI TIMAU – CLEULIS**

Nel gennaio dell'anno scolastico 1992/1993, la Scuola dell'Infanzia di Timau – Cleulis viene trasferita da Timau (fraz. del comune di Paluzza) in località Muses, nello stesso edificio della scuola elementare (località del comune di Paluzza).

Come la scuola elementare anche la scuola dell'infanzia ospita i bambini provenienti da Cleulis che, accanto all'italiano, parlano anche il friulano carnico e i bambini provenienti dall'isola alloglotta di Timau che oltre all'italiano e al friulano carnico parlano anche il timavese.

Con la valorizzazione delle lingue e culture locali, relative alle isole linguistiche di Timau e Sauris, si è cercato di rivalutare la lingua e le lingue locali pertanto, si è scelto di strutturare negli anni la Programmazione annuale mantenendo come tema l'ambiente inteso sia come territorio che come ambiente sociale.

È stato prodotto diverso materiale che documenta le attività svolte:

- cartelloni e fascicoli riguardanti varie tematiche (alberi, frutti, erbario...);
- filastrocche, giochi e canti, danze;
- esperienze riguardanti il modo di vivere di un tempo raccontate direttamente da persone del luogo in timavese e friulano carnico (recupero tradizioni locali).

A partire dall'anno scolastico 2000/2001, con il sostegno finanziario del Comune di Paluzza e della Provincia di Udine (L.R.15/96) è stato possibile produrre il giornalino trilingue "Tutti insieme – ducj insieme – ola zoma" che documenta il percorso educativo didattico intrapreso di volta in volta attraverso la documentazione dei fatti, dei giochi e delle discussioni che si fanno nella nostra scuola.

Sempre a partire dallo stesso anno scolastico, l'Istituto Comprensivo di Paluzza, a cui la scuola appartiene, si è inserito in una rete di scuole (I.C. di Paluzza, I.C. di Ampezzo, I.C. di Tarcento, I.C. di San Pietro al Natisone, I.C. di San Pietro di Cadore, Scuola Media di Cividale, D.D. di Cividale, D.D. di Gemona del Friuli, D.D. di Moggio, D.D. insegnamento bilingue di San Pietro al Natisone, D.D. di Treviso) che attraverso il Progetto Sentieri, ha permesso di approfondire le varie attività grazie anche al finanziamento di progetti che prevedono anche l'intervento di esperti esterni e alla collaborazione tra scuole. Ad es. nell'anno scolastico 2001/2002, con la "Festa sul Ponte di Pontebba" c'è stata l'occasione di conoscere i bambini e le insegnanti che hanno aderito al Progetto collaborando alla realizzazione di un grande puzzle che raffigura il Paese di Pontebba che con il suo ponte diventa simbolo di pace e unione tra i popoli.

Nell'anno successivo abbiamo partecipato alla rassegna teatrale sempre a Pontebba, dove abbiamo portato in scena "La Sjandrine" con dialoghi in italiano, friulano carnico e timavese.

Negli anni 2001/2002 e 2003 la collaborazione con l'esperto strumentista esterno Giulio Venier ha permesso di coinvolgere i bambini in girotondi, danze popolari e canti tradizionali.

Per l'anno scolastico in corso è stata richiesta l'esperta esterna Ilia Primus, responsabile del gruppo folkloristico "Is guldana pearl" che permetterà di approfondire il discorso sulle danze.

### Organizzazione scolastica

Le attività didattiche sono organizzate in tre aule laboratorio. I bambini durante le ore di compresenza delle insegnanti vengono suddivisi in tre gruppi omogenei per età e ruotano con cadenza settimanale nei laboratori. Essendo la nostra una scuola dell'infanzia, dove la giornata non è rigidamente scandita da orari, sono molte le occasioni per gli interventi.

### Tipologia di interventi

Docenti coinvolti:

- 2 insegnanti di madrelingua friulano carnico
- 1 insegnante di madrelingua timavese

Numero bambini coinvolti:

- le adesioni sono a carattere facoltativo.

## **ESPERIENZE DIDATTICHE NELLA SCUOLA PRIMARIA A TEMPO PIENO DI TIMAU – CLEULIS**

Dal 1979 i bambini di Timau in età scolare frequentano la scuola elementare in un edificio che ospita anche i bambini provenienti da Cleulis (abitato posto a circa 2 km da Timau) che non conoscono il timavese, ma parlano il friulano carnico.

Con l'istituzione del Tempo Pieno e una certa stabilità d'organico che garantiva linearità e continuità didattica, si è potuto dare inizio alle attività di rivalutazione culturale e linguistica.

Dall'anno scolastico 1982/83, il lavoro veniva portato avanti esclusivamente per l'iniziativa e la volontà dei docenti. Le attività venivano svolte all'interno delle ore dedicate alla ricerca storico – geografica – scientifica e linguistica, senza essere formalizzate all'interno di un progetto specifico.

Le attività venivano trattate a fianco degli argomenti studiati normalmente approfondendo aspetti antropologici e scientifici locali con le prime trascrizioni nelle varianti linguistiche. Le esperienze più significative sono state raccolte in più edizioni del giornalino scolastico "Tutti insieme" redatto nelle tre lingue.

Particolarmente interessanti risultano oggi i fatti di cronaca locale riportati dagli alunni nella lingua a loro più familiare e spontanea.

A quel tempo non ci si preoccupava di regole grammaticali per non svilire l'immediatezza dei racconti.

Gli allievi, inoltre, venivano coinvolti, più volte nel corso dell'anno, in rappresentazioni teatrali con diverse tematiche.

Con l'anno 1992/93 ha avuto inizio il primo progetto mirato alla valorizzazione delle lingue e culture locali relative alle isole linguistiche di Timau e Sauris. Questa iniziativa didattica ha visto la collaborazione dell'Università di Udine e quelle di Graz e di Vienna, da anni impegnate nella ricerca sociolinguistica nelle due comunità.

A coronamento di tutta l'attività di aggiornamento e di lavoro, è stata organizzata una visita alle comunità alloglotte di Sauris e Sappada.

Il percorso culturale ha visto come momento conclusivo, la produzione (a cura dell'Università di Udine) di un libro per l'infanzia "Relè e la felicità" tradotto in friulano, tima-



vese, saurano, sloveno, resiano, occitano, inglese, tedesco e l'italiano come lingua di partenza, arricchito da diapositive. Al termine dell'anno scolastico 1994/95 è stato rappresentato come drammatizzazione, utilizzando le tre lingue: italiano, friulano carnico e timavese.

Nell'anno scolastico 1993/94 si è realizzato il seminario "Contributi per una cultura della tutela del territorio".

Nel giugno 1997, su invito dell'Accademia delle Scienze di Vienna, l'intera scuola è stata in visita, assieme ad alcuni genitori, alla capitale austriaca. In quell'occasione, particolarmente significativi sono stati l'incontro con le Prof. Hornung e Geyer e la visita al Museo delle Isole Linguistiche, che raccoglie le testimonianze dei vari insediamenti austriaci (Timau, Sappada, Sauris...)

Nel periodo didattico dal 1996 al 1998 sono stati realizzati calendari quale sintesi di attività di ricerca antropologico – scientifico – linguistica.

Un lavoro particolare è stato quello che ha portato alla reinterpretazione del gioco dell'oca con ambientazione topologica nei paesi di Timau e Cleulis e sul cui percorso sono state collocate le abitazioni degli alunni e gli edifici che rivestono importanza aggregante per le comunità: chiesa, scuola, campi sportivi...

Nel secondo calendario il lavoro sul territorio è stato più capillare e ha visto la riscoperta di angoli e manufatti particolari. L'ultimo, è un'agenda di viaggio a Vienna ed è l'unica produzione in quattro lingue: italiano, timavese, carnico, tedesco.

Nel corso dell'anno scolastico 1997/98 è stato realizzato un dia – tape, come lavoro di partecipazione annuale al concorso indetto dall'Associazione Cavalieri della Repubblica.

Il contenuto faceva parte di un itinerario didattico più ampio, attraverso il quale si intendeva recuperare coscienza e memoria di un patrimonio culturale molto ricco e stimolante.

Coinvolti nel percorso sono stati alunni, insegnanti e, soprattutto, alcuni abitanti dei paesi di Timau e Cleulis, depositari di memorie e fantasie arricchite, nel riporto orale, dalle singole capacità narrative.

Molto piacevole è stata la riscoperta di un notevole numero di leggende ambientate in loco, che ha portato nell'anno scolastico 1998/99 alla realizzazione, con il supporto esterno di familiari, conoscenti, associazioni culturali, Enti Locali, realtà produttive locali, della pubblicazione "Realtà e fantasia: nasce la leggenda".

Il lavoro ha costituito uno sforzo particolare di traduzione didattica nell'ottica della trasversalità degli interventi, del più vasto e complesso obiettivo formativo; rappresenta, inoltre, una possibile trasposizione linguistica sul piano scritto, di un codice che conosce solamente l'esperienza orale, attraverso il contributo degli esperti – cultori locali.

Nell'anno scolastico 1999/2000, condotti da Primus Ilia, direttrice del Gruppo Folcloristico "Is guldana pearl", hanno avuto inizio gli interventi di valorizzazione e riscoperta delle danze folcloristiche locali.

Nell'anno scolastico 2000 – 2001, il lavoro di ricerca e approfondimento linguistico si è configurato come proseguimento logico di un percorso didattico ormai consolidato presso la nostra scuola. Fra le varie ipotesi di lavoro, quella di creare un semplice dizionario trilingue in tavole illustrate, ci è parsa maggiormente stimolante per gli alunni in quanto coniuga un aspetto rigorosamente scientifico per quanto concerne l'indagine di raccolta della terminologia, ad un aspetto maggiormente creativo che riguarda l'immagine.

Punto di partenza è stato quello della scelta dei termini guida per le tavole illustrate; come criterio era stato indicato quello degli aspetti rappresentativi per la vita del bambino. Ecco emergere dunque il tema della famiglia, dei fiori, dei funghi, della stalla e molti altri che, pur senza essere necessariamente concatenati da un nesso logico, gravitano tutti intorno al vivere dell'alunno. Alla fase grafica è seguito il momento della ricerca puramente linguistica dei termini caratterizzanti ciascuna tavola illustrata; essa è stata condotta nell'ambiente familiare, ed ha visto, necessariamente, la scissione degli alunni nei gruppi di Timau e Cleulis.

La raccolta delle singole parole, riportate in forma scritta su apposite griglie impaginate al computer ha rappresentato un momento di confronto, analisi e scelta delle espressioni ritenute maggiormente rispettose della linguistica tradizionale locale.

Per dare ad ogni tavola maggior spessore culturale, si è pensato di arricchirla con la raccolta di modi di dire, proverbi, indagini, semplici ricette, preghiere, scorci di vita passata...

Ciascuna parola è stata poi introdotta nelle tre forme linguistiche, rispettando le regole dettate dalle vigenti grammatiche in quanto agli alunni non sono state presentate le norme grammaticali per non appesantire un lavoro già di per sé corposo.

L'anno scolastico 2001/2002, ha visto svilupparsi una corposa ricerca sulle tradizioni del carnevale nei due paesi di Cleulis e Timau. Una capillare indagine che non si è fermata all'aspetto puramente di costume ma che si è allargata alle tradizioni orali, gastronomiche, spingendosi sino a dare spiegazioni antropologiche sulle etimologie e sulla nascita e sviluppo di mode comportamentali, siano esse di matrice religiosa o laica.

Le interviste sono state raccolte e concretizzate in una produzione di materiale informativo, fotografico e di traduzione linguistica. Un momento particolarmente produttivo è stato anche quello che ha visto la realizzazione, in "dimensioni reali" delle maschere rituali locali, dopo accurata raccolta di vestiario, calzature ed accessori, rigorosamente aderenti alle informazioni assunte dai bambini. Il lavoro realizzato dalla nostra scuola ha potuto avere vari momenti di scambio e confronto culturale con la scuola di Tarvisio: si sono potuti evidenziare gli elementi e le matrici parallele alle nostre comunità di confine. Parecchio tempo è stato inoltre dedicato all'ideazione ed allo sviluppo di percorsi integrativi alle tavole illustrate del dizionario, da attuarsi mediante cruciverba, giochi di parole, indovinelli...

Il lavoro è stato indubbiamente impegnativo in quanto per molti alunni rappresentava una novità l'uso linguistico in forma ludica.

Al termine dell'anno scolastico gli alunni sono stati coinvolti in una rappresentazione teatrale che ha raccolto alcuni aspetti del lavoro di indagine territoriale, culturale, linguistica e di costume, perfezionato negli ultimi due anni e concretizzato con la pubblicazione, a cura del Comune di Paluzza ai sensi della L.R. 4/99, del "Dizionario trilingue".

Il filo conduttore è stato quello della semplice quotidianità di vita paesana di una cinquantina di anni fa che, partendo dalla famiglia e dai suoi valori, si trasferisce poi nell'ambiente rustico della malga.

Nel testo si intrecciavano le parole delle nostre tre lingue, non per sbaglio, ma volutamente, come momento di riappropriazione del lavoro di ricerca e di riscoperta dei vocaboli e delle espressioni, precedentemente raccolti nel dizionario.

Nel corso dello stesso anno scolastico l'Istituto Comprensivo di Paluzza a cui la scuola di Timau - Cleulis appartiene, si è inserito in una Rete (Istituto Comprensivo di Paluzza,

Istituto Comprensivo di Ampezzo, Istituto Comprensivo di Tarcento, Istituto Comprensivo di San Pietro al Natisone, Istituto Comprensivo di San Pietro di Cadore, Scuola media di Cividale, Direzione Didattica di Gemona del Friuli, Direzione Didattica di Moggiò, Direzione Didattica insegnamento bilingue di San Pietro al Natisone, Direzione Didattica di Tarvisio) di scuole che per mezzo del Progetto Sentieri, ha reso possibile approfondire ulteriormente la ricerca linguistica e di riappropriazione culturale e che ha visto, quale momento di sintesi, l'allestimento di una mostra itinerante intitolata "Maschere rituali alpine all'incrocio di tre culture". L'esposizione, dopo l'inaugurazione tenutasi a Malborghetto, si è trasferita a San Pietro al Natisone, successivamente ad Ampezzo, a Resia, a Cleulis per concludersi a Tolmezzo nel febbraio 2003.

Nell'anno scolastico 2002 – 2003, potendo contare anche sui finanziamenti della Provincia ai sensi della L.R. 15/96, è stato possibile realizzare un ipertesto sul tema del Carnevale e delle maschere e sulla codifica scritta delle lingue friulana, nella variante locale e timavese.

Dall'anno scolastico precedente gli alunni sono stati coinvolti nella scoperta delle regole di grafia sia timavese che friulana rispettando i dettami stabiliti, per il friulano dall'O.L.F., per il timavese dal Circolo Culturale "G. Unfer".

In friulano, gli alunni hanno svolto piccole ricerche di parole, detti, modi di dire, espressioni locali contenenti i suoni man mano analizzati. Successivamente il materiale raccolto è stato condiviso con tutti i compagni ed ordinato in apposite schede. In timavese è stato condotto un lavoro di ricerca di suoni nelle produzioni precedentemente elaborate dalla scuola.

Entrambi i lavori sono documentati dai fascicoli "Par no dismenteâ e di chê strade imparâ" "Tischlbongarisch schraim" e dai corrispondenti ipertesti.

È proseguita, con la collaborazione del gruppo folcloristico "Is guldana pearl", l'attività di riscoperta delle danze folcloristiche nell'ambito del Progetto Sentieri. Il giorno 30 maggio la scuola ha partecipato alla manifestazione conclusiva a Tolmezzo riscuotendo un lusinghiero successo sia per l'abilità nell'esecuzione delle danze che per la cura dei costumi e delle acconciature. Il lavoro di ricerca che ha abbracciato l'intero arco dell'anno scolastico, ha visto l'attenzione vertere sull'abbigliamento tradizionale locale. Le interviste sono state raccolte e concretizzate in una produzione di materiale informativo, fotografico e di traduzione linguistica.

Nel corso degli anni sono stati recuperati e riscoperti alcuni canti della tradizione popolare locale in lingua friulana e in dialetto timavese.

Si sono ricercate di proposito produzioni di autori locali o si è attinto ai classici della vilotta friulana prediligendo i canti già entrati a far parte della cultura carnica e timavese. In diverse occasioni si è ritenuto opportuno utilizzare melodie popolari e adattare i testi alle particolari esigenze createsi per feste scolastiche, gite, saggi...

Spesso le parole sono state frutto di lavoro collettivo cui hanno partecipato con entusiasmo i bambini del secondo ciclo.

Tali esperienze, proposte anche in lingua italiana, hanno contribuito ad un approccio più sentito e partecipato verso il canto corale e parimenti hanno fatto conoscere e rivalutare negli alunni un patrimonio musicale che ci distingue.

Un'attività che si differenzia nei contenuti trattati, pur mantenendo come mezzo veicolante la lingua locale friulana, è stata realizzata dall'anno scolastico 2000/2001 fino al 2003/2004 con gli alunni coinvolti in un progetto di sperimentazione sulla probabilità

per conto dell'Università di Udine – Facoltà di Scienze della Formazione, che ha avuto come finalità quella di constatare se l'uso della lingua materna facilita o meno l'apprendimento.

#### Progetto "A scuele cun... – In da schual mit..."

Particolare impegno le insegnanti stanno dedicando nel lavoro didattico inteso alla realizzazione di un sussidio di base, fruibile dagli alunni delle classi prima e seconda, che prevede lo sviluppo di un percorso scolastico iniziato nell'anno scolastico 2002/2003. Esso si articola in unità didattiche intese ad una prima alfabetizzazione in lingua carnica e timavese, veicolate dall'italiano.

L'intero lavoro è collegato e reso interessante da un filo conduttore molto coinvolgente per i bambini a cavallo tra elementi reali e immaginifico. Gli alunni sono coinvolti in attività di ricerca antropologico – scientifica tesa a presentare e ad approfondire il lessico e le strutture linguistiche nelle lingue locali.

Il tutto verrà sintetizzato e raccolto in fascicoli personali.

I lavori sulla grafia realizzati nell'anno scolastico 2002/2003 verranno integrati da un glossario per facilitare la comprensione di termini in disuso sia nella lingua friulana che timavese. Con i finanziamenti richiesti ai sensi della L.R. 15/96 e L.482 si conta di stampare i testi e di duplicare i CD multimediali.

Le produzioni verranno utilizzate anche per la partecipazione a concorsi indetti da Agenzie culturali.

#### Organizzazione scolastica

L'insegnamento delle lingue e culture locali avviene il

Lunedì pomeriggio: utilizzazione delle lingue minoritarie per veicolare le attività antropologico – scientifico – espressiva.

Martedì pomeriggio marzo – giugno (22 ore totali): attività di sintesi dei materiali raccolti e trascrizione al computer.

Venerdì pomeriggio:

– per le classi prima e seconda: individuazione dei vocaboli friulani e timavesi raccolti nei fascicoli "Par no dismenteâ e di chê strade imparâ" "Tischlbongarisch schraim", ricerca del loro significato e traduzione nella lingua italiana;

per le classi terza – quarta – quinta: invenzione di storie introduttive alle tematiche affrontate dal sussidio didattico in fase di completamento e traduzione delle stesse nelle lingue friulano e timavese.

#### Docenti coinvolti

4 insegnanti di madrelingua friulano – carnico (1 insegnante formata presso l'Università di Udine)

1 insegnante di madrelingua timavese (formata presso l'Università di Udine relativamente al friulano – carnico)

#### Alunni destinatari

Le adesioni sono a carattere facoltativo.

## VITA CULTURALE

Ambasciatori nel mondo del patrimonio linguistico e culturale della comunità alloglotta di Timau – Tischlbong sono:

- il Gruppo Folcloristico “Is gùldana pèarl”, da vent’anni esegue musiche e danze popolari locali e carniche e cura in modo minuzioso la ricerca per la confezione di costumi sempre più fedeli alla tradizione. Promuove periodicamente incontri tra gruppi folcloristici e organizza la manifestazione denominata Sumarnocht in collaborazione al gruppo di cultura e folclore “Da jutalan” che cura anche pubblicazioni in lingua timavese;
- la Corale “Teresina Unfer”, presenta un repertorio di canti in timavese, friulano e italiano e da poco festeggiato i 35 anni di attività;
- l’Associazione Amici delle Alpi Carniche, cura la gestione del Museo della Grande Guerra che, in una delle sale, espone numerosi oggetti e testimonianze della vita della popolazione durante il conflitto, con particolare attenzione alla didascalia in lingua;
- la Pro – Loco Timau – Cleulis, sostiene e collabora con le varie associazioni e cura in particolare la Mostra Caprina, la Rassegna Regionale dei Prodotti Caprini e il ferragosto timavese;
- il Circolo Culturale “Giorgetto Unfer”, dalla fine degli anni Settanta è impegnato nella salvaguardia del timavese e, per primo, ha adottato regole per la scrittura della lingua. Realizza e cura la pubblicazione di numerose opere a carattere storico – linguistico, conduce studi e ricerche, collabora con Università, studenti, ricercatori.

## LA TELEVISIONE

La televisione è sempre accesa nelle nostre case. Arrivare con una lingua meno parlata in tutte le abitazioni è qualcosa di veramente importante, conferisce pari dignità ad una lingua.

La TV è senz’altro il mezzo mediatico più seguito e fa facilmente presa soprattutto sui bambini.

Sul territorio opera l’emittente televisiva Tele Alto Bût. Nel 2000, dopo sporadiche esperienze televisive negli anni passati, grazie alla legge regionale 4/99, è stato trasmesso, per due mesi, un notiziario settimanale.

Il notiziario, di un’ora circa, completamente in timavese, andava in onda il lunedì alle ore 19.15 ed in replica alle 22.15 ed il martedì alle 12.15.

Telezaiting, così si chiamava, è stata una scommessa. Realizzare un’ora di telegiornale solo in timavese e possibilmente senza utilizzare prestiti dal friulano e dall’italiano. Nel corso dei due mesi di lavoro molto intensi, è stato messo a punto anche un nuovo linguaggio timavese, quello giornalistico; tra i redattori c’è stato un continuo confronto per la creazione di parole nuove da proporre ai telespettatori. Una scommessa vinta, in cui è stato dimostrato, a noi stessi e ai nostri paesani, che si poteva utilizzare l’antica parlata tedesca anche per realizzare un telegiornale.

Telezaiting parlava degli avvenimenti di Timau e dei paesi vicini spaziando dalla cronaca agli avvenimenti culturali, alle competizioni sportive, riportando notizie a carattere nazionale ed internazionale, come i problemi derivati dal morbo della mucca pazza, la chiusura della centrale di Cernobyl o l’anniversario dell’uccisione di J. Lennon.

Sono stati realizzati otto numeri del telegiornale. Per preparali adeguatamente ci sono volute 265 ore in studio senza contare quanto veniva preparato dai redattori a casa.

Gli abitanti dei paesi limitrofi seguivano il telegiornale, pur non capendo i commenti, cercando di intuire il contenuto delle notizie dallo scorrere delle immagini.

Crediamo che sia questo uno dei mezzi fondamentali per mantenere viva una lingua, un mezzo che costringe (da parte di chi lo gestisce) a un confronto quotidiano con l'evoluzione della lingua e da parte dei telespettatori ricevere messaggi nelle parlate locali, avere in casa un nonno virtuale che si esprime nell'antico tedesco.

## **INTERNET**

Sul Sito Internet [www.taicinvriaul.org](http://www.taicinvriaul.org), amministrato dal Circolo Culturale G. Unfer di Timau – Tischlbong (Ud) per conto del Comune di Paluzza e finanziato ai sensi della L.R. 4/99, si possono consultare singole schede in cui sono approfonditi gli aspetti linguistici, storici, demografici e segnalate le iniziative culturali e sportive, le pubblicazioni e le attrattive naturalistiche e artistiche.

Sono elencati i gruppi e i circoli culturali, impegnati nell'opera di rivalutazione e valorizzazione delle lingue di minoranza oltre ai gruppi e alle associazioni sportive e ricreative che operano in diversi campi all'interno e all'esterno della comunità.

Per quanto riguarda Timau una parte importante del sito, dedicata al contatto con gli emigranti, è la pagina settimanale delle news – nojarickait, nella quale sono inseriti gli avvenimenti accaduti a Timau, le novità del sito e la rassegna stampa – da zaitinga schraimpt, dove il navigatore in rete può consultare velocemente le principali notizie, delle maggiori testate giornalistiche friulane e carinziane, riguardo i fatti successi a Timau e nei comuni limitrofi.

Di notevole interesse anche la Newsletter, attraverso la quale gli iscritti possono ricevere periodicamente informazioni sul sito e venire informati costantemente sui principali avvenimenti della zona.

## **I QUADERNI DI CULTURA TIMAVESE**

Sono 432 i timavesi rimasti per scelta o per necessità ad affrontare il terzo millennio. Nonostante tutto, Timau conserva nel suo silenzio il documento più antico, più importante: la propria cultura, la lingua che è giunta fino a noi attraverso i secoli.

Questo patrimonio culturale spesso è sconosciuto ai timavesi stessi ma fortunatamente la particolarità linguistica e la tormentata storia lo rendono oggetto di notevole interesse in ambito scientifico tanto da produrre un buon numero di lavori sociolinguistici, storici e di toponomastica con ben sette tesi di laurea e numerose pubblicazioni.

La preparazione di queste opere ha portato alla scoperta di centinaia di documenti storici ed atti notarili che, negli anni, sono stati raccolti e classificati. Da quest'enorme massa di notizie ci proponiamo di preparare un libro che illustri dettagliatamente la storia del nostro paese. Intanto, per non lasciare ai polverosi archivi un tale tesoro e per offrire agli appassionati degli spaccati di storia locale, sono nati i "Tischlbongara Piachlan – Quaderni di cultura timavese".

Altro motivo che ha portato alla realizzazione dei quaderni è il vocabolario Italiano – Timavese, inserto staccabile studiato per coinvolgere, nel lavoro di stesura, la popolazione ed anche per risvegliare l'interesse linguistico – culturale degli appartenenti alla comunità.

Spesso ci siamo chiesti quali tesori si potrebbero consultare se qualche timavese, nei secoli passati, avesse scritto degli appunti, racconti o note storiche nella propria lingua madre ... Ecco, noi non vogliamo che tra qualche decennio i nostri discendenti debbano porsi la stessa domanda. Infatti, questo è lo scopo dei "Tischlbongara Piachlan": tramandare la lingua e la cultura alle future generazioni, salvaguardare e divulgare quello che i nostri antenati ci hanno tramandato al pari di un bene prezioso.

Perciò molti appassionati di lingua e cultura locale si sono buttati a capofitto in questo nuovo lavoro ed offrono in questi quaderni il loro contributo, soprattutto in timavese, che potrà sempre essere integrato dai suggerimenti che ci verranno proposti. I "Quaderni di Cultura Timavese" non vogliono solo essere documentazione, bensì anche speranza e propositi affinché tutto quello che oggi è stato raccolto dalla viva e quotidiana conversazione della gente non debba a divenire, un giorno, semplice e freddo monumento di lingua morta.

### **VOCABOLARIO TIMAVESE – BARTARPUACH VA TISCHLBONG**

La realizzazione di un vocabolario rappresenta un momento importante nella vita di una comunità come quella timavese. Da un lato permette di definire la grafia standard, dall'altro di raccogliere un patrimonio lessicale che altrimenti rischierebbe di scomparire e di ridursi a pochi vocaboli.

Lo spessore del volume testimonia l'impegno profuso dalla dott.ssa Inge Geyer, che ha potuto contare sulla collaborazione della dott.ssa Anna Gasser, nella raccolta dei 7408 lemmi contenuti nel dizionario realizzato con il contributo dell'Accademia delle Scienze e dell'Associazione austriaca delle isole linguistiche di Vienna e del Circolo Culturale "G. Unfer". Come si legge sulla quarta di copertina, il lavoro è stato ideato con l'aiuto della comunità e dedicato ai suoi abitanti perché possano trovare in esso uno strumento di consultazione e di arricchimento. Si tratta di un lavoro che si prefigge di snellire e semplificare la consultazione, senza però sminuire il valore scientifico di uno studio lessicografico. Di ogni lemma, infatti, si forniscono la trascrizione nell'Alfabeto Fonetico Internazionale, l'etimologia e il suo uso nelle espressioni idiomatiche.

Ma l'organizzazione del vocabolario ne permette l'utilizzo anche a chi non conosce il timavese, grazie all'inserimento di due *registri*, uno dall'italiano al timavese, l'altro dal tedesco al timavese.

### **PERIODICO TRILINGUE "ASOU GEATS ..."**

Il periodico trilingue ASOU GEATS... edito dal Circolo Culturale "G.Unfer" di Timau è nato nel 1984 da un'idea di Mauro Unfer. Il giornale si presenta suddiviso in tre parti: le prime pagine con articoli in timavese, poi la parte in italiano e quella in friulano carnico. La sua uscita è fissata in tre volte l'anno: Pasqua, Ferragosto, Natale. Per ogni numero vengono stampate, presso la Tipografia Cortolezzis di Paluzza, 550 copie che vengono così distribuite: Italia 320; Austria 52; Svizzera 33; Francia 12; Lussemburgo 6; Germania 3; Usa 2; Argentina 2; Australia 2; Arabia 1.

Dal 1984 al 1986, la direzione del giornale è stata seguita da Mauro Unfer, dal 1989 al 1990 da Fabrizio Mentil, dal 1992 ad oggi da Laura Plozner.

## PUBBLICAZIONI VARIE

In questi anni ha visto la luce anche il primo libro completamente in timavese, "Vrusl, varcknepfta bartar va 'na olta reida" (Briciole, parole annodate di un'antica parlata), e dal 1997 "Dar Schain. Cholendar va Tischlbong – Calendario timavese" interamente nell'antico tedesco di Timau.

Recentemente sono stati pubblicati:

- Ruote grosse e cervello fino – una raccolta di itinerari in bicicletta;
- Timau – Tischlbong, Sauris – Zahre, un fascicoletto contenente informazioni sulla gastronomia, sulle leggende, sulle tradizioni... delle isole alloglotte di Timau e Sauris;
- depliant dei gruppi Folcloristici;
- la grammatica timavese.

Le premesse per una lunga conservazione dell'antica parlata timavese sono ottime. Lo testimonia quanto raccontato finora e l'intenso lavoro culturale che negli ultimi anni ha portato alla pubblicazione di periodici e di studi e ricerche, ha portato alla nascita del circolo culturale "G. Unfer", dei gruppi folcloristici "Is güldana pèarl" e "Da jutalkan", della corale "Teresina Unfer"...

Ma a cosa servono tutte queste iniziative ed associazioni se l'uomo non viene messo in condizione di vivere nella propria terra, di lavorare nel proprio paese? Se il degrado ambientale e l'abbandono della montagna continueranno di questo passo non solo scompariranno lingua e cultura ma in pochi anni nei nostri paesi non resteranno che prati e boschi incolti, case e stalle chiuse, porte sbarrate ... ma un mucchio di studi e vocabolari ...

## BIBLIOGRAFIA

- Arboit A. *Memorie della Carnia* – A. Forni Editore 1976
- Baragiola A. *La casa villereccia delle colonie tedesche del gruppo carnico di Sappada, Sauris e Timau con raffronti delle zone contermini italiana ed austriaca, Carnia, Cadore, Zoldano, Agordino, Carintia e Tirolo* Chiasso, s.e., 1915
- Battisti C. *La parlata tedesca*, in G. Marinelli, *Guida della Carnia e del Canal del Ferro*, Tolmezzo, S.A.F. 1926
- Baum W. *Deutsche Sprachinseln in Friaul*, Klagenfurt, Karinthia, 1980
- Cantarutti N. *Il drago del Fontanon di Timau* – Enciclopedia monografica del Friuli – Venezia – Giulia, vol. 3, parte terza, Udine 1980 pp.1379–81
- Corgnali G.B. *Curiosità toponomastiche nel territorio di Paluzza* – "Ce fastu", periodico della Società filologica friulana, anno XII, n.7/10 1936
- Del Bon G. *Paluzza e la sua Chiesa*. Tipografia Cortolezzis, Paluzza – 2003
- Denison N. *Spunti teorici e pratici dalle ricerche sul plurilinguismo con particolare riferimento a Sauris*, in L. Spinozzi Monai (a cura di), *Aspetti metodologici e teorici nello studio del plurilinguismo nei territori dell'Alpe – Adria*, Udine, Aviani, 1990, pp.168 – 178
- Di Lena E. *L'Ottocento nel Comune di Paluzza* – Tipografia Cortolezzis, Paluzza – 2001
- Egger E. *Die Felsinschriften der Plockenalpe* – "Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie", 63, pp.24–25
- Fazzini Giovanni E. *Die alemannischen Dialekte im westlichen Norditalien*, Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, Neue Folge nr.28, Steiner Verlag, Wiesbaden 1978
- Francescato G. *Friulano e germanico – Friulano e slavo*, in Ce Fastu? 36 (1960), nn. 1 – 6, pp.39 –46



- Francescato G. *Il linguaggio infantile. Strutturazione e apprendimento* – Einaudi, Torino 1979
- Francescato G. *Le parlate friulane degli alloglotti bilingui del Friuli*, estratto degli “atti dell’Accademia di Udine” (1957–60), serie VII, vol.I, Udine 1961
- Francescato G. *Sull’indagine sociolinguistica delle situazioni bilingui in Italia e in particolare in Friuli in Bilinguismo e Diglossia in Italia*, Pisa 1973, pp.83–90
- Hornung M. – Kogler S. *Die altösterreichischen Sprachinseln* – Verein der Sprachinselfreunde –Vienna 1992
- Hornung M. *Zwei alte Liebeslieder aus der deutschen Sprachinsel Zahre in Friaul, im Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes*, k.m. Klier – L. Nowak – L.Schmidt (a cura di), XII vol., Vienna, edito da Österreichischen Volksliedwerk im Selbstverlag des Bundesministerium für Unterricht, 1963
- Hornung M. *Isole linguistiche tedesche derivate da insediamenti austriaci in Carnia ed in Carniola*, in “Almanacco Culturale della Carnia”, VI (1991), pp.33 – 47
- Klebel E. *Friaul, Geschichte* Nachtrage in: Handwörterbuch für Grenz und Ausländeutschtum
- Kranzmayer E. *Historische Lautgeographie des gesamtbayrischen Dialektraumes* (H. Bohlau-Komm. verl. d. Osterr. Akademie der Wissenschaften), Vienna 1956
- Marchetti G. *Malinconie toponomastiche – “Sot la nape”* anno XIV, n.3 (1962) pp.3–8
- Marinelli G. *Appunti per un glossario delle colonie tedesche di Sauris, Sappada e Timau*, Udine, D. del Bianco, 1900
- Marinelli G. *Guida della Carnia e del Canal del Ferro*, Tolmezzo, 1924 – 25; nuova ed. M. Gortani
- Paschini P. *Notizie storiche della Carnia da Venzone a Monte Croce e Camporosso*, Udine – Tolmezzo, Aquileia, 1960
- Pellegrini G. B. *Presentazione*, in *Atlante storico – linguistico – etnografico – friulano*, Padova – Udine, vol. I, 1972
- Pellegrini G.B. *Introduzione all’Atlante Storico Linguistico Friulano* (ASLEF), Doretti, Udine 1972
- Sticotti P. *Le rocce iscritte di Monte Croce in Carnia* in “Archeografo Triestino”, XXXI, 1906
- Wurzer B. *Die deutschen Sprachinsel in Oberitalien* – Bolzano 1977
- Wutte M. *Bladen, Tischelwang und Zahre* in Handwörterbuch des Grenz und Ausländeutschtums, Breslau 1933 Bd.1, pp.478–479

XIII Comuni Veronesi-XIII Komoinen, veduta del paese di Giazza-Ljetzan



# XIII COMUNI VERONESI – XIII KOMOINEN

## *Comunità cimbra della provincia di Verona*

PRESENTAZIONE di Vito Massalongo, pag. 241 – LA FORMAZIONE DELL'ISOLA LINGUISTICA di Giovanni Rapelli, pag. 243 – NOVECENTO: UN SECOLO DI GRANDI CAMBIAMENTI di Nadia Massella, pag. 248 – TRADIZIONI DELLA COMUNITÀ LESSINICA di Enzo Bonomi, pag. 252 – LA COMUNITÀ LINGUISTICA di Giovanni Molinari, pag. 260 – LA VITA CULTURALE di Pietro Piazzola, pag. 262.

### **PRESENTAZIONE**

È la Lessinia, bella e vicina...terra misteriosa dal cuore di pietra...montagna delle pietre del fuoco...verde balcone naturale sulla città di Giulietta e Romeo...terra dei Cimbri. Sono questi alcuni degli slogan che nel recente passato hanno contraddistinto questo territorio montano posto a nord della città di Verona e ne hanno fatto un luogo oggi riscoperto per le sue valenze ambientali e per il suo cuore antico, fatto di tradizioni, di lingua e di cultura.

Una montagna dolce, solcata da cinque vallate, dette *vaj*, che la tagliano verticalmente e che nei secoli hanno costituito un limite oggettivo al suo attraversamento.

Altopiano ondulato a nord di Verona, a forma di trapezio e delimitato dall'incisione profonda della Val d'Adige ad ovest, dalla Valle dei Ronchi e dal gruppo del Carega a nord, naturale confine con il Trentino, e dalla Valle del Chiampo che la delimita dalla ricca provincia di Vicenza ad est, fino a digradare dolcemente sulle colline e sui vitigni rinomati della Valpolicella e del Soave, per poi raggiungere la pianura Padana.

Altopiano soleggiato e difeso a nord dai monti che lo contornano come una corona, le cui maggiori elevazioni sono costituite dal Corno d'Aquilio (1545 m.s.m.), il Corno Mozzo (1535 m.s.m.), il monte Castelberto (1751 m.s.m.), il monte Tomba (1766 m.s.m.). Verso il confine vicentino i monti Telegrafo, Cima Lobbia, Gramolon e Zevola che non raggiungono i 2000 metri; la Lessinia si congiunge con le Piccole Dolomiti del gruppo del Carega.

Nelle cinque valli denominate *vaj*, partendo da est, Valpolicella, Valpantena, Val Squaranto, Val d'Illasi e Val d'Alpone, scorrono dei torrenti che le incidono in modo profondo.

In Valpolicella, nella valle dei Progni a nord di Fumane, scopriamo le incantevoli cascate di Molina, 150.000 metri quadrati di verde dove la natura gioca tutta la sua fantasia con cascatelle allegre e vorticosi e una flora molto interessante.

Proseguendo poi più a nord-est si può vedere il Ponte di Veja, fenomeno naturale unico che per la maestosità e l'imponenza, secondo la tradizione pare abbia ispirato Dante nella descrizione delle Malebolge e di sicuro ha impressionato il Mantegna che lo ha ritratto nei suoi dipinti.

Sono luoghi ameni e suggestivi, che introducono il visitatore tra anfratti nascosti di rocce e rivoli incantevoli di acque che scavano e si introducono nelle viscere della terra creando suggestioni e spettacoli indimenticabili con il loro errante cammino.

In questo territorio ondulato e dolcissimo, molto rilevante è il fenomeno carsico dell'abisso della Spluga della Preta, con i suoi quasi mille metri uno dei pozzi naturali più profondi del mondo.

Ma la Lessinia è anche il regno delle malghe: le tipiche costruzioni di pietra e lastre che hanno nei secoli punteggiato il territorio con il loro uso particolare ed hanno trasformato il territorio con grandi rilevanze dal punto di vista della tipicità dell'architettura.

Altro fenomeno degno di una visita è il Covolo di Camposilvano, esempio di carsismo molto interessante costituito da una voragine profonda più di 70 metri, generata dall'azione di dissoluzione prodotta dalle acque sulle rocce calcaree, dando luogo alla formazione di una grotta sotterranea che è in parte crollata dando origine ad una enorme caverna sotterranea.

Non meno suggestiva è la Valle delle Sfingi, dove enormi blocchi di rocce di rosso ammonitico affiorano dal terreno creando uno spettacolare scenario magico che ha suggestionato la fantasia popolare ed ha fatto nascere varie leggende di orchii e fate.

In questi scenari avvolti nella storia delle "fade", tra orchii burlevoli e fiabe incantate, sono sorti nei tempi varie storie e leggende che hanno arricchito la fantasia ed hanno reso meno tragica la vita spesso dura e grama delle genti montane nel lavoro della terra e del bosco.

A riprova della fede e della religiosità delle genti cimbri, sono ancora numerose le tante edicole e le colonnette votive, ma anche gli affreschi o pitture murali rappresentanti molto spesso la Madonna ed i Santi protettori, rappresentati per ottenere la salvezza dalle ricorrenti pestilenze o le malattie delle persone e degli animali.

Non tutta la Lessinia è stata colonizzata dai Cimbri, le popolazioni bavaro-tirolesi insediatesi a partire dal Medioevo: solo tredici comunità sono state fondate e di questi antichi nuclei sono rimasti attualmente otto comuni.

Lo spopolamento del territorio in varie migrazioni dalla fine dell'Ottocento e in maggior consistenza nel Novecento, hanno sortito la drastica diminuzione della consistenza dei nuclei abitativi dei comuni montani e degli insediamenti nelle contrade, sia dal punto di vista della presenza umana che dell'allevamento bovino ed ovino.

Delle antiche tredici comunità (Erbezzo, Boscochiesanuova, Cerro, Valdiporro, Velo, Roverè, Saline, Tavernole, Sprea cum Progno, Azzarino, Camposilvano, San Bartolomeo, Selva) rimangono i comuni di:

Erbezzo, con una popolazione di circa 800 persone;

Boscochiesanuova, con 3000 persone;

Cerro, con 2000 circa;

Velo Veronese, con 900 abitanti;

Roverè Veronese, con 2000 persone;

San Mauro, con poco più di 500 residenti;

Badia Calavena, con 2000 abitanti;

Selva di Progno, con circa 1000 abitanti.

Come si vede una popolazione con poco più di 12.000 abitanti.

I comuni del territorio dove i Cimbri hanno trovato casa e lavoro si trovano in una fascia altimetrica compresa tra i 400 di Badia Calavena e gli oltre mille metri di Erbezzo e Boschiesanuova.

Dal 1990, su alcuni di questi comuni e su altri che non ne fanno parte, si estende il Parco Naturale Regionale della Lessinia, un parco di recente costituzione che ha le finalità di tutelare le varie emergenze naturalistiche, ambientali, geologiche, faunistiche, oltre che storico-culturali e linguistiche del comprensorio.

I comuni della fascia più elevata (dagli 800 ai 1200 metri) si caratterizzavano un tempo da quelli del fondo valle per la loro economia prevalentemente silvo-pastorale e per l'allevamento bovino ed ovino, con le attività ad esse connesse, come la produzione ed il commercio del carbone di legna, del ghiaccio e dei prodotti caseari.

I comuni della fascia sottostante si distinguevano anche per la produzione di olive e viti e con intense piantagioni di mais e cereali, indispensabili alla autarchica sussistenza delle popolazioni.

Oggi le diversità di un tempo si sono attenuate e sono sorte attività turistiche ed alberghiere capaci di avviare la Lessinia sul sentiero dello sviluppo e di creare le condizioni per un uso più efficace delle risorse e delle potenzialità turistiche ed ambientali.

L'economia agricola e di sussistenza del passato ha lasciato comunque tracce indelebili nel territorio, nelle contrade, nei muretti a secco, nelle recinzioni, nei capitelli, nelle stalle, tutti costruiti con il tradizionale e sapiente uso della pietra.

Ora questo assetto durato secoli, in una straordinaria sintesi di cultura e rispetto del proprio territorio, si va progressivamente dissolvendo, anche se non mancano segni incoraggianti di azioni in senso opposto.

La salvaguardia di questo habitat diventa compito ineludibile affinché il fascino di questo ambiente unico, del silenzio degli alti pascoli e del regno delle mandrie sonanti nell'estivo alpeggio, del verde incontaminato delle foreste, della particolarità dei fenomeni naturalistici, delle manifestazioni tipiche dei vari paesi, della profondità delle ricerche di istituzioni culturali, possano tener viva nella popolazione la coscienza della propria identità storica e culturale, della ricchezza della propria lingua e del valore del proprio ambiente.

### **Bibliografia:**

*Itinerari in Lessinia*, Centro Turistico giovanile-Grafiche P2, Verona, 1990

Giuseppe Rama, *Guida alla Lessinia*, Edizioni La Libreria di Demetra, 1996

*Una montagna chiamata Lessinia*, depliant dell'Az.di Promozione Turistica 35 della Lessinia

Eugenio Cipriani, *Escursioni in Lessinia orientale ed occidentale*, Cierre ediz.1988-89.

## **LA FORMAZIONE DELL'ISOLA LINGUISTICA**

La zona alloglotta sui monti a nord di Verona venne definita inizialmente le Montagne dal Carbon (o anche, al singolare, la Montagna dal Carbon), a causa dei numerosi fumi delle carbonaie che si vedevano dalla pianura; la più importante attività commerciale dei Cimbri, infatti, fu quella della produzione del carbone dolce. Un altro nome contemporaneo del territorio è le Montagne dei Todeschi. Queste denominazioni entrano in uso a partire dall'inizio del Quattrocento ed è solo dal 1616 che subentra ufficialmente il nome



**XIII Comuni Veronesi– XIII Komoinen vo Bearn, i caratteristici tetti in pietra a tesa gotica della Lessinia**

di XIII Comuni, a indicare i noti villaggi tedescofoni di Erbezzo, Bosco Chiesanuova, Valdiporto, il Cerro, S. Mauro di Saline, Tavernole, Roveré, Velo, Camposilvano, Azzarino, Selva di Progno, S. Bortolo, Badia Calavena. Va notato che l'espressione "Comuni" non va intesa nel senso moderno del termine: si trattava di semplici abitati, di comunità a volte piccolissime (come Tavernole).

Prima del Quattrocento la zona era detta soltanto i Lessini, o i Monti Lessini. Questo toponimo è di etimologia igno-

ta, ma risale con ogni probabilità a una voce retica oppure etrusca.

Per molto tempo, gli abitanti delle montagne a nord di Verona sono detti "Tedeschi" nei documenti che li riguardano (concessioni di privilegi, compravendite di terreni, ecc.). Il nome si alterna agli altri con cui nel Medioevo è abituale riferirsi ai Tedeschi: "Teutonici" e "Alemanni". Quando viene a mancare un parroco, gli abitanti del comune interessato si rivolgono immediatamente al vescovo affinché gliene trovi uno che conosca il tedesco; questo fatto è una costante della vita dei Cimbri per secoli. Fino al Seicento inoltrato i parroci provengono dai paesi di lingua tedesca, in particolare dalla Baviera. Lentamente, col progredire dell'erosione del linguaggio (il processo di dissoluzione del cimbro ha inizio nella seconda metà del Cinquecento) si cominciano ad accettare parroci non tedeschi: per esempio, Bosco Chiesanuova avrà parroci italiani a partire dal 1578, Roveré dal 1632, Badia dal 1657, Cerro dal 1676.

Non vi è traccia, fino alla fine del Duecento, di una popolazione sui monti diversa da quella della pianura. Questo fu accertato dall'esame minuzioso dei copiosi documenti in nostro possesso relativi ai Lessini; un esame che, però, venne messo in atto soltanto negli ultimi centovent'anni. Prima di questo arco di tempo, la mancanza di cognizioni sulla storia della montagna veronese fece sì che sull'origine dei Cimbri venissero avanzate le più disparate teorie.

La più antica, sostenuta anche dal grande Scipione Maffei, vuole che i Cimbri rappresentino i discendenti dei Cimbri sconfitti dai Romani nel 101 a.C. ai Campi Raudii. Costoro erano un popolo scandinavo stanziato fino al 120 a.C. circa nella penisola dello Jütland. Secondo un'ipotesi (ripresa con, apparentemente, maggiori argomenti qualche decennio fa), il luogo della *débaçle* dei nemici di Roma non sarebbe stato situato nei dintorni di Vercelli, come generalmente si credeva in passato, ma nella piana tra Ferrara e Rovigo. I Cimbri si stavano dirigendo verso Roma dopo aver percorso la Val d'Adige e oltrepassato Verona; lo scontro finale coi Romani sarebbe avvenuto presso la riva sinistra del Po. Dopo il grande massacro, un gruppo di superstiti si sarebbe rifugiato sui monti a nord

di Verona; quivi, nel corso del tempo sarebbero stati romanizzati come tutti gli altri popoli della Val Padana, mantenendo della loro antica origine soltanto il nome nazionale, Cimbri. L'arrivo dei Tedeschi alla fine del Duecento avrebbe in pratica ri-germanizzato una zona che era già stata germanica, molto tempo prima.

L'ipotesi presenta parecchi punti deboli. Innanzitutto, nulla corrobora l'eventuale presenza di questi superstiti cimbri del 101 a.C. sui monti: né la toponomastica, né i nomi personali, né un qualsiasi vocabolo continuatosi nei dialetti locali. Poi, lo stesso nome di Cimbri compare soltanto a partire dall'inizio del Trecento, quindi ben tredici secoli dopo il fatto d'arme. Immaginare che il nome di Cimbri si fosse continuato di soppiatto, senza che nessun letterato o notaio in tredici secoli, né sui monti né nella vicina Verona, vi accennasse talvolta, è assurdo.

Un altro argomento contro l'ipotesi dell'insediamento di un gruppo di Cimbri sui Lessini è quello del luogo della strage. Che la battaglia decisiva sia stata combattuta nel Polesine, tra Ferrara e Rovigo, è difficilmente credibile. I Cimbri si stavano dirigendo verso Roma; era costume di tutti i popoli che si muovessero con carriaggi e bestiame passare i grandi fiumi nei punti dove l'acqua era sufficientemente bassa da consentire il guado. Il traghettaggio a bordo di zattere e barche avrebbe richiesto un enorme dispendio di lavoro per approntare i natanti, e oltre a ciò si dovevano mettere in conto le perdite di carri e animali per eventuali rovesciamenti o manovre errate. Era più naturale, quindi, risalire il Po fino a un punto dove esso era guadabile senza grossi pericoli; ciò che ci porta al Piemonte. Il tempo richiesto dallo spostamento (da Verona alla piana vercellese) non costituiva certo un problema, nell'antichità: qualche mese in più o in meno non faceva differenza.

Inoltre, se non consideriamo Plutarco, i molti scrittori romani che parlano della questione cimbra non dicono dove fossero situati i Campi Raudii. Se effettivamente la battaglia si fosse svolta tra le attuali Ferrara e Rovigo, dovremmo attenderci che almeno qualche scrittore accennasse alla vicinanza dei Campi ad Adria, importante porto dei Veneti e degli Etruschi, o a Este, capitale dei Veneti. È evidente, dunque, che il luogo della battaglia si trovava in una zona lontana dai centri della Val Padana familiari ai Romani; ciò che rafforza quanto dice Plutarco, che lo colloca "nella piana presso Vercelli". (Prima del 101 a.C. Roma era ben lungi dal controllare l'intera Val Padana, disponendo essa delle sole colonie di Cremona, Piacenza, Bologna, Modena e Parma.)

Un autore, Giovanni Costa Pruck (1736–1816, un Cimbro dei Sette Comuni), credette che gli antenati dei Cimbri fossero i Tigurini. Costoro erano un popolo di stirpe celtica, alleato dei Cimbri; secondo l'attestazione dello scrittore romano Floro, dopo la sconfitta dei Campi Raudii si erano rifugiati sulle montagne del Norico, l'attuale Austria. Il Costa Pruck suppose che nel viaggio verso il Norico un gruppo di Tigurini si fosse fermato sui monti tra Verona e Vicenza.

Altri autori del passato credettero che i nostri Cimbri fossero i superstiti di uno dei vari popoli germanici penetrati in Italia al tempo delle invasioni barbariche. Così, Alfonso Loschi, vicentino, sostenne la derivazione dei Cimbri dagli Unni di Attila (in un'opera del 1664); Michelangelo Mariani, trentino, derivò gli abitanti della Vallarsa, di Trambileno e Terragnolo dagli Unni, e quelli di Piné presso Pergine dagli Ostrogoti di Teodorico (nel 1673); agli Ostrogoti riconduceva i Cimbri anche il vicentino Francesco Caldugno (nella nota relazione sui passi alpestri tra Venezia e Impero del 1598). Benedetto Giovannelli, trentino, pensò nel 1826 alla derivazione dagli Alemanni e dagli Svevi venuti in Italia assieme ai Goti di Teodorico.

Modesto Bonato, originario dei Sette Comuni, riconduceva nel 1857 gli abitanti della Val di Cembra agli antichi Cimbri del 101 a.C., e il suo popolo a una serie di insediamenti tedeschi che avevano avuto luogo nel X secolo della nostra era. Agostino Dal Pozzo, anch'egli un Cimbro dei Sette Comuni, nella sua opera pubblicata postuma nel 1820 ritenne acutamente il suo popolo una propaggine dei Tedeschi del vicino Tirolo. Sarà il linguista Johannes Andreas Schmeller a dare una svolta decisiva alle ricerche sui Cimbri: a partire dal 1833, egli giudica correttamente la lingua cimbra un dialetto tedesco, stabilendo che la colonia più antica è quella dei Sette Comuni. Tuttavia, essendo ancora molto lacunose le ricerche storiche, lo Schmeller erra nel concludere che i Cimbri formassero un tempo un unico popolo coi Tirolesi, dai quali sarebbero stati divisi da intrusioni italiane (provenienti da varie direzioni) avvenute nei secoli XII e XIII.

Con le dettagliatissime ricerche storiche dei fratelli Carlo e Francesco Cipolla (seconda metà dell'Ottocento) e con le cruciali indagini linguistiche di Eberhard Kranzmayer (metà Novecento) viene stabilita in modo inequivocabile la derivazione dei Cimbri da piccoli gruppi di Tedeschi bavaresi insediatisi sui monti vicentini in un primo tempo, trentini e veronesi poi. Si trattava di boscaioli e pastori discesi in Italia inizialmente per una carestia verificatasi verso la metà dell'XI secolo nella zona di Benediktbeuern, e in seguito per contatti tra i monasteri benedettini (primi tra tutti quelli di Benediktbeuern e di S. Maria in Organo a Verona).

Nonostante queste inoppugnabili conclusioni, sono state registrate altre nuove ipotesi sull'origine dei Cimbri. Una, il cui alfiere fu Bruno Schweizer (1897–1958), voleva che il primo nucleo dei Cimbri fosse costituito da Longobardi, rifugiatisi sui monti quando i Franchi entrarono in Italia per combatterli. La tesi si appoggiava su alcuni termini particolari del cimbro, peraltro troppo scarsi per darle credito (una manciata di voci); oltre tutto, è ormai accertato che il longobardo si estinse molto presto, già – al massimo – alla fine dell'VIII secolo. Un'altra, sostenuta in particolare da Hugo Resch (1925–95), voleva che il gruppo iniziale dei Cimbri si fosse diretto da Benediktbeuern a Badia Calavena, per essere smistato solo in un secondo tempo verso l'Altopiano d'Asiago. Il lato debole della teoria è che l'abbazia di Calavena fu fondata solo attorno al 1120, circa settant'anni dopo la presunta carestia che avrebbe spinto i Cimbri in Italia. È evidente che essa non giocò nessun ruolo nel primo arrivo dei Cimbri.

Le scoperte dei Cipolla e dei linguisti tedeschi sono state decisive per comprendere la vera natura dei Cimbri. Ciò nonostante, stenta a morire il pregiudizio dell'origine più lontana di questo popolo. Ancor oggi v'è chi sostiene che, ferma restando la colonizzazione tedesca a partire dall'XI secolo, deve essere esistito qualche tempo prima un altro nucleo germanico più antico, sul quale i nuovi Tedeschi si inserirono. Si deve riconoscere, tuttavia, che nulla nelle zone cimbre ci autorizza a pensare a questo; ed è ben singolare che, se effettivamente esistette un sostrato germanico prima dell'arrivo dei coloni del Mille, nulla di esso sia rimasto, né un nome di località, né un nome di persona, né un qualsiasi altro termine.

Si riconosce oggi unanimemente che i primi Cimbri giunsero sull'Altopiano d'Asiago verso la metà dell'XI secolo; da qui essi si diffusero verso Posina, quindi verso l'altopiano della Folgaria, e successivamente verso il Veronese. Quivi essi ottennero di stanziarsi, con un atto vescovile del 1287, in un'area dei Lessini avente al centro il villaggio di Roveré, in quel tempo quasi disabitato. Probabilmente, l'arrivo di coloni tedeschi sui



monti veneto-trentini fu quanto mai gradito: la popolazione indigena dei monti era scarsa, e le nuove forze avrebbero contribuito a rifornire di prezioso legname le città della pianura.

È notevole come poco dopo il Trecento i nuovi arrivati sulle montagne vicentine comincino a essere chiamati non più Tedeschi, ma Cimbri. È notevole anche, tuttavia, come questo nome sia usato per lungo tempo solo negli ambienti letterari vicentini. Da questi il nuovo nome si diffonde nel mondo letterario veronese, e solo assai tardi penetra tra le popolazioni interessate (forse addirittura soltanto nel corso del Settecento). Che il nome sia di formazione non indigena appare chiaro dal fatto che i Cimbri dicono di essere Tzimbar, ma quando devono spiegare che lingua usano dicono *bar reidan tautsch*, “noi parliamo tedesco” (a Giazza).

È accettato oggi che il nome di Cimbri rappresenti l'alterazione veneta di un termine che i coloni stessi usavano. Il boscaiolo tedesco doveva spesso qualificarsi come *Zimberer*, «carpentiere, lavoratore del legno, boscaiolo», dando per scontata la sua origine tedesca. I letterati veneti, udita la parola, la identificarono subito coi Cimbri del tempo di Roma, e così nacque la leggenda che voleva questa popolazione discendente da quegli antichi guerrieri.

Da Roveré i coloni tedeschi si spinsero ben presto in varie direzioni. Ai nuovi insediamenti contribuivano non solo i figli dei primi arrivati, ma anche coloni provenienti dalle stesse terre da dove erano partiti quelli del 1287 (e cioè dai paesi delle alte valli del Chiampo e dell'Agno). Subito dopo l'inizio del Trecento, una massa di coloni viene chiamata dall'abate della Calavena a dissodare la zona intorno all'abbazia; nasce così l'attuale centro di Badia Calavena, prima del tutto inesistente (si tratta, quindi, dell'unico villaggio fondato solo dai Cimbri, senza che vi fosse una precedente popolazione veronese). I Cimbri lo chiamano *kam' Àbato*, ossia « dall'abate », usando per “abate” l'antica parola veronese *abàdo*, con ritrazione dell'accento.

Qualche tempo dopo (verso il 1320–25), i coloni cominciano a diffondersi a nord verso Bosco Chiesanuova, Erbezzo, Valdiporto, Velo, Camposilvano, Azzarino, e a sud al Cero, S. Mauro di Saline e Tavernole. La peste del 1348 impone una stasi momentanea. Solo molto più tardi, verso la fine del Trecento, i Cimbri colonizzano Selva, Giazza, Campofontana.

L'espansione tedesca sembra concludersi con l'inizio del Quattrocento, quando cioè non vengono più fondati nuovi insediamenti oltre i XIII Comuni. Per far fronte all'aumento della popolazione si costruiscono nuovi edifici o si aggiungono nuove strutture a quelli già esistenti, ma non si esce più dal territorio dei XIII Comuni. Questo stato di cose dura fino alla seconda metà del Cinquecento, quando ha inizio una serie di fatti nuovi che finiranno con l'alterare per sempre le caratteristiche della nazione cimbra, fino ad allora relativamente indipendente e autonoma.

In questo periodo cominciano a diffondersi le armi da fuoco, importantissime per la caccia, che implicano una dipendenza da Verona e dai grandi centri della pianura (per procurarsi armi, polvere pirica e palle di piombo). Contemporaneamente, si verifica una grande carestia sulla montagna, seguita dalla peste del 1575–76; e con l'inizio del Seicento prende l'avvio un'altra dipendenza dai centri della pianura, dovuta all'introduzione delle nuove piante provenienti dall'America (fagioli, granoturco, tabacco, ecc.). L'auto-sufficienza economica dei XIII Comuni, dapprima pressoché completa, si riduce sempre di più. In seguito alla carestia, molti giovani avevano cercato lavoro altrove, nelle vallate

e nella pianura; ne derivarono molti matrimoni misti tra giovanotti cimbri e ragazze veronesi, prima causa della progressiva sparizione della lingua cimbra. Le spose forestiere andavano a risiedere nei villaggi cimbri, ma anche se qualcuna imparava la lingua locale, fatalmente accadeva che nel complesso il dialetto veronese venisse introdotto sempre più tra i compaesani, restringendo anche senza volerlo l'area del cimbro.

Alla metà del Settecento non si parla più il cimbro a Erbezzo, S. Mauro, il Cerro. A Bosco Chiesanuova, Valdiporro, Azzarino, Roveré, e a Badia Calavena la lingua è usata solo dai vecchi. All'inizio dell'Ottocento, quando il governo del Regno d'Italia filofrancese ordina la sua inchiesta sulle lingue minoritarie del paese, si parla il cimbro solo a Velo, Selva, Giazza, Campofontana, e parzialmente a S. Bortolo. Al tempo dei Cipolla, verso il 1880, il cimbro sopravviveva a Giazza, oltre che parzialmente a Campofontana e in alcune contrade di Selva e Velo. Trent'anni dopo, era rimasta la sola Giazza.

La prima guerra mondiale comportò la costruzione di una strada militare per collegare Giazza, vicina al fronte, alla Val d'Illasi. In precedenza, le comunicazioni tra il villaggio e la pianura erano difficoltose: l'unico sentiero era per lunghi tratti, verso Giazza, una semplice mulattiera in salita. La costruzione della nuova strada tolse Giazza dal suo isolamento, ma i maggiori contatti col mondo esterno significarono la rovina della parlata locale, che venne lentamente abbandonata da gran parte degli abitanti. A ciò contribuirono anche la politica del governo fascista, fortemente contraria a ogni parlata che non fosse l'italiano, e soprattutto l'emigrazione degli anni '30, per cui molti abitanti di Giazza si trasferirono nei grossi centri industriali lombardi e nelle zone bonificate dell'Agro Pontino e della Sardegna. Anche il secondo dopoguerra vide diverse famiglie partire a causa dell'emigrazione, per lo più in direzione delle fabbriche lombarde.

## **NOVECENTO: UN SECOLO DI GRANDI CAMBIAMENTI**

Il Novecento potremmo definirlo come il secolo che ha modificato radicalmente il rapporto che una comunità ed ogni altra persona ha con lo spazio e il tempo a motivo dei grandi cambiamenti avvenuti nell'economia, nella cultura e nella struttura sociale.

Agli inizi del Novecento gli abitanti della Lessinia conoscevano molto bene il luogo in cui vivevano, lo percorrevano a piedi, avendo così un rapporto diretto, affettivo ed emotivo con il territorio che "conteneva" i valori, i simboli, le tradizioni della collettività. E il tempo della conoscenza era qualcosa che si costruiva fin da piccoli andando con i genitori e con "i grandi" nel prato a *restrelar*, nel bosco a funghi o a raccogliere foglia o legna, percorrendo i sentieri per andare a trovare parenti o per recarsi alle funzioni religiose.

La conoscenza approfondita del territorio era fondamentale perché da essa si ricavava quello che era necessario per vivere, c'era uno stretto rapporto con l'ambiente che non doveva essere distrutto, pena la perdita delle risorse necessarie alla sopravvivenza.

Le attività prevalenti erano legate all'allevamento, al taglio del bosco e all'estrazione della pietra per uso in gran parte locale. Altre risorse tipiche della montagna veronese erano i prodotti caseari, il carbone di legna, la calce, il ghiaccio. Era un'economia soprattutto di autoconsumo che scambiava con l'esterno i prodotti in sovrappiù per procurarsi quelle merci non reperibili in montagna come: il sale, lo zucchero, la farina, la polenta, il tabacco.

Il fatto di vivere in un territorio “difficile” e isolato aveva favorito la costruzione di case e rustici ravvicinati dando origine a quello che è l’insediamento tipico della Lessinia: la contrada. In essa gli abitanti erano spesso parenti tra loro e questo creava dei vincoli di sangue e di solidarietà che si mostravano sia in occasioni di feste come: matrimoni, battesimi, comunioni e cresime sia nei momenti di bisogno (malattie, difficoltà familiari o economiche), sia nella creazione di edifici da usare in comune come i baiti, il forno per il pane e i pozzi per la raccolta dell’acqua. Naturalmente, non sempre la vita scorreva in armonia perché, vivendo nello spazio relativamente ristretto di una contrada con risorse limitate, ogni famiglia cercava di conservare e magari allargare il proprio *campêto* con conseguenti liti tra confinanti. Possiamo dire che la vita economica e sociale era condizionata da due esigenze a volte contrastanti: da un lato garantire la sopravvivenza della propria famiglia, il che creava invidie e rivalità, e dall’altro la necessità di stare insieme per affrontare le difficoltà, decidere la “politica” locale e gli atteggiamenti da tenere nei confronti dell’autorità a cui si chiedevano esenzioni a causa delle difficili condizioni di vita e delle scarse risorse offerte dal territorio.

Verso la fine dell’Ottocento e gli inizi del Novecento i montanari cercarono di acquistare terreni che nei secoli passati erano appartenuti a monasteri o a nobili famiglie di Verona e ciò portò ad un’eccessiva frammentazione del territorio, con la creazione di piccole proprietà.

I fattori che avevano permesso alla società della Lessinia di mantenersi relativamente stabile nel tempo erano stati: l’equilibrio tra popolazione e risorse; un’economia basata prevalentemente sull’autosufficienza; la solidarietà tra i membri della comunità e la condivisione di una cultura e di tradizioni comuni.

Di questi tre elementi il primo a modificarsi era stato, ancora nella seconda metà dell’Ottocento, quello relativo alla popolazione che era aumentata e questa crescita, dovuta alle migliori condizioni igienico-sanitarie, alla diminuzione dei morti per malattie infettive e da un tasso di natalità che si manteneva alto, continua anche nella prima metà del Novecento.

*Popolazione residente nei Comuni della Lessinia montana dal 1871 al 1991 (dati ISTAT)*

Comune\Anno	1871	1881	1901	1911	1921	1931	1936	1951	1961	1971	1981	1991
Bosco Ch.	2877	3087	3918	4295	4372	4146	4088	3891	3334	3050	3018	3033
Cerro	755	894	984	1122	1156	–	–	1026	940	1066	1273	1495
Erbezzo	1046	1076	1253	1295	1320	1238	1140	1186	984	846	777	783
Roverè	2145	2471	2767	3056	2959	2727	2761	2878	2430	2019	1920	1993
Sant’Anna d.A.	–	–	–	–	–	3316	3251	3308	2845	2439	2452	2483
Velo	1161	1282	1632	1765	1767	1700	1735	1713	1461	1035	860	824

Note: il comune di Cerro dal 1928 al 1947 era aggregato al comune di Grezzana e il comune di Sant’Anna d’Alfaedo è stato istituito nel 1928 con parte di Breonio e Prun

Per risolvere i problemi legati all’aumento della popolazione la società tradizionale adottò due tecniche: da un lato lo sfruttamento delle zone abbandonate o incolte e la pratica di attività illecite (come il contrabbando); dall’altra, l’emigrazione stagionale o per-

manente verso l'estero, poiché la pianura e le zone urbane attorno alla Lessinia non offrivano sufficienti posti di lavoro.

Di fronte a questo primo fattore che ne incrina l'equilibrio secolare la società tradizionale riesce a resistere perché l'economia è ancora basata prevalentemente sulle risorse del territorio integrate dagli introiti provenienti dagli emigranti e dalla vendita dei prodotti tipici della montagna che sul mercato godevano di buone quotazioni.

L'emigrazione rallenta, nonostante la percentuale di popolazione sia ancora elevata, nel periodo tra le due guerre sia per la politica fascista contraria alle migrazioni che per la crisi del '29 che aveva creato problemi di occupazione anche negli altri paesi.

Con l'entrata in guerra dell'Italia nel 1940 i giovani montanari furono costretti ad arruolarsi e partire per fronti lontani, in Albania, in Grecia, in Africa, in Russia e molti di loro purtroppo non tornarono: la loro memoria è rimasta nei ricordi dei familiari e nei monumenti ai caduti. Dopo l'8 settembre del 1943 anche la Lessinia vive la tragedia della guerra civile che vede contrapposti repubblicani e tedeschi contro le formazioni partigiane e gli alleati. La Lessinia, con le numerose grotte, i ripari e i posti isolati, è servita da nascondiglio a tutti coloro che non volevano saperne della guerra o a quelli che successivamente si sono schierati con i partigiani. Gli episodi più duri e sanguinosi avvennero nella zona orientale della Lessinia dove gli scontri tra partigiani e nazi-fascisti causarono la morte di molte persone ed anche la distruzione di contrade. Nella Lessinia centrale ed occidentale i fatti di violenza si limitarono a qualche episodio probabilmente per la presenza massiccia di forze tedesche che controllavano il territorio.

Alla fine della guerra i ritmi e gli spazi cambiano definitivamente inserendo la Lessinia nei processi di modernizzazione della società italiana che hanno il loro centro nelle città industrializzate del nord. Tutto ciò ha fatto sì che la società tradizionale entrasse in contatto con quella cittadina. Questo ha comportato uno spostamento dei punti di riferimento in quanto sia a livello economico che politico che sociale, il centro non è più la comunità locale ma la società più vasta. Da una società autocentrata che gestiva il proprio territorio e le proprie risorse si è passati ad una società "integrata" in una realtà più ampia che ha il suo centro nelle aree urbane industrializzate.

Da un lato l'universalismo dei valori, dei sistemi di vita, dei tipi di economia ha unificato per così dire il sistema sociale, economico e politico, dall'altra parte la presenza di zone centrali, dove vengono prese le decisioni inclusive quelle delle aree rurali, hanno avuto come conseguenza la marginalità dei territori montani che offrono poche possibilità alle persone e ai gruppi che vi abitano.

I cambiamenti avvenuti in Lessinia sono da attribuire a fattori interni come: la percentuale di popolazione rimane alta fino al 1951; la mancata produzione di alcune merci tipiche della montagna, come il ghiaccio, il carbone, la calce, portando ad un notevole calo di occupazione; il desiderio di una vita più comoda e di un lavoro meno faticoso o più apprezzato socialmente; l'incapacità della società tradizionale di far fronte ai nuovi modelli culturali; la mancanza di una politica unitaria da parte dei comuni della Lessinia per risolvere i problemi della montagna ed arginare l'emigrazione verso le zone urbane e la pianura.

Questi fattori interni sono strettamente legati ai cambiamenti avvenuti nella società esterna, come: lo sviluppo industriale con conseguente richiesta di manodopera; lo sviluppo di una economia di mercato che rendeva più facile la circolazione di merci. La conseguenza per la montagna fu il deprezzamento dei propri prodotti a vantaggio di

quelli provenienti da altre zone; la diffusione di modelli culturali che promettevano una vita più facile ed anche più libera da diverse forme di autorità; crisi dei valori tradizionali come il senso del risparmio, della misura, il rispetto per l'ambiente e il sentirsi partecipi di una comunità; la standardizzazione dei valori, dei sistemi di vita, dei tipi di economia, sostenuta dai mass-media, che tende ad eliminare le diversità ed unificare i sistemi sociali, economici e politici; la politica nazionale favorevole alle nuove concentrazioni industriali nelle aree urbano-industriali.

La conseguenza è stata la forte emigrazione del dopoguerra che ha riguardato dapprima le contrade poste più a nord o quelle situate nei posti più impervi e poi ha interessato tutto l'altipiano.

Questi cambiamenti sono ben visibili nel territorio. Molti sentieri che collegavano i paesi e le contrade sono scomparsi in mezzo ai rovi o sono stati sostituiti da comode strade che favoriscono i contatti con le aree di fondovalle e la città; molte case nelle contrade o a volte intere contrade sono state tristemente abbandonate.

Negli ultimi trenta-quarant'anni si è assistito ad un lato al fenomeno di cui abbiamo già parlato: lo spopolamento della montagna e dall'altro alla diffusione del turismo di massa e all'urbanizzazione della Lessinia con il proliferare di villette e di casette a schiera. Lo sviluppo economico delle città e la maggior disponibilità di denaro, hanno favorito l'acquisto, da parte di cittadini o dei montanari che erano emigrati, di seconde case e di appartamenti che permettono di investire i soldi risparmiati, di godere i "freschi" durante l'estate e di essere a contatto con un ambiente naturale.

La proliferazione edilizia è stata favorita anche dalle amministrazioni locali perché portava soldi nelle casse dei Comuni e dava da lavorare alla manodopera locale legata al settore dell'edilizia e a quello dell'industria estrattiva e questo ha avuto come conseguenza la continua espansione delle aree edificabili, si sperava in questo modo di contenere l'emigrazione della montagna.

#### *Occupazione delle abitazioni (dati censimento 1991)*

	Abitazioni occupate	Abitazioni non occupate	% abitazioni non occ.
Bosco Chiesanuova	1093	2922	72%
Cerro	547	886	61%
Erbezzo	279	459	55%
Roveré	653	527	44%
Sant'Anna d'Alfaedo	847	609	41%
Velo Veronese	273	311	53%

#### *Abitazioni occupate per epoca di costruzione*

Comune	Prima del 1919	1919-1945	% fino al 1945	1946-1960	1961-1971	1972-1981	1982-1986	1987-1991	% 1946-1991
Bosco Chiesanuova	290	93	35%	128	247	236	72	27	65%
Cerro	72	16	16%	53	160	164	53	29	84%
Erbezzo	109	21	46%	18	51	60	9	11	54%
Roveré	165	63	35%	51	112	205	33	24	65%
Sant'Anna d'Alfaedo	294	61	42%	54	141	246	29	22	58%
Velo Veronese	128	22	51%	19	48	41	8	7	49%

Certamente questi cambiamenti hanno modificato il legame tra popolazione e territorio non considerato più come un patrimonio da tutelare e fonte di reddito, ma come bene da vendere come qualsiasi altro prodotto. Molti oggi fanno i pendolari e quindi svolgono la loro attività al di fuori della Lessinia o, al contrario, le risorse della Lessinia, come quelle legate all'estrazione della pietra, vengono sfruttate da persone provenienti dall'esterno che si interessano esclusivamente della rendita economica dimostrando spesso scarsa sensibilità per la salvaguardia dell'ambiente.

Una ricchezza della montagna che in questi ultimi decenni si è cercato di sviluppare è quella legata al turismo con la realizzazione di impianti di risalita per allargare la stagione turistica anche al periodo invernale e la creazione di una rete di musei (7 musei più un area floro-faunistica) atta a favorire un turismo culturale durante tutti i periodi dell'anno.

Il Novecento ha segnato per la Lessinia un cambiamento epocale che l'ha fatta uscire dall'isolamento dei secoli scorsi ma al tempo stesso ha segnato la fine della società contradale che per secoli aveva caratterizzato la società e l'economia della Lessinia.

La sfida per il nuovo secolo, che è appena iniziato, è quella di uno sviluppo compatibile con l'ambiente, che sappia valorizzare le particolarità paesaggistiche, storiche, culturali ed architettoniche conciliando la permanenza dell'uomo in Lessinia con la salvaguardia del territorio, che offre ampi spazi verdi, quiete e riposo a tutti noi che viviamo in ambienti molto antropizzati con ritmi sempre più veloci

## **TRADIZIONI DELLA COMUNITÀ LESSINICA**

Vengono qui trattati alcuni usi e consuetudini tradizionali della popolazione della montagna veronese nei secoli scorsi. Sono il risultato di centinaia di interviste a persone anziane che ho incontrato nel corso dell'ultimo trentennio del secolo testé scorso. Risultano principalmente attinenti al Ciclo della Vita Umana e al Ciclo dell'Anno.

L'Altopiano dei Lessini o "Dei Tredici Comuni Veronesi" da tempo immemorabile ha costituito un'enclave unica e specifica, oltreché per lingua, anche per cultura e tradizioni.

### **XIII Comuni Veronesi– XIII Komoinen vo Bearn, tradizionale recinto di laste**



Elementi affini ad essa in tutti questi campi vanno cercati maggiormente verso nord (Trentino, Carnia, Tirolo, Carinzia, Baviera) piuttosto che verso sud (Pianura Padana o Italia Centrale). Per un lettore non autoctono sarà perciò opportuno spendere due parole sulla zona e sui suoi abitanti. Trattasi di quell'area collinare e montana a nord est di Verona, tra la Val d'Adige, la Val di Chiampo e la Val di Ronchi. La presenza, insieme all'elemento italiano, della minoranza etnica dei cosiddetti "Cimbri", qui testimoniati sicuramente dal

Medioevo e giunti da paesi di area tedesca<sup>341</sup>, può giustificare le affinità con le civiltà d'oltralpe. Prima dell'Unità d'Italia queste popolazioni si sono quasi sempre trovate a costituire area di confine, per cui, in cambio del controllo dei passi, da parte di tutti quei regimi (Scaligeri, Serenissima Repubblica, Impero Austroungarico) hanno goduto di una leggera pressione fiscale e di particolari libertà.

Le tradizioni relative al Ciclo della vita umana sono inevitabilmente legate alla famiglia, che fino alla metà del secolo appena trascorso è stata per la sua stragrande maggioranza contadina, patriarcale e polinucleare. Fino alla fine dei suoi giorni padrone indiscusso resta l'anziano capofamiglia; solo alla sua morte gli eredi possono spartirsi il patrimonio e rendersi autonomi. I figli, anche se sposati, rimangono all'interno della famiglia; le figlie se si sposano se ne vanno altrove, ma in un'altra simile situazione. Le decisioni possono essere discusse insieme, ma chi decide è sempre *el vecio*; se o da quando ne sono in grado, tutti aiutano nei lavori o di casa o nei campi o nei boschi. Non mancano motivi di attrito, ma il rischio di esclusione dall'eredità obbliga tutti ad accettare la situazione e a rimaner sottomessi.

### NASCITA E FANCIULLEZZA

Sono i figli e soprattutto i maschi a garantire la continuità della stirpe, oltreché ovviamente la manodopera per l'avvenire; per una sposa è quindi fondamentale la fertilità. Anche se sulla sterilità si può scherzare: *'O che la pertega no la ghe ria, o ch'el posso no'l ten!*', la donna senza figli è derisa, disprezzata, talvolta odiata. Allo stesso modo è solo per galanteria che si dice: *'In te le case dei galant'omeni, prima le done e dopo i omeni'* per scusare la nascita di una figlia per prima, perché si è convinti che solo *'quando nasse l'omo, s'è piantà el camin!*'.

Si crede anche che sia l'atteggiamento del marito a condizionare il sesso del nascituro: per avere il maschio, durante il rapporto il marito dovrà essere energico, appassionato, ben nutrito e riposato; a tale scopo non si dovranno avere rapporti né di mattina né di lunedì. L'importanza attribuita a questo fatto si può desumere anche dall'interesse con cui si cerca di pronosticare il sesso del nascituro osservando l'aspetto e il pancione della madre. Varie sono le interpretazioni, ma ritenendo più difficoltoso 'fare' un maschio, un feto maschile cagionerà una donna affaticata, con una cera sfatta e smunta; contrariamente si dice: *'bela sposa – bela butèla!*'. Si ritiene che il maschio sia anche più 'ingombrante', per cui un pancione grosso che fa allargare i fianchi e aumentare il sedere indica un feto maschile, mentre i fianchi stretti, un pancione minuto, alto e in avanti indicano una femmina, *'parché l'è rabiosa e la salta su!*'.

In ogni caso alla donna in gravidanza viene riservato il massimo rispetto: le si raccomanda di evitare lavori pesanti, a tavola può saziarsi di ciò che vuole e tutti cercano di soddisfare ogni sua eventuale 'voglia', per timore che macchie cutanee o difetti fisici 'segnino' il figlio. Lei pure deve far attenzione a molte cose per non recar danno al nascituro: deve togliere quanto porta al collo né mettersi nient'altro per impedire che il cordone ombelicale strozzi il neonato alla nascita. Non deve accudire al bestiame, non deve lavare troppi panni o tenere a lungo le mani in acqua, non deve scavalcare muretti o fili tesi, non deve

---

341 I numerosi studi sul fenomeno non hanno ancora portato a soluzioni assolutamente certe. Per chi volesse approfondire l'argomento, diamo due soli riferimenti bibliografici: dal primo si può avere un quadro completo del problema; dal secondo si può risalire a tutto quanto su di esso è stato scritto: G. RAPELLI, *I Cimbri veronesi*, La Grafica Editrice, Vago di Lavagno (Verona), 1997. G. RAPELLI, *Bibliografia cimbra*, La Grafica Editrice, Vago di Lavagno (Verona), 1999.

andare a cavallo, non deve assistere a spettacoli raccapriccianti, non deve parlare con persone colpite da difetti fisici, ecc. per non compromettere il parto o la salute del feto.

Quando *'gh'è el camin a fogo'*, cioè all'inizio delle doglie, il marito talvolta corre a chiamare la levatrice comunale, talaltra avvisa alcune comari del circondario che per fama hanno una certa esperienza. Se è di giorno, si è provveduto ad allontanare da casa altri eventuali bambini, magari inviandoli a casa della madre della partoriente che così viene avvisata di quanto sta avvenendo e prontamente arriva con una gallina con cui preparare un brodino per la figlia ad evento avvenuto. Se il parto avviene di notte, per impedire che urla o rumori sveglino i bambini, talvolta la partoriente viene portata in stalla e sistemata su un saccone di foglie o fieno. Alcune levatrici lamentavano la scarsa igiene adoperata in simili circostanze, affermando che taluni portavano la partoriente in stalla o la sistemavano su un mucchio di stracci su un tavolo in cucina solamente per paura di sporcare le lenzuola del letto.

Dopo il parto la donna deve rimanere in camera per la prima settimana e in casa per i primi quaranta giorni: se uscisse in *quarantìa* potrebbe causare danni alla propria salute e quindi al neonato e disgrazie alle case presso le quali si dovesse recare. Dopo questo periodo, si fa accompagnare il chiesa o dalla suocera o da un'altra persona e ottiene la *benedìa*, dopo la quale è riammessa a pieno titolo nella comunità. Non deve andare da sola, *parché la ga el diaolo a schena*, e potrebbe fare brutti incontri e incappare in sorprese pericolose.

Perché cresca *belo drito*, il neonato viene fasciato stretto dal collo ai piedi anche fino a sei mesi; qualche volta le braccia vengono lasciate fuori, ma non sempre. Quando piange si prova a cambiarlo oppure la suocera, per non far capire nulla agli altri bambini, dice alla nuora: *"Proa a scaldarghe el naso!"*, vale a dire: *"Allattalo!"*.

Formandosi le coppie abbastanza giovani ed avendo numerosi figli, il primo neonato del primogenito di una famiglia, si troverà circondato da zii quasi coetanei ed essendo spesso la nonna ancora fertile, talora si dà pure il caso di zii più giovani dei nipoti. Se non trovassero compagnia in casa, la trovano sicuramente in contrada, dove con i coetanei giocano a nascondino, a muffa, a fazzoletto, a guardie e ladri, a *parar el sercolo*... Non è molto però il tempo lasciato per i giochi, perché appena in grado di far qualcosa sia i maschi che le femmine collaborano nei lavori di famiglia.

## AMORE E MATRIMONIO

I ragazzi e i giovani possono prendersi i primi soldi andando a *giornada*. Se non hanno lavoro in proprio, durante la fienagione i ragazzi diventano *segàti* e le ragazze *risteline*, cioè addetti alla falciatura o alla raccolta del foraggio; in autunno i ragazzi diventano *batàri* e le ragazze *cataòre*, cioè addetti all'abbacchiatura o alla raccolta delle castagne; nel periodo estivo alcuni ragazzi possono essere impiegati come *famej* in malga e le ragazze possono trovar lavoro come *servéte*, cioè come collaboratrici domestiche, presso altre famiglie. Non sempre però percepiscono paghe: talvolta sono messi a *panéto*, cioè solo in cambio del loro mantenimento.

Sia maschi che femmine partecipano con entusiasmo a tutte le possibili sagre paesane del circondario. Per tutti queste sono anche le prime occasioni per conoscere giovani dell'altro sesso, anche se il miglior ambiente per un giovane in cerca di fidanzata è il filò serale che si tiene in tutte le contrade. Solitamente da ottobre a maggio, nella stalla più capiente della contrada o del proprietario più ospitale o influente (talvolta anche in più stalle, se la contrada è grossa), tutte le persone si riuniscono circa dalle 20 e fin verso le 23. Se ne approfitta anche per fare dei lavoretti: gli uomini impagliano sedie, costruiscono cesti di vimini, ag-



giustano o preparano attrezzi; le donne filano lana, rammendano, lavorano di cucito o a maglia. Nel filò prima si recita il Rosario, poi si parla di affari, di prezzi, si discute, si raccontano storie, ci si corteggia tra ragazzi. Nel filò la porta non è mai chiusa a chiave, ma c'è libero accesso per chiunque. Siccome solo i maschi possono andare in giro di sera, è ovvio che le ragazze si trovino sul filò della propria contrada e che qui le raggiungano i ragazzi. I giovani non vengono mai lasciati da soli ma sono sempre vigilati dagli adulti. Ai giovani si consiglia di far caso anche alle qualità o caratteristiche che deve avere la futura sposa: fondamentale è che *la tasa, che la piasa e che la staga in casa*; non è opportuno andare troppo lontano a cercarsi la ragazza: *strobe in le sese e done dal so paese*; oltre che dispendioso può essere rischioso, per cui: *l'è mejo bruta, ma comoda per poterla controllare*; la bellezza fisica conta meno della ricchezza: *l'è mejo na bruta figura de on bruto contrato*; è preferibile che la sposa sia giovane: *vin vecio e done doene*, anche se non sono sempre da escludere quelle più mature: *l'è la galina vecia che fa el brodo bon*. Simili avvertimenti vengono dati anche alle ragazze: è preferibile che il futuro sposo abiti verso il piano che verso il monte: *i è le pegore perse che va in su*; si consiglia di guardare la sostanza più che la prestanta: *varda el punaro e no el galo perché i fioi no i domanda: pupà belo, ma: pupà, pan!*; anche le qualità morali cedono di fronte alla ricchezza: *tolo marso, ma sior!*; controllare che abbia una florida azienda: *ch'el gabia almanco diese vache, el toro e el caval moro*; qualche saggia madre sa però che anche la soddisfazione di coppia ha grande importanza: *ch'el gabia casa e campi, ma anca carcossa davanti!*.

Dopo un fidanzamento di durata variabile, ma solitamente di alcuni anni, il ragazzo chiede la mano della fidanzata al padre di lei. Se viene concessa, i nubendi si recano dal parroco per le pubblicazioni. In questo periodo diventano più frequenti gli incontri e gli inviti a pranzo tra le famiglie dei due, anche per mettersi d'accordo sugli ori, sugli inviti, sulla dote. Dapprima va il ragazzo con i genitori a casa della fidanzata: questa festa viene detta *'nar a sbregar la cioca'*; qualche festa dopo i genitori della futura sposa (quasi mai lei, perché non si ritiene le porti fortuna il vedere prima dove sarebbe andata ad abitare) si recano a casa del fidanzato: questa festa viene detta *'nar a vedar can de corte'*. Anche se prematuro, avvertiamo qui di un'altra festa: qualche domenica dopo le nozze i genitori della sposa *i torna a torse la pele*, cioè vanno a trovar la figlia nella nuova casa, per concludere eventuali conti sospesi e per portarsi via 'la pelle' della figlia: è come dire che la giovane deve completamente rinnovarsi, cambiando vita, modi e abitudini.

I periodi più richiesti per i matrimoni sono la primavera e l'autunno, ma non la Quaresima e periodi di intensi lavori agricoli. Si celebrano quasi sempre di sabato, (o di domenica) e al mattino presto, perché gli sposi per poter fare la Comunione devono essere digiuni dalla mezzanotte. Lo sposo con il suo seguito di invitati si reca all'abitazione della sposa, che aspetta quest'arrivo per scendere di camera. Il gruppo di invitati con la sposa si aggrega all'altro gruppo e ci si avvia alla chiesa. Alla partenza dei cortei, soprattutto in Lessinia orientale, a scopo augurale vengono sparati alcuni colpi di *trombin*<sup>342</sup>; altrove

---

342 Si tratta di una particolare arma a forma di gigantesca pistola, ma di peso attorno ai 30 kg. Non risulta che sia mai stata usata a scopi bellici od offensivi, ma solo per far festa: sagre, ingressi di parroco, visite di vescovi, matrimoni, ... Recentemente in Lessinia orientale si sono costituiti due Gruppi folkloristici per tramandare la tradizione: I Trombini di S. Bartolomeo delle Montagne e I Pistonieri dell'Abazia (Badia Calavena). Per saperne di più: G. FAÈ, i Trombini di San Bartolomeo, Hit Comunicazione, Verona, 1999.

si sparano a salve alcuni colpi di fucile. Lungo il percorso si possono trovare varie *sbare o fermative*: dei giovani bloccano il percorso al corteo con legni o altro; gli sposi stessi devono iniziare a rimuovere l'ostacolo; dopo essersi fatti promettere dolci o vino, anche gli autori aiutano a rimuovere l'ostacolo. Gli sposi all'andata camminano col proprio gruppo; solo al ritorno cammineranno insieme. Dopo la cerimonia solitamente il parroco invita in canonica gli sposi con i compari e offre loro una cioccolata calda o una piccola colazione. Ancora in corteo, ma non con tutti gli uomini perché qualcuno si ferma in paese, ci si avvia a casa dello sposo per il pranzo di nozze.

È di solito la suocera che, aiutata da qualche cuoco del circondario, ha preparato il pranzo. Consiste solitamente in: tagliatelle fatte in casa cotte nel brodo, bollito misto con la *pearà*, pollo o manzo arrosto con varie verdure cotte e crude, formaggio locale, dolce casereccio, caffè e vino buono. Uno scherzo 'piccante' è servire agli sposi un pezzo di formaggio molto stagionato, per l'occasione chiamato *formajo pincion*. Altro scherzo può essere portare alla sposa in una scatola chiusa o in due scodelle chiuse una contro l'altra un passerotto: quando lei aprirà l'uccello spiccherà il volo tra gli applausi dei commensali. Se non c'è tra gli invitati, talvolta si invita appositamente qualche cantastorie ad intonare delle filastrocche adatte o un suonatore di fisarmonica che esegua qualche musica ballabile. Altri scherzi possono essere fatti nel letto agli sposi: lenzuola cucite nel mezzo, ortiche o ricci di castagne sotto le coperte, polvere di cavallo che mette un tremendo prurito, barattoli appesi sotto le reti che faranno rumore appena i due si coricheranno, ... Ma non tutte le suocere permettono che le nozze finiscano in una gazzarra a volte esagerata od oscena. Le nozze sono considerate il giorno più bello per uomini e donne, per cui di solito per i banchetti nuziali non si bada a spese; si è coscienti che dopo finisce tutto nel consueto, tra preoccupazioni, lavoro, casa e figli.

## VECCHIAIA E MORTE

La famiglia patriarcale permette che nessuno si senta inutile né venga abbandonato a se stesso. Le persone restano nell'ambito della famiglia fino alla fine dei loro giorni; garantiscono una presenza assidua in casa, possono almeno tener d'occhio i bambini finché i genitori lavorano all'esterno, si rendono utili riparando qualche attrezzo o rammendando qualche vestito, si tiene conto dei loro consigli o giudizi, frutto spesso di lunga esperienza: *trista co'la cà, che udor da vecio no la sa*. Arrivato in età avanzata il capofamiglia provvede a far testamento; è pur questa un'arma che gli consente di non venir trascurato o disobbedito, perché incute rispetto la possibilità di risulturne esclusi. Solo chi non si è formato una famiglia corre il rischio di una morte solitaria: *ne la grupia more el barba, senza che nessun lo guarda*.

L'avanzare dell'età e l'approssimarsi della dipartita può portare ad una più intensa frequenza religiosa o ad una più composta serietà: *quando el corpo el se frusta, l'anima la se giusta*. Anche il parroco, ove possibile, intensifica le visite a domicilio delle persone più anziane per portar loro la Comunione e per rendere meno traumatica la visita finale, quando i parenti del moribondo lo chiamano perché gli impartisca l'Estrema Unzione. C'è chi scherza anche su questo rito e per indicarlo dice *che è passà el prete a ondarghe le rue*. Quando il parroco si reca col viatico presso un moribondo, se non è un caso proprio urgente, viene accompagnato da quattro confratelli con le lanterne astili, da uno con l'ombrellino e da due chierichetti con incenso e acqua santa. In qualche caso viene dato anche uno o più segni con le campane. Quando si capisce che uno si sta lentamente ma

inesorabilmente spegnendo, si dice che *el va avanti come la piera in t'el quaro*<sup>343</sup> si avvisano i parenti più prossimi qualora ci sia qualcuno che intende vederlo ancora da vivo.

Appena uno è spirato, un parente si reca ad avvisare il parroco che provvede subito a far dare un segno di campane. Viene suonata a tocchi cadenzati la campana più grossa per un uomo, la seconda per una donna, la campana più piccola se dovesse trattarsi di un bambino, che una volta non erano rari. Verranno in seguito dati altri due o tre segni giornalieri fino alla sepoltura. Chi va ad avvisare il parroco di solito torna portando anche quattro candelieri che vengono messi a fianco del letto. Chi è rimasto a casa, dapprima apre la finestra per cambiar l'aria sicuramente viziata; qualcuno ritiene che sia *par liberar l'anima*. Si provvede poi a pulire il cadavere, a vestirlo con il miglior vestito, ad incrociargli le braccia sul petto con un Rosario o un Crocefisso tra le mani e a sistemarlo sul letto sopra un'asse perché resti diritto. Si mette infine nella stanza qualche vaso di fiori. Per ogni notte che il defunto resta in casa (massimo due, anche se nei paesi più alti l'abbondanza di neve può in qualche caso protrarre il funerale in attesa di adatte condizioni meteorologiche), alcune persone restano sveglie tutta la notte in un locale adiacente o sottostante a *tendar el morto*, cioè a far la veglia. Se resta anche qualche donna, solitamente si chiacchiera e ogni tanto si recitano delle preghiere; se restano solo uomini si fanno pure delle gran partite a carte, si beve qualche bicchiere di vino e ogni tanto qualcuno sale a dare un'occhiata al defunto.

Abitudine molto seguita e partecipata in quest'area è la recita del Rosario a domicilio del defunto. Per tutte le sere prima del funerale, non solo i parenti, ma quasi tutti gli abitanti di un circondario abbastanza esteso, quando c'è un morto in una famiglia non recitano il Rosario nel filò della loro contrada, ma si recano presso costoro e lo recitano sul posto. Solitamente viene recitata una corona, ma talvolta anche tre, seguite dalle Litanie dei Santi, della Madonna, da vari Requiem ed eventuali altre formule. Qualcuno dopo la recita offre un bicchiere di vino ai convenuti.

I funerali si tengono quasi sempre al mattino, per dar modo ad eventuali parenti anche lontani di poter poi tornare a casa nel pomeriggio. Il parroco talvolta si reca all'abitazione del defunto per benedire il cadavere prima che venga chiusa la bara, talaltra aspetta il corteo alla porta della chiesa. In alcuni paesi è abitudine realizzare ghirlande di fiori, naturali o di carta, di colore diverso a seconda del defunto: fiori scuri o rossi per anziani uomini o donne, fiori azzurri o rosa per giovani maschi o femmine, fiori bianchi per bambini. Poche parrocchie dispongono di un apposito carro funebre trascinato da cavalli o buoi; per la maggior parte il feretro viene portato a spalla da quattro appositi portamorti, che dopo vengono anche pagati. Se il percorso risulta troppo lungo o il feretro troppo pesante, possono anche essere in otto e portare o a turno o insieme, dopo aver appeso la bara a delle apposite stanghe. Gli appartenenti alle varie confraternite, sia maschili che femminili, se ce l'hanno, devono partecipare al funerale con la divisa.

Tutti in casa sono tenuti a portare il lutto per un familiare defunto. La vedova o il vedovo si vestono di nero o di colori scuri per circa un anno o più; i figli e le figlie si vestono di

---

343 Significa: come la cote nel suo contenitore. Il quaro può essere un corno di bue svuotato o un contenitore cilindrico di legno; si porta alla cintola quando si falcia. Deriva dal lat. *aquarium*, perché per affilare bene la cote deve essere bagnata, quindi contiene sempre un po' d'acqua.

colori scuri per almeno sei mesi e portano un nastro nero al collo della maglia o della giacca o sul cappello per circa sei mesi. Recentemente il nastro nero è stato sostituito da un apposito bottone da mettere all'occhiello. Le più comuni commemorazioni del defunto sono in corrispondenza del *setimo*, *trigesimo* e *caodano*, cioè si celebra una messa di suffragio dopo sette giorni, un mese e un anno. *El caodano* è spesso ripetuto per molti anni appresso.

## IL CICLO DELL'ANNO

Non mi risulta che capodanno sia atteso in maniera particolarmente festosa o rumorosa; verso sera del 31 dicembre si va in chiesa per cantare solennemente il *Te Deum* e poi a casa si fa un filò un po' più lungo del solito, magari davanti a *na padelà de castagne* e a qualche bicchiere *de graspià*. Più per curiosità o scherzo che per vera convinzione, al mattino del primo gennaio qualche ragazza in età da marito prima di scendere da camera getta in fondo alla scala *le sgalmare*<sup>344</sup>; se rimarranno diritte e orientate verso l'uscita, entro l'anno si sposerà; se si rovesceranno può darsi che il fidanzamento vada a monte; se si orienteranno verso l'interno, dovrà aspettare ancora del tempo per convolare a nozze. Anche se non mi risulta che venissero effettuate particolari sparatorie, non si può escludere che, soprattutto in Lessinia orientale, tuoni qualche *trombin*. Al mattino del primo dell'anno per un uomo non è di buon auspicio incontrare una donna, soprattutto se vecchia o brutta; le donne non si recano in casa d'altri per non portar loro sfortuna.

Dall'inizio dell'anno fino all'Epifania passano per le varie contrade giovani a *cantar la stela*: con una grossa stella di carta infissa sopra un'asta e illuminata da una candela, possibilmente accompagnati da un suonatore di fisarmonica, girano di casa in casa cantando una melodia relativa ai Re Magi. Dalle famiglie ove passano ottengono mele, castagne, noci o un bicchier di vino. Alla sera dell'Epifania sul monte più alto adiacente ad ogni contrada viene acceso un gran falò di stoppie: è detto *brusar el bruièlo* o *brusar la strìa*.

A seconda che la Pasqua caschi 'alta' o 'bassa', Carnevale dura dall'Epifania solitamente fino ai primi di febbraio o ai primi di marzo. È comune abitudine dei giovani della Lessinia andare mascherati in giro per i vari filò e inscenare delle burle o delle scenette comiche. Se risultano mascherati talmente bene da riuscire a non farsi riconoscere da nessuno degli astanti, si dice che *'i ga portà ia el galo'*; potrà significare che in tempi più antichi fosse in palio un gallo per la compagnia teatrale che riusciva a mettere in scena il miglior spettacolo? Qualcuno narra anche di maschere che nell'andarsene abbiano lasciato un attore, apparentemente addormentato, appoggiato ad una colonna. Quando gli altri se ne sono accorti e hanno provato a svegliarlo, si sono resi conto che era morto. Che qualcuno abbia approfittato dei mascheramenti anche per effettuare o nascondere qualche omicidio? In vari paesi durante il Carnevale si mettono in scena anche vere commedie o tragedie, del Metastasio, dell'Alfieri, del Goldoni o di altri, che vengono rappresentate nel teatrino parrocchiale. In ogni casa è abitudine preparare le *fritole*, fatte con farina, latte, uova, zucchero, frutta o uva passa e fritte nello strutto del maiale da poco ammazzato.

Una cerimonia particolarmente significativa, che può indicare sia l'uscita dall'inverno che l'ingresso della primavera, è detta *Ciamar Marso*. Durante le due ultime sere di feb-

---

344 Sono artigianali e pesanti scarpe o zoccoloni, con la suola di legno e la tomaia di cuoio.

braio e la prima di marzo giovani di contrade contrapposte di una vallata escono sopra un colle con secchi, campanacci, pezzi di metallo o qualsiasi altro oggetto atto a far rumore e tra schiamazzi e grida si chiamano da un versante all'altro. Nei loro scherzosi d' verbi, per le prime due sere combinano matrimoni fasulli accoppiando elementi (es. un monte con una valle) o nomi per burla (es. un gobbo con una vecchia zitella, un poveraccio con una pretenziosa); la terza sera invece celiano effettive coppie di fidanzati. Adoperano anche un formulario in parte predisposto e variamente adattabile; ne ho raccolto diverse varianti<sup>345</sup> e ne ripropongo una:

- Sta per entrar marso in questa tera  
par maridar na puta bela.
- Ci èla? Ci no èla?
- L'è la ....., che l'è la pì bela!
- Ci ghe denti par mari?
- El ....., che l'è on bel fiolo.
- Sa ghe denti par dota?
- Na cavra smarsa tacà a na stropa!
- Sa ghe denti par nissoi?
- Quatro scorse de fasoi!
- Sa ghe denti par cavessale?
- Na barela da sbondare!
- Ghe fenti anca la stima?
- Metendoghe na galina insima!
- Allora, ghe l'enti da dare?
- DENGHELA! DENGHELA che l'è soa!

Dopo la malinconica Quaresima, assieme alla primavera arriva la Pasqua a sollevare gli animi. È anche il periodo degli amori: la notte della vigilia della Domenica delle Palme il fidanzato deve riuscire nascostamente a portare davanti alla casa della fidanzata la palma: un rametto d'ulivo abbellito con nastri, fiocchi e dolciumi. Se lei la porterà in processione il giorno dopo è confermato e accettato il loro amore. Deve fare attenzione però che non se ne accorgano invidiosi o rivali, che potrebbero sostituire la palma col fantoccio di un vecchio, magari con una *siatira* appesa. In questo periodo è frequente la partecipazione a tutte le celebrazioni religiose, sulla mensa di ogni famiglia non manca un piatto di uova sode, le massaie vanno a gara nell'impastare *fogasse de Pasqua, brassadèle, colombete*,... arricchite con burro e latte, adornate con zucchero e tuorlo d'uovo.

Maggio non è considerato un buon mese per i matrimoni, perché è detto el mese dei mussi, cioè il mese in cui gli asini vanno in amore. Al primo di questo mese i ragazzi possono prendere in giro le ragazze più pretenziose *fandoghe i mussi*: allestiscono con canne e stracci il fantoccio di un asino, vi appendono un foglio con una *siatira* irriverente nei confronti delle giovani da dileggiare e lo appendono nascostamente ad un albero nei

---

345 Cfr.: E. BONOMI, Vita e tradizione in Lessinia, Verona, 1982, pp. 188-191.

pressi dell'abitazione delle stesse. Talvolta vi mettono il fantoccio di un uomo a cavallo, che dovrebbe rappresentare un pretendente indesiderato.

Una notte particolarmente significativa è considerata quella tra il 23 e il 24 giugno: la notte di san Gioani. Alla sera le donne stendono sull'erba pulita delle stoviglie di cotone, le raccolgono al mattino dopo e le strizzano:

con l'acqua che ottengono impastano *el levà* per il pane. Devono essere raccolte in questo giorno ed essiccate all'ombra le erbe medicinali perché non perdano la loro efficacia. Se si rompe in questo giorno un rametto di geranio o altro fiore e si mette sulla inferriata della finestra, fiorirà comunque e rimarrà verde fino all'inverno. Si conserva un uovo deposto in questo giorno per fare la barca di san Piero la notte del 28 giugno. E ancora: se una ragazza intende sposarsi, basta che si rotoli nuda nell'erba durante quella notte e troverà marito nel corso di quell'anno.

Durante i mesi estivi e autunnali fervono più intensi i lavori agricoli; la fienagione, la mietitura, la trebbiatura, la raccolta delle castagne, dell'uva e di altri frutti offrono meno tempo sia per pensare che per architettare scherzi. Oltre alla possibilità di guadagnarsi qualche lira in impegni temporanei, per i giovani queste opportunità costituiscono altresì occasioni d'incontro, come la frequente partecipazione alle numerose sagre paesane. Caratteristica abitudine di molte famiglie per il primo novembre è lasciare la tavola apparecchiata e il fuoco acceso nel camino, perché si crede che quella notte i morti possano tornare alle loro case e vogliano rifocillarsi. In alcuni paesi vengono suonate le campane per l'intera notte da gruppi di giovani che si alternano. Dopo mezzanotte in una casa vicina delle donne cucinano un piatto di gnocchi per i suonatori, che li accompagnano con qualche bicchiere di vino caldo. Dai bambini di ogni contrada lessinica è ansiosamente attesa la notte prima del 13 dicembre, perché arriva Santa Lucia a portare loro regali: una collana di castagne, qualche bambola di stoffa fatta dalla nonna o dalla mamma per le bambine e qualche giocattolo di legno fatto dal papà per i bambini, qualche caramella o cioccolatino, qualche fico secco o carobola o, più recentemente, arance o mandarini.

In qualche abitazione il fuoco resta acceso anche la notte di Natale. Durante l'anno si tiene da parte un particolare ceppo, magari perché duro da rompere, che viene detto la *soca de Nadal*. Viene messo a bruciare in quell'occasione perché si dice ai bambini che potrebbe passare la Sacra Famiglia e potrebbe aver bisogno di asciugare le fasce a Gesù Bambino. Presumibilmente l'abitudine rispondeva alla necessità di trovare la casa riscaldata quando si fosse tornati dalla Messa di Mezzanotte.

## **COMUNITÀ LINGUISTICA**

Il processo di assimilazione linguistica del cimbro in Lessinia si è interrotto subito dopo l'arrivo dei coloni dalla Baviera, iniziando così, un progressivo processo di disgregazione linguistica che ha portato la popolazione cimbra ad un inesorabile attacco all'unitarietà culturale e quindi linguistica delle famiglie della Lessinia.

Questa devoluzione linguistica e culturale, all'inizio lenta, ha portato alla situazione attuale che vede, secondo stime non ufficiali, i parlanti attivi in circa 80 unità di cui una trentina residenti in Lessinia e soprattutto a Ljetzan-Giazza, ultima isola linguistica del "cimbro" dei XIII Comuni Veronesi.

Secondo le stesse stime ci sarebbero circa 150 parlanti passivi in tutto il territorio della provincia di Verona.

*Consistenza demografica nelle parrocchie dell'area cimbra della Lessinia dal 1553 al 1700*  
(dai registri delle visite pastorali). Archivio Vescovile di Verona

<b>Parrocchie Lessinia</b>	<b>1553</b>	<b>1592/93</b>	<b>1613</b>	<b>1634</b>	<b>1657</b>	<b>1671</b>	<b>1699/70</b>
Badia Calavena	–	–	–	–	1300	1000	1250
Campofontana	–	–	350	300	220	294	285
Cerro	180	500	–	–	250	240	400
Chiesanuova	1000	1300	–	–	1100	1200	1320
Erbezzo	–	300	–	–	500	500	600
Rovere di Velo	390	1000	1600	546	800	700	713
San Bartolomeo	–	500	360	265	390	529	547
San Mauro Saline	500	900	850	–	500	400	–
San Vitale	500	–	180	–	–	100	561
Selva di Progno	–	250	600	280	400	325	561
Val di Porro	–	350	–	–	100	300	340
Velo Veronese	750	1110	950	506	500	780	560
<b>Totale</b>	<b>4373</b>	<b>6200</b>	<b>4350</b>	<b>1897</b>	<b>6070</b>	<b>6260</b>	<b>7033</b>

–: indica la non avvenuta visita pastorale oppure che i verbali non riportano alcun dato

*Censimento napoleonico del 1810 dei XIII Comuni Veronesi secondo la lingua in uso*

<b>Comuni</b>	<b>Parlanti attivi</b>
Azzarino	199
Campofontana (frazione di Selva)	166
Roverè di Velo	2579
San Bartolomeo al tedesco	662
Selva di Progno (con Ljetzan )	383
Velo	1265
Totale	5254

Oggi la lingua cimbra non viene usata correntemente neanche tra i parlanti attivi rimasti, fatto estremamente negativo per rallentare la perdita definitiva della parlata attiva tendendo a divenire un idioma con caratteristiche prettamente storiche e culturali ma non certo effettive. Ci sono casi sporadici di trasferimento di vocaboli, piccole frasi e ninna nanna, ai bambini nell'ambito familiare.

Il suo uso si limita a scambi di saluto o di brevi frasi di circostanza.

I toponimi non deformati sono invece di uso corrente e utilizzati da tutti, indistintamente. In questa situazione, è facile capire quanto sia difficoltoso operare delle scelte didattiche efficaci.

Da anni viene effettuato un corso serale facoltativo extrascolastico che coinvolge i parlanti attivi e i desiderosi di apprendere la lingua cimbra . Si chiama *"Tzimbar Lentak-Cimbro Vivo"* e questo nome è molto indicativo della situazione. Questo corso è organizzato dal Museo dei Cimbrici di Ljetzan-Giazza sotto la direzione dell'associazione culturale

Curatorium Cimbricum Veronense che da oltre 25 anni si occupa della tutela e salvaguardia della lingua, cultura, tradizione e folkore dei cimbri della Lessinia.

In sintonia con questa pluriennale esperienza, da quattro anni si svolge un corso di lingua e cultura cimbra presso la scuola elementare del comune di Selva di Progno.

Questo corso che occupa i bambini delle ultime classi per un'ora alla settimana nell'ambito dello spazio dell'autonomia scolastica, è denominato *Bar bia Iar – Noi come Voi* in nome alla diversità culturale quale patrimonio dell'umanità.

Sono comunque stati presentati vari progetti per dei corsi linguistici ufficiali nell'ambito della legge 482 sia per alunni che per docenti.

C'è ancora memoria di preghiere in lingua cimbra ma non vengono più usate durante le celebrazioni religiose anche per insensibilità al problema.

Si sta puntando anche all'utilizzo dell'effetto mediatico per poter incidere sul grosso problema dell'appiattimento linguistico-culturale in atto.

Un sito internet, un sistema di collegamento in videoconferenza, un notiziario una radio-web ed altro, sono i mezzi utilizzati in questo momento sulla rete.

Un progetto per costituire una radio satellitare che possa dare voce a tutte le istanze linguistico/culturali d'Europa è un altro mezzo che aiuterà la vita, lo sviluppo, ed anche forse la reintroduzione del grande patrimonio linguistico culturale di tutta l'Europa potrà dare un forte contributo ad una visione nuova del problema delle minoranze, un visione multiculturale, che pur essendo una visione globale, di fatto si contrappone a quella della "monocultura" della maggioranza dovuta alle capacità e forza economiche.

## **LA VITA CULTURALE**

*Associazione culturale "non profit" CURATORIUM CIMBRICUM VERONENSE*

Il "Curatorium Cimbricum Veronense" (associazione nota anche come "Cimbri della Lessinia"), con sede sociale a Giazza di Selva di Progno (Verona), presso il Museo Etnografico "G. Cappelletti", è stata ufficialmente costituita con atto notarile nel febbraio del 1974. Recentemente lo Statuto è stato aggiornato e modificato durante l'Assemblea Generale Straordinaria dei soci che si è tenuta a Velo Veronese (prov. di Verona) ed è stato registrato presso l'Ufficio Atti civili dell'Ufficio di Registro di Soave (Verona).

Gli scopi e gli indirizzi statutari dell'Associazione si compendiano in attività prevalentemente culturali, quali la riscoperta, la tutela e la divulgazione del linguaggio, della storia e delle tradizioni delle comunità "cimbre" dell'Altopiano della Lessinia, con particolare attenzione alla gente e al paese di Giazza dove una sessantina di persone continuano a parlare questo antico linguaggio tedesco. L'Associazione è condotta da un Presidente e da un Vicepresidente assistiti da un Consiglio di Amministrazione di altri sette consiglieri, da un Collegio di Revisori dei Conti, da una terna di Probiviri che fungono anche da coordinatori delle attività del Curatorium.

I tre organismi associativi vengono eletti ogni quattro anni dall'Assemblea dei Soci. Durante l'Assemblea annuale ordinaria vengono presentati, discussi e approvati, per alzata di mano o con votazione segreta, il Rendiconto Consuntivo dell'anno sociale concluso e il Programma delle attività e delle iniziative dell'anno nuovo con il relativo bilancio di previsione. Le deliberazioni in merito ai Conti Consuntivi e ai Programmi di Attività vengono regolarmente inviati in copia conforme alla Comunità Montana della Lessinia,



alla Regione del Veneto, alla Provincia di Verona, alla Fondazione Cariverona, al Consorzio Bim Adige di Verona e ad altri enti pubblici della provincia.

Nei primi 10 anni dalla sua costituzione l'Associazione è stata presieduta da Giovanni Faè, che ne è stato anche uno dei fondatori e il primo direttore responsabile della rivista, organo ufficiale del Curatorium, la quale, in un primo tempo fu denominata "Vita di Giazza, poi "Vita di Ljetzan Giazza, quindi "Vita di Giazza e di Roana"; successivamente ha cambiato testata con la dicitura "Ter-

ra Cimbria" che è durata fino al 1979 ed ha complessivamente pubblicato oltre un centinaio di fascicoli per un totale di oltre 2.000 pagine.

Nel 1979 ha preso le redini dell'Associazione e della rivista – che ha cambiato ulteriormente la denominazione con quella attuale di "Cimbri – Tzimbar" – un altro gruppo di soci, i quali hanno badato sia alla stampa della rivista a scadenza semestrale, sia a quella di un giornalino annuale, come di altre opere saltuarie e complementari dando loro una nuova impronta e una nuova linea. Il nuovo gruppo dirigente ha così editato ben 28 numeri della rivista di circa 150 pagine l'uno, sei opuscoli integrativi di 70 pagine l'uno, 20 numeri di un giornalino "Cimbrinotizie" di 12 pagine l'uno in 3500 copie per ogni numero che è stato regolarmente distribuito gratuitamente a tutti gli alunni delle scuole elementari e medie della Lessinia. Ha dato alle stampe poi 4 opuscoli di 36 pagine l'uno della serie "I tascabili" ("La carbonàra", "La calcàra", "I trombini", "La giasàra").

Ha stampato un numero speciale "Orchi, anguane fade" in 2000 copie; relazioni di un convegno che aveva organizzato nei Colli Berici di Vicenza.

## **SOCI**

Quando cambiò il consiglio di Amministrazione nel 1979 i soci erano 21. Oggi sono 400.

## **MUSEO DEI CIMBRI DELLA LESSINIA**

È di proprietà della Comunità Montana della Lessinia che però, fin dal giorno della sua apertura (1972), l'ha affidato alla direzione e alla gestione del Curatorium Cimbricum Veronense. Nel 1998 è stato completamente ristrutturato e sono stati rifatti a nuovo gli spazi espositivi e i percorsi didattici. Visitatori paganti annui: circa 2300. Attualmente la Comunità Montana della Lessinia ha dotato il Museo di un servizio di "Server-Internet" che collega tutte le otto centraline installate in altrettanti locali dei comuni della Lessinia che fanno parte del territorio degli ex Tredici Comuni Cimbri Veronesi. Dal mese di ottobre 2002 il Museo è diventato anche ufficialmente sede sociale, direzionale e amministrativa dell'Associazione, di cui è presidente Giovanni Molinari e Vicepresidente Vito Massalongo. Gestisce il museo la signora Marisa Vantini.



**XIII Comuni Veronesi– XIII Komoinen vo Beam,  
la raccolta del fieno**

Funziona anche da Sportello linguistico/culturale cimbro (legge 482), da Centro di Documentazione multimediale e cartaceo dei Cimbri della Lessinia e da sede redazionale e di trasmissione della Radioweb e FM Cimbri-Lessinia gestita sempre dal Curatorium Cimbricum Veronense.

### **ORGANISMI DELL'ASSOCIAZIONE**

Dal 20 gennaio 2001, a norma di statuto, gli organismi rappresentativi dell'Associazione sono:

- a- Il presidente (Giovanni Molinari)
- b- Il vicepresidente (Vito Massalongo)
- c- I consiglieri: Alessandro Anderloni, Ezio Bonomi, Elisa Caltran, Vito Massalongo, Nadia Massella, Marzio Miliani, Giovanni Molinari, Giovanni Rapelli, Aldo Ridolfi.
- d- I probiviri: Attilio Benetti (presidente), Carlo Caporal, Bruno Menaspà.
- e- I revisori dei conti: Clementina Presa, Carlo Capobianco, Bruno Corradi.
- f- Il comitato scientifico: Ezio Bonomi (presidente), Giovanni Rapelli, Aldo Ridolfi.
- g- Organo ufficiale dell'Associazione: (la rivista semestrale) «Cimbri – Tzimbar» e il giornalino per scolari e famiglie (un numero all'anno) «Cimbrinotizie». Registrata presso il Tribunale di Verona al n. 940 del 25 maggio 1990.
- h- Il direttore responsabile della rivista: Piero Piazzola  
Il vicedirettore: Carlo Caporal

### **RICONOSCIMENTI UFFICIALI**

- 1. Il Curatorium Cimbricum Veronense è stato riconosciuto a livello regionale dalla Legge n. 73 del 1994 e, pertanto, riceve un contributo da essa.
- 2. È in corso il riconoscimento anche da parte dell'Amministrazione Provinciale di Verona, la quale, però, non ha mai concesso contributi. Gli 8 comuni della Lessinia, un tempo parlanti cimbro, hanno riconosciuto l'associazione Curatorium Cimbricum come l'unico soggetto giuridico veronese preposto alla salvaguardia della cultura cimbra.
- 3. Il Curatorium Cimbricum Veronense è stato riconosciuto ufficialmente da parte della Comunità Montana della Lessinia come "Associazione sovracomunale promotrice di cultura" in Lessinia.

### **MANIFESTAZIONI**

- I. Ha celebrato 13 "Feste dei Cimbri" spostando la festa di anno in anno in una delle località degli ex Tredici Comuni Veronesi. L'ultima manifestazione si è tenuta a Bosco Chiesanuova il 31 agosto e il 1° settembre 2002, in occasione del trasferimento della sede della Comunità Montana della Lessinia da Verona a Bosco Chiesanuova.
- II. Ha celebrato quattro "Feste del Fuoco" a Giazza in collaborazione con la Pro Loco "Ljetzan-Giazza" e con l'A.P.T. n. 13 di Verona; nel 2002, invece, l'Azienda di promozione è stata abolita e la manifestazione l'hanno sostenuta solo il Curatorium e la Pro Loco.
- III. Ha inventato, promosso e condotto in porto, con molto successo, già 8 edizioni del Filmfestival; la prima edizione a Bosco Chiesanuova, poi a Erbezzo e adesso con sede fissa a Cerro Veronese.

- V. Ha portato a compimento 12 viaggi culturali in diverse isole linguistiche di origine tedescofona dell'Arco Alpino più una in Baviera, una Salisburgo e una a Berna (Svizzera)
- VI. Ha celebrato con successo un primo Convegno Culturale a Tregnago nel novembre del 1987 per celebrare i "700 anni di storia cimbra veronese" con la pubblicazione dei relativi atti; un secondo il 5 luglio 1997 a Cerro Veronese dal titolo "Lessinia, terra di Cimbri", con la raccolta degli atti; un terzo a Bosco Chiesanuova nel luglio del 2001 con tema: "L'Architettura in Lessinia".
- VII. Ha celebrato il 18 settembre 1999 un 3° Convegno Culturale a Verona dal titolo "Antichi Tedeschi a Verona".
- VIII. Nei mesi di settembre/ottobre dell'anno 2000 ha organizzato, presso la Biblioteca Civica di Verona, una Mostra documentaria dal titolo "I Cimbri: duemila anni tra storia e leggenda", durata 40 giorni, visitata da circa 2000 persone e, a chiusura, un convegno dal titolo "Antichi tedeschi a Verona" i cui atti sono stati pubblicati in un numero della rivista.
- IX. Dal 1989, fino ad oggi, ha organizzato 14 Assemblee Generali Ordinarie dei soci, (e una straordinaria) in una località diversa dei 13 Comuni Veronesi, sempre molto partecipate. Il Curatorium nel 2002, per esempio, si è riunito 14 volte ufficialmente; altrettante in occasione di manifestazioni, delegazioni, riunioni specifiche.
- X. A Giazza fino allo scorso anno e a Selva di Progno lo scorso anno, presso la scuola elementare sono stati organizzati dei corsi per il riapprendimento del cimbro e per la promozione e la conoscenza della cultura della Lessinia. L'ultima esperienza è culminata con la pubblicazione di un libretto a fumetti dal titolo "Bar liran tauç" (noi parliamo cimbro).
- XI. Il Museo è stato presente a molte manifestazioni fieristico-culturali. Nel 1999 il Museo (per la Lessinia) è stato presente in sei manifestazioni (Aiola Emilia – Gonzaga – Venezia – Musei nel Veneto – Campionaria Sant' Ambrogio – Gorizia) ...

## **FINANZIAMENTI PUBBLICI E PRIVATI**

Fino alla data odierna il Curatorium ha ricevuto aiuti economici da:

1. Comunità Montana della Lessinia
2. Fondazione Cariverona di Verona
3. Regione del Veneto (legge regionale n. 73 del 1994)
3. Contributi volontari da soci (ma molto ridotti).

Il Curatorium incassa dalle quote sociali circa 6.000 euro ogni anno (la quota annuale è di 15,50).

## **PROSPETTIVE**

Sono piuttosto deludenti. Gli enti pubblici sunnominati hanno bilanci che di anno in anno si restringono e, pertanto, viene ulteriormente a mancare al Curatorium la tranquillità economica che possa garantire l'effettuazione dei progetti e dei piani di lavoro.

I soci non concorrono più di tanto.



**Valcanale-Kanaltal, immagine d'insieme della valle da Tarvisio a Pontebba**

# VALCANALE – KANALTAL

## *Comunità germanofona della provincia di Udine*

INTRODUZIONE di Giovanni Kravina, pag. 267 – POSIZIONE GEOGRAFICA E CENNI STORICI di Giovanni Kravina, pag. 267 – COMUNI E PAESI DELLA VALCANALE di Giovanni Kravina, pag. 268 – COMUNITÀ LINGUISTICA di Giovanni Kravina, pag. 269 – LA LINGUA TEDESCA NELLA VALCANALE E LA SUA DIFFUSIONE di Giovanni Kravina, pag. 269 – ULTERIORI SVILUPPI DELL'INSEGNAMENTO DELLA LINGUA TEDESCA di Giovanni Kravina, pag. 270 – IL TEDESCO NELLE SCUOLE ELEMENTARI DI TARVISIO. ESPERIENZE DIDATTICO-EDUCATIVE CON LE SCUOLE ELEMENTARI DI VILLACH di Giovanni Kravina, pag. 270 – IL TEDESCO COME LINGUA TRAINANTE NELL'EDUCAZIONE PLURILINGUE NELLA VALCANALE di Giovanni Kravina, pag. 271 – KANALTALER KULTURVEREIN di Giovanni Kravina, pag. 274.

### **INTRODUZIONE**

La Valcanale-Das Kanaltal rappresenta un caso particolare (“Sonderfall”) nel contesto delle isole linguistiche germaniche dell'Italia settentrionale. In realtà si tratta piuttosto di una penisola linguistico-culturale, in quanto confina con l'Austria (Slovenia a parte), un vero e proprio “prolungamento” della Carinzia (Kärnten), così definita anche da alcuni studiosi italiani. Essa è quindi legata storicamente da secoli soprattutto all'Austria ed è divenuta italiana solo nel 1919, a seguito del trattato di Saint-Germain en Laye (San Germano).

### **POSIZIONE GEOGRAFICA E CENNI STORICI**

Situata fra le Alpi Carniche e Giulie, la Valcanale si estende per una lunghezza di circa 25 Km in direzione est-ovest, dal confine fra l'Austria e l'Italia: Thörl-Coccau presso Tarvisio fino all'antico confine di Pontafel-Pontebba, come lo testimoniano i relativi vecchi cippi ripristinati dopo il terremoto del 1976.

A Tarvisio inoltre si diramano altre due vallate laterali, ambedue verso il confine con l'attuale Slovenia: Fusine /Weissenfels-Ratece, rispettt. Cave / Raibl-Passo Predil.

La Valcanale, che allo spartiacque di Camporosso-Saifnitz-Zabnice (Statio Bilachiensis in epoca romana) raggiunge l'altitudine di m 810, è sempre stata uno dei passaggi più facili delle Alpi orientali per tutti i popoli in migrazione in entrambe le direzioni (già dagli Illiri-Paleoveneti, Celti, Romani, ai Langobard, Bayuvari, Avari e Slavi, compresi i Vendi della Lussazia).

Le prime popolazioni venute da est e da nord-est si insediarono nella zona compresa fra il Danubio, la Sava e le Alpi Orientali, da dove si diramarono in seguito a raggiera. Ad esse si imposero intorno ai 1000 a.C. gli Illiri e Paleoveneti (popolo indoeuropeo), che

conclusero loro trasmigrazioni dall'oriente nel bacino dell'Alto Adriatico, con parziale stabilizzazione anche in Carinzia. La loro civiltà, detta "atestina" (da Attese/Este) coincide col primo periodo dell'età del Ferro (Hollstatt). Intorno al 400 a.C. vi giunsero da nord-ovest i Celti, divisi in quattro tribù: Norici, Latorici, Taurici e Carni, che si insediarono in Carnia, Carinzia e Carniola, contemporaneamente alla civiltà di "La Tene".

L'insediamento dei Paleoveneti anche nella Carinzia, di cui la Valcanale-Kanaltal ha fatto parte della storia fino al 1919, è dimostrato da una lapide con scrittura paleoveneta, ritrovata dallo storico tedesco Viertler, sul Findenig/Thörl presso Findenigkofel (Montre Lodin) a metri 2021.

Il periodo romano, dal punto di vista etnico, non comportò alcuna alterazione al tessuto indigeno per la scarsa importanza numerica dei conquistatori romani.

Da questa configurazione geografica ed il conseguente svolgersi degli eventi storici, che vedono alternarsi il predominio di popoli diversi, anche con graduali singoli insediamenti, la Valcanale diventa culla di tradizioni culturali varie, dove la predominante è la tedesca-carinziana.

Basti pensare alle vicissitudini susseguitesisi durante l'ultimo millennio, in cui la Valcanale (fino Pontafel) già nel 1007 passò sotto il potere temporale di Bamberga e quello spirituale del Patriarcato di Aquileia, acquistata poi nel 1759 dall'Imperatrice Maria Theresa d'Austria.

Questi lunghi periodi furono determinanti non solo per lo sviluppo economico-commerciale della Valcanale ma indubbiamente anche per gli influssi culturali che trovano un certo riscontro tutt'oggi. Basti pensare che all'ultimo censimento austriaco (1910) la popolazione residente contava 10 italiani, 6397 tedeschi e 1682 sloveni-vindelici (windisch).

Solo successivamente, l'annessione della Valcanale all'Italia portò ad una inevitabile lenta trasformazione etnico-linguistica, legata ad immigrazione di popolazione italoфона e friulana.

La nuova realtà politico-amministrativa, culturale e religiosa mise a rischio l'identità della componente tedesca, esponendola a graduale integrazione ed assimilazione che, accanto ad una sempre più difficile situazione economica della maggior parte della popolazione, ha certamente reso più accettabili le cosiddette "opzioni", volute da Hitler-Mussolini per cittadini allogegni dell'Alto Adige, della provincia di Belluno e per quelli della Valcanale-Kanaltal, in seguito agli accordi di Berlino del 23.6.1939 (legge 21.8.1939, n.1241). L'effetto fu che dalla Valcanale emigrarono 8139 persone. Questo esodo ha decimato fortemente gli abitanti autoctoni della Valcanale (ne sono rimasti nemmeno 3000), seguita da una seconda ondata immigratoria friulana (Carnici) ma anche dalle Valli del Natisone e resto d'Italia, soprattutto dal sud, nonché dalle Valli d'Isonzo (diversi profughi della ex Jugoslavia di Tito).

## **COMUNI E PAESI DELLA VALCANALE**

Prima della ristrutturazione amministrativa con l'aggregazioni dei Comuni nel 1928, esistevano ufficialmente 10 cosiddetti Comuni catastali e cioè: Tarvis (Tarvisio); Greuth (Rutte Piccolo); Raibl (Cave del Predil), Weissenfels (Fusine); Saifnitz (Camporosso); Wolfsbach (Valbruna); Uggowitz (Ugovizza); Malborgeth (Malborghetto); Leopoldskirchen (S. Leopoldo); Pontafel.

Da allora nella Valcanale vi sono tre Comuni: Tarvisio con Rutte Piccolo, Rio Freddo (Kaltwasser), Cave del Predil, Fusine, Camporosso e Coccau (Goggau); Malborghetto; Valbruna con Valbruna, Ugovizza, S. Caterina (St Kathrein), Bagni di Lusnizza (Bad Lusnitz) e Pontebba con S.Leopoldo e Pontafel.

In base agli ultimi aggiornamenti, fermi al 20.10.2001, la popolazione totale della Valcanale è di 7862 abitanti residenti: 5071 nel Comune di Tarvisio, 1028 nel Comune di Malborghetto – Valbruna e 1763 nel Comune di Pontebba, in netto calo rispetto al passato. I prossimi dati ISTAT sicuramente non invertiranno la tendenza, anche e soprattutto dopo che è entrato in vigore il trattato di “Schengen” che, abolendo il confine con l’Austria, ha causato un sostanziale trasferimento del personale di Dogana, Finanza, Polizia, Spedizionieri, ecc., oltre ch  per un basso tasso di natalit . Di questo andamento demografico ne risente inevitabilmente la popolazione scolastica: nei 6 plessi della scuola d’infanzia della Valcanale (senza Pontebba) il numero totale degli alunni nell’anno scolastico 2002–03 era di 137 alunni, mentre nei 5 plessi della scuola elementare (sempre senza Pontebba) risultavano 248 alunni.

## **COMUNIT  LINGUISTICA**

Nella Valcanale convivono e si intrecciano su un territorio relativamente ristretto quattro gruppi entico-linguistici diversi. Accanto agli autoctoni di lingua tedesca-vindelica (windisch) e slovena sono presenti quelli di lingua friulana e come maggioranza gli italiani, fra cui solo nel territorio di Tarvisio circa 1000 residenti.

Per quanto riguarda la popolazione di origine carinziano–tedesca e di parlata vindelica-windisch (“ein Gemengsel” – una mescolanza di “theutsch und crainersich”, come lo defin  circa 3 sec. fa uno dei pi  celebri scrittori di Kranj, Johann Weikhart Freiherr von Valvasor) essa rappresenta complessivamente tra il 15% e il 20% dell’attuale popolazione residente, naturalmente suddivisa diversamente nei vari paesi della Valcanale.

## **LA LINGUA TEDESCA NELLA VALCANALE E LA SUA DIFFUSIONE**

È da evidenziare che tutti i documenti originari ed ancora conservati presso l’Ufficio dell’Amministrazione Forestale di Tarvisio, quello Tavolare di Pontebba, Fondiario di Gorizia e Ufficio degli Usi Civici di Trieste nonch  quelli conservati presso le vicinie dei ci-



**Valcanale-Kanaltal, costume tradizionale**

tati comuni catastali della valle, sono redatti in lingua tedesca, per una buona parte in scrittura gotico-tedesca.

La lingua ufficiale era quella tedesca in tutta la Valcanale, anche come lingua d'istruzione nelle scuole fino al 1923-24 (Riforma Gentile) e poi di nuovo dal 1939-40 al 1945 (corsi di lingua tedesca per figli di allogeni optanti, in seguito alle cosiddette "opzioni" del 1939).

Dopo la seconda guerra mondiale riprende lentamente l'interesse per la lingua tedesca con sempre più insistente richiesta (petizioni, ecc.) per il ripristino dell'insegnamento del tedesco per i figli di optanti non emigrati, soprattutto per motivi affettivi degli autoctoni, più tardi allargati al resto della popolazione scolastica, soprattutto per motivi di carattere commerciale (utilitaristico, ecc.) trovandosi al confine con l'Austria.

Sintomatico diventa comunque l'ulteriore sviluppo del tedesco nelle scuole, benché precario fino agli anni '80 (insegnamento facoltativo pomeridiano) nelle scuole elementari, mentre si rafforza gradualmente come insegnamento della lingua straniera nella Scuola media, e nelle Superiori di Tarvisio; accanto all'inglese.

## ***ULTERIORI SVILUPPI DELL'INSEGNAMENTO DELLA LINGUA TEDESCA***

Tornando alle Elementari, dove, verso gli anni '90, la lingua tedesca diventa parte integrante del curriculum ed è insegnata per 3 ore settimanali nel secondo ciclo e 1-2 ore settimanali nel primo ciclo, tale insegnamento è garantito da insegnanti elementari locali di madrelingua, rimasti purtroppo nel precariato quasi fino al pensionamento.

Era in quel periodo, che grazie all'allora direttrice didattica dott.ssa A. Contessi e l'insegnante di lingua tedesca Giovanni Kravina, in collaborazione con le insegnanti di classe e l'autorità scolastica di Villach e le insegnanti Dengg (Khevenhüller Schule) e Smolak (Landskron), sono riusciti ad iniziare dei scambi informativi didattici con dei primi gemellaggi scolastici ufficiali tra alcune scuole elementari della Valcanale e quelle di Villach, rispettivamente Arnoldstein. Fu un vero sprone ai fini di una forte motivazione nell'apprendimento della lingua tedesca (contemporaneamente di interesse reciproco per la lingua italiana) quindi anche come apertura didattico-culturale oltre confine, degno di citazione, comunque, da non sottovalutare, come risulta da un breve riassunto tratto dagli Atti del Convegno "Attimi fuggenti", Tarcento, 30.11.1991 (a cura di A.Ksenija Jelen).

## ***IL TEDESCO NELLE SCUOLE ELEMENTARI DI TARVISIO ESPERIENZE DIDATTICO-EDUCATIVE CON LE SCUOLE ELEMENTARI DI VILLACH***

Nelle Scuole elementari del Circolo didattico di Tarvisio è impartito l'insegnamento della lingua tedesca, come insegnamento speciale nel contesto della realtà locale, sin dall'anno scolastico 1945/46, inizialmente come Corsi facoltativi pomeridiani, e dall'anno 1979/80 come sperimentazione antimeridiana – dopo ripetute richieste da parte dei genitori – e da alcuni anni inserito gradualmente anche nei moduli, sempre in orario aggiuntivo (da un'ora, 1° ciclo, a due ore settimanali, 2° ciclo, in seguito fino a 3 ore settimanali). A partire dall'anno scolastico 1989/90, in accordo con le autorità scolastiche locali e provinciali e in collaborazione con l'ispettorato del distretto scolastico di Villach/Carin-



zia sono state organizzate visite educativo-didattiche tra gli alunni delle scuole elementari di Tarvisio capoluogo, Tarvisio Centrale, Camporosso, Ugovizza, Cave, Fusine e gli alunni di alcune scuole elementari di Villach Centro, Landskron e St. Martin (classi 2a, 3a e 4a).

Questi incontri sono finalizzati a favorire la conoscenza delle rispettive culture, a sviluppare sentimenti di amicizia e di collaborazione oltre i confini, tra bambini delle regioni confinanti ed i loro insegnanti, i quali vengono coinvolti a programmare insieme le rispettive visite educativo-didattiche.

Attività già svolte:

– durante gli anni scolastici 1989/90 e 1990/91 si sono effettuati tali scambi di visite, atte a favorire la reciproca conoscenza dei bambini, non solo attraverso esercizi linguistici preparati ed improvvisati, ma anche mediante giochi vari (di movimento e competitivi, ecc.), attività manuali (disegnare, colorare e ritagliare). Con la musica, balletti e canti in comune, con passaggi da una lingua all'altra, si è registrato ovunque e in tutti i bambini un massimo di affiatamento, comprensione e motivazione.

Molto gradite e del tutto positive sono state inoltre alcune interessanti escursioni brevi, abbinata ed inserite nel programma dello stesso orario scolastico a titolo informativo-didattico, come al castello di Landskron (esibizione di alcuni uccelli rapaci) oppure alla mostra permanente dei funghi ed al museo delle bambole (Puppenmuseum) di Treffen, ecc.

Momenti magici per tutti sono state – naturalmente – le merendine e spuntini in comune, dai «Würstel» di Villach alle pizzette e spaghetti di Tarvisio, Krapfen e altri dolci compresi. A parte alcuni «momenti fuggenti», merita assolutamente un brevissimo accenno anche l'incontro improvvisato tra gli alunni di una prima classe elementare di Villach (Khevenhüller-Schule) e quelli delle due classi prime parallele di Tarvisio, in occasione di un saggio di fine anno scolastico, con scenette tratte dalla fiaba Cappuccetto rosso/Rotkäppchen, rielaborata per l'occasione dalle rispettive insegnanti ed il tutto allietato con balli e canti, separati ed in comune, compresa la presentazione nelle due lingue. Significativo e promettente per un'amicizia senza confini, il saluto finale cantato: »Du und ich, ja wir wollen Freunde sein« – «Tu ed io, si amici noi saremo'».

Questo vale ed è praticato in tutte le classi nei diversi incontri scolastici ed in altre occasioni a scuola.

## ***IL TEDESCO COME LINGUA TRAINANTE NELL'EDUCAZIONE PLURILINGUE NELLA VALCANALE***

Sono coinvolte tutte le Scuole Elementari in continuità con le Scuole dell'infanzia del Circolo Scuole Partner viciniori (Austria e Slovenia)

Il territorio della Valcanale, isola linguistica tedesca, presenta caratteristiche particolari sotto diversi profili: storico, antropologico, linguistico, culturale; uno degli aspetti più interessanti risulta quello relativo alla compresenza di più lingue, appartenenti ai gruppi slavo, germanico e romanzo.

Le Scuole dell' Infanzia ed Elementari del Circolo hanno raccolto una sfida educativa importante e introdotto nei curricula l'accostamento precoce alle lingue del territorio allo



**Valcanale-Kanaltal,  
santuario di Monte  
Lussari**

scopo di conservare, far conoscere e valorizzare un ricco patrimonio linguistico e culturale. L'insegnamento della lingua tedesca, che vanta in quest'area una considerevole tradizione, impartito con modalità diverse e su richiesta delle famiglie sin dal 1940, si configura come insegnamento di una lingua seconda presente nel vissuto dei bambini accanto a italiano, friulano, sloveno e varietà locali. Sul piano metodologico-didattico, quest'esperienza "pilota" ha permesso di ricercare modelli educativo-didattici trasferibili anche alle altre lingue del territorio, adeguati ai bambini della Scuola dell'Infanzia ed Elementare.

#### Idea di Progetto

- Definire un curriculum flessibile di lingua tedesca, regolato da attività didattiche elaborate in concerto dai docenti di lingua, di ambito, delle scuole partner ed in rete;
- apportare un miglioramento qualitativo e quantitativo all'insegnamento-apprendimento della lingua tedesca;
- verificare la trasferibilità del modello educativo-didattico del Progetto ad altre lingue e realtà;
- dare risposta ai bisogni linguistici degli alunni;
- operare all'interno della rete di scuole "Sentieri" utilizzando la lingua tedesca come strumento d'insegnamento e apprendimento di alcune discipline;
- aprirsi ad una dimensione europea;
- offrire percorsi educativo-didattici di continuità, tra Scuola Elementare e Scuola dell'infanzia, nell'acquisizione della lingua tedesca;
- approfondire competenze professionali legate all'educazione linguistica precoce, teoriche, metodologiche e didattiche adeguate ai bambini nella fascia d'età 3 – 7 anni.

#### Fabbisogni cui il progetto risponde

L'insegnamento della lingua tedesca, integrato con l'attività delle singole scuole, risponde in modo coordinato alle esigenze culturali, linguistiche e di provenienza dei bambini ed offre percorsi educativo-didattici di continuità nell'acquisizione della lingua tedesca avvalendosi di docenti specialisti e madrelingua abilitati locali.

Il progetto prevede un aumento dell'offerta formativa, su richiesta delle famiglie (continuità orizzontale), per ovviare alle disparità orarie e di approccio metodologico-didattico riscontrate nelle classi del primo ciclo della scuola elementare rispetto ai tempi maggiori di esposizione alla lingua tedesca ed alle positive esperienze di apprendimento del tedesco nella scuola dell'Infanzia (Valutazione Comitato Scientifico – Sperimentazione Ministeriale “Lingua Due”, 1996–1999)

#### Finalità

- promuovere e migliorare l'acquisizione di competenze linguistiche e comunicative in lingua tedesca;
- promuovere lo sviluppo dell'identità personale, culturale e sociale;
- promuovere e valorizzare le lingue e culture del territorio;
- promuovere la competenza interculturale anche con le scuole Partner ed in Rete;
- promuovere l'interazione, lo scambio, la reciprocità.

#### Obiettivi specifici primo ciclo – scuola dell'infanzia

Si sono individuati i seguenti indicatori di competenze, attraverso i quali realizzare la competenza comunicativa, in un percorso di approccio alla lingua tedesca trasferibile ad altre lingue e realtà

<u>Abilità audio-orali</u>	<ul style="list-style-type: none"> <li>* comprendere messaggi contestualizzati, storie, filastrocche, canti, rime, etc.</li> <li>* condivisione e costruzione di “spazi testuali”</li> <li>* interagire in scambi comunicativi legati ad attività di ambito/sezione</li> </ul>
<u>Abilità di lettura</u>	<ul style="list-style-type: none"> <li>* comprensione di tipologie testuali diverse</li> <li>* lettura di immagini</li> <li>* lettura /costruzione /ricostruzione di testi attraverso la lettura delle immagini</li> <li>* verbalizzazione di testi “grafico-pittorici” prodotti dai bambini</li> <li>* approccio ludico al testo scritto</li> </ul>
<u>Abilità di scrittura</u> (primo ciclo)	<ul style="list-style-type: none"> <li>* accostamento alla lingua scritta – approccio globale</li> <li>* riconoscimento di suoni non presenti in lingua italiana costruzione di testi animati e costruzione di semplici testi guidati (su tradizioni, compleanno, ambiente o in occasione di incontri interculturali )</li> </ul>
<u>Abilità trasversali</u> (Campi e Ambiti )	<ul style="list-style-type: none"> <li>* utilizzo della lingua tedesca per l'accesso a conoscenze non linguistiche</li> <li>* conoscere e comprendere tradizioni nelle diverse lingue del territorio, di altre realtà e dei Compagni avviare al confronto</li> </ul>

#### Connessione con le attività educative ed i progetti in atto nelle singole scuole.

L'apprendimento della lingua tedesca concorre al processo di educazione generale, in quanto pur avvalendosi della parola, descrive anche altri linguaggi ed è veicolo culturale e svolge un ruolo importante nella socializzazione tra gli alunni.

L'educazione linguistica riconosce quattro mete generali: autorealizzazione, culturizzazione, socializzazione e relativismo linguistico-culturale; in merito alle prime tre, esse concorrono alla realizzazione del singolo individuo, introducono alla cultura di altri popoli ed esplicano una funzione socializzante; il relativismo linguistico culturale invece risulta trasversale all'educazione generale e al curriculum di lingua per "la scuola primaria, in quanto favorisce atteggiamenti di tolleranza, solidarietà, collaborazione, educazione alla diversità linguistica e culturale nell'incontro con la "Weltanschauung" celata dietro la lingua.

L'intera attività di lingua tedesca è quindi integrata nella programmazione educativo-didattica delle singole scuole e di conseguenza connessa ai progetti in atto contemplati nel Piano dell'Offerta Formativa di seguito elencati:

- PROGETTO MULTICULTURA, INTERCULTURA, PLURILINGUISMO
- PROGETTO TEATRO
- PROGETTO DI EDUCAZIONE MUSICALE
- PROGETTO COMENIUS AZIONE 1
- PROGETTO TRANSAZIONALE GEMELLAGGI CON LE SCUOLE AUSTRIACHE
- PROGETTO AMBIENTE
- PROGETTO "SENTIERI" L.482199

#### Esemplare e riuscita sperimentazione nelle Scuole d'Infanzia (materne).

Nell'ambito di una più ampia sperimentazione, promossa dal Ministero della Pubblica Istruzione, settore Scuola materna, è stato avviato in diverse scuole italiane, quindi anche nel Circolo didattico di Tarvisio, a partire dall'anno scolastico 1996-97, un progetto triennale per l'accostamento della lingua tedesca come lingua 2 ai bambini di tutte le scuole materne della Valcanale, (erano coinvolti 200 bambini suddivisi in 6 plessi e 10 sezioni) in base all'art.278/TU ex Art. D.P.R. 419/74. Tale incarico è stato conferito ad un insegnante locale, di madrelingua tedesca (A.Tributsch) che ha dato un contributo personale alla definizione degli obiettivi metodologico-didattici del progetto stesso ed ha permesso l'individuazione di un modello per l'insegnamento precoce delle lingue seconde a livello nazionale.

Detto modello assume una particolare importanza per l'ulteriore sviluppo dell'insegnamento della lingua tedesca, soprattutto nelle Scuole della Valcanale e si spera che le sopravvenute restrizioni finanziarie non comprometta del tutto l'applicazione pratica della riuscitissima sperimentazione.

## **KANALTALER KULTURVEREIN**

Lo sviluppo della lingua tedesca nella Valcanale fin qui descritto dimostra solo in parte certe situazioni precarie, superate grazie a degli impegni personali ed alcuni sostegni morali, al di fuori di qualsiasi tutela legislativa. Le poche ore settimanali facoltative prima e lenta regolamentazione poi, certamente non potevano risolvere di per se la problematica della minoranza etnico-linguistica tedesca della Valcanale. E nata così dopo il terremoto del '76, l'Associazione Culturale della Valcanale " Kanaltaler Kulturverein", che sin dalla sua istituzione nel 1979 – fra innumerevoli difficoltà ed incomprensioni – persegue con il suo Statuto, fra l'altro, il seguente scopo: *proporre e sostenere iniziative di ca-*



**Valcanale-Kanaltal, giovani in costume tradizionale**

*rattere sociale, culturale, educativo ed istruttivo, tendenti a valorizzare e diffondere la cultura ed i valori tradizionali della Valcanale, nell'interesse della propria identità e nel rispetto di tutte le componenti etnico-linguistiche locali.*

Il Kulturverein non persegue scopi di lucro ed è apolitico. La maggior parte delle proprie attività dell'associazione sono mirate a salvaguardare il patrimonio linguistico-culturale della Kanaltal, con particolare attenzione alle problematiche relative alla popolazione autoctona di lingua tedesco-carinziana presente storicamente nella Valcanale.

Tra le iniziative principali sono da elencare:

1. "Deutsche Abendkurse" – Corsi serali di lingua tedesca per giovani ed adulti;
2. Ripristino di alcune tradizioni carinziane, anche quelle di carattere religioso, come la "Hl.Hauptandacht" (funzione pre-pasquale) o il "Turmblasen" (melodie natalizie dal campanile) con la "Weihnachtsmesse" (s.messa natalizia in lingua tedesca), tantopiù considerando che questa lingua è stata quasi estromessa da tutte le chiese della Valcanale, eccetto al santuario del monte Lussari, dove si prega per l'appunto in più lingue;
3. la riattivazione – su vecchio modello – del costume tradizionale della Valcanale "Kanaltaler Tracht" (oggi oltre 50 costumi riattivati in tutta la valle, più una dozzina di Kanaltaler Kindertracht "Dierndl" (il costume tradizionale per bambini);

4. "Kanaltaler Trachtentreffen", organizzazione di incontri in costume con le Regioni contermini e da alcuni anni un apposito "Luscharitreffen", incontro a Lussari con i Kanaltaler (valcanalesi in Carinzia, dove è sorto un'omonima associazione culturale "KKV-Kärnten").
5. Partecipazione ai vari incontri folcloristico-culturali, congressi e convegni di minoranze (in Carinzia, Stiria e Vienna), ma anche in Italia a Tarcento, Cividale, Trieste e nelle isole linguistiche germaniche nell'Italia del nord con le quali il Kulturverein coltiva e mantiene i più stretti contatti, ora come membro del neocostituito Comitato Unitario con sede Luserna (Trento).

Dopo aver seguito attentamente l'iter delle varie proposte di legge di tutela per le minoranze linguistiche in Italia, con indiretti e diretti interventi a Trieste e Roma, anche la Valcanale – Kanaltal è ormai tutelata dalla legge n. 482/99 ed espressamente nominata in quella del 23 febbraio 2001 (la n. 38) che sancisce le "Norme a tutela della minoranza linguistica slovena della regione Friuli-Venezia Giulia", dove all'art. 5: "Tutela delle popolazioni germanofone della Valcanale" si afferma che, nel quadro delle disposizioni della legge 15 dicembre 1999 – n.482, forme particolari di tutela sono garantite alle popolazioni germanofone della Valcanale, tenendo conto della situazione quadrilingue della zona, senza nuovi o maggiori oneri per il bilancio dello Stato. A parte il termine "germanofoni" (infelice, comunque per la Valcanale, dove la presenza storica della popolazione autoctona di origine carinziano-tedesca è indiscutibile).

Nonostante questi utili e auspicati riconoscimenti, il comma conclusivo dell'articolo 5 ha praticamente già messo in difficoltà qualche intervento del Kulturverein, lasciando aperto il problema delle risorse finanziarie, che non potranno essere incrementate per le comunità "germanofone" della Valcanale proprio in virtù della citata legge n.38/01, che, pur garantendo una specifica garanzia, stabilisce che le forme di tutela debbono essere garantite "senza nuovi e maggiori oneri per il bilancio dello Stato".

Gran parte delle attività svolte in questi ultimi anni dal Kulturverein si sono potute realizzare soprattutto grazie ai contributi regionali in base alla L.R. 4/1999, art.6, c.40, 41 e 43, come valorizzazione delle comunità – ormai chiamate comunemente germanofone – insieme alle due isole linguistiche tedesche di Timau-Tischlbong e Sauris-Zahre.

Infine, per quanto riguarda la Valcanale, riconosciuta ufficialmente quale zona quadrilingue, l'applicazione pratica della legge 482 sarà particolarmente difficile e complicata, come già lo dimostra l'organizzazione dei sportelli plurilingui. L'esito di tutto dipenderà comunque dal buon senso degli amministratori comunali nell'osservare certe realtà storiche, come per esempio per la toponomastica.

Ma al di là certe applicazioni delle norme di tutela ai soli fini di una immagine esteriore riguardante la presenza di singole comunità linguistiche locali, rimane pur sempre indispensabile l'impegno personale dei singoli nel salvaguardare la propria identità, lingua e cultura soprattutto nell'ambito privato, cioè nelle singole famiglie, dove troppo spesso si trascura l'uso stesso della propria madrelingua, dialetto, ecc.

A titolo di esempio, nella Valcanale si parla ormai sempre meno nel dialetto carinziano-vindelico e domina, un po' come in tutte le isole linguistiche, la lingua italiana. Lo stesso succede anche per gli sloveni e i friulani.

Il tedesco letterario viene comunque più usato nell'ambito commerciale un po' da tutta la popolazione della Valcanale, a parte ben inserito nelle scuole di ogni ordine e grado, anche se insegnato purtroppo solo come lingua straniera, accanto all'inglese, come già precisato innanzi. Senza sottovalutare l'importanza della scuola, anzi, i vari finanziamenti ufficiali da soli non risolvono la problematica di certe inevitabili assimilazioni.

Così anche il destino della comunità tedesco-carinziana della Valcanale-Kanaltal, come del resto quello di tutte le altre isole linguistiche storiche tedesche dell'Italia del nord, è da salvaguardare quale specificità etnico-linguistica che tanto viene menzionata nelle diverse leggi nazionali e regionali, non ultimo a giustificazione ed a favore delle cosiddette Regioni autonome.

Resta comunque tanto, tanto da fare per tutti noi, personalmente e come comunità linguistica.



**Valle del Fersina-Bersntol, veduta d'insieme con, sullo sfondo, i monti Calisio e Cimiro**



# VALLE DEL FÈRSINA – BERSNTOL

## *Comunità mòchena del Trentino*

PREMESSA di Leo Toller, pag. 279 – PRESENTAZIONE di Leo Toller, pag. 280 – LA COLONIZZAZIONE DELLA VALLE di Leo Toller, pag. 281 – IL MASO di Leo Toller, pag. 282 – L'EMIGRAZIONE di Leo Toller, pag. 283 – MINIERE I MINATORI di Leo Toller, pag. 284 – LA LINGUA MÒCHENA di Leo Toller, pag. 285 – IL PRESENTE di Leo Toller, pag. 287 – LE TRADIZIONI di Leo Toller, pag. 288 – BIBLIOGRAFIA ESSENZIALE di Leo Toller, pag. 290

### **PREMESSA**

Per una denominazione geograficamente corretta dell'area di insediamento della comunità di lingua mòchena si incorre immediatamente in alcune difficoltà.

Le possibilità di indicazione geografica in lingua italiana sono sostanzialmente tre:

Valle del Fèrsina. È la denominazione geografica forse più nota, anche se è fin troppo ampia, sottintendendo che si parli dell'area che va dalle sorgenti del Torrente Fèrsina (il lago di Erdemolo a 2.005 metri sul livello del mare) fino a dove esso convoglia le sue acque nel fiume Adige, cioè nella città capoluogo di Trento. Così facendo, si potrebbe pensare che rientrino a pieno titolo nella Valle del Fèrsina anche, ad esempio, le cittadine di Pergine e di Civezzano, collocate evidentemente sulle sponde del torrente.

Valle dei Mòcheni. Si fondono in questo caso molto chiaramente due concetti: quello puramente geografico del termine "valle" e quello che tutto è tranne geografico di "mòcheni". Non si tratta della prima area che viene denominata in base alla popolazione che vi abita, anzi, forse siamo vicinissimi a nomi illustri come Germania, Sicilia e Lombardia. La forma di specificazione "dei" chiarisce oltretutto immediatamente di che realtà stiamo parlando.

Alta Valle del Fèrsina. Siamo qui di fronte a una forma usata solo raramente e che ha però il carattere dell'ineccepibilità dal punto di vista geografico, indicando chiaramente l'area contraddistinta dai primi brontolii del torrente Fèrsina, prima di entrare nelle zone pianeggianti del perginese.

Approfondiremo più avanti altre denominazioni che si sono avvicendate nelle cartine e nei testi in passato, ma prima di abbandonare l'argomento vanno citate le altre due denominazioni che vengono correntemente usate dal punto di vista geografico, però in lingue diverse da quella italiana. La più nota è sicuramente la forma tedesca "Fersental" che coincide perfettamente con la traduzione "Valle del Fèrsina" così come la recente forma in lingua mòchena "Bersntol".

## PRESENTAZIONE

La valle confina a sud con la Valsugana, ad ovest con la zona del perginese e il pinetano, a nord con l'altopiano di Piné e le prime propaggini della catena montuosa del Lagorai che la circondano poi completamente nella zona ad est. Si presenta – per così dire – come un cuneo che sale degradando dalla piana perginese per non più di 15 km.

La sponda sinistra si presenta dal punto di vista orografico ricca di corsi d'acqua che però scendono velocemente verso il Fèrsina, per via del territorio che è piuttosto scosceso anche se ricco di terrazzamenti. Altrettanto vale per il territorio di Palù, che pur essendo meglio esposto soffre della quota relativamente alta. Di aspetto piuttosto diverso è la parte più bassa del versante destro, quella di area italoфона: qui infatti le distese pianeggianti sono notevolmente più ampie, i corsi d'acqua più rari ma meno impetuosi.

Nell'area di riferimento le aree non coltivate hanno una netta prevalenza di boschi di conifere (abeti e larici) anche se nelle quote più basse ritroviamo latifoglie (acacie, castagni, ecc.). Il limitare del bosco è intorno ai 1900 metri, dove le distese maggiori sono coperte da ginepri, mughì e rododendri.

Tra le specie animali selvatiche troviamo gli scoiattoli, le marmotte, i camosci, i cervi, i caprioli, le lepri; tra le specie floreali la stella alpina, il giglio martagone e la saponia.

Attualmente la comunità mòchena è insediata nei territori dei comuni di Frassilongo/Garait, Fierozzo/Varutz e Palù del Fèrsina/Palai en Bersntol.

A titolo indicativo la quota più bassa (621 m) si trova nel comune di Frassilongo mentre la quota più alta (Cima di Sasso Rotto/*Schrump*, m. 2394) nel comune di Palù/Palai corrisponde anche alla zona più Orientale della Valle. L'estensione complessiva di questi tre comuni che coprono l'intera superficie della sponda sinistra e l'estremità superiore della sponda destra della valle corrisponde a poco più di 51 km<sup>2</sup>.

Nella tabella 1 vediamo comune per comune l'andamento della popolazione dal 1951 ad oggi.

### *Andamento demografico popolazione (1951–2001)*

	1951	1961	1971	1981	1991	2001
Palù/Palai	340	337	323	287	221	191
Fierozzo/Vlarotz	601	552	447	438	437	441
Frassilongo/Garait	634	623	472	462	380	356

Di notevole interesse, anche se non costituisce certamente un buon segnale, è la consistenza della componente anziana rispetto alla popolazione complessiva.

## **LA COLONIZZAZIONE DELLA VALLE**

Prima del 1200 il territorio dell'intera sponda sinistra e della parte alta del Fersina era probabilmente un territorio sfruttato per il pascolo, per i boschi e per la caccia.

È comunque sbagliato considerarlo un territorio senza proprietà, in quanto i signori del periodo feudale di sicuro non hanno trascurato anche queste possibilità di sfruttamento e pertanto la proprietà è ben delimitata e nota. Fin dai primi documenti a disposizione la montagna di Frassilongo e Roveda gravita tra le proprietà del Castello di Pergine, la montagna di Fierozzo risulta di proprietà del Capitolo della Cattedrale di Trento e quella di Palù tra i possedimenti del Castello di Caldonazzo. I confini sono geograficamente ben individuabili e costituiti da crinali delle montagne o torrenti significativi.

Ogni proprietario gestiva il territorio come meglio credeva, ma certamente secondo gli usi locali del tempo. Così per un certo periodo grandi aree – se non addirittura l'intera montagna – veniva affittata a comunità vicine o che particolarmente necessitavano di pascoli estivi o di legna.

Ma il XIII secolo costituì un periodo di svolta. Soprattutto da nord ci fu sempre maggiore richiesta di terra da lavorare, l'unica possibilità di sopravvivenza per un crescente numero di famiglie seguite all'aumento demografico e alle innovazioni in agricoltura avvenute intorno al Mille.

Ampie zone del Tirolo e del Trentino che fino ad allora erano considerate di scarso interesse, divennero allora interessanti come zone di nuovo insediamento per un succedersi di famiglie bisognose e in cerca di zone sempre più favorevoli.

Per il nostro territorio, non si trattò di ondate di coloni provenienti direttamente dalla Baviera, ma di un moto sparso con famiglie provenienti da altre aree come il pinetano, gli altopiani di Folgaria e Lavarone, il Tirolo. Tutto ciò è potuto avvenire in un sistema di tipo feudale, dove quasi mai il contadino era direttamente proprietario della terra che lavorava, ma era comunque "libero": il legame con il proprietario della terra era di tipo economico e non personale, qualora il contadino se ne fosse voluto andare in un'altra zona, sarebbe stato libero di farlo.

Le famiglie che si sono insediate a Frassilongo piuttosto che a Roveda o a Fierozzo piuttosto che a Palù avevano per lo più solo due elementi in comune: la necessità o la voglia di una terra nuova da lavorare e la parlata "teutonica", cioè tedesca.

I feudatari che si dividevano il territorio, favorirono l'insediamento di coloni stabili, in quanto ciò significava anche un aumento delle loro entrate. Ogni famiglia che riceveva in affitto un appezzamento di terreno, pagava infatti un canone annuo e contribuiva anche – attraverso un complesso intrico di balzelli, prestazioni e tassazioni – sotto altre forme ad incrementare il patrimonio dei padroni dei Castelli di Caldonazzo e di Pergine, quest'ultimo subentrato nel frattempo al Capitolo di Trento nella proprietà della montagna di Fierozzo.

L'insieme dei terreni e degli stabili di cui un contadino viene "investito" dal signore del Castello è il "maso" hof e comprende terreni di diversa qualità che vanno da una fascia altimetrica che varia dai 700 ai 1100 metri di Frassilongo e dai 1100 ai 1500 di Palù. La durata dell'investitura è quasi sempre di 19 anni, ma si può rinnovare automaticamente anche per generazioni.

Come si diceva, nella fase iniziale non era rado che i signori concedessero delle particolari agevolazioni proprio per avviare l'attività, basti pensare alla necessità di costruire

stalle e abitazioni, disboscare e dissodare, costruire muretti di contenimento, ecc. , tuttavia alcune famiglie se ne andarono ed altre subentrarono soprattutto nei primi secoli, mentre col procedere del tempo la situazione si cristallizza. La maggior parte delle famiglie presenti nel 1500–1600 corrisponde infatti a quelle ancora oggi radicate sul territorio.

## ***IL MASO***

Il contadino vive essenzialmente sull'allevamento di mucche, qualche pecora, qualche capra, pollame e naturalmente dei prodotti della terra. Cereali, cavoli, fave e prodotti dell'orto in genere sono ciò che la famiglia per tutto l'anno, ma soprattutto nel lungo inverno, ha da consumare. Poi alcuni prodotti vengono scambiati con altri nel fondovalle e così si riesce talvolta ad immagazzinare delle botti di vino.

**Valle del Féršina-Bersntol, scorcio invernale**



Per sfruttare al meglio il territorio a disposizione, si costruisce la casa di abitazione e la stalla in zone non produttive e si addossano alla montagna il più possibile, anche per poter immagazzinare più comodamente dal lato a monte i grandi quantitativi di fieno necessari per le mucche e avere nei locali sottostanti la possibilità di ricavarne uno ad uso cantina per la conservazione dei crauti. Ma poi non era tutto. In estate tutti possono portare il bestiame a pascolare nei pascoli alti e lì vicino vi è la possibilità di costruire un piccolo ricovero al limitare del maso: nasce così la baita *hit* che poi in qualche caso viene leggermente ingrandita per ospitare anche un fuoco per il pastore. Ogni *hof* trova così spazio per poter provvedere da sé anche per il periodo estivo, senza la necessità di malghe comuni.

La dimensione del *hof* data dal signore del Castello è inizialmente generosa e comunque sufficiente al mantenimento di una famiglia in maniera dignitosa. Ma cosa succede con il susseguirsi delle generazioni? Chi erediterà il maso e soprattutto erediterà l'intero maso?

Forse mai come in questo caso il diritto civile entra a diretto contatto con la storia e la comunità, plasmandola per secoli in tutti i suoi aspetti. Le comunità hanno fin dall'inizio le loro consuetudini e le loro regole, che soprattutto nel 1500 nella nostra regione iniziano a venire codificate, cioè trascritte, riconosciute dall'autorità ed applicate. È chiaro che ciò avviene innanzitutto per le comunità più grandi a cui in seguito fanno riferimento quelle più piccole. Questo per i nostri comuni può essere solo desunto, in quanto mancano i documenti autentici, ma si andrà senz'altro molto vicino alla realtà pensando che lo Statuto di Pergine – che si rifaceva in qualche modo a quello di Trento – sia più o meno stato adottato anche nelle piccole comunità della valle.

Certo è che comunque i masi possono essere suddivisi tra tutti i figli maschi in parti uguali, mentre alle femmine spetta un semplice riconoscimento poco più che simbolico: la dote.

Una volta esaurita la completa colonizzazione del territorio, passati alcuni periodi non proprio favorevoli alla crescita della prosperità (turbolenze belliche, peste, ecc.) anche la comunità inizia a crescere numericamente e sfruttate il più possibile tutte le nicchie offerte dal territorio (con ulteriori disboscamenti, fertilizzazioni, bonifiche, ecc.) non rimane che adottare svariate strategie per garantire la sopravvivenza almeno a chi rimane alla conduzione del maso.

Ecco così che i matrimoni combinati, l'alto tasso di celibato, una accorta politica di suddivisione dei terreni e di compravendite, ecc. riescono in un certo modo a frenare l'eccessiva frammentazione delle proprietà fino a far cessare il requisito di porzione minima per la sopravvivenza di una famiglia.

Ma i meccanismi e le strategie interne non sono sufficienti e fin dal 1600 intervengono dei fenomeni che permeano la comunità mòchena fino al giorno d'oggi: l'emigrazione e *der hondl*.

## **L'EMIGRAZIONE**

Da circa quattro secoli persone della valle lasciano per sempre la comunità dove sono nati e cresciuti, perché costretti a cercare altrove degne condizioni di sopravvivenza. A seconda dei periodi e delle necessità, variavano sia il numero delle persone che la destinazione.

Alcune destinazioni in paesi vicini – come la Valsugana, la zona di Civezzano, la zona di Povo nei pressi di Trento – diventano a loro volta veri e propri insediamenti mòcheni con decine di famiglie. Anche se gli studi in questa direzione sono tutti da svolgere, in molti casi è sufficiente il semplice distintivo del cognome per far risalire la provenienza alla valle.

Molta consistenza il fenomeno dell'emigrazione l'ha assunta a partire dalla fine del XIX secolo: nei registri sono annotate decine e decine di persone che lasciano la propria patria ufficialmente per l'Europa, ma in realtà per le miniere del Colorado e dello Utah. La storia di una comunità diventa in questo caso storia comune della nostra regione, ma anche ad esempio del Veneto. Giovani che emigrano per alcuni anni e che poi ritornano (pochi), altri che già sanno di non fare più ritorno, altri cercano di far arrivare nella nuova patria la famiglia, altri abbandonano patria e amori alla ricerca di un sogno che (quasi) mai si avvera.

Dalla fine degli anni '30 del XX secolo l'emigrazione si collega anche ai fattori politici del fascismo e del nazismo. La possibilità di optare per il Reich tedesco nel 1939 estesa sommariamente dal Sudtirolo alle comunità germaniche dell'Italia Settentrionale diventa l'occasione per una emigrazione di massa, soprattutto per la comunità di Palù che sembra intravedere a stragrande maggioranza la possibilità di un riscatto economico e sociale.

Ma già i sei mesi di permanenza nel campo profughi di Hallein in Austria spengono molte speranze e fin dall'inizio l'insediamento nelle fattorie boeme – conseguente a una premeditata espropriazione della terra ai legittimi proprietari da parte dello Stato Maggiore tedesco – diventa una magra consolazione e un aspettare gli eventi per poter al più presto far ritorno nella povera ma accogliente terra di Palù.

Il paese rinasce, ma la tragica esperienza – che colpisce più duramente le parti più deboli della popolazione, quali donne e bambini – lascia un segno che ancora oggi è palpabile.

Il dopoguerra rivede da subito l'emigrazione e anche in questo caso l'estero: Svizzera, Germania, Austria, ma ancora America e perfino Australia.

Nata come un fenomeno necessario, l'emigrazione nella seconda metà del XX secolo è diventata un vero e proprio dissanguamento nel caso dei due paesi di Frassilongo e di Palù, mentre Fierozzo sembra alla fine del secolo riuscire a contenere le perdite e lo spolamento e anzi essere in grado di far tornare famiglie o giovani che in un primo tempo erano emigrati nel fondovalle.

Più articolata è la situazione del paese di Roveda, che dimostra a tutt'oggi una vitalità demografica e una tenuta sociale tutta particolare.

## ***MINIERE E MINATORI***

Le origini dell'estrazione mineraria in valle sono antichissime. Forni fusori preistorici sono stati scoperti in vari punti della valle, ma nell'intero arco alpino non è finora emerso un sito come quello del Passo Redebus, tra Palù del Fersina e l'Altopiano di Pine a 1450 metri di quota: una serie di forni e la relativa discarica di centinaia di tonnellate di scorie di fusione risalenti a 1.300–1.100 anni prima di Cristo.

La formazione geologica della valle ha favorito l'emergere di strati più profondi della crosta terrestre e quindi l'insinuazione nella roccia base di vene portatrici di metalli pre-

ziosi ricercati ed estratti dall'uomo. Tra questi minerali il maggior rilievo lo ha assunto senz'altro il rame, seguito dall'argento, dal piombo e dal ferro.

Non abbiamo certezze riguardo ai luoghi di estrazione della calcopirite per i forni del Passo Redebus, ma a partire dal 1.400 le miniere fioriscono un po' in tutta la valle, richiamando da altre aree minerarie come Schwaz nella valle dell'Inn o dalla Boemia imprese e minatori (in tedesco allora conosciuti con il termine di *Bergknappen*).

Il lavoro nelle miniere era particolarmente duro e legato ad alcune conoscenze specifiche: questo comporta una struttura ed un'organizzazione non vincolata dalla società esterna nella quale si trova ad operare. I minatori godevano pertanto di uno status giuridico proprio, avevano le loro corporazioni, un proprio Giudice minerario, uno stile di vita non legato alle stagioni e alla terra e così via. Tuttavia essi arrivano su un territorio già abitato e quindi sono costretti a convivere con le comunità locali preesistenti. Queste ultime non sono sempre felici di accogliere questi veri e propri cantieri, ma bisognerà adeguarsi: i signori territoriali (Principi-vescovi e Conti del Tirolo) hanno di che guadagnare dall'attività estrattiva e pertanto si concederà al Giudice minerario di sovrintendere ad esempio anche al bosco, necessario per le infrastrutture nelle gallerie ma soprattutto come combustibile per i forni fusori sempre più voraci.

Anche se il fermento è tutto sommato breve – già dopo il 1520 le attività subiscono un fortissimo rallentamento – l'attività mineraria si protrae per secoli, con un andamento altalenante dove nuove ricerche o l'estrazione di altri minerali (come il vetriolo per l'industria vetraia) si susseguono a periodi di crisi. Solo negli anni '60 del secolo scorso l'attività estrattiva cessa definitivamente.

Il capitolo delle miniere ha lasciato numerose tracce sia fisiche sul territorio che nell'immaginario collettivo. Il notevole trambusto che ha contraddistinto la valle in alcuni periodi, è rimasto vivo non solo nelle leggende e nei racconti per bambini, dove i soggetti principali sono i minatori, le miniere, lo *Pèrgmandl* e fiumi di oro, ma anche nell'immaginario collettivo dove uomini di lingua tedesca provenienti da lontano hanno estratto ricchezze inimmaginabili dal suolo mòcheno.

## **LA LINGUA MÒCHENA**

I coloni del Duecento venivano definiti a lungo nei documenti con il termine di "teutonici" o "alemanni". Possiamo pertanto ritenere senza margini di errore che la loro lingua fosse sostanzialmente la lingua tedesca dell'epoca. Naturalmente, data la diversità di provenienza delle varie famiglie, già allora non si sarà trattato di un unico idioma, ma comunque la reciproca comprensione almeno all'interno dei vari paesi, non è da mettere in discussione.

Nei secoli successivi, l'avvicendamento con famiglie di altra provenienza e quindi di altra lingua, abbiamo visto essere stato piuttosto scarso e pertanto per secoli non vi sono stati elementi in grado di far cambiare uso linguistico alla comunità mòchena.

Per giunta a partire dal Seicento, alcuni fattori probabilmente contribuiscono ad irrobustire la permanenza e lo sviluppo della lingua autoctona.

Chi emigra – se non si tratta di emigrazioni in massa – porterà sì qualche elemento del proprio bagaglio culturale nel nuovo territorio, ma questo si ridurrà di molto nelle generazioni successive. Così la lingua mòchena altrove non è stata portata a nuova vita. È so-



Valle del Fersina-Bersntol, veduta di Palù-Palai

stanzialmente diverso però il caso dell'emigrazione stagionale, dove nella storia mòchena centinaia di *krumer* (venditori ambulanti) nel loro *hondl* (commercio) entrano a contatto con altre popolazioni di lingua simile (tedesca) e ne riconoscono la effettiva utilità. Ecco che quindi questo elemento che contraddistingue la comunità mòchena per secoli diventa sotto certi aspetti un fattore culturale di insostituibile importanza, non solo dal punto di vista pratico, ma anche dal punto di vista del prestigio.

Per secoli poi, il mòcheno non è più l'unica lingua della valle, ma rimane la madrelingua. Infatti i rapporti di frequentazione con i paesi vicini portano presto alla necessità di imparare a comunicare anche nella lingua dell'interlocutore, e quindi in (dialetto) trentino. Ciò che sicuramente porta con sé un cambiamento di stili è però quanto avviene dalla seconda metà del XIX secolo: la nascita dei problemi di stampo nazionalistico. Da questo periodo le curazie della valle vengono affidate a persone di lingua tedesca e i curati sono pure quasi sempre i maestri. La situazione non subisce grosse modifiche fino al passaggio – in seguito alla fine della Prima Guerra Mondiale – della nostra regione allo Stato italiano, allorché alla scuola tedesca viene sostituita immediatamente la scuola di lingua italiana. Entrambe le scuole non rappresentarono il modello confacente alla nostra comunità, però non si riuscì – e si stenta ancora oggi – a trovare un sistema scolastico che tenga in considerazione la nostra particolare situazione linguistica.



I profondi mutamenti dell'economia e la sempre maggiore invadenza dei mass media stanno portando ad un enorme calo di prestigio della lingua che per secoli è stata il patrimonio della nostra comunità, avendo come esito soltanto l'omologazione a un sistema ritenuto per lo più indifferibile. Partendo dal paese di Frassilongo, sempre più famiglie hanno abbandonato la madrelingua per adottare quella dei vicini, e il fenomeno si sta estendendo soprattutto a Fierozzo. Roveda e Palù sono i due paesi dove il mòcheno è la lingua usata dalla quasi totalità della popolazione, bambini compresi.

La legge provinciale del 1987 che istituisce l'Istituto culturale mòcheno – cimbro sancisce una decisa inversione di rotta: la Provincia autonoma di Trento, la Regione autonoma Trentino – Alto Adige e le istituzioni locali iniziano a prendersi carico delle problematiche per la tutela e la valorizzazione della minoranza linguistica mòchena, riconoscendo la necessità di interventi specifici. Gli ultimi quindici anni sono stati un susseguirsi di dibattiti, di interventi legislativi e anche di sostegno finanziario alle attività culturali che non hanno avuto precedenti nella storia della nostra comunità.

Grazie a ciò la lingua mòchena ha un suo ruolo nella scuola dell'Infanzia, mentre la scuola elementare e ancora di più quella media, stentano a rivestire il carattere della specialità a fronte di un percorso di certo non semplice. La storia non ha insegnato a sufficienza oppure l'uomo non impara mai e diventa reticente?

## **IL PRESENTE**

È un'impresa che riesce a pochi, quella di riuscire in un ritratto di un paese o di una comunità nel tempo presente. Alla luce di ciò possiamo partire da due considerazioni:

la comunità mòchena è stata negli ultimi anni in fortissima evoluzione, che ora sembra un po' rallentare. L'economia tradizionale è in forte crisi e quasi dappertutto è ormai stata sostituita da pendolarismo, pubblico impiego, manovalanza. Solo poche persone – e molte di queste sono emigrate – sono riuscite a riscattare la propria posizione sociale e ad assumere un ruolo di rilievo nella società moderna. Conseguentemente a queste modifiche socio – economiche, anche la lingua mòchena sta subendo una forte pressione, sia per la sua affinità con il mondo rurale precedente, sia per il cosiddetto effetto globalizzazione.

L'ambiente e il paesaggio hanno visto per secoli adattamenti anche forti ma diluiti in periodi molto lunghi. Occorre ora agire in maniera oculata, in quanto la tecnologia offre la possibilità di realizzare in tempi brevi interventi anche di un certo impatto. Esiste poi – ma questi evidentemente non sono problemi solo della nostra comunità di montagna – il problema del rimboschimento conseguente all'abbandono agricolo di grandi aree. Accanto ad una consapevolezza sempre maggiore delle nuove generazioni di queste problematiche e del "fattore" culturale e linguistico, troviamo una sempre maggiore spinta verso la realizzazione di opere di musealizzazione. Indubbiamente l'economia di mercato stenta a decollare, forse perché molti valori come la lealtà, l'attaccamento alle tradizioni, lo spirito di sacrificio, la famiglia, ecc. sono molto presenti nel patrimonio genetico anche delle giovani generazioni.

## LE TRADIZIONI

Sono diversi gli autori che si sono occupati delle tradizioni mòchene. Qualcuno in passato probabilmente si è pure inventato qualcosa, ma un esame completo e scientifico risulta piuttosto difficile. Purtroppo molti elementi sono ormai andati persi e così non è semplice trovare la chiave di lettura – ammesso che questa esista – di ciò che generazioni e generazioni ci hanno tramandato. Molti dettagli sono legati magari a poche persone e i ricordi non sempre sono limpidissimi.

Pure la religione esercita un forte influsso e con essa molti gesti e rituali si sono mescolati, subendone il destino.

Ma le principali – che hanno mantenuto caratteristiche straordinarie soprattutto a Palù – stanno assumendo la caratteristica di “lume” della comunità, esperienza legata alla propria essenza e quindi dimostrazione di esistenza e di identificazione.

La *stèla* viene cantata a Fierozzo e a Palù. Ai coscritti spetta il compito di abbellirla e di portarla di maso in maso nelle sere di S. Silvestro, Capodanno ed Epifania. Segue un gruppo di cantori costituito da uomini di tutte le età che intona i canti di stampo religioso facente parte del tradizionale repertorio del paese. Un incaricato di fiducia raccoglie le offerte che sono destinate alla celebrazione di S. Messe per tutti i defunti del paese o alle necessità della chiesa. Le famiglie attendono con ansia il passaggio del gruppo e della *stèla*, facendo pure un rapido esame di quanto è successo dallo stesso momento dell'anno precedente.

Il carnevale di Palù è un rito molto complesso. Due uomini impersonano il *bètscho* e la *bètscha*, mentre un terzo è *l'oiartroger*, chiamato anche *teit*. I tre personaggi sono scelti dai coscritti e possono pertanto essere persone diverse di anno in anno. Il loro compito inizia già il lunedì grasso, quando visitano le ragazze chiedendo informazioni sugli amori in corso e di preparare una torta che servirà il giorno successivo. Il mattino di martedì grasso il *bètscho* indossa un camicione di lino grezzo fissato in vita da una cintura con un campanello, un lungo cappello di pelle di capra biforcuto con dei nastrini alle estremità, un paio di pantaloni scuri, un paio di ghette e degli scarponi da lavoro. Completa il suo aspetto una gobba di paglia o fieno sotto il camicione, un grosso bastone con incavato in cima per contenere del colore nero del quale è dipinta l'intera faccia e le mani. La *bètscha* porta un vestito tradizionale da donna, calza un cappello da uomo con un rametto di abete in testa ed ha pure le mani e la faccia dipinte di nero. In mano ha uno scopino con il quale percuote lungo l'intero percorso la gobba del *bètscho*. *L'oiartroger* ha un elegante vestito scuro da uomo con motivi carnevalizi, un bastone varriopinto in mano e una *kraks* con una cesta di segature per raccogliere le offerte in uova sulle spalle.

Sull'uscio di ogni maso i due *bètsche* seminano prosperità e un buon raccolto personalizzato agli abitanti della casa e poi – completate le case di un gruppo di masi – in un'osteria inscenano a turno la propria morte. Il compagno rimasto in vita legge il testamento che si traduce in una rielaborazione goliardica delle notizie sulle coppie raccolte il giorno precedente. Alla “rinascita” del *bètscho* segue un ballo e la morte della *bètscha* a scene invertite. Prima di passare al gruppo di masi successivo, in un punto prestabilito vengono distribuite ai presenti le torte e da un punto elevato gettate nei prati le padelle. Quando ormai si è all'imbrunire, visitati tutti i masi lungo il percorso, letto l'ultimo testamento e distribuita l'ultima torta, si procede a finire il carnevale bruciando in un piccolo rogo la



Valle del Fésina-Bersntol, giovani ragazze in costume tradizionale

gobba del vecchio e i testamenti, mentre viene acceso dai bambini un grande falò *vòschn* accompagnato da un assordante scampanello.

I percorsi di *Stèla* e carnevale sono tradizionali e subiscono lievi modifiche soltanto in occasione di nuove abitazioni sorte nel frattempo nei pressi del percorso.

## **BIBLIOGRAFIA ESSENZIALE**

*Atti del convegno La Valle del Fèrsina e le isole linguistiche di origine tedesca nel Trentino*, S. Michele all'Adige (TN), Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, 1978

Gorfer, F. Faganello *La Valle dei Mòcheni*, Calliano (TN), Manfrini, 1970

S. Piatti, *Palù = Palae frammenti di storia*, Palù del Fèrsina (TN), Comune, Istituto culturale mòcheno-cimbro, 1996.

R. Morelli *Identità musicale della Valle dei Mòcheni*, S. Michele all'Adige (TN), Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, Palù del Fèrsina (TN), Istituto culturale mòcheno-cimbro, 1996.

# APPENDICE

IL “PADRE NOSTRO”: UN TESTO DI COMPARAZIONE TRA LE LINGUE, pag. 291

## **IL “PADRE NOSTRO”: UN TESTO DI COMPARAZIONE TRA LE LINGUE**

A seguire si riportano alcune varianti della preghiera del Padre Nostro, così come tradotte dalle singole comunità linguistiche nell’idioma locale.

Si è scelto questo testo, semplice come le antiche lingue delle minoranze germaniche alpine, al fine di permettere al lettore di confrontare agevolmente le varietà linguistiche.

Infatti, un testo maggiormente complesso avrebbe aperto problemi interpretativi in fase di traduzione, tali da rendere i testi difficilmente comparabili sul piano lessicale perché magari semanticamente molto diversi. Occorre in questa sede ricordare che le lingue di queste minoranze sono degli idiomi tedeschi generalmente arcaici che ben si adattano a descrivere la vita tradizionale di queste comunità di montanari ma che difficilmente possono esprimere efficacemente concetti e realtà di maggiore complessità o modernità. A pregio di questa scelta, non va poi dimenticata la comodità di rapportarsi con un testo che può definirsi universalmente noto.

Onde indurre false interpretazioni sull’uso del Padre Nostro nelle versioni sotto riportate, si ricorda che, salvo rarissimi casi, questa preghiera è stata trasportata nelle lingue minoritarie solo al fine di permettere la comparazione tra idiomi. Sebbene storicamente non sia sempre e ovunque stato così, oggi nelle isole linguistiche germanofone alpine il catechismo e le funzioni religiose sono in lingua italiana (anche tedesca per la sola Valcanale) e comunque non nella variante linguistica locale.

La preghiera del Padre Nostro così come tradotta a seguire, potrà, per estremo, sembrare strana anche a chi normalmente si esprime in una delle lingue in cui è stata tradotta, proprio a causa della non abitudine ad usare il codice linguistico locale nell’ambito della professione religiosa.

ENDSCHE ATTO’ (Walser di Gressoney)

Endsche Attò, das béscht ém Hémmél,  
dass heilége siggé din Noame  
chéémé din Herrschaft  
din Wélle siggé gmachte  
em hémmél òn òf déscher wéelt.

Gébnendsch hit énz täglich bròt,  
òn tue verzie éndsché schölde  
wie wier tiebersché verzie déene  
das heinendsch verzérnet.

Tuenendsch nid verfiere, aber tuenendsch  
erlése vòm schlächta. Amen.

Z' PATER NOSTER (Walser di Issime)

Ündschen Atte das bischt in hümmil,  
d'én noame ischt heiligi, das d'cheemischt an biten,  
das alz séggi wi d'willischt, sua im hümmil wi im heert.  
Gibnündsch all Gott's toaga ünz bruat.  
Tunündsch varzin ündsch schuldini wi wir  
varzin deenen das séin ündsch schuldig,  
loanündsch nöit vallen im schwache weg  
wa hüt nündsch van allem übbil.  
Amen

VATAR ÜNSAR (Cimbro di Luserna)

Vatar ünsar  
Bo do pist in hümbli  
As da sai haile doi nãm  
As da khem doi raich  
Un as da sai gamacht doi gebõlla,  
Asó as be in hümbli asó af di earde.  
Gibas häüt ó ünsar proat  
Un vorzaigas ünsarne sünt  
Asó as be biar vorzaing di seln boda 's hãn getânt lezzes  
machas net veln  
un haltas bait als das letz  
as sai asó.

ENGE VATTER (Walser di Rimella)

Enge vatter das du best  
End Himelj  
Schije helgete di namunt  
Das chome dis biet  
Das tjewer vas der  
Ljébungot veld við end  
Himelj við end dische Wélt  
Enz bröt tiötscher ghe (ge)  
Hit und al taga  
Und tiög varzié  
Endschändre endsch bettene  
Viè owerändru tieder  
Varzié dunandru zondarek  
La z cher nit cent homu

Laid schàcche  
Und tiötscher hjetu  
Van der ibelj  
Schijö schié

INSER WOTER (Tedesco di Sauris)

Inser Woter as de pist ime Himbl  
gehailiget sai dai Nome  
kemmar dai Raich  
geton sai dai Bille  
oise ime Himbl  
assbje an dr Earde

Gebins haite inser teygliches Proat  
Loss'ins oar insra Schuldn  
assbje ber lossnse  
in insrn Schuldigars,  
wierins nicht in de Warsuechung  
ober paholtins wame Schlechtn.  
Omen.

UGNAR BAATAR (Cimbro dei VII Comuni Vicentini)

Ugnar baatar, ba pist in hümmel,  
zai gaholighet dar dain naamo,  
as khemme dar dain Regno,  
zai gamacht bia du bill, bia in  
hümmel, azó in d'èerda.  
Chitzich hòite 'z ügnar pròat  
Bon allen taaghen, borgit  
Ozàndarn d'ügnarn zünzte bia  
Brandare borghéban bèar hatzch  
Offëndart, nach as bar net  
Bàllan in tentaziùum, ma  
Liberàrzich bon allen béelighen

VATAR UNSAR (Cimbro dei XIII Comuni Veronesi)

Vatar usar  
Ta do pist ime himmele  
Ga-holagat sait dai name  
Kime daine raich  
Un saibe gamacht un daine boie,  
Asbia un himmale asou un earde.  
Git-us haute usar proate un alljan taghe,  
lassan abe de usarne sciuljar  
asbia barandre lassas an abe de usarne sciuljarn  
un vuarus nist de sere  
un halta mi vere de ubal  
Asou saibe.

VOTER INGER (Mòcheno)

Voter inger en himbl,  
gahailegt kimp der dai' Nu'm,  
der dai' raich schellt kemmen,  
der dai' billn schellt tschechen,  
en himbl abia as de eart.  
S proat van òllto gib ins hait.  
Ont vargib ins de inger schuld,  
abia aa biar vargem sa en de ingern schuldeger.  
Tua' ins nèt varviarn,  
over moch ins vrai van tschlècht.





